

Blätter

für das

Bayer. Gymnasialschulwesen

redigiert von

ADOLF ROEMER.

Dreiundzwanzigster Band.

10. Heft.

München 1887.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping).

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen und Übersetzungen.

II. u. III. Abteilung.

Rezensionen und litterarische Notizen.

Die Klassikerausgaben sind unter dem Namen des Schriftstellers, die übrigen Werke unter dem Namen der Verfasser eingereiht. — Die Bücher, bei denen der (sonst in Klammern beigesetzte) Name des Rezensenten fehlt, sind unter den litter. Notizen aufgeführt.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Die älteste Verdeutschung der Germania des Tacitus durch Johann Eberlin.

Im Fürstlich Löwensteinischen gemeinsamen Archiv befindet sich eine Handschrift in Quart, die den Titel führt: „Ein zamengelesen buchlin von der Teutschen Nation gelegenheit, Sitten vnd gebrauche, Durch Cornelium Tacitum vnd etliche andere verzeichnet.“ Unterhalb desselben stehen die Worte: „Es ist schimpflich, das ain Teutscher Man so gar nichts wisse von seyner Nation zu sagen vnd gedencken, dar vmb thue ain ieglicher fleyfs, diser loblichen Nation anfang, furgang, Redliche handlungen vnd zufällige schäden, auch wider were an tag zu bringen, andern zur vnderweisung vnd warnung.“

Die Rückseite des Titelblattes enthält die Widmung „Herren Georgen Graue zu Wertheim“, die mit den Worten schliefst: „Datum auff kiliani [8. Juli] 1526. E. G. vnderthaniger Johan Eberlin.“ Diese Widmung wurde bereits von Archivrat Dr. Alexander Kaufmann im Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 1869, XX. Band, pag. 27—29 veröffentlicht zugleich mit der Bemerkung, dafs nach Schweiger, Handbuch der klassischen Bibliographie, Teil II, Abt. 2, S. 1019, die älteste vollständige Übersetzung der Germania die Mainzer von 1535 ist, welche bekanntlich J. Micyllus verfertigte.

Nachdem ich schon längere Zeit damit beschäftigt war, das Andenken Joh. Eberlins von Günzburg, dessen Lebensbeschreibung Bernhard Riggenbach 1874 herausgab, in einer besondern Schrift zu erneuern und damit die Geschichte eines Verwandten Eberlins, des Pfarrers Hans Jakob Wehe von Leipheim, sowie des Leipheimer Bauernhaufens zu verbinden, in welchem Wehe eine her-

vorragende Rolle spielte, begab ich mich in den Herbstferien des vorigen Jahres zu archivalischen Studien nach Wertheim, wo Eberlin in den letzten Jahren, aus denen wir von ihm Kunde haben, für die ganze Grafschaft als oberster Geistlicher aufgestellt war, und fand daselbst von seiten des Herrn Archivrates Dr. Kaufmann und des Herrn Archivars Dr. Wagner die freundlichste Unterstützung.

Hier kopierte ich auch Eberlins Übersetzung der Germania, die sich auf sämtliche Kapitel derselben erstreckt, wenn auch in den einzelnen Kapiteln Verschiedenes und oft gerade das Schönste übergangen ist und zumal gegen den Schlufs die Kürzungen sich häufen, indem sich zugleich die Ausdrucksweise immer mehr verflüchtigt. Dagegen bringt Eberlin verschiedene längere oder kürzere Mitteilungen aus andern Schriftstellern, nämlich pag. 4 aus Erasmus, 5 aus Prokop, 6 aus Agathias, 7 aus Eutrop und Asinius Quadratus, 8 und 45 aus Ämilius Paulus, 10 aus Joh. Annius (Pseudoberosus), 23 aus Franz von Mirandola, 29 aus Andreas Alciatus, 31 aus Pausanias, 31 f., 33 und 43 aus Velleius, 33 aus den Annalen des Tacitus, 41 aus Florus, 43 aus Cäsar. Um den Gang der Übersetzung nicht zu unterbrechen, sind sie hier in Wegfall gekommen. Auch er selbst fügt teils mit einem besondern „Merk", teils am Rande zahlreiche Glossen hinzu, die hier im Drucke teilweise als Fufsnoten mitgeteilt werden; dieselben dienen oft nur zur Andeutung des Inhalts oder als ein Versuch, die Übersetzung zu verbessern.

Der Güte des Herrn Professors Dr. Eufsner in Würzburg verdanke ich noch die besondere Mitteilung, dafs die wichtigsten Zusätze und Citate Eberlins dem Commentariolus Glareani vetusta Germaniae populorum vocabula paucis explicans entnommen sind, dafs er ferner einen Text vor sich hatte und Lesarten übersetzte, die vor Lipsius die geläufigen waren.

Die Schreibweise ist eine sehr willkürliche und oft ist dasselbe Wort kurz nacheinander auf verschiedene Art geschrieben; ich sorgte nur insoferne für eine gröfsere Konsequenz, als ich den Anfangsbuchstaben jedes Abschnittes, sowie die substantivischen Eigennamen grofs schrieb. Die Unterscheidungszeichen sind sehr dürftig und noch dazu vielfach unrichtig angebracht; ich liefs sie, wo sie nicht stören, unverändert und ersetzte zur Erleichterung des Lesens die fehlenden. Für den J Laut gibt es in den Handschriften aus Eberlins Zeit ein kurzes und ein langes Zeichen, welch' letzteres auch als grofses J gilt; dazu kommt das Doppel-J (ij), das später wegen der ähnlichen Form in y überging; auch ich schrieb der gröfseren Geläufigkeit wegen statt ij immer y.

Wer sich mit der Germania des Tacitus beschäftigt und dabei Eberlins Übersetzung mit dem Texte vergleicht, wird die geringe Mühe gewifs nicht bereuen; sehr wohlthuend berührt uns schon der patriotische Sinn, den uns sowohl das ganze Unternehmen als auch insbesondere eine Menge von Noten zu erkennen gibt, den er übrigens mit der Mehrzahl der deutschen Humanisten teilt; ferner findet man aufser dem Wortlaut der Übersetzung selbst noch so manches Ergötzliche in den Zusätzen, zumal denjenigen, in welchen etymologische Erklärungen versucht oder Anspielungen auf die Landsleute und Zeitgenossen des Übersetzers gemacht werden.

Einen kurzen Bericht über Eberlin findet man von Riggenbach in der Allg. deutschen Biographie, herausgegeben durch die histor. Kommission bei der k. Akademie der Wissenschaften, B. V., p. 575 f., und in der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog und Plitt, B. IV., p. 11—13.

Wir haben an den betreffenden Stellen mit römischen Ziffern die Nummern der Kapitel bei Tacitus, mit arabischen die Seitennummern in Eberlins Handschrift eingeschaltet. In derselben schliefst sich an das bis p. 28 Erzählte unmittelbar der Inhalt von p. 49—52 und hieran erst p. 29—48, p. 53 ist die Schlufsseite; im Druck ist die notwendige Umstellung vorgenommen.

Etliche punctlin von der teutschen nation.

[3] Merck: Wilcher alte Historien wil lesen, der soll sie nit deuten auff gegenwertige länder vnd völker, den es ist ain grosse änderung geschehen. Als, so Cornelius Tacitus schreibt von Schwaben vnd jhrem land, sol nit verstanden werden von den ietz genanten Schwaben. Dan die alten Schwaben haben ir wonung gehabt an der Elb, wilchs ort man ietzt Saxen land nennet. Aber die ietzigen Schwaben waren jhm vndern Riesser land. Es ist auch schier kain volk ietzt jn seyner alten wonung, So ain grosse änderung der konigreich vnd der völker ist geschehen, alfs du auch fürbas hierin wol mercken wurst. Dar vmb wan du ain gschichtschryber lisest, so merck, zu wilcher zeit er gschriben hat, wer er, der schreiber, sey, von welchen er schreib, vnd halt das new gegen dem alten, vnd gedenck auch der grossen änderungen. So wurdstu dich wol mogen jn die Historien richten.

Cornelius Tacitus spricht: (I) Das gantz Germania wurd also von andern ländern abgesöndert, Nähmlich Durch den Rein vnd die Donaw von den Galliern, Riessern vnd Pannoniern, durchs gebürge, auch durch forcht zu baiden seyten von den [4] Sarmaten vnd Dacier, Die andere örter stossen ans hoch mehr. | In

Germania send grosse Ärm defs meers vnd weite Insulen. | Durch kriege hat man kurtzlich etliche völker vnd konige (der Teutschen) erkundiget. | (9, II) Ich halt, das die Germanier yhngeborne lewt seyen, vnvermischet mit andern fremden lewten vnd gesten. | Dan vor zeiten was es der gebrauch, wan ain volk aufs seim land zohe vnd wolt jhme ain ander ort suchen, das sie auff schiffen furen, dweil man wberland nit kommen mocht, so schiffet man selten aufs vnserm land [1]) auf dem hohen meer gegen den Teutschen zu. Auch ist nit zu vermutten, das sich iemants geben wolt mit so grosser gefarlichait auff das grawsam vnbekant meer, das er aufs Asia oder Aphrica oder Italia jn Germania füre, wilchs doch ainen vngeschlachten boden hat, harten luft, vnd ist gantz grausams anzusehen, es wer den sach, das ainer da selbst dahaim were vnd jhm land geboren, vnd dester lieber da woneten. [10] Die Teutschen haben kain ander historien bücher dan alte lieder, jn welchen sie singen, wie Got Tuisco [2]) geboren sey von der erden, vnd hat ain sun gehabt, genent Mannus, von disen sey teutsche nation kommen, Mannus hab drey Sun gehabt, Ingevo, Hermio, Istevo, von disen seyen die drey tail der Teutschen genannt worden, das tail am meer Ingeuoner, die jhm mittel Hermioner, die andern Isteuoner. | Etlich sagen, Got Tuischo hab vil [11] Sune gehabt, dar vmb auch die Teutschen vilerlay namen haben, alfs Marsus, Gambriuius, Sueuus, Vandalus, da von die Teutschen genant Marser, Gambriuier, Schwaben, Wandeln, vnd das seyen jhre alte namen, Aber newlich seyen sie Germanier genant. (III) Die Teutschen sagen, Hercules sey bey jhnen gwesen, darvmb singen sie ain lied von seynen grossen thätten, wan sie jhn krieg ziehen. | Sie haben auch lieder, da mit sie sich zur grossmüttikait raitzend, vnd ist der don grausam, mehr ain macht, dan ain stym, den sie legen die schilt fur den mündt, das die stymm grösser vnd völliger sey. [3]) | Sie Sagen, Vlisses sey jn seyner bilgerschaft auch jn Teutsch land kommen. | (12, IV) Die Teutschen Mogen den durst vnd hitz wbel leiden, aber wol kelte vnd hunger. (V) Ihr land ist wäldig vnd pfitzig. Gegen den Galliern ists feuchter, gegen Noricum vnd Pannonia windig. Ist gnug fruchtbar, on dafs hat nit fruchtbar bawm, hat vil vihe, aber klain vnd vngestalt. | Ihre reichtumb ligt am vihe, haben mer acht auff die vile dan auff die hüpsche. | Ich weis nit, ob die götter jhnen aufs gnad oder aufs vngnad silber vnd gold nit geben haben. | Doch sage ich nit, das sie gar kain silber oder gold ader

[1]) verstand aufs Italia. [2]) Thuitsch der Teutschen got, von dem sie auch alle jhren namen haben, das sie Tütschen genant send. [3]) vyleicht kompt das daher, das man ietzt ain pracht nent, der auf den trumen schlägt.

haben, dan wer hats erfaren? aber sie achtens nit zu haben oder zu gebrauchen. | Man findet bey jhnen silberni gfäſs, die man jhren legaten vnd fürsten geschenckt, aber sie haltens nit kostlicher dan yrdin gefeſs, wie wol, wo die Teutschen an andere länder stossend, da halten sie vil auff gold vnd silber, des handels halb, mit den auſs ländern, vnd kennen vnsere muntz fur andere. | Wilche aber ferrer vom anstoſs send, die handlen ainfaltiger, vnd nach alter weiſs, geben war vmb war, [13] haben lieber silber dan gold, alain dar vmb, das man gmainklicher vnd kleinere ding ehe vmb silber fayl findet. (VI) Sie haben auch nit vil eysin, das sicht man wol an jhrem gschoss wol. (sic!) | Wenige gebrauchen sich der schwerter oder grossen lantzen. Sie haben spieſs, die sie frammen nennen, wilche kurtze vnd wenig eysin haben, aber spitzig vnd gebrauchlich, das sie da mit ferr vnd nach fechten mögen.[1]) | Ein reitter hat ain sollichen spieſs vnd ain schilt, Die fuſs knecht haben gschoſs (die sie werffen) vnd ain ietlicher hat deren vil. Send nackent, oder haben kurtze kittel an, da ist kain gepreng jn klaidern. Alain die schilt streichen sie hupst auſs mit farben, wenig tragen bantzer. | Kom ainer oder zwen haben beckelhauben oder helm. | Sie haben nit hüpsche noch schnelle pferd, man leret sie auch nit sich her vmb dreen wie vnsere pfert. | Sie reitten jn aim hauffen, vnd ringk, also das kainer der letst ist, vnd halten, die fuſs knecht seyen weerlicher, dar vmb mischend sie reitter vnd fuſs volk vnderainder. | Das fuſs volk erwölen sie auſs den besten jünglingen, vnd stellends fornen an spitz, [14] vnd der fuſs knecht ist ain bestimpte zall. Man nympt auſs ietlichem dorff hundert,[2]) vnd wilcher ainer auſs den erwolten ist, wurt fur ehrlich gehalten. Die heer spitzen machen sie also, das sie fornen schmal ist vnd dar nach mehr vnd mehr braitter. | Sie haltens da fur, wan ainer neben sich trit (doch das er wider antrett) sey mer ain klugheit dan ain forcht. | Der erschlagnen Cörper füren sie mit sich haim, auch jn gferlichen kriegen. | Die höchst wbelthat vnd schand ists, wan ainer seynen schilt verlieret, ain sollicher darff darnach zu kaim gottis dienst noch zu kainer andern versamlung kommen. Es haben sich auch vil vor scham gehenckt. (VII) Einen König erwölet man nach dem Adel, aber die fursten nach der stercke vnd loblichen thatten. Die konig haben nit ain vngemessen freyen gwalt. | Die fursten fleissen sich mehr vor zu stehn mit thatten, dan mit gebotten, wan sie behendt, loblich vornen am spitz stondt, so hält man vil auff sie. | [15]

[1]) vileicht nent man da her ainen pfriemen, neben dem messer aufm tegen. [2]) Sie baweten jhre heuser an die bäch, fur auff, vnd ain ietlicher bach gab hundert, hie wurt dorff fur alle heuser genommen, die an aim bach ab vnd ab liegen.

Alain die pfaffen dörffen straffen, binden oder schlahen ain wbelthätter, auch das nit alſs auſs befehl ains fursten, noch alſs fur ein menschliche straf, sondern alſs auſs dem geheiſs gottis, wilcher (als sie glauben) jhnen bey stand thut jhm krieg. | Vnd nemend etliche bilder vnd zaichen auſs den geweichten welden, die sie mit sich jn krieg tragend. | Das thut vil zu raitzung der stercke, das man die erste glider jhm heer hauffen nit on gefar macht, aber nach ordnung der geschlecht vnd gefraindte, dar nach jhre Sune, also das man mög horen die weiber vnd vnmundigen kindlin wainen, wilche gegenwertig send alſs gwisse zeugen, vnd die grösten lober vnd preiser.[1]) | Wan sie haim kommen, zaigen sie jhren müttern vnd weibern die wunden, dan zelen sie die wunden, vnd wans die sune vnd männer nit selbs weisend, so erforderns die weiber von jhnen, vnd die mütern. | Die müttern vnd weiber tragen speiſs vnd vermanungen jhns heer. (VIII) Man liſst auch, das oft ain hauff erlegen was, vnd dem vnderligen nache, aber die weiber sterckten sie mit bitten, [16] zaigtend jhre bruste, das sie wolten gedencken, wo sie vnderlegend, so miessten sie gefangen lewt sein. | Dan die Teutschen mögen sonderlich nit leiden, das jhre weiber gfangen werden. (IX) Sie eeren sonderlichen Mercurium, dem opfern sie auch menschen leibe zu etlichen zeiten. | Dem Hercules vnd Mars opferen sie etliche sonderen thiere. | Etlich Schwaben opferen auch der Göttin Isis.[2]) | Sie stellen jhre götter nit zwischen die mauren, halten auch die götter zu groſs dar zu, das man sie aim menschen vergleichen möchte oder nachbilden. | Sie weihend etliche wälde vnd nennen sie nach den göttern. (X) Sie gohnd vil vmb mit losen vnd war sagen. | Vnder andern haben sie auch die weiſs, wan sie ain schweren krieg vor haben, so fleissen sie sich jhrer veind ainen fahen, vnd nemen ain auſsgelesen mann auſs irer gmain, bewaren ietlichen mit seyner weer vnd lassens mit ain ander kempfen, vnd wilcher obligt (d. h. siegt) denn selbigen tail halten sie für sighaftig. (17, XI.) Die fursten ratschlagend von den klainern sachen, aber die gantz gmain von den grössern sachen, also doch, das die gmain ire vrtail vnd bschlüsse vor den fursten handlen. | Sie haben bstimpte tag, dar an sie zamen kommen, es falle dan etwas vrblitzlich für, vnd dise samlung ist gmainklich, wan der mond new ist, oder jhm volmond, vnd halten da fur, dise zeit sey glucklich. | Sie zelen nit nach den tagen als wir, aber nach den nächten. | Sie kommen nit zmal zu samen, noch wan

[1]) Sie louffen nit zamen on ordnung wie die schaff. [2]) Zu Augspurg (sagt man) sey ain tempel der Isis gwesen, da her noch der eysiberen genänt, ob der barfusser kloster, das vileicht die Schwaben (so die Riesser veriagt) jhr göttin da selbst geeeret.

mans gebeut,[1]) aber oft verlauffend zwen oder drey tag, bifs sie gesamlet werden, vnd das ist vyleicht dar vmb, dan sie send freylewt. | Wan sie versamlet send, vnds der gmain gefallet, so sitzend sie nieder mit jhrer weer, Die pfaffen schreyen aufs, iederman sölle schweigen, wilche auch gwalt haben die samlung zur stille zu halten. | [18] Bald fahet an zu reden vnd raten der konig oder ain furst, nach dem ainer alt, oder edel, oder romreych jn kriegen, oder wolberedt ist, vnd höret man jhm mehr zu alfs aim rattenden, dan alfs aim gebiettenden. | Wan jhnen ain furggehalten maynung nit gfället, so murren sie, wans jhnen aber gfallet, so schlagen sie die spiefs zamen (vnd das soll ain eerliche verwilligung sein, so mans mit den waffen lobet). (XII) Vor der versamlung mag man klagen vnd verklagen, vnd halfs gericht halten. | Man straft nach vnderschidlikait der schuld. | Die verretter vnd abtrinnigen henckt man an die bawm. | Die vnnutzen, weerlosen vnd gebrechlichen am leib wurf man jhn ain pfitzen vnd ain hurt dar auff vnd ertrenckt sie. | Ihre straff send da hin gericht, das durch sie die schälk stück geöfnet werden, andere schuld aber oder fäle bedeckt bleyben, vm klaine fäl straft man sie an pferden oder schmal vihe, so vil der zal halb, alfs der fäle [19] geachtet wurt. | Ain tail der straff fallet dem konig haim oder dem ort, ain tail dem, der gestraft wurt, (sic!) oder seynen fraindén. | In gemelten versamlungen erwölet man auch Fursten, die jn den bächen oder dorffern recht sprechen sollen. | Aim ietlichen fursten gibt man zu hundert gesellen aufs der gmaind, zu ratten vnd zur achbarkait.[2]) (XIII) Sie handlen nichts, weder gmains noch sonders, on jre weer. | Man lasst kainen weer tragen, er sey dan von der Stat dar zu erwölet. | Wan ain jüngling von der Stat erwolet ist, so zieret jhne jn der versamlung ain furst oder sein vatter oder seiner vetter ainer mit aim schilt vnd spiefs, vnd das ist bey jhnen das manlich[3]) klaid, vnd die erst eer der jugent, vor hin hält man sie nit anderst dan wie ain ander haufsgsindt. Wan ainer von wol verdienten elter geborнen ist, oder von ehrlicher gmain, so werdens auch zu fursten erwölen. | Die hundert jüngling haben ietlicher vil mehr eer, wie näher er beym fursten ist. | [20] Vnd ist auch ain furst so vil eerlicher gehalten, wie vil mer seyner gesellen vnd so vil stercker sie send.[4]) | Das ist aim fursten ehrlich, so er vil starcker gesellen hat, jhm frid ists jhm loblich, jm krieg behilflich. | Das ist aim Fursten nit alain jhn

[1]) Ist schier auff den reichstagn auch also. [2]) Vrsprung des adels. [3]) Harnisch füren. [4]) Vyleich da her ist der Grafen vrsprung die Comites genant, jn latin, vnd die Teutschen Nennen sie mit aim andern latinischen wort Graue, das ist schwer, tapfer etc.

seynem volk loblich, sonder auch bey den anstossend völkern, wan er vil vnd starcke gesellen hat. | Dan man schickt vil botschaften zu disen Fursten, man eeret sie mit gaben, vnd macht oft ains fursten grosser name der veinde heer mat. (XIV) Wans aber zum streit kompt, so ists dem Fursten ain schand, wan ain sterckerer erfunden wurt dan er. | Den gesellen ists ain schand, wan sie nit so grossen ernst erzaigen als der Furst. | Das ist aim sein lebtag ain schand, wan ain gsell beym leben bleibt, so sein furst an der spitzen vmb kompt. | Sie fleissen sich den Fursten zbschirmen, vnd ire redliche thatten jhm zu zschreiben. | Die Fursten fechten vmb den sige, vnd die gsellen fechten fur den fursten. | [21] Wan jn ainer Stat die lewt lang frid haben, so ziehen die edlen jungling jn andere land, da krieg ist, (dan die Teutschen mogen nit rw haben) das sie jn gfarlichen sachen dester achtbarer werden.[1]) | Der Furst gibt jhnen aufs gnaden das kriegs pferdt vnd den blutigen sighaftigen spiefs.[2]) | Die zeche vnd prafs oder profant, (welche nit scheinbar, aber reichlich send), gibt man jhnen vmb jhren sold. | Sie wberkommen jn kriegen vnd durch rouben so vil, das sie mogen milt vnd freygäbig sein. | Sie send nit so gnaigt zu pflugen vnd der erend zu warten, alfs den veind zu raitzen, vnd nach wunden zu stellen. | Sie haltens fur ain frewl vnärtig ding, die narung durch schwaifs zgwinnen, so mans durchs blut erlangen mag.[3]) | (22, XV.) Wan sie nit kriegen, so fleissen sie sich nit vil des iagens, aber sie gohnd miessig, essent, schlauffend, auch die sterckesten vnd streitbarste vnder jhnen. | Das haufshalten, der götter dienst, vnd den ackerbaw befelhen sie den weibern, den alten vnd den schwachen. | Sie haben ain wunderlich, widerwertige natur, sie mogen weder rw noch arbait haben. | Die Stät pflegen den Fursten so vil geben vihe vnd traid, (vnd das gern, vnd ietlicher haufsher fur sich selbs) da mit sie die Fürsten ehrend vnd ernerend.[4]) | Sie haben gern gschenck von anstossenden völkern, welche auch von sonderen vnd gmainen personen gschenckt werden, Nehmlich aufsgelefsne pferd, grosse weer, pferd gschmuck, halfsband, jetzt haben wir sie gelert auch gschenckt gelt zu nemen. (XVI) Die Germanier wonent nit in Stätten, sie bawen auch die heuser nit nach zu samen, jetlicher wonet, wa er will, wa [23] er ain Brünnen, ain feld, ain wald findet. | Sie machen nit dörffer wie wir, ain haufs am anderen, aber ietlicher macht ain hoffraite vmb sein haufs, aint weder fur gfarlichait des fewrs, oder aber dafs sie nit wissen zu bawen. | Sie gebrauchen weder kalch noch schindel. | Alle ir materi ist

---

[1]) Landsknecht. [2]) Das ist, die fursten geben jhren gsellen pferd vnd harnisch. [3]) vnchristlich. [4]) Fursten schatzung.

vngestalt vnd on lust. | Etliche örter klaibend sie fleissiger dan andere, also klar vnd scheinbarlich, als weren sie gemalet. | Sie machen tieff gruben vnder der erden vnd deckens mit vil mist zu, dar yhn sie sich jhm winter mit den fruchten vnd traid erhalten, vnd da mit behalten sie das ir, auch vor den veinden, die nach dem verborgen nit fragen.[1]) | (XVII) Sie tragen kittel, bindens zamen mit ainer haften oder mit aim doren, sonst send sie blofs, vnd sitzen den gantzen tag beim fewr. | Die reichesten send vnderschaiden durch klaider, haben aber nit weitte klaider wie die Sarmaten vnd Parther, aber so enge, das man alle glidmassen da durch mag kennen. | [24] Etlich beklaiden sich auch mit thier hewten.[2]) | Die weiber haben kain vnderschidlich klaid von männern, alain das die weiber oft sich mit leinwat bedecken, mit purpur gesprenchlet, haben kain ermel am klaid, ire arm send nackent. Die brust ist vnbeklaidet, vnd halten doch die ee gestreng, also das sollichs sonderlich an jhnen zu loben ist.[3]) Sie lassen vnder allen barbarischen schier alain sich ain ietlicher an aim ee weib beniegen, wenig aufs genommen, die, nit aufs geilheit, aber defs adelfs halb vil ee weiber haben. (XVIII) Das weib bringt dêm mann kain morgen gab, aber der man dem weib. | Die eltern vnd fraind send da bey, vnd schetzen, achtend die gaben. | Die gabe dienent nit zu dem weibischen wollust, noch zu zierd der newen bräut, aber man gibt jhnen ochsen, ain jngezeumet pferd, ainen schilt, spiefs vnd schwert, do mit nympt mans weib, auch gibt das weib dem mann waffen, vnd da mit bindet man vnd weyhet man die ee, das jha das weib [25] nit da fur solle halten, sie sey vnverbunden zu manlichen thatten, zu kriegs arbeiten etc. | Die gabe, so im anfang der ee geben werden, bedeuten, das die fraw sol tailhaftig sein der arbait vnd rw jhm krieg vnd jm frid, das bedeutend die joch ochsen, das berait pferd, die waffen, das sie also wölle leben vnd sterben, vnd das sollichs die müttern auff die schnuren vnd encklin erben lassen mogen. (XIX) Die weiber send vnzerstöret durch lustbarliche schawblätz, noch durch raitzung der wurtschaften oder wollebens. | Es send weder man noch weiber jn den gschriften gelert. | Die Teutschen send ain grofs volk, aber wenig ee brüch send vnder jhnen.[4]) | Die straff des ee bruchs ist dem mann vn ab bitlich vergunnet, also, das er dem weib das har abschneidet vor jhren fhainden, iagt sie Nackend zum haufs aufs, vnd schlägt sie durch das gantz dorff. | So bald ain man den ee bruch erfaret vom weib, so hilft weder hupsche jugent noch

[1]) Schlösser. [2]) Wie ietzt die kindbeltzlin on ermel send, so waren den alten Teutschen klaider jm gmainen mann. [3]) Ist veraltet, gilt nit mer so streng die ee halten. [4]) Ist dar von kommen.

reichtumb dar zu, das sie da mit ain andern mann mog finden, Dan vnder den Teutschen lachet niemant der laster. Man sagt auch nit, Eija, Hurerey ist der welt louff. | [26] Die Stät thond am besten, dar jhn alain junckfrawen eelich werden, vnd jn hofnung der kinder lasst mans bey ainer hochzeit bleyben, das sie nit mehr dan ain mal sich verheyrend, Lassen sich an aim mann beniegen, alſs an aim leib, vnd an ainer seel, gedencken auch nit nach der andern ee, dan sie suchen die ee mer, dan männer. | Man halts für ain grosse sünd, wan ainer seynen kinden wolt ain zall setzen,[1]) oder das ainer seine mogen[2]) erwurgte. | Ihm teutschen land gehen gutte sitten mer dan anderſswo gutte gsätz. (XX) Jetliche mutter seuget jhr kind selbs vnd lassts kain magt noch ammen thon. | Der knecht vnd der herr werden on vnderschidlich erzogen, sie wonen gleich vnder dem vihe, ligen gleich auff der erden, so lang biſs das das alter ab sondert die edlen, vnd die stercke sie anzaiget. | Die jungling werden langsam eelich, dar vmb send sie starck. | Die junckfrawen eylend auch nit zu ee, werden gleich starck, vnd zuchten auch starcke kind. | [27] Die kinder halten jhren vatter vnd jhrer mutter bruder jn gleichen eeren. | Sie machen kain testament, ietlichen erbent seyne kind, hat er kinder, so erbent seyne kind, hat er nit kinder, so erben jhn seyne brüder, vatters vnd mutter brüder. | Wie vil mehr ainer fraind vnd mogen hat, so vil erlicher ist sein alter. | Wilcher on kinder sturbt, wurt verachtet. | (XXI) Jetlicher nympt sich an der fraintschaft vnd veindschaft seines vatters oder seynes fraind̄s, doch send sie nit vn ablässlich. | Man straft auch den todschlag mit etlicher zall des hohen vnd schmalen vihes, vnd das gantz gschlecht laſst sich versönen, so man das wbel offentlich straft, dan veindschaft send gfarlich neben der freyheit.[3]) | Kain ander volk ist so reichlich im herbergen vnd prassen als die Teutschen. | Sie schlagen kaim menschen die herberg ab, ietlicher halt seinen gast nach vermogen, wan ainer nit mer hat, so gäht er mit seim gast zu aim andern, vngefodert, der selbig thut auch sein bests. | (28) Es sey ainer bekant oder vnbekant, so beherbergt man jhn. | Wan ain gast abschaiden will, so begeret er vom würt ain gschenck, das gibt er jhm, auch begeret der wurt vom gast also, vnd erlangts auch. | Sie nemen gern gschenck, vnd verweisets kainer dem andern, was er jhm geben hat, ist auch kainer von der gabe wegen dem geber verbunden. (XXII) Die (Hs. Sie.) geste schlouffend lang auff den tag, dar nach waschen sie sich, oft mit warmem wasser, dan der

---

[1]) Das ainer nit mer wol, dan so vil kinder züchten. [2]) Mogen send des weibs fraind. [3]) Merck, Merck teutschs land.

wynter ist lang jm land, dar nach leben sie woll, sitzt ietlicher auff aim sonderen stul, hat ietlicher ain sonderen tisch. | Dar nach gäht ietlicher zu seinem gschäft, oder alſs bald zur zeche. Es ist kain schand, ob sie tag vnd nacht trinckent.[1]) | Wan sie truncken send, so ist vil haders vnder jhnen vnd schelten ainander nit vil, aber mit mord vnd wunden enden sie den hader. | Im zechen handlen sie von verainigung der veindschaft, machen ee, erwölend fürsten, handlen auch vom frid vnd [49] von kriegen, dan sie halten, die gemüt seyen nymer ainfältiger, auch nymer muttiger zu grossen sachen dan jn der Zeche. | Es ist on das ain ainfaltig volk, on list, doch öfnet es des hertzen haimlichait noch mer in frolichen Zechen. | Wan aber ain ietlicher sein hertz geöfnet hat, so ist er doch am nechsten tag vnverbunden dar zu, er mags halten oder lassen. | Sie ratten, wan sie voll send, da kainer etwas falschs dichten mag, vnd bschliessend, so sie niechter send, wan kainer irren mag. (XXIII) Sie machen tranck auſs gersten oder waitzen. Etlich, die nach am wasser wonen, haben auch wein. Ire speise send ainfaltig, nahmlich wilde öpfel, frisch gefangen gwild, dicke milch etc., on apparat vertreiben sie den hunger.[2]) | Aber sie send nit also messig jhm trincken wan man inen so vil zu trincken gibt, alſs sie begerend, so send sie von lastern vnd von veinden wberwunden.[3]) | [50, XXIV] Sie haben ainerlay schaw spil, Namlich das nackend jungling springend, sich werffend zwischen schwertern vnd spiessen, vnd das kinden sie wol, es stat jhnen auch wol an, Nemen kain andern lohn da von, dan das man jhnen zu sehe. | Sie spilen, auch wan sie niechter send, als wers ain ernstlich (Hs. erstlich) ding vnd thonds so frenetisch, wan ainer nicht mer auff zu setzen hat, so thond sie den letsten wurff auff jhr aigne leib, verleurt er, so ist er des andern ewiger knecht, vnd laſst sich binden vnd verkouffen, ob er auch ist junger vnd stercker dan der jhn gewünnen hat mit spilen, vnd ain solliche Halſsstärke jn klainem ding haissen sie glouben halten, vnd sollich knecht verkouffen sie, das sie loſs werden von der scham diſs siges.[4]) (XXV) Andere knecht füren sie nit so offentlich auff die märckt, gebrauchens alain jm hauſs. | Jetlicher knecht regiert sein sonder hauſs, vnd der herr legt jhm auff zu geben ain zall der klaider oder des vihes alſs aim bawman, vnd so vil verricht der knecht, Andere gschäft jhm hauſs versihet das weib vnd die kinder. | [51] Es ist selzam vnder jhnen, ainen knecht schlagen, binden, oder thätlich straffen. | Oft aber erwurgt ainer seynen knecht nit

[1]) Trincken, jha sauffen. [2]) wbel essen. [3]) vil trinken. [4]) Es ist nit loblich, ain menschen mit spilen gwinnen, dar vmb schamen sie sich sollichs

aufs straff, aber aufs zorn alfs ainen veind, vnd dar vmb wurt kainer gstraft. | Die gefreyten send nit vil wber die knecht, sie haben kain vortail weder jhm haufs noch in stätten. (XXVI) Sie wissen nichts vom wucher zu sagen, dar vmb thond sie es nit. | Die fälder taillt man aufs nach zall der ackerlewt, vnd brauchs ainer nach den andern, darnach teilen sies aufs vnder ain ander nach gunst, dan das feld ist weit. | Ain jar bawens ain ort jhm feld, das ander iar ain anders. | Sie fleissen sich nit das felt zu nutzen, nach dem es fruchtbar ist. Sie pflantzen nit bawm, absondern nit wisen, begiessen nit gärten, Aber alain seen sie das traid. | Dar vmb sie auch nit so vil tail des jhars machen, Sie haben alain das glentz, den winter vnd sümmer, vom herbst vnd von seynen fruchten wissen sie nicht zu sagen. (XXVII) Wan ains sturbt, habens kainen bracht mit der leycht, alain der edlen cörper verbrennen sie mit sonderm holtz. | [52] Auff den holtzhauffen legt man weder klaider, noch andere wolriechend ding, alain seynen harnisch vnd pferd verbrant man mit etlichen. | Die gräber send nit kostlich, aber ain wasen erheben sie zur gedecktnufs der begrebnufs. | Sie hören bald auff zu wainen vnd klagen, aber schmerz vnd trawrikait horet langsam auff. | Den frawen ists erlich, wan sie ain todten bewainen, aber den mannen ist erlich ain todten zu bedencken. | Difs hab ich gsagt jn gmain von vrsprung vnd sitten aller Teutschen, wie ichs gelernet hab, furhin wil ich sagen von etlichen orten jn sonderhait, vnd welche aufs Germania jn Gallia zogen seyen. (XXVIII) Es ist gloublich, das die Gallier vor Zeiten (da sie noch mechtig gwesen) jn Germania gezochen, dan das mittel wasser (rein) ist nit so grofs, das ers hinderte, auch mochte zur selben zeit ain erlich volk nach seim gefallen jhm ain wonung suchen, vnverhindert durch die macht der konigreichen. | Darvmb send kommen die Heluetier vnd Boier aufs Gallia. Die Heluetier haben sich nider gelassen zwischen dem Schwartzwald, dem Rein vnd dem Meen. Die Boier aber send für wber zogen an ain ort, da es noch, vnd das land haisst Beheimer land, zur gedechtnufs, wie woll andere jn woner darin send. Die Trierer vnd Neruer wollen auch Teutschen sein, alfso, das sie durch den adel teutscher geburt von der Gallischen gleichhait vnd tolheit abgesondert werden. | [35] Ich waifs nit, ob die Araniscer (sic!) von den Osern, die auch Teutschen send, jn Pannoniam kommen send, oder Ob die Oser von Araniscern jn teutsche land, dan sie haben gleiche sprach vnd sitten, auch send sie vor zeiten gleich arm vnd frey gwesen vnd haben guts vnd bofs gmain gehabt an baiden orten defs flufs (der Thonaw). Am gstat des Reins wonen auch Teutschen, als Vangioner, Treboter, Nemeter, Vbier, wie wol die

Vbier Agrippiner von jhrer stifterin genant werden, dan sie schämen sich irs vrsprungs, wilche auch von irer trew wegen von den Römern ans gstaden des Reins gesätzt, das sie anstossenden gwalt hinder sich treiben solten. (36, XXIX) Batauer (oder Holander), send kön vor allen andern ietzgemelten völkern, wonen jn ainer jnsel des Reins. | Die Catter send aufs aigner aufrwr dahin kommen, da sie möchten vnder den Römern sein, dise eer bleibt jhnen noch, das sie der Romer gsellen send, kain gschofs dorffen sie geben, kain schätzer dorft zu jhnen kommen, sie dorffen kain stewr noch fron dienst thon, alain jn streit berait sein, Alfs auch die Mattiater. | Der Romer gwalt hat sich auch wber den Rein vnd wber die Tonaw gestreckt, das die selbe volkern mit leib jn jhren ländern, aber mit dem hertzen bey den Römern wonend. (XXX) Dar nach send die Catther, ain hart volk mit trutzigem angesicht, vnd grofsmüttig. | [37] Haben vil verstands (wie alle Teutschen), setzen die aufsgelesnen fornan an, hören ire furweser, haben acht auff die ordnungen, mercken auff furfallende sachen, wber eylen nichts, legen den tag wol an, vnd bewaren die nacht wol, das gluck haltens fur vngwifs, aber die tugendt fur gwifs, vnd wilchs seltzam ist, vnd alain durch lere vnd erfarnufs erlangt, sie setzen mer auff den houptman dan aufs heervolk.[1]) | Die Teutschen halten eylen fur ain forcht, aber lang verziehen fur ain bestandkeit. (XXXI) Die Catter haben den brauch, das sie weder har noch bart scheren, bifs ainer seynen veind erwurgt, darnach ob dem blut vnd ob der bewt scheren sie das har ab, vnd haltens da fur, das sie ire geburt bezalt da mit haben, vnd der fraind, auch des vatter lands wurdig worden seyen. | Welcher kain redlich stuck thut, darff den bart nit scheren noch das har ab schneiden. | Die sterckesten vnde jhnen (sic!) tragen eysin finger ring, bifs er seynen veind erwurgt. Sie haben kain haufs, noch sorg, wo ainer hin kompt, ist er da haim, bifs ers alters halb nit mer erleyden mag. (38, XXXII) An die Catther stossen die Vsipier vnd Tencterer. | Tencterer send gut reitter gwesen alfs auch die Catter gut fufsknecht, vnd werden von eltern dar auff gezogen vnd bleiben also bifs jhns alter, jhm erbtail gibt man auch ain pferd, nit dem eltesten sun, wie jn andern landen, aber dem besten krieger vnder den Sunen. (XXXIII) An die Tencterer stossend die Bructerer, aber send aufstilgt worden durch anstossende land, nahmlich der Chamauer vnd Angriuarier von ires stoltzs wegen oder aufs lust zum roub, oder durch ordnung der götter, diefs also machen, wan die Romer mit gwalt ain land nit mogen gwynnen, [39] das vnsere veind selbs vn-

[1]) Merck, lantzknecht.

ainſs werden, dan nichts macht vnser reich so starck als die zwitracht vnserer feind vnderainander. (XXXIV) Dar nach send Dulgbiner vnd Casuarier (ietzt Thuringer), auch andere völker mer, nit sonderlich genänt. | Am rein hin ab biſs ans mehr send Groſs vnd klain Friesen, haben grosse see, da hin auch der Römer schiffe kommen send. (XXXV) Vnd so fern gegen abent wissen wir vom Teutschland. | Dar nach gegen mitternach send Chaucer, ain groſs volk vnd hat ain weit land. | Send die edlesten vnder den Teutschen vnd ir sach bschirmen sie durch gerechtikait, da ist kain geitz, kain freuel, sie halten sich vnd still vnd ainsam, [40] raitzen niemant zum krieg, rouben nit, morden nit. | Vnd das ists beste an jhnen, das ir herlikait fur andere nit durch vnrecht wberkommen wurt.[1]) | Dan niemant laids thon vnd on vngerechtikait furnemlich sein zaigt sondere tugend vnd macht. | Doch send sie wol gerist zum krieg, haben ain groſs volk zu roſs vnd zu fuſs. | Sie haben aber eben so groſs lob, wan sie frid halten, als ihm krieg. (XXXVI) An die Caucer vnd Catter Stossend die Cheruscer, wilche so lang frid gehabt, biſs sie zu kainer arbait mehr touglich worden send, jhnen zu grosser schmahe. (XXXVII) Am Meer ligen die Cymbrj, haben ietzt ain klaine stat, aber vor zeiten was sie wber die mass groſs, vnd ist ain groſs machtig volk gwesen. [41] Die Stat Rom ist VI^{C} vnd XL iar gstanden, ee man von der Cymber krieg gehört hat, vnd von irer macht, darnach biſs auff den k. Traianum send ij^{C} vnd X iar, so lang haben die Römer mit den Teutschen kriegt, biſs sies gwünnen haben, kain land hat den Romern so grossen schaden vnd wider stand gethon, weder Samnis Noch Africa, Noch Hispania, noch Gallia, Noch die Parther, alſs die Teutschen. Es send den Römern auch an kaim ort mer gutter lewt vmb kommen. [42] Carbo, Cassius, Scaurus Aurelius, Seruilius Cepio, Marcus Manlius vnd fünff heer dar, wber Römische burgermaister houptlewt waren, wurden von Teutschen erschlagen vnd Dise alle, ee Rom ainen kaiser hat. Varus vnd drey legion mit jhm, da ietz Augustus kaiser was, send erschlagen worden von den Teutschen. | Caius Marius schlug sich mit den Teutschen jn Italia, nit on schaden, Julius jn Gallia, Drusus vnd Nero[2]) vnd Germanicus jn Teutschland haben sich alle mit den Teutschen gschlagen. | Do der Cesar (Caligula) mit grosser macht wider die Teutschen zoge, spottetend sie sein. | Alſs aber die Romer vnainſs vnd faul wurden, wolten die Teutschen auch jn Frankreich ziehen, aber da selbst abgetriben vnd zu letst send sie vnder der

---

[1]) Die frumsten Teutschen. [2]) Diser Nero ist Tiberius Nero, der auf denn Augustus kam, Nit der bubisch Nero.

Römer gwalt kommen. (44, XXXVIII) Jetz wil ich von Schwaben sagen, wilche nit ain volk send alſs die Catter oder Tencterer, dan die Schwaben haben den grossern tail inn jm teutschen land, haben noch ir aigne sondere namen, doch jn gmain send sie alle Schwaben genänt. | Die Schwaben pflegen das har krümmen vnd an ain knopf binden, da durch man die Schwaben von andern Teutschen erkennet, vnd vnder den Schwaben die freyen von knechten. | Die fursten pflegen schöner har zu haben. (XXXIX) Die Edelsten vnder den Schwaben send die Semnones, sie wonen jn hundert dorffern oder bächen, vnd ir vile macht, das sie die besten Schwaben wollen sein. (XL) Andere Schwaben, Longobarder genant, deren send wenig, aber edel, bschirmen sich nit mit dienst, aber mit kriegen. | Die Reudigner vnd Auioner vnd Anglier vnd Variner vnd Eudoser vnd Suardoner vnd Nuittoner bschirmen sich mit wasser vnd wälden, ist auch nichts sonders vnder jhnen, dan [45] das sie die erde fur ain gottin halten vnd dise völker wonen jm innerlichsten ort der Germanier. (XLI) In der Hermundurer land entspringt der edel vnd beriembt fluſs Elb genant, da von man ietz nit vil sagt. [46] Jetz wil ich mich vmb hin gegen der Thonaw wenden, Da finde ich der Hermundurer Stat, den Römern gantz getrew, wilche nit muſs am mehr ire händel treiben wie andere Teutschen, aber sie mogen sicher gohn jn die kostliche Stat ihm Rieſs (vyleicht ists Augspurg) vnd ire hendel treiben, vnd so die Romer gegen andern volkern ire waffen zaigen, so thond sie doch den Hermundurern Haus vnd hoff auff, obs sies auch nit begeren. (XLII) Dar nach send Die Nariscer (sic!) Marcomanner vnd Quader, send edle völker vnd ligen gegen der thonaw (wilchs ietz Merrhen land ist). (XLIII) Hin der in send die Marsigner, Gottiner, Oser, Burier. | Die Marsigner vnd Burier send Schwaben, als ire sprach vnd klaider zeugend. | Die Gothiner reden Gallisch. Die Oser Pannonisch, wilchs zaigt, das sie nit Teutschen send, auch miessen sie ain tail der tributen geben den Sarmaten, ain tail den Quaden, alſs die frembden. | Ein groſs gebürg taillt das Schwaben land, wber wilchs vil völker wonend, alſs die Lygier, die vil Stät haben, vnd ainen grossen namen. | [47] Die Arier, Helueoner, Manimer, Elysier, Naharualer. Die Naharualer haben kain bildnuſs der götter. Die Arier kriegen bey finsterer nacht, schwertzend ire schilt vnd leib, da mit erschrecken sie die veind, das sie maynend, es seyen eytel teuffel. | Wber die Lygier send die Gothoner (ietz prüssen). | Vom Meer an ligend die Rugier vnd Lemonier, die haben ronde schilt, kurtze schwerter, vnd send iren konigen fraintlich vnd gehorsam. (XLIV) Darnach send der Suioner Stät, send geschickt zu schiffen jhm meer, vnd reich lewt,

Einer ist wber alle herr, on alle aufs zuge, er darff die gehorsam niemant abbitten. Sie tragen nit ir weer wie andere Teutschen, aber ain knecht mufs alle ir weer verwaren, dan das hoch meer ist jhnen gut fur ain gälstingen anlouff der feind, so sie dan miessig send, möcht jhnen die weer ain mutwillen machen. (48, XLV) Nach den Suioner ist noch ain still meer, vnd etlich mainend, die welt hab da ain end. | Zur rechten hand des Schwäbischen meers send die Eluer, haben klaider vnd sitten wie die Schwaben, aber reden schier wie die Britannier. Sie füren ain eber bild an schilten, zu eren irer göttin, das soll helffen wider die veind. | Sie halten wenig schwerter, aber vil kolben. | Sie legen mehr fleifs auff den feldbaw dan andere Teutschen, sie faren auff dem meer, Sie samlen auch augstein vnd verkouffens, sie achtens fur klain, aber vnser mutwil halts fur kostlich, vnd wir kouffens tewr. An die Suioner stossen die Sitoner, gantz gleich wie ienen, alain das sie ain weib wber sie lassen herschen, wilchs nit alain wider die freyheit, sonder auch wider die knechtschaft ist. (XLVI) Hie ist das end der Schwaben lands. | [53] Die Peuciner reden wie die Teutschen, haben sollich klaider vnd wonungen vnd send doch so vnlustig (über dem Worte steht „arm"), haben auch faule herren vnd vermischte ee, wie die Sarmaten. | Die Peuciner vnd Fenner send grofs rouber. | Die Fenner send wilde, arme lewt, haben weder harnisch noch pferd. Essen kraut, klaiden sich mit thierheuten, ligen auff der Erd, hoffen jhns gschutz, vnd haben nit eysin, spitzen das gschofs oder pfeil mit bainen, frawen vnd Mann geben sich aufs jagen, vihe vnd lewt, kinder vnd alte verbergen sich vnder das laub vnd vnder die aeste der bawm, vnd thond das lieber, dan das sie solten hewser bawen, vmbs gut sorgen, das feld bawen, dan also send sie vor den menschen vnd göttern sicher.

End diser gsamleten
stucklin vom Teutschen land.

Die Unechtheit des IX. Buches der Aristotelischen Tiergeschichte.

„Nur eine umfassende und eingehende Einzeluntersuchung kann darüber entscheiden, wie es sich mit den Schriften und Bruchstücken verhält, die uns als aristotelisch überliefert oder genannt sind."

Zeller Phil. der Gr. II^b 55.

Die Echtheit des IX. Buches der Aristotelischen Tiergeschichte wurde zuerst angegriffen von Aubert-Wimmer in ihrer verdienstvollen Ausgabe dieses Werkes 1868. Die Ansicht dieser Ge-

lehrten wurde — die beiläufig hingeworfene Bemerkung A. Römers (die Homercitate etc. des A. S. 272) und seines Rezensenten F. Susemihl abgerechnet — meines Wissens von niemand weiter verfolgt, im Gegenteil bedeutende Männer wie Zeller, v. Wilamowitz, Barthelemy-Saint Hilaire verhielten sich ablehnend gegen dieselbe. Auch erst im abgelaufenen Jahre erschienene zool. und philol. Abhandlungen benützen das Buch, als wenn es zweifellos Aristotelisch wäre. Der Streit ist also noch zu keinem Abschlufs gediehen. Da es aber für die richtige Kenntnis des Aristotelischen Geistes von Wichtigkeit ist zu wissen, ob dieses eigenartige Buch ein echtes Produkt des Stagiriten ist, will ich im folgenden die Frage zu lösen versuchen. Hiebei will ich mich bemühen, möglichst objektiv vorzugehen. Denn wohl auch deshalb, weil Aubert-Wimmer sich zu häufig in Ausdrücken bewegen wie „die Stelle erscheint auffallend, bedenklich," drangen sie mit ihrer Ansicht nicht völlig durch. Aufserdem mag zu diesem Mifserfolg ihre Inkonsequenz beigetragen haben, der zufolge sie I 11—15 das Buch dem A. bestimmt absprechen, dagegen II 217 es nur für „nicht wahrscheinlich" erachten, dafs es von A. herühre, II 23 von einem kleinen Abschnitte des IX. B. geradezu behaupten, er sei von A. geschrieben, und auch II 254 für einen Abschnitt die Möglichkeit der Authentizität zugeben. Endlich hat vielleicht ihre allzugrofse Zweifelsucht, mit der sie „fast ein Drittel des ganzen Werkes" für unecht erklärten, bei manchem Leser Zweifel an der Richtigkeit ihrer Behauptung hervorgerufen.

Und doch haben A.-W. bezüglich des IX. B. recht. Die Beweisführung, die wir hiemit von neuem aufnehmen, stützt sich in erster Linie auf den Inhalt des Buches. Es finden sich nämlich darin Widersprüche mit Stellen aus den andern Büchern. Zwar sind es deren nicht sehr viele, was nicht zu verwundern ist, da der V. des B., mit den echten im ganzen wohl vertraut, eine Ergänzung zu denselben bieten will; aber diese wenigen widersprechenden Stellen sind doch der Art, dafs wir sie nicht auf einen und denselben Urheber zurückführen können. So versteht A. unter τροχίλος einen am Wasser lebenden Vogel (Ζιϑ 593ᵇ 11), den Krokodilwächter, und beschreibt ihn wohl deshalb nicht, weil er nach Herodot II 68 den Griechen bekannt war. Als solcher findet sich τροχίλος auch im IX. B. 612ᵃ 21, ganz natürlich; pafst ja die Herodotische Stelle so schön für die Zwecke des V., dafs er sie fast wörtlich kopiert. Dagegen ist an zwei anderen Stellen desselben B. (609ᵇ 11; 615ᵃ 17) τροχίλος der Zaunkönig oder ein ähnlicher Vogel. Hätte nun A. das IX. B. geschrieben, so wäre es unerklärlich, dafs er im VIII. B. den schon aus Herodot

sattsam bekannten τροχίλος ohne Erläuterung als einen am Wasser lebenden Vogel anführte,[1]) an der 1. Stelle im IX. B. auf einmal darunter den Zaunkönig, an der 2. aber wieder den Krokodilwächter versteht und erst jetzt Herodot beizieht, an der 3. endlich wieder den Zaunkönig damit meint. Wir sehen schon daraus, daſs der V. des IX. B. sein Werk nach Art der Paradoxographen gedankenlos kompilierte; er hätte doch wie Aelian XII 15 angeben müssen, daſs τροχίλος verschiedene Vögel bezeichnet.

Im VIII. B. (592ᵇ 25) wird der Vogel ἄνθος zu den σκωληκοφάγα gerechnet; im IX. dagegen (609ᵇ 14) heiſst es von demselben, daſs er ein Grasfresser sei; πόαν νέμεται heiſst nämlich an dieser Stelle nicht, wie Sundevall S. 117 will, „er verweilt im Grase", sondern „er friſst Gras", da erst die folgenden Worte οἰκεῖ δ' ὁ ἄνθος παρὰ ποταμὸν καὶ ἕλη den Aufenthaltsort angeben. Im VIII. B. (593ᵃ 8) wird vom κελεός (Grünspecht) gesagt, daſs er ist ξυλοκόπος σφόδρα, καὶ νέμεται ἐπὶ τῶν ξύλων τὰ πολλά. Im IX. dagegen (610ᵃ 8), wo zwischen einigen Vögeln in höchst einfältiger Weise deshalb Freundschaft statuiert wird, weil sie an verschiedenen Orten und von verschiedenen Nahrungsmitteln leben, lesen wir: κορώνη δὲ καὶ ἐρωδιὸς φίλοι, καὶ σχοινίων καὶ κόρυδος, καὶ λαεδὸς καὶ κελεός· ὁ μὲν γὰρ κελεὸς παρὰ ποταμὸν οἰκεῖ καὶ λόχμας, ὁ δὲ λαεδὸς πέτρας καὶ ὄρη. Der V. des IX. B. versteht also unter κελεός einen Vogel, der sich ebenso an den Flüssen aufhält wie der Reiher und Schoinion (Binsenvogel), sicherlich nicht den Grünspecht. Daſs dem so sei, läſst auch das 9. Kapitel des IX. B. vermuten, da darin bei Aufzählung der Spechtarten der κελεός nicht erwähnt wird. Dieses 9. Kapitel zeigt auch in anderer Hinsicht, daſs A. sein V. nicht ist. Denn da dieser schon VIII 593ᵃ 4 die Spechtarten aufzählte und u. a. auch anführte: πιπὼ ἥ τε μείζων καὶ ἡ ἐλάττων· καλοῦσι δέ τινες ἀμφότερα ταῦτα δρυοκολάπτας, kann die im 9. Kap. gegebene Einteilung der δρυοκολάπται in drei Arten nicht von ihm herrühren. Dieses Kapitel ist überhaupt des A. unwürdig. Abgesehen von mehreren groben Unrichtigkeiten gibt es trotz seiner Kürze zweimal die Nahrung des Spechtes an (κόπτει δὲ τὰς δρῦς τῶν σκωλήκων καὶ σκνιπῶν ἕνεκεν, ἵν' ἐξίωσιν. ἀναλέγεται γὰρ ἐξελθόντας αὐτοὺς τῇ γλώττῃ und zehn Zeilen später βόσκεται δὲ τούς τε μύρμηκας καὶ τοὺς σκώληκας τοὺς ἐκ τῶν δένδρων).

Offenbare Widersprüche mit IV 538ᵃ 22 ff. bietet die von der Lebensdauer handelnde Stelle des IX B. 613ᵃ 25. Doch will ich

[1]) Hinweise auf das VIII. B. mit ὥσπερ εἴρηται πρότερον wie 611ᵇ 35, wörtliche Kopien aus demselben wie 626ᵇ 15 ff. beweisen, daſs das IX. B. **nach** dem VIII. verfaſst worden ist.

darauf weniger Gewicht legen, weil sich A. auch περὶ μακροβ. καὶ βραχυβ. 466ᵇ 14 allgemein wie im IX. B. ausdrückt. Die im IX. B. angegebenen Ausnahmen finden sich freilich auch hier nicht.

Über das Brüten der Steinhühner sagt A. VI 564ᵃ 20: οἱ δὲ πέρδικες δύο ποιοῦνται τῶν ᾠῶν σηκούς, καὶ ἐφ' ᾧ μὲν ἡ θήλεια ἐπὶ δὲ θατέρῳ ὁ ἄρρην ἐπῳάζει, καὶ ἐκλέψας ἐκπέμπει ἑκάτερος ἑκάτερα. Eine ganz andere und zwar richtigere Ansicht treffen wir IX 613ᵇ 26: ὅπως μὴ ἐπῳάζῃ ἡ θήλεια (scl. πέρδιξ), οἱ ἄρρενες τὰ ᾠὰ διακυλινδοῦσι καὶ συντρίβουσιν, ἐὰν εὕρωσιν. ἡ δὲ θήλεια ἀντιμηχανωμένη ἀποδιδράσκουσα τίκτει κτλ.

Im VIII. B. wird zweimal (597ᵃ 9 und ᵇ29) ὁ πελεκάν, jedesmal hinter γέρανος, als ein am Wasser lebender Vogel genannt. Auch IX. 614ᵇ 26 werden nach den γέρανοι die πελεκᾶνες erwähnt, jedoch mit dem Zusatz οἱ ἐν τοῖς ποταμοῖς γινόμενοι. Dieser Zusatz sagt uns, dafs nicht A. die Stelle im IX. B. geschrieben haben kann, — denn wenn er eine nähere Bezeichnung des Pelekan für nötig gehalten hätte, so hätte er sie doch an den früheren Stellen angebracht — sondern ein Mann, der weifs, dafs andere unter πελεκάν auch eine Art Specht verstehen (vgl. Ar. aves 1155 τέκτονες σοφώτατοι πελεκᾶντες), also eine Differenzierung nötig ist. Im VI. B. 564ᵃ 5 heifst es, wenn wir die überlieferte Lesart mit Schneider und Bekker festhalten, von den Habichten: νεοττεύει δὲ γένος τι αὐτῶν πόρρω καὶ ἐν ἀποτόμοις πέτραις. Dagegen ist IX. 615ᵃ 3 dieser Aufenthalt allen Arten zugeschrieben: ἐν ἀποτόμοις δὲ καὶ ὁ ἱέραξ νεοττεύει. Im VI. B. 559ᵃ 8 findet sich: ὁ δ' ἔποψ μόνος οὐ ποιεῖται νεοττιὰν τῶν καθ' ἑαυτὰ νεοττευόντων, ἀλλ' εἰσδυόμενος εἰς τὰ στελέχη ἐν τοῖς κοίλοις αὐτῶν τίκτει, οὐδὲν συμφορούμενος. So Aristoteles. Im IX. B. aber (616ᵃ 35) steht die widersprechende Fabel, welche, wie überhaupt die ungemein zahlreichen Fabeln in diesem B., mit der gröfsten Sicherheit vorgetragen wird: ὁ δ' ἔποψ τὴν νεοττιὰν μάλιστα ποιεῖται ἐκ τῆς ἀνθρωπίνης κόπρου. Im VIII. B. (592ᵇ 5) lesen wir: ἔστι δ' ἡ μὲν φήνη τὸ μέγεθος ἀετοῦ μείζων, dagegen im IX. (619ᵃ 12): ἔστι δ' οὗτος (scl. ἀετὸς γνήσιος) μέγιστος τῶν ἀετῶν ἁπάντων, μείζων τε τῆς φήνης, τῶν δ' ἀετῶν καὶ ἡμιόλιος. Ist nun der γνήσιος ἀετός auch gröfser als die andern Adlerarten, so ist er doch, wie schon der Name sagt, ein echter Adler. Also widersprechen sich beide Stellen. VIII. 592ᵃ 29: τῶν δ' ὀρνίθων ὅσοι μὲν γαμψώνυχες, σαρκοφάγοι πάντες εἰσί ... οἷον τά τε τῶν ἀετῶν γένη πάντα καὶ ἰκτῖνοι καὶ ἱέρακες ἄμφω, ὅ τε φαβοτύπος καὶ ὁ σπιζίας (διαφέρουσι δ' οὗτοι τὸ μέγεθος πολὺ ἀλλήλων) καὶ ὁ τριόρχης· Aus dieser Stelle geht einerseits hervor, dafs A. nur zwei Habichtarten unterschied, den φαβοτύπος und den σπιζίας, andererseits dafs er den τριόρχης nicht

zu den Habichten rechnete. Vergleichen wir damit IX. 620ª 17: τῶν δ' ἱεράκων κράτιστος μὲν ὁ τριόρχης, δεύτερος δ' ὁ αἰσάλων, τρίτος ὁ κίρκος. ὁ δ' ἀστερίας καὶ ὁ φασσοφόνος καὶ ὁ πτέρνις ἀλλοῖοι. οἱ δὲ πλατύτεροι ἱέρακες ὑποτριόρχαι καλοῦνται, ἄλλοι δὲ πέρκοι καὶ σπιζίαι, οἱ δὲ λεῖοι καὶ οἱ φρυνολόγοι· οὗτοι εὐβιώτατοι καὶ χθαμαλοπτῆται. γένη δὲ τῶν ἱεράκων φασί τινες εἶναι οὐκ ἐλάττω τῶν δέκα. Wir sehen, der Verf. des IX. B. nimmt viel mehr als zwei Habichtarten an. Er scheint wohl die Ansicht der zuletzt angeführten namenlosen Ornithologen zu billigen. Das ist ja auch eine ihm anhaftende Unart, die Ansichten eines andern, sogar mehrere einander widersprechende Ansichten anderer zu zitieren, ohne sich für eine zu entscheiden. Sodann rechnet er abweichend von A. den τριόρχης zu den Habichtarten. Endlich kann auch aus dem Grunde, dafs mit φαβοτύπος und φασσοφόνος kaum zwei verschiedene Vögel gemeint sind, die Stelle im IX. B. nicht von A. herrühren; denn dieser hätte den Terminus beibehalten. Die zehn oder elf Namen von Habichten kommen, natürlich aufser τριόρχης und σπιζίας, in den echten Arist. Schriften als Vogelnamen nicht vor. Unlogische Verbindungen wie „die Krötensammler leben am glücklichsten u n d fliegen am Boden hin" sind in dem IX. B. nichts ungewöhnliches.

IX. 621ᵇ 5 πλανᾶται δὲ μάλιστα τὰ σαρκοφάγα· πάντα δὲ σχεδόν ἐστι σαρκοφάγα πλὴν ὀλίγων, οἷον κεστρέως καὶ σάλπης καὶ τρίγλης καὶ χαλκίδος (AªCª lassen πάντα-σαρκοφάγα nur ὁμοιοτελ. aus). Hören wir dagegen A. VIII. 591ª 12: αἱ δὲ τρίγλαι καὶ φυκίοις τρέφονται καὶ ὀστρέοις καὶ βορβόρῳ καὶ σ α ρ κ ο φ α γ ο ῦ σ ι ν; 591ª 18 ὁ δὲ κέφαλος καὶ ὁ κεστρεὺς ὅλως μ ό ν ο ι οὐ σαρκοφαγοῦσιν!

IX. 621ᵇ 19: ἀκμάζουσι δὲ τῶν ἰχθύων οἱ μὲν ᾠοφόροι τοῦ ἔαρος, μ έ χ ρ ι ο ὗ ἂ ν ἐ κ τ έ κ ω σ ι ν, οἱ δὲ ζῳοτόκοι τοῦ μετοπώρου, καὶ πρὸς τούτοις κεστρεῖς καὶ τρίγλαι καὶ τἆλλα τὰ τοιαῦτα πάντα. Mit dieser Behauptung, an der nur der letzte Ausdruck unbestimmt ist, harmonieren nicht die vorsichtigeren Angaben am Ende des VIII. B. 607ᵇ 8: οἱ ἰχθῦς ἀ ρ χ ό μ ε ν ο ι μὲν κ υ ΐ σ κ ε σ θ α ι σχεδὸν ἀγαθοὶ πάντες, προϊούσης δὲ τῆς κυήσεως οἱ μὲν οἱ δ' οὔ und ᵇ24 κορακῖνος δ' ἄριστός ἐστι κύων, ὥσπερ καὶ ἡ μαινίς. κεστρεὺς δὲ καὶ λάβραξ καὶ οἱ λοιποὶ πλωτοὶ (PDªEª λεπιδωτοὶ) φαῦλοι κύοντες σχεδὸν πάντες . . . οἱ δὲ ποτάμιοι καὶ οἱ λιμναῖοι ἄριστοι γίνονται μ ε τ ὰ τ ὴ ν ἄφεσιν τοῦ κυήματος καὶ τοῦ θόρου, ὅταν ἀνατραφῶσιν· κύοντες δ' ἔνιοι μὲν ἀγαθοί . . . ἔνιοι δὲ φαῦλοι.

Ja der Satz IX. 621ᵇ 29 ἡ σηπία μόνον χρῆται τῷ θολῷ κρύψεως χάριν, καὶ ο ὐ μ ό ν ο ν φ ο β ο υ μ έ ν η . . . ἡ δὲ σηπία, ὥσπερ εἴρηται, τῷ τε θολῷ πολλάκις χρῆται κρύψεως χάριν scheint, beson-

ders durch die nachdrückliche Wiederholung, eine beabsichtigte Polemik zu enthalten gegen die mehrfach von A. ausgesprochene Ansicht, dafs Sepia nur aus Furcht die Tinte fahren lasse; conf. Ζιδ 524ᵇ 16 ἀφίησι μὲν οὖν ἅπαντα (τὰ μαλάκια τὸν θολόν), ὅταν φοβηθῇ, μάλιστα δ' ἡ σηπία. Ζμδ 678ᵇ 36 πρὸς βοήθειαν καὶ σωτηρίαν ἔχει ταῦτα (τὰ μαλάκια) τὸν καλούμενον θολόν . . . μάλιστα δ' ἡ σηπία καὶ πλεῖστον. ὅταν γὰρ φοβηθῶσι καὶ δείσωσιν, οἷον φράγμα πρὸ τοῦ σώματος ποιοῦνται τὴν τοῦ ὑγροῦ μελανίαν καὶ θόλωσιν und 679ᵃ 25 ἀναίμων δ' ὄντων καὶ διὰ τοῦτο κατεψυγμένων καὶ φοβητικῶν, ὥσπερ ἐνίοις ὅταν δείσωσιν ἡ κοιλία ταράττεται, τοῖς δ' ἐκ τῆς κύστεως ῥεῖ περρίττωσις, καὶ τούτοις τοῦτο συμβαίνει μὲν ἐξ ἀνάγκης ἀφιέναι διὰ δειλίαν κτλ.

Auch der Abschnitt des IX. B. (622ᵇ 27), der von den Spinnen handelt, würde uns unlösbare Fragen vorlegen, wenn A. sein Urheber wäre. Warum hätte er erst im IX. B. eine Klassifikation der Spinnen gegeben und nicht, wo man sie erwartet (vergl. die betr. Abschnitte über die Bienen oder Cicaden), im V. B. c. 27? Warum sollte er nicht die ebenda genannten λειμώνιαι ἀράχναι wieder erwähnt haben? Warum nicht die vorn vorgebrachte Merkwürdigkeit, dafs die jungen Spinnen ihre Eltern töten, zumal doch das IX. B. von den ἤθη der Tiere handeln soll?

Eine Vergleichung des 10. cap. des 3. B. περὶ ζῴων γεν. mit der sehr ausführlichen Abhandlung über die Bienen im 40. cap. des IX. B. wird besonders eines unbegreiflich finden. Warum verwertete A., wenn er das IX. B. schrieb, so wenig die darin niedergelegten Kenntnisse, vorzüglich die vom Schwärmen der Bienen, in der Schrift π. ζ. γεν., sintemal gerade nach A. τῇ αἰσθήσει μᾶλλον τῶν λόγων πιστευτέον? Diese Kenntnisse hätten ihn zu ganz anderen Resultaten führen müssen, als er sie thatsächlich erreichte. Vergleichen wir nun auch die Erörterungen über die Bienen im V. und IX. B. mit einander, so können wir es nicht erklären, warum derselbe Gegenstand zweimal behandelt wurde, indem der Abschnitt im IX. B. keineswegs als Ergänzung der Bemerkungen im V. B. angesehen werden kann. Sodann hat der Verf. des IX. B. eine viel umfassendere Sachkenntnis als A. zur Zeit, als er das V. B. schrieb. Darin nämlich findet sich soviel Unrichtiges — die Drohnen z. B. werden nicht für Insassen des Bienenstockes, sondern für Eindringlinge gehalten —, sogar Widersprechendes, dafs man die Echtheit mancher Sätze bezweifeln mufs. Die Annahme, A. habe das IX. B. viel später als die übrigen geschrieben und sich mittlerweile eingehendere Kenntnisse erworben, ist durchaus unstatthaft. Denn — abgesehen von den andern Gründen — müfste sich doch auch ein Fortschritt in der Behandlung der übrigen

Tiere zeigen; das ist aber nicht der Fall. Ferner müfste doch A. im IX. B. dieselben technischen Ausdrücke beibehalten haben. Auch das findet nicht statt. So wird das Bauen der Waben im V. B. mit ποιεῖν, ποιεῖσθαι, ἐργάζεσθαι, nur im IX. mit οἰκοδομεῖν und πλάττειν ausgedrückt. Für Wabe (κηρίον) findet sich nur im IX. B. ἱστός, für Zelle (κύτταρος) nur ebenda auch θυρίς, für Bienenstock (σμῆνος) nur in diesem B. auch τεῦχος, σίμβλος und κυψέλιον, für Bienenzüchter (μελιττουργός) nur hier auch μελισσεύς; das Einkochen des Honigs ist im V. B. mit πέττειν ausgedrückt, im IX. aber mit dem unpassenderen ξηραίνειν; Stopfwachs ist dort mit κήρωσις bezeichnet, hier mit κόνισις, wovon μίτυς und πισσόκηρος Unterarten zu sein scheinen; Bienenbrot dort mit ἐριθάκη, hier einmal auch mit ἐριθάκη, aber auch mit κήρινθος und σανδαράκη. A. hätte doch wenigstens im letzten Falle seine frühere Bezeichnung berücksichtigt, da er σανδαράκη meteor. 378ᵃ 23 unter τὰ ὀρυκτά zählt und Ζῳ 604ᵇ 29 ein starkes Gift darunter versteht. Endlich beweist diese dreifache Bezeichnung einer Sache, wie soviele Partien im IX B., dafs dessen Verf. die erhaltenen Mitteilungen, die gemachten Exzerpte gedankenlos kompilierte, nicht verarbeitete und sichtete. Ihm fehlte eben, was A., der ἀναγνώστης, mit seinem Sammelfleifs stets verband, der νοῦς.

Einige Kleinigkeiten. V. 553ᵇ 26: ἄμεινον δ' ἐστὶ τὸ μετοπωρινὸν μέλι. Das Gegenteil davon lesen wir IX. 626ᵇ 29: ἥδιον δὲ καὶ λευκότερον καὶ τὸ σύνολον κάλλιόν ἐστι τὸ ἐαρινὸν τοῦ μετοπωρινοῦ. Ferner wird V. 554ᵃ 10 vom Honig gesagt: δῆλον δ' ἐστὶν εὐθέως τὸ ἀπὸ τοῦ θύμου· (So ist zu lesen mit Pikkolos, A.-W.) διαφέρει γὰρ τῇ γλυκύτητι καὶ τῷ πάχει. während IX. 627ᵃ 1 steht: ὅταν δὲ τὸ θύμον ἀνθῇ καὶ πλῆρες γίνηται τὸ κηρίον, οὐ πήγνυται τοῦτο (τὸ μέλι).

Schwerwiegend ist die Thatsache, dafs A. im V. B. (553ᵇ 15) die Behauptung aufstellt, in einem Bienenstocke seien mehrere Königinnen (εἰσὶ δὲ πλείους ἐν ἑκάστῳ σμήνει ἡγεμόνες, καὶ οὐχ εἷς μόνος· ἀπόλλυται δὲ τὸ σμῆνος, ἐάν τε ἡγεμόνες μὴ ἱκανοὶ ἐνῶσιν κτλ.), während der Verf. des IX. B. die richtige Ansicht hat, in einem Bienenstocke sei nur eine Königin und eine neu ausgebrütete ziehe mit einem Schwarm fort. (Vgl. u. a. 624ᵃ 27 φασὶ δὲ καὶ ἐὰν ἀποπλανηθῇ ὁ ἀφεσμός, ἀνιχνευούσας μεταθεῖν, ἕως ἂν εὕρωσι τὸν ἡγεμόνα τῇ ὀσμῇ. λέγεται δὲ καὶ φέρεσθαι αὐτὸν ὑπὸ τοῦ ἑσμοῦ, ὅταν πέτεσθαι μὴ δύνηται· καὶ ἐὰν ἀπόληται, ἀπόλλυσθαι τὸν ἀφεσμόν. 624ᵇ 13 ἐὰν μὲν οὖν ὁ ἡγεμὼν ζῇ, χωρίς φασι τοὺς κηφῆνας γίγνεσθαι oder 625ᵇ 11; 626ᵃ 28; 629ᵃ 16).

Ferner ist gewifs auch beachtenswert, dafs die im V. B. wiederholt vorgetragene auffallende Behauptung, der Honig falle

aus der Luft, im IX. völlig ignoriert und schlechtweg gesagt wird (627a 1 ff.), die Bienen gewännen den Honig aus Blüten. So konnte sich A. nicht widersprechen. Ebenso würde er, nachdem er VIII. 594b 7 vom Bären sagte ἐσθίει δὲ καὶ μέλι τὰ σμήνη καταγνύουσα, an den Stellen des IX., wo die Bienenfeinde aufgezählt werden, gewifs eher diesen genannt haben als etwa das harmlose Schaf.

Die Differenz zwischen V. 554b 27 und IX. 628b 11 übergehen wir als zu unbedeutend. Jedenfalls ist an letzterer Stelle das Material der Anthrenen- und Wespenwaben bestimmter und deutlicher angegeben als von A.

V. 554b 29 sagt A. von den Wespen und Anthrenen: ἐναφιᾶσι δὲ γόνον, ὥσπερ αἱ μέλιτται, ὅσον σταλαγμὸν εἰς τὸ πλάγιον τοῦ κυττάρου, woraus dann Larven (σκώληκες), Puppen (νύμφαι) und endlich vollkommene Insekten entstehen. Dafs ἐναφιέναι hier nur den Sinn von τίκτειν haben kann, zeigt der Umstand, dafs A. letzteres Wort von den nächstverwandten Insekten, den βομβύκια, selbst anwendet (555a 16 ἐνταῦθα δὲ τίκτουσι καὶ γίνεται σκωλήκια und fortfährt ὀχεύονται δὲ καὶ οἱ μύρμηκες καὶ τίκτουσι σκωλήκια. Gesetzt nun das IX. B. wäre echt, könnte da A. 628b 17 von den W e s p e n das Gegenteil behaupten: ὁ δὲ γόνος οὐ δοκεῖ ἐκ τοῦ τόκου γίνεσθαι, ἀλλ' εὐθὺς μείζων εἶναι ἢ ὡς σφηκὸς τόκος, besonders wenn vorher in eben diesem Buche (628a 10 ff. vorz. 18 ἡ καλουμένη μήτρα οὐκέτι σφῆκας γεννᾷ ἀλλὰ μήτρας) die richtige Ansicht wie im V. B. vorgetragen wurde? Könnte er dann 629a 22 von den A n t h r e n e n sagen περὶ δ' ὀχείας τῶν ἀνθρηνῶν οὐδὲν ὦπταί πω, οὐδὲ πόθεν γίνεται ὁ γόνος? Es ist undenkbar, dafs A. sich so widersprach, um so mehr als er auch in der unzweifelhaft echten Schrift Ζγγ 761a 2 mit jener Stelle des V. B. übereinstimmt: περὶ δὲ τὴν γένεσιν τὴν... ἀνθρηνῶν τε καὶ σφηκῶν τρόπον τιν' ἔχει παραπλησίως πᾶσιν... γεννῶσι μὲν γὰρ αἱ μῆτραι καλούμεναι, καὶ τὰ πρῶτα συμπλάττουσι τῶν κηρίων, ὀχευόμεναι δὲ γεννῶσιν ὑπ' ἀλλήλων· ὦπται γὰρ πολλάκις ὁ συνδυασμὸς αὐτῶν. πόσας δ' ἔχουσι διαφορὰς ἢ πρὸς ἄλληλα τῶν τοιούτων γενῶν ἕκαστον ἢ πρὸς τὰς μελίττας, ἐκ τῶν περὶ τὰς ἱστορίας ἀναγεγραμμένων δεῖ θεωρεῖν. Unmöglich kann er sich mit diesen Worten auf die eben erwähnten Stellen aus dem IX. B. beziehen, die genau das Gegenteil besagen. Überhaupt scheint der Verf. des IX. B. sich unter den Anthrenen ganz andere Tiere vorzustellen als A. Dieser sagt nämlich V. 555a 6 von denselben, dafs sie Honig eintragen (καταντικρὺ δ' ἐν τῷ κυττάρῳ τοῦ γόνου ὅσον σταλαγμὸς ἐγγίνεται μ έ λ ι τ ο ς ἐν τοῖς τῆς ἀνθρήνης κηρίοις). Der Verf. des IX. B. aber sagt 628b 32, dafs die Anthrenen nicht Blüten sammeln wie die Bienen, sondern meistens Fleisch verzehren, besonders grofse Fliegen, doch auch an süssen

Früchten naschen. Das sei ihre Nahrung (τροφῇ μὲν οὖν χρῶνται τῇ εἰρημένῃ). Also ἀνθρήνη scheint im V. B. eine Hummelart zu bedeuten, im IX. müssen wir entschieden eine Wespenart darunter verstehen.

Das 46. cap. des IX. B. ist ein ganz miserables, zusammenhangloses Flickwerk. Es lautet: „Der Elefant hat gute Sinne und scharfen Verstand, berührt ein Weibchen nicht mehr, nachdem er es trächtig gemacht hat, wird 100 oder 120 Jahre alt, ist am kräftigsten im 60. Jahre, gegen Kälte empfindlich und lebt an den Flüssen". Das hat A. nicht verbrochen. Möglicherweise aber hat der namenlose Kompilator aus Ζι ε 546ᵇ 10 den Satz geplündert ὃν δ' ἂν ἐγκύμονα ποιήσῃ, τούτου πάλιν οὐχ ἅπτεται. Dagegen weicht er in der Bestimmung des Lebensalters von A. ab, der Ζιθ 596ᵃ 11 sagt τὸν δ' ἐλέφαντα ζῆν οἱ μὲν περὶ ἔτη διακόσιά φασιν, οἱ δὲ τριακόσια. Mit der nachdrücklichen Hervorhebung aber, dafs der Elefant ein ζῷον παραποτάμιον, οὐ ποτάμιον sei, polemisiert der Verf. des IX. B. wieder, wie es scheint, gegen περὶ ζ. μορ. 659ᵃ 2, wo es vom Elefanten heifst: τὴν φύσιν ἑλῶδες ἅμα τὸ ζῷόν ἐστι καὶ πεζόν und auch weiterhin (31) seine gewöhnliche διατριβὴ ἐν τῷ ὑγρῷ besonders hervorgehoben wird. Dafs ihm dieser Abschnitt aus der erwähnten Schrift, die erst nach der Tiergeschichte entstand, vorlag, darauf weisen uns die ähnlichen Ausdrücke in beiden Schriften. So lesen wir ζμ. 659ᵃ 12 διόπερ ἀναπνέουσιν ἄραντες ἄνω διὰ τοῦ ὕδατος τὸν μύκτηρα, ἄν ποτε ποιῶνται δι' ὑγροῦ τὴν πορείαν; hier verwässert: ποιεῖται δὲ καὶ διὰ τοῦ ὕδατος τὴν πορείαν, ἕως τούτου δὲ προέρχεται, ἕως ἂν ὁ μυκτὴρ ὑπερέχῃ αὐτοῦ· ἀναφυσᾷ γὰρ διὰ τούτου καὶ τὴν ἀναπνοὴν ποιεῖται. Auch Ausdrücke wie ᵃ7 τὸ γὰρ μέγεθος ὂν ὑπερβάλλον — hier τῇ συνέσει τῇ ἄλλῃ ὑπερβάλλον können uns in dieser Ansicht bestärken.

Die letzten Kapitel des IX. B. sind nach Form und Inhalt so auffallend, dafs schon Prantl (De Ar. libr. ad Hist. Anim. pertin. ordine atque disp. 1843) an ihrer Echtheit leise zweifelt (pag. 11: quae c. 50, p. 632, 33 usque ad finem libri leguntur, huc non pertinent, et si quidem sic ab Aristotele scripta sunt, a fine octavi potius libri in hunc delata esse videntur). Ja selbst der viel duldende Schneider findet in dem Abschnitt über die Wiederkäuer einiges „wunderbar". Den unerträglichen ersten Satz lassen wir aufser acht, weil er verderbt sein kann. Der folgende Satz (μηρυκάζει δὲ τὰ μὴ ἀμφώδοντα, οἷον βόες καὶ πρόβατα καὶ αἶγες) stimmt nicht zu den dieses Thema behandelnden Aristot. Stellen. Denn Kennzeichen des Wiederkäuens ist bei A. aufser dem Mangel einiger Zähne das Vorhandensein von Hörnern, und weil er

letztere als Kennzeichen annimmt, mufs er das Kamel eigens anführen. Vgl. Ζιβ 507ª 34 τῶν τετραπόδων καὶ ζῳοτόκων ὅσα μή ἐστιν ἀμφώδοντα τῶν κερατοφόρων, τέτταρας ἔχει τοὺς τοιούτους πόρους, ἃ δὴ καὶ λέγεται μηρυκάζειν . . . τὰ μὲν οὖν κερατοφόρα καὶ μὴ ἀμφώδοντα τοιαύτην ἔχει τὴν κοιλίαν, bes. Ζμγ 674ª 30, ᵇ5; 675ª 3. Höchst befremdend sind auch die nachfolgenden Sätze. Konjekturen können alle Schäden nicht beseitigen, so nicht die Absonderlichkeit in der völlig unvermittelt angereihten Schlufsbemerkung, dafs nämlich die Tiere mit langen Beinen zum Durchfall, die mit breiter Brust zum Erbrechen neigen.

Cap. 49 des IX. B. beginnt mit den Veränderungen, welche die Vögel an Farbe und Stimme erleiden, um dann in aller Form die Absurdität vorzutragen, dafs Vögel sich in einander verwandeln. So heifst es 632ᵇ 31 von den συκαλίδες und μελαγκόρυφοι: μεταβάλλουσιν εἰς ἀλλήλους . . . ὁ αὐτός ἐστιν ὄρνις. Dazu kommt, dafs Ζιθ 592ᵇ 21 συκαλίς und μελαγκόρυφος als zwei verschiedene Vögel aufgezählt werden. Wenn nämlich A. συκαλίς und μελαγκόρυφος für einen und denselben Vogel hielt, so hätte er dort, wo es sich um Beispiele (οἷον) von würmerfressenden Vögel handelt, nicht zwei aufgezählt, die identisch sind. Sundevalls (S. 115) in lauter potentialen Ausdrücken sich bewegender Erklärungsversuch kann uns nicht eines besseren belehren.

Dafs das IX. B. kein Werk des Stagiriten ist, ersehen wir auch daraus, dafs soviel wörtlich aus dessen echten Schriften wiederholt wird. Allerdings nimmt auch A. gern auf frühere Auseinandersetzungen bezug; doch wie konnte er sich ohne jeden Zweck in der Weise kopieren, wie es bei der Echtheit des IX. B. der Fall wäre? Dabei ist es auch beachtenswert, dafs bei Bezugnahme auf die früheren Bücher stets ὥσπερ εἴρηται, nie die 1. Person angewendet wird. Damit wollte jedenfalls der Kompilator seine συναγωγή, um einen Ausdruck des Antigonos von Karystos (XXVI) zu gebrauchen, fälschend an das Werk des Meisters anschliefsen, von dem er so wenig gelernt hat. Manches ist übrigens ohne Andeutung aus den echten Büchern herübergenommen; gleich die Einleitung des IX. B. ist, wie A.-W. mit Recht hervorheben, ein verwässerter Abklatsch der Erörterungen am Anfang des VIII. B. Sie verrät sich als solchen auch dadurch, dafs sie zum folgenden nicht pafst.

Um auf Einzelheiten einzugehen, so sehen wir, dafs zum 5. cap., das vom Hirsch handelt, das 29. des VI. B. geplündert wurde. In letzterem heifst es 578ᵇ 16 kurz: ποιεῖται τοὺς τόκους παρὰ τὰς ὁδοὺς διὰ τὸν πρὸς τὰ θηρία φόβον, im IX. erweitert: ἡ ἔλαφος οὐχ ἥκιστα δοκεῖ εἶναι φρόνιμον, τῷ τε τίκτειν παρὰ τὰς ὁδούς (τὰ γὰρ θηρία διὰ τοὺς ἀνθρώπους οὐ προσέρχεται); im VI.;

εἴθισται δ' ἄγειν τοὺς νεβροὺς ἐπὶ τοὺς σταθμούς· ἔστι δὲ τοῦτο τὸ χωρίον αὐταῖς καταφυγή, πέτρα περιρραγεῖσα μίαν ἔχουσα εἴσοδον, οὗ καὶ ἀμύνεσθαι εἴωθεν ἤδη τοὺς ἐπιτιθεμένους, im IX: ἔτι δὲ τὰ τέκνα ἄγει ἐπὶ τοὺς σταθμούς, ἐθίζουσα οὗ δεῖ ποιεῖσθαι τὰς ἀποφυγάς· ἔστι δὲ τοῦτο πέτρα ἀπορρώξ, μίαν ἔχουσα εἴσοδον, οὗ δὴ καὶ ἀμύνεσθαι ἤδη φασὶν ὑπομένουσαν. Offenbar sind τέκνα, ἀποφυγαί, τοῦτο, ἀπορρώξ Verschlechterungen der im VI. B. gebrauchten Ausdrücke, ἐθίζουσα (veranlafst durch εἴθισται) οὗ δ. π. τ. ἀ. ist kaum griechisch; man erwartet etwa δεικνύουσα οἷ. Nach VI. suchen die Hirsche die Einsamkeit auf καὶ διὰ τὴν παχύτητα· ὑπερβάλλουσα γὰρ γίνεται τοῦ θέρους αὐτῶν, διὰ καὶ οὐ δύνανται θεῖν, ἀλλ' ἁλίσκονται ὑπὸ τῶν πεζῇ διωκόντων. Dasselbe steht mit andern Worten IX: ἔτι δὲ ὁ ἄρρην ὅταν γένηται παχύς (γίνεται δὲ σφόδρα πίων ὀπώρας οὔσης), οὐδαμῶς ποιεῖ αὑτὸν φανερὸν ἀλλ' ἐκτοπίζει ὡς διὰ τὴν παχύτητα εὐάλωτος ὤν. Abgesehen von dem widersprechenden ὀπώρας erwartet man für das sonderbare ποιεῖ αὑτὸν φανερόν nur φαίνεται oder ἐκφαίνεται, für ἐκτοπίζει, das auch aus VI c. 29 herübergeschleppt wurde, einen Ausdruck wie κρύπτει ἑαυτόν, da dem fetten Hirsch die Auswanderung nicht hilft. — Ζιβ 500ᵇ 23 ist reproduziert 612ᵇ 15, Ζιϑ 600ᵇ 9 ohne Angabe des Grundes und Zweckes der Handlung — was für IX. ganz charakteristisch ist — 611ᵇ 34. Die Notiz Ζιζ 563ᵃ 1 kehrt breit und weitschweifig wieder 613ᵃ 17. Das 8. Kapitel des IX. B. enthält Anklänge an VI. c. 1. Was im IX. Anstofs erregt (613ᵇ 9 ἐν τῷ λείῳ, ἄκανθάν τινα καὶ ὕλην) ist im VI. anders ausgedrückt (558ᵇ 31 ἐν τῇ γῇ, nur ὕλην). Dafs die Kraniche in weit entfernte Länder fliegen, lesen wir zweimal im VIII. B. (596ᵇ 30 u. 597ᵃ 30). Aber auch im IX. (614ᵇ 18) werden diese Wanderungen beschrieben und hier wird wie dort vom Kranich auf den Pelekan übergegangen.

Lehrreich ist auch die Vergleichung zweier Stellen über den Nestbau des Geiers im VI. und IX. B. Es heifst

563ᵃ 5 ὁ δὲ γὺψ νεοττεύει μὲν ἐπὶ πέτραις ἀπροσβάτοις· διὸ σπάνιον ἰδεῖν νεοττιὰν γυπὸς καὶ νεοττούς. καὶ διὰ τοῦτο καὶ Ἡρόδωρος ὁ Βρύσωνος τοῦ σοφιστοῦ πατὴρ φησὶ εἶναι τοὺς γῦπας ἀφ' ἑτέρας γῆς, ἀδήλου ἡμῖν, τοῦτό τε λέγων τὸ σημεῖον, ὅτι οὐδεὶς ἑώρακε γυπὸς νεοττιάν, καὶ ὅτι πολλοὶ ἐξαίφνης φαίνονται ἀκολουθοῦντες τοῖς στρατεύμασιν. τὸ δ' ἐστὶ χαλεπὸν μὲν ἰδεῖν, ὦπται δ' ὅμως. τίκτουσι δὲ δύο ᾠὰ οἱ γῦπες.

615ᵃ 8 γυπὸς δὲ λέγεται ὑπό τινων ὡς οὐδεὶς ἑώρακεν οὔτε νεοττὸν οὔτε νεοττιάν· ἀλλὰ διὰ τοῦτο ἔφη Ἡρόδωρος ὁ Βρύσωνος τοῦ σοφιστοῦ πατὴρ ἀπό τινος αὐτὸν ἑτέρας εἶναι μετεώρου γῆς, τεκμήριον τοῦτο λέγων καὶ τὸ φαίνεσθαι ταχὺ πολλούς, ὅθεν δέ, μηδενὶ εἶναι δῆλον. τούτου δ' αἴτιον, ὅτι τίκτει ἐν πέτραις ἀπροσβάτοις· ἔστι δ' οὐδὲ πολλαχοῦ ἐπιχώριος ὁ ὄρνις. τίκτει δ' ἓν ᾠὸν ἢ δύο τὰ πλεῖστα.

Über diese zwei Stellen machen A.-W. die mir völlig rätselhafte Bemerkung II. S. 23: „Alles Wesentliche, was hier vom „Geier“ gesagt wird, kehrt IX. § 74 wieder, jedoch mit solchen kleinen Veränderungen, dafs man nicht annehmen kann, es sei von einer Stelle an die andere übertragen worden. An beiden Stellen trägt es den Stempel der Selbständigkeit, so dafs man annehmen kann, es sei an beiden Stellen von A. selbst geschrieben.“ Auf mich macht die 2. Stelle den entschiedenen Eindruck, als sei sie nicht von A. geschrieben. Sie ist ohne Zweifel ungeschickter abgefafst als die 1. Denn ἀλλὰ vor διὰ τοῦτο ist logisch unrichtig, das Adjektiv μετέωρος, das das einfache ἄδηλος ἡμῖν verdrängte, ist unerklärlich, das Adv. ταχὺ ist im Vergleich mit dem bezeichnenderen ἐξαίφνης viel zu schwach. Wozu endlich hätte A. diese Stelle zur Erläuterung der ἤθη der Tiere kopieren sollen?

Dieselbe Frage müssen wir uns stellen, wenn wir finden, dafs eine Einteilung der am Wasser lebenden Vögel, wie sie 615ª 20 steht, präziser schon im VIII. B. (593ª 25) gegeben ist. Auch was im 29. Kapitel des IX. B. über den Kuckuck vorgebracht wird, findet sich im wesentlichen schon im VI. B. (563ᵇ 14 ff.). Die einleitende Bemerkung dieses Kapitels aber (ὥσπερ εἴρηται ἐν ἑτέροις) deutet an, dafs das IX. B. kein Teil der Tiergeschichte, sondern ein anderes Werk sei.[1]) Dafs es nicht von A. herrührt, verrät auch dieses Kapitel. Denn es ist nicht Aristotelisch, verschiedene einander widersprechende Ansichten anderer (ὥς φασίν, οἱ δὲ λέγουσιν u. s. w.) vorzubringen, ohne sie zu kritisieren und eine Entscheidung zu treffen; es ist nicht Aristotelisch, die eigenen Werke aus Mangel an Stoff und Armut an Gedanken zu plündern, was im cap. 29 der Fall ist, wie nachstehende Vergleichung zeigt.

VI. Buch	IX. Buch
563ᵇ 30 ὁ κόκκυξ τίκτει μέν, ἀλλ' οὐ ποιησάμενος νεοττιάν, ἀλλ' ἐνίοτε μὲν ἐν τῇ τῶν ἐλαττόνων ὀρνίθων ἐντίκτει καταφαγὼν τὰ ᾠὰ τὰ ἐκείνων, μάλιστα ἐν ταῖς τῶν φαβῶν νεοττιαῖς καταφαγὼν καὶ τὰ τούτων ᾠά. τίκτει δ' ὀλιγάκις μὲν δύο, τὰ δὲ πλεῖστα ἕν. ἐντίκτει δὲ καὶ τῆς ὑπολαΐδος νεοττιᾷ· ἡ δ' ἐκπέττει καὶ ἐκτρέφει.	618ª 8 ὁ δὲ κόκκυξ, ὥσπερ εἴρηται ἐν ἑτέροις, οὐ ποιεῖ νεοττιάν, ἀλλ' ἐν ἀλλοτρίαις τίκτει νεοττιαῖς, μάλιστα μὲν ἐν ταῖς τῶν φαβῶν καὶ ἐν ὑπολαΐδος καὶ κορύδου χαμαί, ἐπὶ δένδρου δ' ἐν τῇ τῆς χλωρίδος καλουμένης νεοττιᾷ. τίκτει μὲν οὖν ἓν ᾠόν, ἐπῳάζει δ' οὐκ αὐτός, ἀλλ' ἐν οὗ ἂν τέκῃ νεοττιᾷ, οὗτος ὁ ὄρνις

[1]) Mit eben diesem Ausdruck ist in der Schrift von den Teilen der Tiere (640ª 2) auf die Physik II 9 verwiesen; ibid. ª8 mit διώρισται ἐν ἑτέροις auf de gen. et corr. II, 11, Metaph. IV, 2 etc.

Ζγγ. 750ᵃ 11

ὁ δὲ κόκκυξ ὀλιγοτόκον ἐστίν.... ὅτι ψυχρὸς τὴν φύσιν ἐστίν (δηλοῖ δ' ἡ δειλία τοῦ ὀρνέου), ... ὅτι δὲ δειλόν, φανερόν· ὑπό τε γὰρ τῶν ὀρνέων διώκεται πάντων καὶ ἐν ἀλλοτρίαις τίκτει νεοττιαῖς... οὐθεὶς γὰρ μονοτόκος ὄρνις πλὴν ὁ κόκκυξ, καὶ οὗτος ἐνίοτε διτοκεῖ.

ἐκκολάπτει καὶ τρέφει. Nun folgen fünf verschiedene Ansichten über den Untergang der Jungen desjenigen Vogels, in dessen Nest der Kuckuck gelegt hat. Zum Schlufs heifst's: δοκεῖ δ' ὁ κόκκυξ φρόνιμον ποιεῖσθαι τὴν τέκνωσιν. διὰ γὰρ τὸ συνειδέναι αὐτῷ τὴν δειλίαν καὶ ὅτι οὐκ ἂν δύναιτο βοηθῆσαι, διὰ τοῦτο ὥσπερ ὑποβολιμαίους ποιεῖ τοὺς ἑαυτοῦ νεοττούς, ἵνα σωθῶσιν. τὴν γὰρ δειλίαν ὑπερβάλλει τοῦτο τὸ ὄρνεον· τίλλεται γὰρ ὑπὸ τῶν μικρῶν ὀρνέων, καὶ φεύγει αὐτά.

Zu beachten ist noch, dafs in beiden echten Stellen übereinstimmend gesagt wird, der Kuckuck lege in der Regel zwar nur ein Ei, doch hie und da auch zwei, während dagegen im IX. B. nur von einem die Rede ist. Ferner wird im VI. B. bestimmt ausgesprochen, der Kuckuck fresse die Eier des Pflegevogels auf; im IX. dagegen werden noch vier andere Möglichkeiten erwähnt. Die Art vollends, wie diese einander gegenübergestellt werden, ist so unlogisch, dafs ich nicht verstehe, wie nach A.-W. dieser Abschnitt sich allenfalls in Stil und Darstellung als Aristotelisch bezeichnen läfst. Wie konnte A., nachdem er nach ein paar Bemerkungen über den Kuckuck selbst zwei von einander abweichende Ansichten über den Untergang der Jungen des Pflegevogels gebracht hat, den absonderlichen Schlufs anfügen: τὰ μὲν οὖν πλεῖστα τούτων ὁμολογοῦσιν αὐτόπται γεγενημένοι τινές (man erwartet eher πάντες oder nur οἱ αὐ. γ.). περὶ δὲ τῆς φθορᾶς τῆς τῶν νεοττῶν τῆς ὀρνίθος οὐχ ὡσαύτως πάντες λέγουσιν? Nun bringt er gar noch drei neue fremde Meinungen über den Untergang der betreffenden Jungen, ohne von den fünfen eine als die wahrscheinliche hinzustellen. Endlich scheinen mir auch die Worte τὴν γὰρ δειλίαν ὑπερβάλλει τοῦτο τὸ ὄρνεον· τίλλεται γὰρ ὑπὸ τῶν μικρῶν ὀρνέων verglichen mit der schlichten Notiz Ζγγ ὅτι δὲ δειλόν, φανερόν· ὑπό τε γὰρ τῶν ὀρνέων διώκεται πάντων die Nachahmung anzudeuten; denn die Nachahmer übertrieben bekanntlich gern. Noch ein Bedenken ist zu erwähnen. Es ist zu unwahrscheinlich, dafs ein selbständiger Schriftsteller einen Vogel zuerst schlechtweg mit χλωρίς bezeichnete (Ζιθ 592ᵇ 17) und erst an den späteren Stellen (Ζιι 615ᵇ 32 und hier 618ᵃ 11) den Zusatz ἡ καλουμένη für nötig hielt.

Die Angaben 618ᵇ 10 sind anstöfsig, weil schon Zζ 563ᵃ 32 die Zahl der Eier des Raben sowie seine Lieblosigkeit gegen die Jungen angegeben ist.

Auch ein Vergleich des 34. Kapitels des IX. B. (619ᵇ 23 ff.) mit VI. cap. 6 zeigt die Unmöglichkeit, dafs A. ersteres abfafste. Denn anstatt dafs im IX. B. schon Erwähntes kurz abgethan wird, ist gerade das Gegenteil der Fall. VI. 6 heifst es, dafs der Adler das eine seiner Jungen, ἀχθόμενος τῇ ἐδωδῇ, aus dem Neste werfe, welches dann φήνη aufnehme und ernähre. IX. cap. 34 nun wird in zehn Zeilen viermal angegeben, dafs der Adler seine Jungen herauswerfe (ταῦθ' ὅταν ἐκβάλλῃ ἐκεῖνος . . . ἐκβάλλει ὁ ἀετὸς πρὸ ὥρας . . . ἐκβάλλειν δοκεῖ ὁ ἀετὸς τοὺς νεοττοὺς . . . ὁ δ' ἐκβάλλει καὶ κόπτει αὐτούς· οἱ δ' ἐκβαλλόμενοι βοῶσι), höchst weitschweifig auseinandergesetzt, dafs er es aus Neid thut (διὰ φθόνον. φύσει γάρ ἐστι φθονερός κτλ.), endlich dreimal bemerkt, dafs φήνη die hinausgeworfenen aufnimmt (τὰ τέκνα ἐκτρέφει . . . τοῦ ἀετοῦ . . . ἀναλαβοῦσα τρέφει . . . οὕτως ὑπολαμβάνει αὐτοὺς ἡ φήνη). So schreibt ein Philosoph nicht. Und wie das ganze IX. B., weist auch dieses Kapitel zahlreiche poetische, zusammengesetzte Ausdrücke auf, wie sie die hellenistische Zeit liebte (εὐβίοτος, δειπνοφόρος, ἤπιος, ὀξύπεινος, ὀξυλαβής, ἀπερύκω), verrät seinen Verfasser als Kompilator durch den rein äufserlichen Zusammenhang der Sätze (z. B. ἡ φήνη ἐπάργεμός τ' ἐστι καὶ πεπήρωται τοὺς ὀφθαλμούς· ὁ δ' ἁλιάετος ὀξυωπέστατος μέν ἐστι, wozu man 609ᵇ 16 vergleichen möge), tischt den Lesern alberne Fabeln auf. Dasselbe Resultat liefert die Vergleichung von Ζιζ 568ᵇ 13 und Ζι 621ᵃ 20, Stellen, die besagen, dafs das Männchen des Welses Eier und Jungen bewache. Als unecht beweisen die 2. Stelle, an der die 1. nicht erwähnt wird, poetische Wörter wie ἐρύκειν, ᾄττειν, die natürlich bei A. nicht vorkommen, so wenig wie die Konstruktion διαφεύγειν ἀπό τινος; für das unrichtige τἆλλα ἰχθύδια steht vorn τὰ παρατυχόντα ἰχθύδια, für das unpassende διαρπάζειν vorn κατεσθίειν. Ferner findet sich μυγμός, ἀγκιστροφάγος, φιλόστοργος, προσεῖναι ἐν nicht in echten Arist. Schriften. (Fortsetzung folgt).

Würzburg. L. Dittmeyer.

Potenzsummen von Wurzeln der Kreisteilungsgleichungen.

Die vorliegende Note bezweckt eine einfache Berechnung der Potenzsummen und der symmetrischen Funktionen der Wurzeln der Gleichung

$$x^{p-1} + x^{p-2} + x^{p-3} + \dots + 1 = 0 \dots\dots \text{I.}$$

Bekanntlich gestaltet sich die Berechnung der Wurzeln einer binonschen Gleichung von der Form

$$x^p = 1$$

sehr einfach:

Ist p eine Primzahl und x_1 eine von 1 verschiedene Einheitswurzel, so können die p Wurzeln dieser Gleichung durch

$$x_1\ x_1^2,\ x_1^3,\ x_1^4 \ldots x_1^{p-1}, x_1^p = 1$$

dargestellt werden. Die Wurzeln

$$x_1\ x_1^2\ x_1^3\ x_1^4 \ldots x_1^{p-1}$$

sind demnach die Wurzeln der Gleichung I, welche so geordnet werden können, dafs jede dieselbe rationale Funktion der vorhergehenden ist wie die erste von der letzten. (cf. Bachmann, Kreisteilungstheorie S. 44), d. h. jede Wurzel obiger Reihe, in die aufeinanderfolgenden p — 1 Potenzen (mod p) erhoben, liefert immer wieder dieselbe Reihe.

Anders gestaltet sich die Sache, wenn p eine zusammengesetzte Zahl ist. Zwar bilden auch hier die Wurzeln eine nach aufeinanderfolgenden Potenzen einer Wurzel fortlaufende Reihe, aber nicht jede von ihnen hat die Eigenschaft, dafs ihre p — 1 ten Potenzen sämmtliche Wurzeln liefern. Sind z. B. von $x^6 = 1$ die Wurzeln 1, x_1, x_2, x_3, x_4, x_5, so sind in den 6 Potenzen von x_2 nur die Wurzeln x_4, 1 und x_2 enthalten. Wählen wir dagegen x_1 oder x_5, so können wir durch Potenzieren sämtliche Wurzeln reproduzieren. Diese Thatsache beruht eben darauf, dafs x_2 und x_5 primitive Wurzeln sind. Um die Potenzsummen für solche Gleichungen zu finden, müssen wir vorerst sehen, ob für dieselben primitive Wurzeln existieren, d. h. solche Wurzeln, welche keiner Gleichung von derselben Form und niederem Grade als p angehören. Solche giebt es aber auch in dem Falle, dafs $p = r^\mu s^\nu q^\sigma$ etc. ist. Wir brauchen nur die Gleichungen

$$x^{r^\mu} = 1,\ x^{s^\nu} = 1,\ x^{q^\sigma} = 1 \text{ etc. aufzulösen.}$$

Sind α, β, γ etc. solche von der Einheit verschiedene Wurzeln, so ist

$$x = \alpha . \beta . \gamma . \delta \ldots$$

eine solche Wurzel, die p Werte hat, da α deren r^μ, β deren s^ν etc. besitzt. Wie also auch p sein mag, prim oder zusammengesetzt, so gibt es immer eine primitive Wurzel, deren sämtliche aufeinanderfolgende p — 1 Potenzen die übrigen Wurzeln liefern. (cf. Gaufs, Disquisitiones arithmeticae.)

Um nun die Potenzsummen der Gleichung

$$x^{p-1} + x^{p-2} + x^{p-3} + \ldots + 1 = 0$$

zu bilden, verfahren wir in der folgenden Weise:

Es seien $x_1, x_2, x_3 \ldots x_{p-1}$ die sämtlichen Wurzeln. Wir bezeichnen mit

$$\Sigma x^{\mu} = x_1^{\mu} + x_2^{\mu} + x_3^{\mu} + \ldots + x_{p-1}^{\mu}$$

Ist μ prim zu p, so läfst sich die Summe auch durch die Reihe $\Sigma x^{\mu} = x_1^{\mu} + x_1^{2\mu} + \ldots + x_1^{(p-1)\mu}$ darstellen.

Die Exponenten μ, 2μ, $3\mu \ldots (p-1).\mu$ sind aber die sämtlichen Reste mod p; mithin fällt die Reihe für Σx^{μ} mit $\Sigma x^{\mu} = x_1 + x_1^2 + x_1^3 + \ldots + x_1^{p-1}$ zusammen und unterscheidet sich von ihr nur durch die Anordnung der Glieder. Nach der Newton'schen Formel ist aber

$$\Sigma x^{\mu} = -1.$$

Ist μ durch p teilbar, so ist

$$\Sigma x^{\mu} = 1 + 1 + 1 \qquad (p-1) \text{ mal, also} = p - 1, \text{ da}$$

$$x_1^{\mu} = x_1^{2\mu} = x_1^{3\mu} = \ldots x_1^{(p-1)\mu} = 1.$$

Durch diese Überlegung werden die grofsen Rechnungen nach Girard oder Waring (Meditiones algebraicae, Cauchy (Exercices de Mathématiques 4. Jahrg. S. 103 etc. etc. Matthiesson, Gleichungen Meyer Hirsch, Roberts, Serret, höhere Algebra) für diesen speziellen Fall umgangen.

Da alle symmetrischen Funktionen durch obige Potenzsummen dargestellt werden können, so gestaltet sich ihre Berechnung wesentlich einfacher. Weitere Untersuchungen folgen später.

Schweinfurt. Dr. Schumacher.

II. Abteilung.

Recensionen.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum disputationum libri quinque. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. L. W. Hasper. I. Bändchen. Buch I und II. 1883. 114 S. II. Bändchen. Buch III bis V. 159 S. 1885. Gotha. F. A. Perthes. (Doppelausgabe.)

Die Ausgabe ist nach den Grundsätzen der Bibliotheka Gothana bearbeitet und kann zum Gebrauch in Schulen empfohlen werden. Sie bietet nicht das Übermafs von Erklärungen und Übersetzungshilfen wie der Kommentar von Meifsner, aber auch nicht die Abgerundetheit und Selbständigkeit des Kommentars von Tischer-Sorof. Freilich ist es in einem Schulkommentar zu den Tusculanen nach solchen Vorgängern

schwer, viel Neues in den Anmerkungen zu bringen, aber auch das bekannte in eine dem Schülerverstande angemessene Form zu kleiden ist eine Kunst. Im allgemeinen hat der Herausg. dieser neuen Ausgabe in diesem Punkte das Richtige getroffen. Nur dünkt uns der Ausdruck hier und da etwas zu wenig gewählt, so z. B. in der Einleitung S. 2 „im Jahre 155 begann sich in Rom ein gröfserer Hunger nach Philosophie zu regen" oder S. 4, „die Schrift ist von echt römischem Geiste durchwoben und . . mit Erinnerungen an die grofsen Männer der Vorzeit . . . gespickt." — Was den Text anlangt, so ist derselbe mit ziemlich glücklichem Eklektizismus konstituiert; manchmal freilich wundert man sich, warum sich H. den neueren Ausgaben nicht angeschlossen hat, wie z. B. I § 37, wo in dem Tragiker-Fragment mit Baiter falso sanguine geschrieben wird, obwohl Ribbeck, Müller, Sorof (siehe dessen Note) mit Recht an dem allitterierenden salso sanguine festhalten. In den Anmerkungen sind einige — zum Teil recht sonderbare — Druckfehler stehen geblieben, so im I. Bändchen S. 10 b inquam statt in quam, S. 31 a Sommerwärme statt Sonnenwärme, S. 42 b Asyntheton statt Asyndeton, S. 43 a Iuventute statt Iuventate, wie im Texte steht; S. 92 b veweichlicht statt verw.; S. 105 a Titel statt Tutel. — Buch V § 13 fin. steht virtutem st. virtutum u. s. w.

Quaestiones Tullianae. Pars prima de Ciceronis epistulis. Scripsit C. A. Lehmann. Prag und Leipzig 1886. Freytag u. Tempsky. VIII u. 136 S.

C. A. Lehmann bereitet eine Ausgabe der Briefe Ciceros vor und erscheint für diese Aufgabe sowohl durch seine früheren kritischen Beiträge zu Ciceros Schriften (meist im Hermes veröffentlicht) und durch seine Jahresberichte über die Litteratur zu Ciceros Briefen (in den Berliner Jahresber. des Philol. Vereins) als auch insbesondere durch vorliegende Arbeit als in hohem Grade geeigenschaftet. In den quaestiones Tullianae legt der V. einen reichen Schatz von grammatischen und stilistischen Bemerkungen nieder. Diese genaue Kenntnis des ciceronischen Sprachgebrauches überhaupt und besonders des epistolaren Stiles, für dessen Eigentümlichkeiten und Freiheiten er ein feines Verständnis besitzt, läfst Hrn. L. an einer grofsen Zahl von verderbten Stellen die richtige Heilung finden, während er an anderen mit Glück die überlieferte Lesart gegen die Anfechtungen neuerer Kritiker, besonders Wesenbergs schützt. Es ist hier nicht der Ort, die nach Hunderten zählenden Emendationsvorschläge des Herrn V. im einzelnen durchzuprüfen; dafs der Text der Briefe dadurch ganz bedeutend gewonnen hat, diese Thatsache ist ebenso unzweifelhaft wie erfreulich. — Ein paar kleine Notizen sei noch gestattet hier anzufügen. In Kap. III, wo L. über den Gebrauch der Asyndeta bei Cicero handelt, hätte die sorgfältige Monographie von S. Preufs, de bimembris dissoluti apud scriptores Romanos usu sollemni 1881, erwähnt, resp. Stellung zu ihr genommen werden sollen, S. 86 ist die Lesart Cael. ep. fam. 8, 6, 4 frigore frigescimus zweifellos die richtige, vgl. noch Vatin. ep. fam. 5, 10, 1 me frigus Dalmaticum refrigeravit und act. Erlang. II S. 29; zu der richtigen Erklärung (S. 87) von unus = maxime in Stellen wie ep. Att. 1, 19, 8 sic mitigata sunt (odia) comitate quadam mea, me unum ut omnes illi colunt hätte vor allem der gerade in den Briefen beliebte Gebrauch von unice beigefügt werden sollen, wie ep. fam. 6, 12, 2 unice diligere, und der verwandte Gebrauch bei Plautus, der z. B. Stich. 11 sagt unus unice probus, worüber jetzt zu vergl. M. Paul, de unus nominis numeralis apud scriptores usu, Diss. inaug. Jena 1884, S. 8—10;

L.'s Bedenken S. 126 gegen das Vorkommen von accidit mit Acc. c. Inf. (ep. fam. 6, 11, 1, wo Otto und Wesbg. änderten ut mihi . . . esset) sind ungerechtfertigt, denn so findet sich accidit auch konstruiert ep. fam. 3, 10, 5 und p. Caec. § 8; man vergl. auch die bei Cic. singuläre Struktur von contigit mit Inf. in der Rede p. Arch. § 4.

Q. Curti Rufi Historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt. Für den Schulgebrauch erklärt von Th. Vogel. Erstes Bändchen. Buch III—V. Dritte Auflage. 1885. 229 S. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Von einer durchgreifenderen Umarbeitung dieses nun in dritter Auflage erscheinenden Schulkommentars hat der V. abstehen müssen, da er — wie in der Vorrede bemerkt — eben im Begriffe war, ein verantwortungsvolles, neues Amt zu übernehmen, als die Aufforderung, die nötig gewordene dritte Auflage zu besorgen an ihn herantrat. Trotzdem zeigt uns ein auch nur oberflächlicher Vergleich dieser mit der vorhergehenden Auflage, dafs nicht nur die Noten unter dem Texte einer sorgfältigen Revision unterzogen, sondern dafs auch für den Text die inzwischen erschienenen Arbeiten, insbesondere Kinch's wertvolle Quaestiones Curtianae, verwertet wurden. Nicht zu vergessen sind endlich auch die zahlreichen verbessernden, vervollständigenden und erweiternden Zusätze, mit denen V. die dem Texte vorausgehende Syntaxis Curtiana bereichert hat. Ref. hatte wiederholt Gelegenheit, gerade diesen Teil des Buches zu prüfen und hat ihn als ein schätzenswertes Glied in der Reihe unserer Spezialliteratur über historische Syntax kennen gelernt. Die Umparagraphierung mag zwar der ganzen Skizze eine übersichtlichere Form gegeben haben, doch hätte ich lieber die alte beibehalten gesehen, schon mit Rücksicht auf die jetzt erschwerte Benützung, da die einen nach den beiden ersten, andere nach der dritten Auflage zitieren werden. Der Kommentar genügt nach allen Seiten den Anforderungen. Der Schriftsteller wird nicht nur für sich allein betrachtet, sondern nach Sprache und Inhalt durch passende Parallelen erläutert. Wir sehen schon aus den kurzen Hinweisen Vogels, wie sehr Curtius sich an den Meister Livius im einzelnen Ausdruck wie in der ganzen Art der Darstellung anlehnt. Sache des Lehrers ist es, an instruktiven Beispielen diese Abhängigkeit näher zu beleuchten, so z. B. die Schilderung des Seesturms IV, 3, 18 nach Liv. 22, 19, 10; vergl. auch Tacit. Ann. II, 23. Auf die gemeinsame Quelle Livius sind viele solche Zusammenstimmungen zwischen Curtius und Tacitus zurückzuführen, so z. B. die Phrase ad spem erigere Curt. 4, 7, 1 — Tac. Ann. II, 25, 1 nach Liv. 21, 19, 7; 20, 9. Nicht erwähnt finde ich weder bei Mützell noch bei Vogel die auffallend ähnliche Schilderung einer Mondsfinsternis und ihrer Folgen für die Stimmung des Heeres bei Curtius IV, 10, 1 und Tacit. I, 28 (bes. die Worte rex impetu animorum utendum ratus secunda vigilia castra movit bei Curt. und utendum inclinatione ea Caesar — ratus circumiri tentoria iubet bei Tac.); vgl. auch miserabile agmen Curt. V, 5, 5 und Tac. Ann. I, 40. Die Sache verdient eingehendere Beachtung. — Anderes hat Curtius mit einem anderen tonangebenden Schriftsteller der silbernen Latinität gemeinsam, nämlich Velleius Paterculus; so den Gebrauch von plurimus als attributives Adjektiv im Singular, einen Gebrauch, den eigentlich erst Velleius freier gestaltet hat, s. meine Note zu Cic. Rosc. Am. p. 218. Wie Velleius zweimal (2, 95, 2; 2, 97, 3) plurimus sanguis sagt, so auch Curt. 4, 6, 18, worüber die Erklärer schweigen. — Der Herausg. möge mir gestatten, einige Parallelen zu zwei Stellen hinzuzufügen, die eigentlich über den Rahmen dieser Besprechung hinaus-

gehen, da sie dem zweiten Bändchen angehören. 6, 3, 8 heifst es cum feris bestiis res est quas . . . longior dies mitigat; dafs wir es mit einer Formel des Alltaglebens zu thun haben, zeigen die Stellen aus Cic. Cael. 77 iam aetas omnia, iam usus, iam dies mitigarit, p. Mur. 65 te . . studiis flagrantem iam usus flectet, dies leniet, aetas mitigabit, ep. fam. 6, 13,12 nam et res eum quotidie (!) et dies et opinio hominum . . . mitiorem facit. — Der Beachtung wert erscheint mir auch die Verbindung pax quies 6, 3, 5, die in der christlichen Zeit zu einer Formel der Begrüfsung (und des Segens) wurde; man vergl. pacem quietemque vobis! im Querolus S. 5, 4 Peiper und die im alten und neuen Testament häufige Formel pax vobis, tibi (Liber Jos. 22,4 quin igitur dedit Dominus Deus vester fratribus vestris quietem et pacem, sicut pollicitus est). Endlich sei noch eine Vermutung mitgeteilt: 7, 8, 11 haben die codd. abhorrent forsitan moribusque nostris et tempora et ingenia cultiora sortitis. Jeep. Fleckeis. Jahrbb. 1882, S. 792, schlägt vor moribus oribusque, Vogel liest moribus hominibusque. Das Richtige scheint mir keiner von beiden getroffen zu haben, daher mein Vorschlag lautet: vita moribusque. Für die Richtigkeit desselben spricht einerseits der leicht zu erklärende Ausfall von vita nach forsitan, andrerseits die Häufigkeit und Beliebtheit der formelhaften Verbindung vita moresque; vgl. die Belege zu Rosc. Am. § 109; Liv. 40, 16, 3 vitam ac mores, Amm. Marc. 26, 6, 1 vita moribusque.

München. G. Landgraf.

Festi breviarium rerum gestarum populi Romani edidit Carolus Wagener. Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum edita curante Carolo Schenkl. Lipsiae et Pragae 1886. Freytag u. Tempsky. XIV. 23 S. 0,50 ℳ.

Während Dr. Wendelin Foerster, der zuerst das handschriftliche Material zu dieser kleinen Schrift des Festus kritisch gesichtet hat, seiner Ausgabe (Jahresbericht über das k. k. Josefstädter Ober-Gymnasium in Wien für das Schuljahr 1874, S. 1 f.) den cod. Gothanus s. IX zu Grunde legte, glaubte Wagener in dieser vorliegenden neuen Edition vielmehr dem cod. Bambergensis s. XI den Vorzug geben zu müssen. So z. B. schreibt er cap. 2,2 mit B: Lucius Tarquinius Superbus expulsus regno est anno XXIIII, dagegen Foerster mit G: Lucius Tarquinius Superbus [qui] expulsus regno est, annos XXIIII (sc. regnavit, was aus dem Vorhergehenden zu ergänzen ist). Dafs letztere Lesart die richtige ist, ergibt sich daraus, dafs Festus für die Königszeit CCXLIII Jahre in Anschlag bringt; er hat mithin für den letzten König volle 24 Jahre gerechnet. Wahrscheinlich interpretierte er Livius I, 60, 3, dessen Zahlen er sonst überall gefolgt ist, dahin, dafs Tarquinius Superbus im 25. Regierungsjahre vertrieben worden sei, während Livius in Wahrheit auch dieses Jahr für voll nahm und demgemäfs 244 Jahre auf die Königsherrschaft zählt. — Cap. 5, 2 schreibt W. mit B. in dicionem acceptae sunt; F. mit G: in dicionem nostram acceptae sunt. Entweder ist: in deditionem (wie in G korrigiert ist) acceptae zu lesen, da es sich um eine Wiederunterwerfung handelt (vgl. cap. 7, 5 in deditionem accepimus; cap. 16, 3 in deditionem accepit), oder nostram herzustellen, weil eine nähere Bestimmung nicht fehlen darf (vgl. cap. 7, 6 in dicionem nostram Pannoniae venerunt; 9, 3 in dicionem nostram redegit; 9, 4 ita dicioni reipublicae . . . . sunt adquisitae; 20, 2 in fidem Romanae dicionis recepit); cap. 10, 3 ist wohl juncta deditione statt des sinnlosen juncta dicione — beide Wörter werden in den Handschriften häufig verwechselt — zu ändern, ebenso 14, 6 ita ut quinque gentium . . . deditionem (statt dicionem) adsequeremur (kraft eines Vertrags). — 1, 4

schreibt W. richtig mit B. cum summa admiratione (G: administratione), dagegen falsch 25, 3 Pro qua admiratione, wo G. richtig administratione hat. — 7, 1 stellt W. mit Florus 2, 7, 6 den Namen Laevinus her (= M. Valerius Laevinus, praetor 539, propraetor 540, cos. 554 s. Livius XXIV, 10, 4; 11, 3; 20, 12; 40, 1 f. XXVI, 22, 12 f.; 24; 28; 40 etc.), dagegen schreibt er irrig 7, 5 per Lucium Ancium praetorem, obwohl es keine gens Ancia, sondern nur eine gens Anicia gab und der Prätor bei Livius XLIV, 17, 5 und 10; 21, 4; 30, 12; 32, 1—5 XLV, 26, 1 f. Florus 2, 13 deutlich Anicius heifst. — 11, 2 läfst W. Mummius stehen, da doch nur (mit F.) Cn. Manlius Vulso (cos. 565), der bekannte Sieger über die kleinasiatischen Galater gemeint sein kann, vgl. Livius XXXVIII, 12 f. Florus 2, 11, aus welchen beiden Festus seine Nachrichten entnahm. Berücksichtigen wir, dafs die meist abgekürzt geschriebenen Pränomina auch in den besten Handschriften nicht selten verwechselt werden, so dürfen wir auch ohne Bedenken 17, 4 Caius Cassius für Lucius Cassius (mit Liv. epit. 108; Eutrop. 6, 18) und 19, 2 und 3 Caius Caesar für Claudius Caesar herstellen, weil der Quästor des Crassus mit dem Prätor des J. 710 und Mörder Cäsar's identisch ist und der Enkel des Augustus nicht der claudischen, sondern der julischen Familie (durch Adoption) angehörte vgl. Florus 4, 12 etc. — 19, 3 ist Parthis vor Arsaces als alberner Zusatz zu streichen, da es sich ja vielmehr um die Einsetzung von Königen in Armenien handelt, s. Florus a. a. O. Auch sonst ist der Text durch fremde Zusätze entstellt, so z. B. dürften die Worte 6, 3 (legionibus) quae terna (G: quaterna, darüber von andrer Hand qui also: quina) milia Italorum habuerunt kaum von Festus herrühren; man streiche sie daher ganz oder ändere wenigstens terna in quina, da zu Cäsar's Zeit die Legion nicht unter 5000 Mann hatte. Als ähnliches Glossem betrachte ich 5, 1 den Satz: Postea ad Hispanos tumultuantes Sylla (!) missus eos vicit, denn vom Krieg gegen Sertorius, der hier allein in Betracht kommen kann, ist gleich darauf (5, 2) ausdrücklich die Rede. Die häfsliche Stelle 27, 2 ist wohl zu bessern: Verum ⟨pugnis Sisarvena, Singarena et iterum Singarena, praesente Constantio, ac Sicgarena, Constantiniensi quoque et⟩ cum Amida capta est, grave sub eo principe respublica vulnus accepit, denn auf die nächtliche Schlacht bei Singara (s. Ammian. Marcell. 18, 5, 7) kommt Festus 27, 3 zu sprechen. Daher sind die oben in Klammern gesetzten Worte wohl nur als die Erläuterung eines alten Kommentators zu den vorausgehenden: acriori Marte noviens decertatum est zu betrachten. Da es 27, 3 heifst, die Schlacht bei Singara hätte beinahe alle früheren Unglücksfälle aufgewogen, so kann der Satz Narasarensi (sc. pugna beim Kanal Μααρσάρης des Ptolemäus, Marses des Ammian 23, 6, 25) autem, ubi Narseus (s. Ammian. 17, 5, 2; 24, 6, 12) occiditur, superiores discessimus im Original nicht gestanden haben, sondern ist ebenfalls, wenn auch eine sehr alte Glosse. — 15, 3 schreibt W. Madaena, 18, 3 Madena, 28, 3 Madenea, obwohl überall dieselbe Landschaft gemeint ist (vgl. Eutropius 8, 3); — 11, 2 Mummius pro consule, Lollius pro praetore, sonst überall (trotz B) proconsul. — 13, 3 ist wohl primus für primum zu setzen, vgl. 11, 2 a. E.; 12, 1 quemadmodum perrexerit . . . monstrabitur für perrexit der Handschriften, zumal die Kürzung für er vom Schreiber leicht übersehen werden konnte. Druckfehler sind S. 3 Z. 7 nnnc für nunc S. 10 Z. 23 occurens für occurrens. Was die Orthographie anbelangt, so dürfte diejenige der Periode Cicero's für eine so späte Zeit (364 p. Chr. n.) schlecht genug gewählt sein und Formen wie adtriti, adcurrerent, conputetur etc. wären wohl besser zu vermeiden gewesen, da schon Quintillian die Assimilation anwendet.

Eichstätt. Bernhard Sepp.

Englmanns Übungsbuch zum Übersetzen ins Lateinische für die 2. Klasse der Lateinschule. 13. Aufl. besorgt von C. Welzhofer. München. 1885.

‚Schon wieder eine neue Auflage'[1]) wird wohl mancher Kollege seufzen, der sich darauf gefreut hatte endlich nach Ausmerzung der 11. Auflage die eine 12. Aufl. in den Händen aller seiner Schüler zu wissen. Zwar werden wir in der Vorrede getröstet, die Änderungen seien derart, ‚dafs ein gleichzeitiger Gebrauch der 12. und 13. Auflage ermöglicht ist.' Aber man vergleiche: die Numern 125, 136, 182 der 12. Aufl. entsprechen in der 13. den Numern 147, 154, 201. Diese Zahlen genügen, um jeden Lehrer der 2. Lateinklasse mit Grauen zu erfüllen, obschon er mit Dank die Erweiterungen begrüfst und mit Freude überall die nachbessernde Hand eines Praktikers erkennt. Freilich schleppt sich noch manches mit fort, was sehr leicht hätte gebessert werden können; z. B. n. 184 orno, statt onero; n. 63 dursten, st. dürsten; n. 68 assentio gegen das grammatische assentior; n. 88 alles andere, st. alles übrige; ‚fidem habere' ist schon zu n. 73 anzugeben, st. erst zu n. 78; n. 60 ‚prohibere ne = verhindern dafs' darf den Schülern dieser Stufe nicht zugemutet werden, zumal diese Konstruktion überhaupt selten ist; der gleiche Satz: ‚Cäsar floh, damit er die Feinde aus den Wäldern herauslockte' findet sich in n. 92 und 94, nur dafs einmal fugit, das andere Mal fugiebat übersetzt werden soll: wenn dahinter eine grammatische oder pädagogische Feinheit stecken soll, so gestehe ich, dieselbe nicht würdigen zu können; in einem Stücke über die 4. Konj. (n. 66) ist zum Satze ‚Schlafet nicht länger als 7 Stunden' diutius angegeben: im Stücke 38 des lat. Lesebuches, ebenfalls zur Einübung der 4 Konj. bestimmt, liest man ‚Augustus non amplius quam septem horas dormiebat'. — Überflüssig sind die Angaben: angustiae (n. 175), gaudium (n. 183), paululum (n. 186), unliebsam jene, wie: gehen = pergere (n. 80), einige = alii (n. 37 und 38), sowie die Sätze mit quisque und mit dem pron. reflex., welche unseres Erachtens den Schülern dieser Klasse ganz vorzuenthalten sind oder doch nur an lateinischen Sätzen des Lesebuches zur Anschauung gebracht werden sollen.

Um nicht Veranlassung zu künftigen Störungen zu geben, sollen nur solche Änderungen in Vorschlag gebracht werden, die sich leicht in den gegebenen Rahmen einfügen. Als Beispiel für den verneinten Infinitiv (n. 43) wünschte ich auch ein Deponens verwendet, nicht sowohl weil dem Schüler die Analogie ‚ne amaveris — ne cunctatus sis' zu schwierig wäre, sondern um der abscheulichen Form ‚ne cunctatus eris' entgegenzuwirken. — Sehr zu bedauern ist, dafs trotz der Erweiterungen abermals keine Übungsstücke für die Deklination der Adjektive eingefügt worden sind; wer glaubt, dafs solche nicht höchst notwendig sind? — Richtig wird in der Vorrede darauf hingewiesen, dafs die Regeln über den Acc. c. Inf. und die coniug. periphrast. die Denkkraft des Schülers mehr in Anspruch nehmen als das sonstige Pensum dieser Klasse; und sehr anerkennenswert ist die verbesserte Behandlung des Acc. c Inf. Aber ohne Zweifel fällt fast allen Schülern die coniug. periphrast. noch viel schwerer, weshalb die Anweisungen hiezu mit gröfserer Sorgfalt hätten umgearbeitet werden sollen. Man versuche es einmal mit folgenden Beispielen: mihi (tibi, ei, nobis, vobis, eis) legendum est (erat, fuit, fuerat, sit, esset etc. — hic liber mihi (tibi *etc.*) legendus est (erat *etc.*) und lasse nach diesen vor Augen gebrachten Beispielen ähnliche Sätzchen abwandeln. —

[1]) Obige Rezension befand sich schon seit längerer Zeit in den Händen der Redaktion. Anm. der Red.

Gleich das erste Übungsstück über ferre fordert alle Formen, was jedenfalls ein Fehler ist: zunächst begnüge man sich mit den Formen des Praesens-Stammes im Activ, sodann im Passiv; und selbst Perfect und Supinum sollte vorsichtiger Weise vorerst nur an den Compositis ante-, de-, per-, prae-, pro-, transferre eingeübt werden.

Um nicht unbescheiden zu erscheinen, wollen wir nicht zuviele Wünsche vorbringen; zum Schlufs sei nur noch die Frage (und zwar in Bezug auf die Englmannschen Übungsbücher überhaupt) geneigter Erwägung anheimgestellt, welche Form sich besser empfiehlt: amo 1. liebe, moneo 2. ermahne, tego 3. decke, audio 4. höre — oder: amare lieben, monere ermahnen, tegĕre decken, audire hören?

Nürnberg. Fr. Vogel.

Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die 3. Lateinklasse (Quarta) nebst einer gröfseren Anzahl zusammenfassender Repetitionsstücke über den Stoff der 2. Lateinklasse (Quinta) von Dr. Friedrich Gebhard, kgl. Studienlehrer in Amberg. Amberg. Verlag von Ed. Pohl. 1885.

Schon in den unteren Klassen der Lateinschule ist es für den lateinischen Unterricht von dem gröfsten Werte, den Schülern die einfacheren syntaktischen Regeln, ganz besonders aber die Anwendung der Kasuslehre in den mannigfachsten Beispielen und Redewendungen vor Augen zu führen und ihnen dadurch schon verhältnismäfsig bald einen gewissen Grad von Gewandtheit im lateinischen Ausdruck beizubringen. Und diesen Zweck erfüllen wohl am besten zusammenhängende Übungsstücke, mit welchen nicht früh genug angefangen werden kann: freilich mufs hiebei anfangs mit der gröfsten Vorsicht vorgegangen werden, damit man einerseits nicht zu hohe Anforderungen stellt, andererseits nicht durch geschraubte oder undeutsche Wendungen dem Latein zuliebe sich allzusehr an der Muttersprache versündigt. Infolge dessen ist es keine leichte Aufgabe, für diese Stufe entsprechende Stücke zusammenzustellen, welche den berechtigten Anforderungen nach jeder Richtung hin genügen; um so erfreulicher ist es daher, in dem uns vorliegenden Büchlein eine Auswahl von zusammenhängenden Übungsstücken für die 3. und auch schon für die 2. Lateinklasse zu finden, welche einerseits die oben berührten Mängel möglichst vermeiden, andererseits mit Vorzügen ausgestattet sind, deren sich andere einschlägige Übungsbücher nicht leicht rühmen können. Vermöge seiner Anlage ist es in der Hand des Lehrers ein nützliches Hilfsbuch, das ihm manche zeitraubende Mühe erspart, und für den Schüler ein treffliches Übungsbuch, das ihm reiche Mittel zur Verfügung stellt, das aus der Grammatik Erlernte praktisch nach den verschiedensten Seiten hin zu verwerten.

Es beginnt mit 28 zusammenfassenden Stücken zur Wiederholung des Pensums der 2. Lateinklasse, worauf 16 Stücke folgen, in denen einfachere syntaktische Regeln, Wortbildungslehre und Kongruenz eingeübt werden. In diesem Abschnitt ist besonders die Art und Weise zu loben, wie die Wortbildungslehre, worüber man sonst gar nirgends Beispiele findet, und die leider oft auch im Unterrichte gänzlich vernachlässigt wird, unter fortwährendem Hinweis auf die entsprechenden §§ der (Englmannschen) Grammatik zur Geltung kommt. Abgesehen von den allenthalben verstreuten Beispielen über die Bildung der Deminutiva ist besonders die Behandlung der Komposita der Verba sehr praktisch, indem blofs die betreffende Vorsilbe angegeben ist, wozu dann der Schüler selbst das Verbum

in der passenden Form suchen mufs. Der Einübung des Akkusativs sind sodann 9, des Dativs 12, des Genitivs 9, des Ablativs 10 Stücke gewidmet, während 7 die Präpositionen, ebensoviele den Infinitiv, das Gerund und Gerundiv behandeln, und 22 die Wiederholung des gesamten Pensums zum Zwecke haben. Daran schliefst sich eine übersichtliche Tabelle über die wichtigsten gleichlautenden deutschen Transitiva und Intransitiva, welche erfahrungsgemäfs vom Schüler am öftesten verfehlt werden, und die in anschaulichen Beispielen vor Augen geführt sind.

Was nun den Stoff zu diesen 120 Übungsstücken betrifft, so ist derselbe so mannigfach, wie man ihn nur wünschen kann; es ist die alte Geschichte, griechische wie römische vertreten, es ist dem Patriotismus Rechnung getragen (durch Stücke über den deutsch-französischen Krieg), auch die kolonial-politischen Bestrebungen sind in einem Kapitel „über die Gründung deutscher Kolonien“ berücksichtigt. Ferner finden sich Stücke mythologischen, naturwissenschaftlichen, moralischen Inhalts, so dafs der Ermüdung der Schüler durch den Stoff nach Kräften vorgebeugt wird. Wenn irgend etwas hierin zu tadeln ist, so wäre es höchstens dies, dafs die Geschichte von Alexander und Klitus in zwei dem Inhalte nach ziemlich ähnlichen Abschnitten (87 und 107) behandelt ist. Dafs natürlich dabei Sätze wie im Übungsbuch von Englmann cap. 139: „Wollen wir zu Bette gehen! Das ist leicht gesagt. Willst du beweisen, dafs den faulen Schüler jede Anstrengung verdriefst?“[1]) nicht vorkommen, bedarf wohl bei einer so sorgfältigen Auswahl und Behandlung des Stoffes keiner Erwähnung. Auch der deutsche Ausdruck ist, wie schon oben angedeutet, nicht dem Lateinischen zuliebe gezwungen, wenn man auch in Sätzen wie: „Ihr werdet unschwer erkennen, was diese Sage bedeute“ (30) oder: „Wenn auch jemand fragen sollte, wie es gekommen sei“ (29) lieber den Indikativ lesen würde, zumal da diese Abschnitte ohnehin schon die einfacheren syntaktischen Regeln behandeln, wozu gewifs auch der Modus in den indirekten Fragesätzen gehört; es könnte ja dem Schüler durch einen kurzen Hinweis auf die Satzart eine Andeutung gegeben werden. Im Anschlusse daran sei es uns gestattet, hier gleich auf einige leicht zu verbessernde Mängel in der deutschen Ausdrucksweise hinzudeuten. In Nr. 4 dürfte für „Spuren aufspüren“ ein anderer Ausdruck gewählt sein. In Nr. 10 ist es auch für die lateinische Übersetzung besser zu schreiben: „. . . . der die Vorübergehenden zwang, ihm die Füfse zu waschen“ für „dafs er . . . .“ In 14 möchte man statt: „Du trägst dich dem Tode entgegen“ ein anderes Verbum lesen, zumal da ohnehin offero angegeben ist. Die Fremdwörter „einen Moment (17), stupid (56), Agrargesetze (88)“ sollten durch die entsprechenden deutschen Ausdrücke ersetzt sein, wenn sie auch, oder vielmehr gerade weil sie aus dem Lateinischen stammen. Auch an die Stelle der altertümlichen Form „dorten“ (9) dürfte die gewöhnliche treten. Eine andere Wortstellung erwartet man in 35: „weil sie von so knechtischem Sinne n i c h t war,“ und in 53: „Astyages aber, als er . . .“ Ferner bedürfen die Ausdrücke in 42: „von zu Hause“, in 45: „um nicht zu trauern, . . . setzten sie durch ein Gesetz fest“, in 82: „sich ü b e r Güter brüsten“ und in 101: „dafs er die Sprachen k a n n t e. Ebenso k a n n t e er“ einer Verbesserung. Endlich ist wohl in 120 folgendes Satzgefüge allzu schleppend: „Und wer weifs nicht, dafs er seinen Mitbürgern riet, eine Mauer um ihre Stadt zu bauen, und als die Spartaner, welche — es ist unglaublich zu sagen — die Athener um ihren

[1]) In der unterdessen erschienenen 10. Aufl. (bearbeitet von Dr. Haas) ist dieser Satz weggelassen.

Ruhm beneideten, dies verhindern wollten, die letzteren gewaltig hinters Licht geführt hat?"

Diesen sehr leicht zu verbessernden unbedeutenden Mängeln steht aber der ganz besondere Vorzug gegenüber, dafs einerseits die nämlichen lateinischen Redensarten in den verschiedensten deutschen Wendungen gegeben, andererseits für die deutschen Ausdrücke oft drei oder mehr Möglichkeiten der lateinischen Übersetzung angemerkt sind. Dadurch eignet sich der Schüler eine Selbständigkeit und Geläufigkeit in der Anwendung des Lateinischen sowohl, als auch seiner Muttersprache an, wie sie durch kein anderes Mittel besser und praktischer erreicht werden könnte. Zu wie vielfachen Wendungen ist nicht z. B. die sog. etymologische Figur oder das Verbum celare in den Beispielen über den Akkusativ und später benützt! Ferner sind gerade in diesen Abschnitten auch die Übungen für die Verwandlung der Sätze ins Passiv von dem gröfsten Nutzen für die Fertigkeit der Schüler im Konstruieren. Dabei werden sie durch die beständigen Hinweisungen auf die Grammatik gezwungen, sich stets derselben zu bedienen; die Citate aus dem späteren Pensum sollten jedoch unmafsgeblich möglichst beschränkt werden, da der in der Konstruktion des zusammengesetzten Satzes noch nicht gefestigte Schüler dadurch leicht in Verwirrung geraten kann; namentlich gilt dies von dem sogen. cum inversum, welches schon 48 und dann noch öfter vorkommt. Am meisten aber mufs man sich davor hüten, Regeln, welche über das Pensum der Schüler hinausgehen, vorauszusetzen, ohne irgend welchen Hinweis auf die richtige Übersetzung zu geben. So gehört in 40: „Es ist kein Zweifel, dafs er . . . erreichen wird" eigentlich in das Pensum der 4. Lateinklasse (Regel über den Konjunktiv der beiden Futura § 246); und Ausdrücke wie: „Das fleifsige Studieren" (71. 3, Anm. 9), finem facere mit Genetiv des Gerunds (87), licet mit Dativ beim Infinitiv (89) behandeln Regeln, welche erst von 92 an als bekannt angenommen werden. Endlich finden sich in 117 Teile einer indirekten Rede.

In Bezug auf die sonstigen Angaben zu den einzelnen Stücken ist zu bemerken, dafs sie in den meisten Fällen durchaus präzis und sachgemäfs sind. Doch vermifst man eine streng durchgeführte Konsequenz in der Anwendung derselben, indem in gewisser Beziehung einerseits zu wenig, andererseits zu viel angegeben ist. Zum ersten Punkte sind es hauptsächlich drei Dinge, welche eine Beanstandung erfahren: 1) Oft ist der Periodisierung zu wenig rechnung getragen. So finden sich in 38, 48, 50,2, 51, 57,2, 63, 65 a. E, 92, 93, 97 (wo die Art und Weise, wie periodisiert werden soll, unklar angegeben ist) 109 u. a. drei oder mehrere Sätze, deren letzter im Deutschen mit „und" angereiht ist, ohne irgendwelche Bemerkung. Durch eine entsprechende Veränderung des deutschen Satzbaues oder durch Angabe einer Partizipialkonstruktion, deren Kenntnis in leichteren Fällen ja von Anfang an vorausgesetzt wird (cap. 10, 14 u. s. w.), dürfte leicht abgeholfen werden können. In anderen Fällen (21 A., 32, 34) würde eine kurze allgemeine Bemerkung unter Hinweis auf § 299. 1 (da dann doch einmal schon anticipando zitiert ist) genügen. — 2) Der Unterschied zwischen dem reflexiven und persönlichen Pronomen der 3. Person ist von Anfang an vorausgesetzt, ohne dafs die geringste Bemerkung hierüber irgendwo sich vorfände, ein Mangel, der sich ganz besonders auch im Englmannschen Übungsbuch fühlbar macht. Dort ist allerdings in den Vorübungen beim accus. c. inf. die Rede davon, aber in unzähligen Beispielen findet sich schon die Anwendung auch in andern Fällen.[1]) 3) Die

[1]) Auch diesem Übelstande ist in der neuen Auflage bereits abgeholfen

Regeln über die Städtenamen sind schon von 34 an durch das ganze Buch verstreut und nur ganz nebenhin hier und cap. 44 auf die Grammatik verwiesen, während sie nach der Anlage derselben systematisch im Anschluſs an die Präpositionen zu behandeln gewesen wären. Auch dies hat es mit dem Englmannschen Übungsbuch gemein, — wo allerdings die Schuld an der Ungenauigkeit liegt, mit welcher dasselbe der damaligen Neuauflage der Grammatik angepaſst wurde.

Was nun die Ausdehnung der Angaben betrifft, so ist zwar im allgemeinen nichts angegeben, was von vorneherein als selbstverständlich beim Schüler vorausgesetzt werden muſs, doch kehren in mehreren Kapiteln die nämlichen Angaben wieder, während ein bloſser Hinweis auf das Frühere genügen würde. Dies hätte namentlich auch den Vorteil daſs der Schüler gezwungen würde, frühere Abschnitte, wenn auch nur flüchtig, durchzublättern und sich der gleichen Regel oder des gleichen Ausdrucks zu erinnern, den er dort vielleicht für einen andern Fall angewendet hat.

Sonstige weniger wichtige Ungenauigkeiten in den Angaben und andere kleine Mängel, wozu auch das Fehlen eines Wörterverzeichnisses und einer kurzen Inhaltsangabe zu rechnen ist, sind zu unbedeutend, als daſs sie hier noch hervorgehoben werden sollen, und thun den unleugbaren Vorzügen des ganzen Büchleins so wenig Eintrag, daſs sie füglich verschwiegen werden können. Den Zweck aber, den der Verfasser als ersten im Auge hat, dürfte es allerdings vorläufig noch nicht erfüllen können, nämlich „der Schule das lästige und zeitraubende Diktieren möglichst zu ersparen“, freilich nicht aus inneren Ursachen — denn es können kaum treffendere und an Regeln reichere Aufgaben zusammengestellt werden — sondern aus dem rein äuſserlichen Grunde, daſs man dem Schüler nicht zumuten kann, sich neben dem eigentlichen Übungsbuch noch ein zweites, etwa bloſs für die Hausaufgaben zu kaufen. Denn ein Übungsbuch, in welchem zuerst an einzelnen Sätzen Regel für Regel eingeübt wird, dürfte doch kaum zu entbehren sein. Sollte aber der Verfasser sich dazu entschlieſsen können, jedem der einzelnen Abschnitte noch einige Kapitel vorauszuschicken, in denen obiger Forderung entsprochen wäre — und zu diesem Zwecke dürften nur die Nummern 51, 52, 57, 58, 71, 86, 98, welche einzelne Sätze enthalten, an den Anfang der betreffenden Hauptabschnitte gestellt, um einige Sätze vermehrt und nach der Reihenfolge der Regeln in der Grammatik geordnet werden — dann würden wir keinen Augenblick bedenken tragen, dieses Übungsbuch unter den an den bayerischen Anstalten einzuführenden Schulbüchern in erster Linie zu empfehlen.

Regensburg. Georg Wild.

Georg Steinmetz. Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische zur Wiederholung der Deklinationen und Konjugationen für die zweite Lateinklasse (Quinta). Regensburg. Verlag von Bauhof. 1886.

Der leitende Gedanke bei der Abfassung des Büchleins war der, daſs die Erlernung der lateinischen Sprache dem jugendlichen Geiste nicht einseitige formale Bildung bringen soll: der Hauptzweck sei und bleibe die Einführung in die römische Litteratur. Deshalb solle der Schüler möglichst bald an die Lektüre herantreten können. Dazu aber werde wesentlich beitragen, wenn er schon frühzeitig gewöhnt worden sei, auch aus dem Deutschen zusammenhängende Stücke ins Lateinische zu übersetzen. Die zusammenhängenden Stücke, welche das Büchlein bietet, sollen

auch ausreichenden Stoff zur Repetition an die Hand geben, da die Englmannschen Lehrbücher nach dieser Seite hin nicht genügten. Obwohl der Verfasser zunächst nur seinen Kollegen dienen will, so erschiene es ihm doch noch erfreulicher, wenn das Büchlein neben dem eingeführten Übungsbuch dem Lernenden selbst an die Hand gegeben würde. Was nun gleich den letzteren Wunsch betrifft, so wird sich der Verfasser wohl darüber klar sein, dafs es sich nur um ein entweder — oder handeln kann. Denn abgesehen von der finanziellen Seite der Sache sind zwei Übungsbücher in einer Klasse entschieden um die Hälfte zu viel. Es frägt sich also nur, ob die Vorzüge seines Buches der Art sind, dafs es die Englm. Bücher in ihrer neuen Bearbeitung verdrängen soll. Rec. mufs dies aus verschiedenen Gründen schlechthin verneinen.

Des Verfassers πρῶτον ψεῦδος liegt meiner Ansicht nach darin, dafs er die Aufgabe der Quinta viel zu hoch gegriffen hat. Auf dieser Stufe wird die formale Bildung denn doch der Hauptzweck des Unterrichts sein müssen. Und mir scheint nichts verderblicher als das Vorgreifen in die Aufgaben späterer Jahre. Es kommt dabei nichts als eine gewisse Blasirtheit der Jugend heraus. Angenommen aber, der Standpunkt des Verfassers sei der richtige, so müfste ich auch dann entschieden in Abrede stellen, dafs sein Büchlein dem gewollten Zwecke dient.

Vor allem glaube ich nicht, dafs der Inhalt eines Stückes den Schüler die Schwierigkeiten vergessen läfst, welche ihn das Übersetzen selbst bietet. Und wahrlich, die zusammenhängenden Stücke des Verfassers machen den Jungen mehr zu schaffen als es im Interesse der Sache geboten erscheint. Wenn ein Rittmeister wünscht, dafs seine Eskadron flott reitet, so werden wir dies natürlich finden; seine Untergebenen zu Zirkusreitern heranzubilden, dazu hat er weder die Pflicht noch das Recht, abgesehen davon, dafs es ihm schwerlich gelingen dürfte.

Indes ich will annehmen, die gebotenen Schwierigkeiten lassen sich überwinden, nichtsdestoweniger müfste ich dem Büchlein mein probatum verweigern.

Es ist doch wohl dem Herrn V. nicht unbekannt, dafs die Realisten gegen den humanistischen Betrieb des Studiums hauptsächlich den Einwand ins Feld führen, dafs dabei die Muttersprache zu kurz komme oder geradezu geschädigt werde. Ich mufs gestehen, dafs ich bei der Lektüre des vorliegenden Büchleins unwillkürlich dachte, wenn es nur keinem Realisten in die Hände fällt. Ja wäre man nicht von den durchaus loyalen Absichten des Verfassers fest überzeugt, man könnte vermuten, ein agent provocateur habe dabei die Hände im Spiele gehabt. Zusammenhängende Übungsstücke! Aber wie oft sind sie nach dem Rezepte schlechter Poeten. „Reim dich oder ich fresse dich“, oder nach dem bekannten: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“ gefertigt! Oder aber man lese die Fabeln, die der V. bietet. Es klingt sehr hart, aber für mich sind dieselben geradezu eine Versündigung gegen den guten Geschmack. Und nun gar die Diktion! Mit Staunen las ich in der Vorrede den Passus: „Dem deutschen Ausdruck ist die möglichste Sorgfalt gewidmet. Denn auch Übungsstücke, welche in fremde Sprachen übertragen werden sollen, müssen dem Charakter der Muttersprache noch treu bleiben. An einzelnen Stellen freilich mufste mit Rücksicht auf die Altersstufe der Übenden der Übersetzung im Ausdruck etwas vorgearbeitet werden; indessen hofft der V. hierin nicht zu weit gegangen zu sein.“

Inwieweit der V. zu der vorstehenden Äufserung berechtigt ist, möge der Leser nach den folgenden zahlreichen Proben, die um ein Bedeutendes zu vermehren ich mich jeder Zeit erbiete, selbst beurteilen. Da lesen

wir Stück 2: wir sehen unglaubliche Werke vollendet werden — durch die durchbohrten Berge werden eiserne Wege gelegt — die Luft ist dem Menschen versagt; aber die Hoffnung des Fliegens ist in vielen geweckt. 3. Jener Sumpf dort wird jetzt ausgetrocknet; denn die Dünste des Sumpfes sind schädlich und der Frösche Geschrei ist sehr lästig. Gemüse ist mir nützlicher. — Auch die Nüsse sind gut. Auch Kirschen und Birnen, wenn ich sie hätte, würden euch freuen. — „dort hat meine emsige Gattin", fuhr er fort mit dem Finger zeigend, „den mannigfachen Arten des Viehes und der Hausvögel Ställe erbaut. Denn bedenket, wie viel dem pflügenden Landmann starke Ochsen nützen. 7. Alexander war der erste in der Schlacht, der letzte auf der Flucht, wenn er jemals geschlagen worden wäre! 10. Der Rabe sang mit heller Stimme! 12. der Knoten, durch welchen die Herrschbegierde (Alexanders) entflammt wurde. — Welche Sache von beiden haltet ihr für die wichtigere und vorzüglichere, jenen zerschnittenen Knoten oder jene höchste Beharrlichkeit etc. 18. werden die Vögel vom höchsten Vergnügen bewegt. 21. die Römer haben niemals weniger gezittert als in Gefahren. 22. ein Gärtner hatte viele Ranken zurückgeschnitten. 25. lindert ein Fuchs die Glut des Tages mit Wasser. 26. werden ruchlose Pläne feindseliger Menschen gefesselt. 28. Nur Wassertropfen haben uns die Köpfe gesalbt. — Plötzlich niefste der unglückliche Mensch da, dafs die widerhallenden Steine eine schreckliche Stimme zurückwarfen! 32. soll die Seele verbessert werden. — Daher präget vielmehr meifselt euerer Seele — Vorschriften ein. 34. Er brach und löste die Gesellschaft jener Bösen. — Die gut gepflügten Äcker bewirkten reichlichere Früchte. 37. Hirten, welche die Treue nicht verraten hatten. 39. Im inneren Teile des Berges rauschten, dröhnten, donnerten wundersame Klänge. 42. das eingenommene Griechenland hat den Sieger eingenommen. 43. Ihr werdet nicht ruhig schlafen, bis ihr eingeschlafen seid. 44. die Bäche wuchsen in Eis zusammen. 48. sie sollten sich mit hölzernen Mauern verteidigen. 49. dafs sie (Maus) durch den abgeschnittenen Atem beinahe erstickt. 52. sitzen die Soldaten mit gespannten Gemütern! — (Beim Kampf der Horatier und Curiatier) erschüttert ein gewaltiger Schauder die zuschauenden Völker. 55. Die Erde hat noch nicht aufgehört bewegt und erschüttert zu werden. 62. du wirst vieles tragen, was anfangs von deinem ungeduldigen Sinne nicht getragen werden konnte. 68. Eher möge der härteste Felsen flüssig gemacht als der Sinn des Rechten gebeugt werden! 72. Mufs der Bürge erst „das Haupt dem Beile unterlegen." Später aber wird „das Kreuz herbeigebracht, dem er angeheftet werden sollte." 77. will der Göttervater das Menschengeschlecht gänzlich auslöschen. 79. diesen Kindern aber und deiner Gattin sehe ich frühzeitgen Tod voraus. 80. das oberste Dach für Gipfel des Daches! — Aber er selbst fiel in der frommen Pflicht, denn ein Pfeil blieb ihm im Leibe stecken! 81. Mit erhobenem Geschrei griffen sie die Räuber an etc. etc. Und damit soll der Lektüre vorgearbeitet werden? Soll der Schüler nach den vorliegenden Proben die lateinischen Klassiker übersetzen?

Der Lehrer mag das Büchlein benützen, einem Schüler es zu fortwährendem Gebrauche in die Hand zu geben hält Rec. nicht für zulässig. Es thut mir herzlich leid, dafs ich über das Werkchen das vorstehende Urteil fällen mufste und zwar deshalb, weil der Verfasser offenbar viel Mühe und Fleifs darauf verwendet hat. Es wäre ungerecht diesem aufserordentlichen Fleifse seine Anerkennung zu versagen. Auch wird seine Mühe keine verlorene sein, wenn er bei einer Neubearbeitung die an dem vorliegenden Büchlein gemachten Ausstellungen berücksichtigt.

Bayreuth. Hermann Koebert.

---

1. Aristophanis deperditarum comoediarum fragmenta. Auxit, novo ordine digessit, recensuit et annotatione partim aliorum selecta instruxit Fredericus H. M. Blaydes. Halle. Waisenhaus. 1885. XIV u. 491 S. 8.

2. Aristophanis comici quae supersunt opera. Recensuit Fredericus H. M. Blaydes. Vol. I. Undecim fabulas superstites continens. XC u. 528 S. 8. Vol. II. Fragmenta annotatione partim aliorum selecta instructa continens. XIV u. 628 S. 8. Halle. Waisenhaus. 1886.

1. Die grofse Ausgabe des Aristophanes von dem hochgelehrten Pfarrer von Harringworth ist mit der Bearbeitung der Fragmente um einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen. Es stehen noch aus die Bände 6—11 d. i. Plut., Ach., Frösche, Wolken, Ritter, Wespen.

Das wesentliche Verdienst des neuen Bandes besteht wieder in geistreichen Emendationen und sinnreichen, aus guter Kenntnis des Sprachgebrauchs und vielfacher Übung gewonnenen Konjecturen. Auch zur Erklärung wird manchmal eine treffliche Bemerkung gegeben. Eine gelehrte Arbeit wie die von Kock mit neuer, gründlicher Sichtung des Materials und allseitiger Behandlung der Bruchstücke, kurz eine Ausgabe der Fragmente, welche auf der Höhe der Wissenschaft stünde, darf man bei der verhältnismäfsig raschen Arbeit des V. nicht erwarten. Das Sachliche und Litterarhistorische ist Dindorf und Bergk entnommen. Das im J. 1880 erschienene Werk von Kock hat der V. erst nach fast vollendetem Drucke seines Buches kennen gelernt und nur in Nachträgen, die wie gewöhnlich einen grofsen Raum einnehmen, verwerten können. Er würde, wie er S. 387 sagt, wenn er Kocks Arbeit früher gekannt hätte, die Zählung der Fragmente von Kock angenommen und würde wohl noch gar manches anders gemacht haben. Wie darf z. B. unter Δράματα von dem Prozesse Jophons gegen seinen Vater und der höchst wahrscheinlichen Vermutung, welche Hermann an eine Stelle des Βίος Σοφοκλέους geknüpft hat, geschwiegen werden? Doch wir müssen uns auch hier wie bei den übrigen Teilen des Werkes des Gebotenen und Neugefundenen freuen und das Fehlende einem künftigen Bearbeiter überlassen.

Die Methode des V., die ja wohl bekannt ist, wollen wir nur an wenigen Stellen kennzeichnen. Fragm. 114 Dind. καὶ διαστίλβονθ' ὁρῶμεν | ὥσπερ ἐν καινῷ (so Salmasius für κενῷ) λυχνούχῳ | πάντα τῆς ἐξωμίδος läfst Kock ohne Bemerkung. Sehr schön verbessert Blaydes (S. 8) ὡσπερεὶ καινοῦ λυχνούχου. Aber sicher hat Herwerden mit ὥσπερ εὐκέρω λυχνούχου das Richtige gefunden. Diese Feinfühligkeit für die richtige Emendation haben wir öfter vermifst. Z. B. ist in 520 D. οὕτω τι τἀπόρρητα δρᾶν ἔστι μέλει die Konjektur von Cobet ἐστι γλυκὺ in den Text gesetzt (S. 300), während die unter dem Text erwähnte Emendation von C. F. Hermann ἐστιν μέλι doch bei der gewöhnlichen Verwechslung von ι und ει so gut wie überliefert ist und dem Stil der Komödie auf das beste entspricht. Es ist aber nicht, οὕτως τι, wie Kock verlangt, in οὐχ ὥς γε zu ändern, sondern durch οὕτως τὸ der ungern vermifste Artikel herzustellen: οὕτως τὸ τἀπόρρητα δρᾶν ἐστιν μέλι. Zu 20 D. ἔσειον, ᾔτουν χρήματ', ἠπείλουν, ἐσυκοφάντουν πάλιν, welches Bruchstück von Photius und Suidas unter σεῖσαι· τὸ συκοφαντῆσαι zitiert wird, hat Blaydes die Annahme von Bose, dafs ἐσυκοφάντουν Glossem zu ἔσειον sei, nicht erwähnt und auch nicht aus der Ausgabe von Kock unter den Addenda et Corrigenda nachgetragen. Unbegreiflicher Weise hat auch Kock S. 447 die Stelle falsch behandelt und mit Bergk πάλιν als aus den letzten Buchstaben von ἠπείλουν entstanden getilgt, während

πάλιν doch nicht hinter ἠπείλουν steht. Vorerst mufs dann ἐσυκοφάντουν als Glossem anerkannt werden. Und das ist es sicherlich, dagegen erscheint πάλιν in ἔσειον, ᾔτουν χρήματ', ἠπείλουν πάλιν ganz an seiner Stelle. Noch auffälliger verfährt Blaydes in dem nächsten Fragment (13 D.) ταχύ νυν πέτου καὶ μὴ τροπίαν οἶνον φέρε. Er erwähnt zwar die durch Handschriften des Suidas, welche πότον geben, bestätigte Verbesserung von Bergk ποτόν, behält aber πέτου bei und verweist dafür auf Lys. 321 πέτου, πέτου, Νικοδίκη, als ob nicht καὶ μὴ auf ποτόν hinwiese und abgesehen von der unpassenden Bestimmung μὴ τροπίαν es nicht ταχύ νυν πετόμενος μὴ τροπίαν . . φέρε heifsen müfste. Auch Kock (S. 445) hat die Emendation ποτόν verschmäht. Wenn ich Wein verlange, sage ich, „bring mir guten Wein", nicht „bring mir nicht umgeschlagenen Wein"; wenn mir aber vorher verdorbener Wein vorgesetzt worden ist, sage ich: „ich will trinkbaren und nicht verdorbenen Wein". Die vortrefflichste Emendation aber ist S. 163 zu frg. 300 b Dind. καὶ κατ' Ἀγάθων' ἀντίθετον ἐξευρημένον bei Seite gelassen. O. Jahn hat evident ἐξυρημένον hergestellt und mit Pers. sat. I. 85 crimina rasis librat in antithetis auf das beste belegt. Wenn Blaydes dazu bemerkt: „coniectura speciosa magis quam vera. Scribendum forsan ἐξηυρημένον", so möchte man glauben, die Vorliebe für die eigene Erfindung habe ihn befangen gemacht, wenn bei ἐξηυρημένον von einer Erfindung die Rede sein könnte. Das Lob, welches Hemstersuys von Ruhnken gezollt wird: difficilis, suspicax, semper verens, ne quid sibi fallaciae vel a librario vel ab interpolatore struatur, gebührt auch unserem Verfasser; aber doch gehört dazu nicht das Streben, keine Stelle, an der ein anderer etwas vorgebracht hat, vorübergehen zu lassen, ohne eine eigene Konjektur daran zu knüpfen. Zu frg. 22 D. τὸν Ἐρεχθέα μοι καὶ τὸν Αἰγέα κάλει hat Dobree με für μοι vorgeschlagen. Er gewinnt damit den Sinn: i nunc et irride. Kock bemerkt dazu: linguae graecae legibus adversatur; abesse enim debebat articulus. Aber sagt man nicht καλεῖν (ἀποκαλεῖν) τινα τὸν προδότην? Doch mag diese Konjektur richtig sein oder nicht, jedenfalls ist es kein müfsiger Vorschlag; mehr als müfsig aber ist es, wenn Blaydes hinzufügt: Qu. τε aut σύ, als ob μοι, wenn man den Sinn nicht anders fafst, irgend einen Anstofs böte. Gar nichts ist mit Vorschlägen gedient, welche absolut keine Grundlage haben und ganz auf Willkür beruhen. Zu frg. 278 D. αὐτοῖς σταθμοῖς ἐξέβαλε τὰς σιαγόνας bemerkt Blaydes S. 145 „suspectum τὰς σιαγόνας. Qui enim sint οἱ σταθμοὶ τῶν σιαγόνων equidem non perspicio. Intelligerem αὐτοῖς σταθμοῖς κατέβαλεν ὠθῶν τὰς θύρας. Das ist reine Willkür. Schreibt man dagegen ἐπέβαλε für ἐξέβαλε, so hat man in αὐτοῖς σταθμοῖς ἐπέβαλε τὰς σιαγόνας eine ganz gute Bezeichnung der Gefräfsigkeit des Herakles; es hat so, wie ich sehe, auch Kock vorgeschlagen. Die Verbesserung von 324 D. βραδύτατος τῶν ἐν ἀνθρώποις δραμεῖν, wie sie Bergk gefunden hat: βραδύτατος ὤν, ist jedenfalls methodischer als die Konjektur von Blaydes: τῶν τότ' ἀνθρώπων. Methodisch ist es auch, wenn frg. 477 D. Porson für εἴ μοι κράτιστόν ἐστιν wegen des folgenden εὕρωμεν μένειν schreibt: ἡμῖν κράτιστον, nicht aber, wenn Blaydes mit Toup ἐμοὶ κράτιστον und nachher εὕρω καταμένειν setzen will. Poll. VII 157, X 144 zitiert aus demselben Stücke Σκηνὰς καταλαμβάνουσαι das eine Mal den Vers καὶ τῶν πλατυλόγχων διβολίαν ἀκοντίων, das andere Mal καὶ τῶν πλατυλόγχων ὡς ὁρᾷς ἀκοντίων. Es kann sich fragen, ob man denselben Vers mit verschiedener Lesart vor sich habe oder zwei verschiedene Verse. Das erstere nimmt Dindorf, das zweite Bergk an. Blaydes schliefst sich Bergk an (recte, ut videtur) und macht daraus zwei Bruchstücke (375, 480), kann sich aber doch nicht enthalten zu dem zweiten Verse zu bemerken: pro ὡς ὁρᾷς fort. ὧν ὁρᾷς aut διβολίαν.

Doch obwohl man noch viele derartige Ausstellungen machen könnte, des Guten ist doch weit mehr; immer wieder begegnet uns eine treffliche Bemerkung oder eine glänzende Emendation. Kurz es ist das gleiche Streben, welches auf der einen Seite zu unnützen Konjekturen führt, auf der anderen Seite keine Verkehrtheit wie ἐπὶ τῷ ταρίχει τὸν γέλωτα κατέδομαι (frg. 528 D.) ungerügt (τὸν γέλωτα corruptum videtur. Fort. τὸν λάβρακα) vorübergehen läſst, und es ist billig, daſs wir dieser guten Seite vor allem unsere Anerkennung zollen. Es wird darum auch die Ausgabe von Blaydes in der Aristophaneslitteratur, ich will nicht sagen eine epochemachende, aber doch eine sehr bedeutende Stelle einnehmen.

2. Noch vor Vollendung der groſsen Ausgabe, die ja erst zur Hälfte vorliegt, hat Blaydes einen Abdruck des Textes der 11 Stücke nach seiner Rezension erscheinen lassen und diesem als zweiten Band die eben besprochene Sammlung der Fragmente mit verändertem Titel und mit Anfügung eines umfangreichen Index bemerkenswerter Ausdrücke und Redensarten, sowie der nomina propria, welche bei Aristophanes vorkommen, beigegeben. Wir würden eine solche Textausgabe lieber zuletzt a's Abschluſs der groſsen Ausgabe gewünscht haben. Der V. wird bis dahin gewiſs noch vieles anders gestalten und noch manche Addenda et Corrigenda schreiben. Es hätte dann die abschlieſsende und alles zusammenfassende Textausgabe einen selbständigen Wert gewonnen. Die Vorrede, welche mit einer sehr warmen Anerkennung der groſsen Verdienste von W. Dindorf anhebt,*) gibt Aufschluſs über den Plan des V., über die Reisen, die er zur Kollation der wichtigsten Handschriften unternommen hat, und über seine kritischen Grundsätze. Er bespricht dabei mehrere Stellen des Aristophanes, an welchen er besonders evidente Verbesserungen gefunden hat, und auch vier Stellen des Sophokles: Oed. T. 420 ἔσται λιμών, 987 καὶ μὴν μέγ' ὠφέλημά γ' οἱ πατρὸς τάφοι, Oed. K. 703 γήρᾳ συνναίων, Trach. 614 mit Billerbeck τῷδ' ἐπὸν μαθήσεται und zwei Stellen des Horaz sat. II 4, 32 (Snapii emendationem „murex Baianus melior, Lucrina peloris" vel contra omnium codicum auctoritatem recipi oportere luculenter ostendit sensus loci), II 6, 29, wo quid tibi vis, insane, et quam rem agis empfohlen wird gemäſs der Argumentation von Bentley. Ich will nur zu der ersten Konjektur, für welche er eine sichere Bestätigung darin findet, daſs er im Laur. λιμὴν gefunden hat, bemerken, daſs vor Allem die Elision Bedenken erweckt. Blaydes führt zwar Beispiele dafür an, aber diese sind teils anderer Art, teils der Komödie entnommen. Eine einzige, Aesch. Sept. 844 ἀστιβῆ Ἀπόλλωνι ist entsprechend; aber diese kommt nicht in einem Trimeter vor und muſs zweifelhaft sein (H. L. Ahrens ἀστιβῆ Παιῶνι). Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daſs Blaydes der Sammlung der Fragmente eine Sammlung der verschiedenen Fälle der Krasis, welche bei Tragikern und Komikern vorkommen, vorausgeschickt hat. Doch ist dieselbe nicht in allen Stücken zuverlässig. So wird z. B. eine Krasis von ῃ und ω bei Tragikern für möglich erachtet und dafür auf Aesch. Prom. 656, wo nur geringere Handschriften ῇ ὡς bieten, und Eur. Kykl. 636, wo ῇ ὠθεῖν ganz aus der Luft gegriffen scheint, verwiesen. Die zweite der o. a. Emendationen können wir deshalb nicht billigen, weil ὠφέλημα dem Sinn der Stelle wenig entspricht und besonders weil, wenn eine Emendation nötig erscheint, jedenfalls die von

*) An einer anderen Stelle der Vorrede wird der Tod von A. Nauck beklagt. Wir freuen uns, dem V. die angenehme Mitteilung machen zu können, daſs er falsch berichtet worden ist und daſs Nauck seit den drei Jahren, seit welchen er tot sein soll, wirkt und schafft wie nur irgend ein Lebender.

Gust. Wolff μέγας γ' οἰωνός den Vorzug verdient. Die dritte Emendation dagegen ist sehr ansprechend und auch von mehreren Seiten anerkannt worden. — Auf die praefatio folgt eine notitia brevis Aristophanis vitae, indolis et fabulis [sic!], dann Prolegomena enthaltend den βίος Ἀριστοφάνους und die Grammatikerexcerpte περὶ κωμῳδίας u. s. w., einen conspectus codicum manuscriptorum Aristophanis, praecipuarum Aristophanis et singularium fabularum editionum, endlich eine notitia librorum qui ad Aristophanem emendandum aut illustrandum inserviunt.

Man sieht also, wie der V. durch seine beiden Werke eine Grundlage für die Behandlung des Aristophanes schaffen will. Und in der That, wenn die v. Velsen'sche Ausgabe vollendet sein wird, werden die Werke beider Gelehrten zusammengenommen ein treffliches Hilfsmittel für das Studium des Dichters abgeben. Vor allem aber wird noch eine neue Kollation der Scholien not thun und eine gründliche Durcharbeitung der vorausliegenden Litteratur nicht fehlen dürfen.

München. Wecklein.

Dr. Ferd. Hüttemann, Oberlehrer am Lyceum in Strafsburg, Methodischer Lehrgang der griechischen Sprache zur raschen Einführung in die Lektüre. Strafsburg i. E. R. Schultz & Komp. Verlag. 1885. I. Stufe (Untertertia): 1. Teil: Grammatik der griech. Sprache in method. Stufenfolge. Preis geb. 80 ₰. 2. Teil: Übungsbuch der griech. Sprache im engen Anschlufs an Xenophons Anabasis. Preis geb. 1 ℳ. II. Stufe (Obertertia): 1. Teil: Grammatik der griech. Sprache in method. Stufenfolge. Preis geb. 80 ₰. 2. Teil: Übungsbuch der griech. Sprache. Preis geb. 1 ℳ.

Der in 4 getrennten Bändchen vorliegende „methodische Lehrgang“ soll nach der Absicht des V. den Erfolg erzielen, das durch den veränderten Lehrplan dem griech. Unterrichte im Elsafs entzogene Jahr durch eine der äufseren Form entsprechende Lehrweise wieder einzubringen. „Konzentration des sprachlichen Unterrichtes um die Lektüre, Vereinfachung der Grammatik, weniger abstrakte Theorie, mehr lebendige Anschauung und praktische Übung“ — das waren die durchaus zu billigenden leitenden Grundsätze des V. bei der Bearbeitung seines Werkes, das wegen seiner Eigenartigkeit besonders im Hinblick auf die in neuerer Zeit soviel besprochene Frage des griechischen Unterrichtes so wichtig erscheint, dafs eine genauere Beschreibung und Besprechung an diesem Orte wohl gerechtfertigt ist.

Da von Anfang an eine rasche und direkte Vorbereitung auf die Lektüre angestrebt wird, so hat H. Xenophons Anabasis zum Ausgangspunkte und zur Grundlage gemacht in der Weise, dafs das erste Buch der Anabasis behufs Einübung der Formenlehre methodisch verarbeitet ist. Der ganze Schwerpunkt des griech. Unterrichtes liegt daher im Übungsbuch. Demnach hat dasselbe auch vielfache von den meisten Schulbüchern abweichende Eigentümlichkeiten. Der gesamte Stoff ist nämlich aus Xenophons Anabasis genommen. Der erste Teil (I–XIII) enthält teils griechische teils deutsche Stücke in verschiedenen Variationen zur Einübung der ausgewählten Formenlehre bis zu den Verben auf μι, während vom XIV. Stück an nur mehr deutsche Übungsstücke über die vier ersten Kapitel des 1. Buches der Anabasis geboten werden, dagegen für die griech. Lektüre dem Schüler bereits die Anabasis selbst an die Hand gegeben wird. Eine weitere Eigentümlichkeit ist die Verteilung

der grammatischen Prosa, indem schon im ersten Jahre die gesamte Formenlehre bis οἶδα behandelt wird, wobei jedoch alles, was für die Lektüre nicht unbedingt nötig erscheint, der Ergänzung im zweiten Jahre vorbehalten wird. Endlich werden schon in Untertertia die gewöhnlichsten Erscheinungen der griech. Syntax, besonders im Anschlufs an die bereits bekannte lateinische, zur Einübung gebracht.

Das Übungsbuch der II. Stufe bildet die entsprechende Fortsetzung der I. Stufe, indem darin von Xenophons Anabasis der Rest des ersten Buches, sowie das zweite und dritte Buch in mannigfaltigen Variationen verarbeitet ist. Das Vokabular dazu soll zugleich das Präparationsheftchen ersetzen und dem Schüler das zeitraubende Nachschlagen im Wörterbuch ersparen. Die Übungsstücke selbst, die sich enge an die Lektüre anschliefsen und den Inhalt derselben in mannigfacher Weise variieren, sollen allseitige und gründliche Durchdringung und Aneignung des Gelesenen nach Form und Inhalt bezwecken und eine Anleitung zu einer korrekten Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische und umgekehrt geben. Bezüglich des grammatischen Lernstoffes strebt der V. nicht nur eine Ergänzung der Formenlehre an und bringt sie zum Abschlusse, sondern behandelt auch die Syntax in der Weise, dafs die aus der Lektüre geschöpften Regeln über dem betreffenden Übungsstücke entweder in kurzen Worten oder durch ein griech. Satzparadigma fixiert werden, und zwar solange, bis man annehmen darf, dafs sie durch wiederholte Anwendung dem Gedächtnisse genugsam eingeprägt sei.

Die G r a m m a t i k enthält in knapper Form das, was der Schüler für Xenophon braucht, und zerfällt ebenfalls in zwei getrennte Stufen. Das Büchlein für die 1. Stufe gibt dem nächsten Zweck entsprechend eine sparsame Auswahl des Stoffes nicht nur in grammatischer, sondern auch in lexikalischer Hinsicht und zwar aus dem ganzen Gebiete der Formenlehre, so dafs durch Behandlung alles zur Lektüre eines leichten Prosaikers Nötigen eine gewisse Vollständigkeit und Abrundung erzielt wird. Das Büchlein der zweiten Stufe enthält sowohl die Ergänzung und Erweiterung der Formenlehre unter Beschränkung auf das Notwendigste als auch die wissenschaftliche Erklärung der Formenbildung in einer der Fassungskraft eines Obertertianers entsprechenden Weise, indem nur allgemeine, verständliche Fingerzeige gegeben werden, ohne dafs der mündlichen Erklärung des Lehrers vorgegriffen wird. Noch sei bemerkt, dafs für den Gang der Benützung das Übungsbuch mafsgebend ist, wornach gleich beim Verbum (§ 61) begonnen wird und die Ergänzungen der Deklination (§§ 44—60) gelegentlich nachgeholt werden.

Soll ich noch einige Bemerkungen über den methodischen Lehrgang anfügen, so möchte ich als unbestreitbare Vorzüge erwähnen, dafs derselbe wesentliche Vereinfachungen erzielt, die abstrakte Theorie beim anfänglichen Erlernen zurückdrängt und das Sprachgefühl und die Beobachtungsgabe des Schülers auszubilden geeignet ist. Die Regeln sind in möglichst kurzer und bündiger Fassung gegeben und der wissenschaftlichen Erklärung der Formen ist in einer dem Standpunkte des Schülers und Anfängers entsprechenden Weise Rechnung getragen. Freilich ist nicht zu leugnen, dafs diese Methode an das pädagogische Geschick des unterrichtenden Lehrers keine geringen Anforderungen stellt, wie der V. selbst zugibt, aber auch beim Schüler keine geringe Leistungsfähigkeit voraussetzt, wenn befriedigende Resultate erzielt werden sollen. In der G r a m m a t i k ist die Verteilung und Anordnung des Lernstoffes nach Umfang und Inhalt im ganzen als richtig zu bezeichnen. Im Einzelnen jedoch werden noch manche Änderungen notwendig sein, die aus dem praktischen Unterrichte sich ergeben. Vor allem scheint mir die Trennung der Grammatik nach

zwei Stufen nicht zweckmäfsig zu sein, im Interesse der Lokalerinnerung halte ich die systematische Vereinigung für sehr wünschenswert. Wenn der V. zur Beseitigung dieses Übelstandes die Einrichtung getroffen hat, dafs beide Teile in fortlaufender Nummer der Paragraphen sich aneinanderschliefsen und zusammengebunden ausgegeben werden, so sucht er allerdings dem Mifsstande einigermafsen abzuhelfen, aber gehoben wird er nicht. Die Auswahl des Stoffes für Untertertia sollte etwas erweitert werden, jedenfalls mufs die Lehre von der Komparation dieser Stufe in ausführlicher Darstellung zugewiesen werden. Auch können hier einzelne in der zweiten Stufe ganz isoliert stehende Vokabeln ohne Belastung des Schülers zur Herstellung einer gröfseren Ordnung unbedenklich in die erste Stufe eingefügt werden. Die Nominativbildung mit und ohne σ bei der dritten Deklination sollte nicht fehlen. § 53 heifst κόων im Vok. κόον, aber υ gilt gewöhnlich als kurz. Ebenda wird νύξ unter den Metaplasta aufgeführt, allein der Dat. Plur. ist regelmäfsig gebildet: νυκτ-σι = νυκ-σι (T-Laut vor σ fällt aus) = νυξί.

Was die Übungsbücher anlangt, so ist vor allem anzuerkennen, dafs der V. sich einer entsprechenden leicht lesbaren Form beflissen hat. Manchmal aber erscheint sie schwerfällig infolge einer dem deutschen Sprachgefühle zuwiderlaufenden Wortstellung, welche sich möglichst ans Griechische anlehnt. Dahin rechne ich die Voranstellung der Participia, die oftmalige Wiederkehr von „aber“ u. dgl. Da wir uns immer innerhalb desselben Gedankenkreises bewegen, so zeigt sich eine grofse Einförmigkeit des Inhalts bei allen Variationen; indefs ist diese Einrichtung durch den ganzen Plan bedingt. Viel wichtiger aber erscheint der Umstand, dafs die Uebungsbeispiele, sowohl was ihre Zahl als ihre Abfassung betrifft, nicht das nötige Material an die Hand geben, um die grammatischen Formen gründlich einzuüben und dem Schüler die wünschenswerte Sicherheit in der Anwendung der Formen zu verschaffen; besonders ist dies der Fall bei den Verben auf μι. Da dies bei den zusammenhängenden Stücken wohl schwer möglich ist, so dürfte es sich empfehlen, einige Kapitel von Einzelsätzen mit möglichster Abwechslung der Formen vorauszuschicken. Der stete Hinweis auf ähnliche Regeln im Lateinischen ist sehr zu schätzen, aber aus dem gesamten Gebiete der griechischen Syntax finden sich so viele Regeln in den Vorübungen und Anmerkungen, sowie in den Aufgaben verwertet, dafs es nach meinem Dafürhalten über die Leistungsfähigkeit eines Tertianers hinausgeht, so gerne ich auch zugebe, dafs sich der V. durch die Rücksicht auf die Lektüre der Anabasis dazu bestimmt sah. Die Schwierigkeit liegt sonach nicht in der Grammatik, sondern in den Übungsbüchern, in denen aufser der gesamten Formenlehre auch ein sehr umfassender Teil der Syntax in Anwendung gebracht ist.

Ist auch nicht zu leugnen, dafs der V. seine Aufgabe, den Schüler in kürzester Zeit in die Lektüre der Anabasis einzuführen, mit grofser Sachkenntnis und anerkennenswertem Geschick in gewissem Sinne gelöst hat, so scheint es mir andererseits auch nicht zweifelhaft zu sein, dafs die vielen in der so raschen Vorbereitung für die Lektüre und insbesondere in dem zu überwältigenden grofsen Material liegenden Schwierigkeiten ein nicht unbedenkliches Hindernis für einen günstigen Erfolg bilden, welchen ich dem in seiner Art vorzüglichen Werke von ganzem Herzen wünsche.

Kann von der Einführung dieses methodischen Lehrganges an unseren Gymnasien wegen seiner sehr wesentlichen Abweichung von dem bestehenden Lehrplan nicht die Rede sein, so bietet er doch so viele anregende und lehrreiche Momente, dafs er den Lehrern des griechischen Unterrichtes in beiden Klassen zur Benützung bestens empfohlen werden kann.

Dr. K. Frankes griechische Formenlehre. Bearbeitet von Dr. Albert von Bamberg (Griechische Schulgrammatik I. Teil) 18. Aufl. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1880. gr. 8. XIV u. 154 S. ℳ 1.60.

Bamberg, durch mehrere gediegene wissenschaftliche Arbeiten über griechische Formenlehre rühmlich bekannt, besorgt die Revision der weit verbreiteten griechischen Formenlehre von Franke schon seit der im J. 1872 erschienenen 7. Auflage und ist bestrebt, durch fortwährende Verbesserungen im Einzelnen, ohne an der systematischen Einrichtung eine tiefer eingreifende Änderung vorzunehmen, die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen. Dies zeigt auch die 18. Auflage, in welcher der Herausgeber keine Vermehrung des Lernstoffes vornimmt, dagegen einige als nicht gut attische oder dem Schüler nicht leicht vorkommende Formen mit Recht gestrichen hat. Nur auf einige Punkte möchte ich kurz hinweisen, die mir einer Verbesserung bedürftig scheinen. § 12 ist das Wort θρίξ vom Stamme τριχ richtig erörtert, daher ist es mir unverständlich, warum es § 31, 4 noch unter den Anomala aufgeführt ist. — Bei § 13 halte ich eine Erklärung von Stamm, Endung und Ausgang mit Rücksicht auf die häufige Anwendung dieser Ausdrücke beim Nomen und Verbum für sehr wünschenswert. — § 15, 3 sollten die Feminina auf ος schärfer als Ausnahmen von der Hauptregel hervorgehoben sein. — § 17, 7 ist τὰ σιτία unter den Metaplasta nicht aufzuführen, da es der regelmäfsige Plural zu dem auch im Sing. nicht ungebräuchlichen τὸ σιτίον ist, während zu σῖτα ein neutraler Singular fehlt. — § 22 sollten die Ausnahmen von den allgemeinen Genusregeln der 3. Deklination nicht gänzlich fehlen. — § 25, 4 ist zu ἀρήν zu bemerken, dafs der Nominativ ungebräuchlich ist. — § 27, 1 A. 3 heifst es von den Eigennamen auf κλέης, dafs sie die Kontraktion im Nom., Vok. und Dat. auch auf das erste ε **ausdehnen**; dieser Ausdruck ist aber nicht zutreffend, denn es liegt eine doppelte Kontraktion vor. — § 60 heifst es, dafs der Stammvokal bei den Verbis auf -εάω, -ιάω und -ράω, in ᾱ gedehnt wird; jedoch klarer und einfacher wäre es zu schreiben: „α wird in ᾱ gedehnt, wenn ε, ι oder ρ vorhergeht“; denn bei ἐάω (lasse) geht vor ε nichts vorher. — § 92, 2 ist der Aor. ἑσπόμην aus ἐσεπόμην erklärt; aber auf diese Weise ist der spiritus asper nicht zu erklären. Daher halte ich die sonst übliche Erklärung für richtiger, wornach die Form aus σεσεπόμην gebildet ist, indem das erste σ in den spiritus abgeschwächt ist.

München. Dr. Jak. Haas.

Das Gudrun Lied für das deutsche Haus nach den besten Quellen bearbeitet von Emil Engelmann. Mit einem Facsimile der Ambraser Handschrift, 6 Lichtdruckbildern und vielen Illustrationen im Text nach Zeichnungen von Kepler, Hoffmann, Huberlin, Clofs u. A. Stuttgart 1886. P. Neff. 5 ℳ.

Eine Bearbeitung der Gudrun in dreifüfsigen Jamben mit Reim in den ungeraden Versen vom Bearbeiter des „Nibelungenliedes für das deutsche Haus“ in würdigster Ausstattung liegt uns vor. Wenn ein Werk des Mittelalters Anspruch machen darf im „Volk“ und bei der Jugend Verbreitung zu finden ist es die Gudrun. Die Form, in der sie hier erscheint (dem alten Hildebrandston), ist vielleicht die best gewählte. E. hat das Lied nicht übersetzt, sondern bearbeitet; im Ganzen glücklich. Einige prinzipielle Einwände mögen aber hier ihren Platz finden. E. hat vielfach die Vorlage verkürzt, nicht immer ganz behutsam; vor Allem ist er

durch seine Stellung zur Gudrunkritik nicht veranlafst gewesen, allgemein als Einschiebsel erkannte Strophen auszulassen und hat dagegen recht wirksame Partieen über Bord geworfen. Schlimmer ist, dafs E. Neues hinzugethan; so eine Reihe von Epithetis, bildlichen Ausdrücken, und besonders „episch wirksame“ Abschlüsse der einzelnen Abenteuer. Die Zuthaten sind nicht immer im Stil und Ton der alten Epik. Trotz alle dem mag das Ganze als recht lesbare und harmonische Umdichtung bezeichnet werden. — Das Nachwort bringt einiges Wissenswerte über die Gudrunsage, aber viel mehr Überflüssiges, vor Allem hätte der Einfall des Herausgebers, Wolfram sei wohl der letzte Bearbeiter der Gudrun gewesen, unterdrückt werden sollen. Gar zu leicht verbreiten sich solche Aeufserungen aus populären Werken als unumstöfsliche Wahrheit in weite Kreise. — Die Illustrationen sind von verschiedenster Art. Die grofsen bestechenden Lichtdruckbilder sind etwas zu weich und theatralisch. Die kleinen Holzschnitte sind viel mehr geeignet die richtige Illusion zu wecken, halten aber eine genaue Prüfung auch nicht aus. Ich meine, es sollte bei der Illustration alter Dichtwerke der Stil einer bestimmten Zeit und Gegend festgehalten werden; so finden wir aber hier nordische Runensteine, merovingische Bänderornamentik, romanische Burgen, Hallen, Randornamente, endlich gotisches Mafswerk, abgesehen von Renaissance- und Phantasieornamentik. —

Ich habe Mancherlei getadelt, weil ich das Prachtwerk, das uns hier geboten ist, noch der Vervollkommnung fähig und bedürftig halte, möchte es aber zum Schlufs zumal für Schüler und Schülerbibliotheken, auch wie es ist, warm empfehlen.

München. O. Brenner.

Klassische deutsche Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus herausgegeben von K. H. Keck VI. Teil Goethes Götz v. Berlichingen. Gotha. F. A. Perthes. 1886.

Nach einer längeren geschichtlichen Einleitung über die Quellen und die Entstehung des Stückes, worin sich der V. an bewährte Autoren anschliefst, folgt in kurzen Umrissen das Lebensbild des Ritters selbst; daran knüpft sich eine ganz entsprechende Darstellung über die Benützung und Behandlung des Stoffes und über die dramatische Gestaltung desselben von Seiten des Dichters. Die Frage, ob Götz v. Berlichingen ein eigentliches Drama, ob Götz ein tragischer Held sei, beantwortet der Herausgeber im Anschlufs an andere Gewährsmänner im bejahenden Sinne und endet die ganze einleitende Abhandlung, die vielleicht als Anhang am Schlufs des Textes besser angebracht wäre, mit näherer Bezeichnung der hervorragenden Schönheiten des Dramas.

Dem Texte des Dramas ist passend und hinreichend, um den Leser in die rechte Stimmung zu versetzen, die den Götz betreffende Stelle aus Goethes Festdichtung zum Maskenzug in Weimar vorausgeschickt.

Die am Fufse des Textes befindlichen Noten und Erklärungen sind ihrem Umfange nach mäfsig und bündig gehalten und beschäftigen sich mit der Erklärung des Zusammenhanges, einzelner Ausdrücke und Gedanken, ferner bringen sie wörtliche Hinweise auf die vom Dichter benützte Lebensbeschreibung des Ritters und passende historische, topographische und grammatische Notizen.

Meist recht gelungen sind auch die den dramatischen Gang der Handlung begleitenden Erklärungen und charakterisierenden Inhaltsangaben der

einzelnen Akte und Scenen, die zur Vermittlung des Zusammenhangs der scheinbar so zerrissenen Handlung wohl zu dienen geeignet sind.

Die Ausgabe verdient deshalb zur Benützung an Schulen wie auch für das Haus mit Recht empfohlen zu werden.

Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur. Herausgegeben von W. Wilmanns. Heft 1. Der sog. Heinrich v. Melk. Bonn. Weber. 1885.

Das 1. Heft behandelt den sog. Heinrich v. Melk, den Scherer in seiner Litteraturgeschichte erst vollständig würdigt. Bisher wurde derselbe besonders nach der Ansicht Lachmanns, der den Abt Erkenfried, für den Heinrich betet (Erinnerung an den Tod v. 1033), für den Abt des Klosters Melk hält, der 1163 starb, in das 12. Jahrhundert (c. 1150) gesetzt und als ein Angehöriger dieses Klosters betrachtet.

Lachmanns Ansicht hat Heinzel in seiner 1867 veranstalteten Ausgabe der Gedichte Heinrich's fest gehalten und näher bestimmt. Der Herr Herausgeber sucht nun dem entgegen nachzuweisen, erstens, dafs die Satire auf Oesterreich und das zwölfte Jahrhundert nicht pafst und dafs Reim und Vers allein nichts entscheiden, dafs vielmehr Sprache und Diktion auf eine spätere Zeit hinweisen. Er verbreitet sich über den Kulturzustand, welchen die Gedichte voraussetzen und sucht nach und nach die einzelnen Gründe und Beweise, welche Heinzel für seine Behauptungen ins Feld führt, wankend zu machen Wilmanns glaubt, dafs die Gedichte ihrer ganzen Richtung nach auf Ungarn und auf das 14. Jahrhundert hinweisen und ist der Ansicht, dafs Heinrich ein gelehrter Dichter gewesen sei, dessen Werke sich den satirischen Dichtungen anschliefsen, die seit dem 13. Jahrhundert im südöstlichen Deutschland entstanden sind.

Der V. dieser Abhandlung hat mit grofsem Geschick die Grundlagen der bisher geltenden Ansicht zu erschüttern versucht und besonders in Bezug auf die Zeit der Abfassung der Gedichte wohlbegründete Zweifel in uns erregt, vollständig überzeugende Beweise hat er freilich bei der schwierigen Erklärung der einzigen Stelle (Er. 398 ff.), die auf ein historisches Ereignis hinzuweisen scheint, wie bei dem gänzlichen Mangel sonstiger historischer Anhaltspunkte, nicht beizubringen vermocht.

Würzburg. A. Baldi.

Die Apostel des Herrn. Eine Dichtung von Edmund Behringer. Zweite Aufl. Aschaffenburg. 1885. Krebs. S. 303. ℳ 4.

Diese grofsartige religiöse Dichtung des Hrn. Gymnasial-Rektors Ed. Behringer in Aschaffenburg erschien schon 1879 in erster Auflage. Der Dichter schildert in 10 Gesängen den göttlichen Heiland, seine heldenhaften Apostel, die Schicksale der Völker, denen das Evangelium verkündet worden ist, in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft: es ist ein Weltbild, in Dante'scher Weise gezeichnet. Am See Genesareth wollten die Apostel im Jahre 100 wieder zusammen kommen, um einander über den Erfolg ihres Bekehrungswerkes zu berichten. Nur Johannes ist noch am Leben, die übrigen haben inzwischen alle ihre Lehre durch den Martyrtod besiegelt; aber sie kommen aus Himmelshöhen, um das gegebene Wort einzulösen. Schon während ihres Herniederschwebens weilen sie in Gesprächen über den durch das Leben des Erlösers oder ihre eigene Missionsthätigkeit geweihten Stätten und vollenden ihre Erzählung an der Seite des Johannes am See Genesareth, in mitten der grofsartigsten

Naturszenerie, die, entsprechend dem Inhalte der Gespräche, in dieser Nacht von der lieblichsten Landschaft bis zur furchtbarsten Aufregung der Natur sich steigert. In hoher Vision schauen sie die Völker Asiens, Afrikas und Europas, ihre Geschicke, die sie in freiem Willen selbst sich bereiten, bis zum Ende der Tage. Aber wenn „prüft dieses Erdendasein Gott in Seinem reinen Lichte, welches Volk kann da bestehen vor des Ewigen Gerichte?" „Keines", ruft der Weltapostel, „das sich selbst den Quell des Lichtes frevelnd trübt, den Christusglauben, schaut den Tag des Weltgerichtes!" Doch „ruh'nd auf Christi Felsengrunde", wird, „wie auch der Weltgeist tobt und flucht und höhnet, die Kirche selbst die Hölle überwinden!" Zahllose Schaaren der Gegner Christi stürmen am Zeitenabende vereint gegen die Apostel, die alle zum Entscheidungskampfe herbeieilen. „Es naht des Weltalls grofse Wendung." „Der einst ausgesprochen das erste ‚Werde', ruft jetzt die Vollendung! Er naht! aus seiner Seite speerdurchstochen stürzt schon der Strahl die Macht des Todfeind's nieder — Sein Auge winkt — der Weltbau wankt gebrochen!" — Damit ist auch der Geist der Dichtung charakterisiert, sie entströmt einem tief gläubigen Gemüte, katholischer Weltanschauung.

Die Sprache ist von erhabener Schönheit, der Bilderreichtum glänzend und grofsartig, die Strophenform in den einzelnen Gesängen wechselnd zwischen Stanzen, Terzinen, achtfüfsigen Trochäen und fünffüfsigen Jamben, wirksame Alliterationen entschädigen für manche unreine Reime. Freilich ist die Lektüre keine mühelose Arbeit; sie erfordert ernste Anstrengung, oft auch wiederholtes Lesen, manchmal reicht selbst das nicht aus, denn die Dichtung enthält eine solche Fülle theologischer und historischer Kenntnisse, so knapp, mehr andeutend als ausführend, dafs der Dichter selbst der Meinung ist, das Buch werde immerhin ein dunkles und eine Lektüre für nur wenige bleiben. Und doch mufs man wünschen, dafs es recht viele Leser finde. Wer freilich „andere Götter als den Gekreuzigten, den ewig Hehren" sucht und bekennt, der „lege weg dies Buch", wie der V. selbst im Vorwort mahnt. Aber einer gläubigen Jugend, die begeistert ist für Ideale, die Empfänglichkeit hat für wahrhaft dichterische Schönheit, die auch noch Liebe besitzt für die Erhabenheit des Christentums und der katholischen Kirche, dieser müssen „die Apostel des Herrn" in erster Linie empfohlen werden. Man kann von ihnen sagen, was Erasmus von Ulrich Zasius schreibt: „Niemand scheidet von ihm, ohne durch sein Gespräch zu gröfserer Frömmigkeit erwärmt zu werden." Nur wünschte ich dringend, dafs der Dichter selbst durch einen dem Bedürfnisse der Jugend entsprechenden Kommentar das Verständnis der Dichtung erleichtern möchte; das Inhaltsverzeichnis, allerdings ausführlicher als die Anmerkungen in der ersten Auflage, dürfte für solche Leser doch nicht ausreichen.[1])

Dillingen. Daisenberger.

Chr. Eidam, Phonetik in der Schule? Ein Beitrag zum Anfangsunterricht im Französischen und Englischen. Mit 2 Beilagen. Würzburg. A. Stuber. 1886.

Wohl auf keinem Gebiete des Unterrichts ist in den letzten Jahren der Ruf nach Reformen lauter geworden, als auf dem der neueren Sprachen. Man tadelt den Inhalt der Lektüre, die Lehrbücher, die Übungen, kurz den ganzen Betrieb. „Der Sprachunterricht mufs umkehren!" das ist

[1]) S. 136, Z. 6 v. u. mufs gelesen werden: Riesenkampf erheben.

die Losung des Tages. Es ist nicht zu leugnen, dafs diese Forderung eine gewisse Berechtigung hat; es mag mancher Fehlgriff geschehen in Bezug auf Lektüre; die Grammatiken könnten knapper und praktischer eingerichtet, die Übersetzungen in die fremden Sprachen beschränkt, die Methode überhaupt hie und da verbessert werden. Wer möchte sich für unverbesserlich halten? Aber man darf es dem in das herrschende Unterrichtssystem hineingestellten Lehrer nicht verdenken, wenn er zögert, dem Ruf der Neuerer zu folgen, so lange die Ideen noch in voller Gährung begriffen sind, sich nicht geklärt haben. Er ist mehr oder weniger an eine bestimmte Marschroute gebunden, die ihm nicht gestattet, auf eigene Faust und Verantwortlichkeit mit Systemen und Schülern zu experimentieren. Sein Ziel mufs er stets im Auge behalten, und wenn ihm auch bezüglich des Weges ein gewisses Mafs von Freiheit bleibt, so wird er doch Bedenken tragen, einer Neuerung zu huldigen, deren Erfolg noch zweifelhaft ist. Über keine Seite des neusprachlichen Unterrichts wird aber mehr geklagt, als über die Aussprache. Ich glaube, diese Klage ist so alt, wie der Unterricht selbst. Wenigstens hat Nathanael Duez in seinem „Rechten und vollkommenen Wegweiser zu der Frantzösischen Sprach“ (Amsterdam 1669) dem Kapitel von der Aussprache eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, „weil er offtmahls sehr gelehrte Leute hat darin gehört so grob irren, dafs es ihm im Hertzen weh gethan.“ Und 200 Jahre später erschallt aus dem Munde kompetenter Richter der beschämende Ruf: „Die Schulaussprache des Französischen und Englischen ist grauenhaft!“ Demnach ist es seit Nath. Duez nicht besser, nein, noch schlimmer geworden. Man hat nun neuerdings die Ursachen dieser betrübenden Thatsache in der rein empirischen Behandlungsweise der Aussprache gesucht und zur Bekämpfung des Übels die Lautphysiologie ins Feld geführt. Alle Achtung vor dieser jungen Wissenschaft, die Einen in den Stand setzt, „jeden Laut mit Sicherheit seiner naturgeschichtlichen Entstehungsweise nach zu erkennen und zu beschreiben.“ Aber ist sie in der Schule an ihrem Platze? Das ist die Frage, und auf diese Frage gibt obengenannte Broschüre eine Antwort, die, wie ich glaube, jedem praktischen Schulmann aus dem Herzen gesprochen ist.

Nachdem der V. zunächst in mannhafter Weise eine Lanze gebrochen für den in neuester Zeit vielgeschmähten Ploetz, der wie alle seine Konfratres neben Fehlern und Mängeln auch seine guten Seiten hat, bekennt er sich sofort auch als Freund des Fortschritts in der Wissenschaft und fordert mit Entschiedenheit eine gröfsere Rücksichtnahme auf den Laut, als es im allgemeinen früher üblich war. Unter Zurückweisung der übertriebenen und undurchführbaren Zumutungen an die Schule verlangt er genaue Unterscheidung zwischen stimmhaften und stimmlosen Konsonanten, sowie die einfachste Erklärung der wenigen Laute, welche der Muttersprache fremd sind, und deren Bildung so geschieht, dafs der Schüler die dabei thätigen Sprachwerkzeuge wirklich sehen oder wenigstens fühlen kann. Auszugehen hat man nicht, wie die Phonetik will, von allgemeinen Lautwerten, sondern von den schon bekannten Lauten der Muttersprache. Mit „Feinheiten“ wie dem englischen l, oder dem französischen Zäpfchen-r möge man die Schüler verschonen. Zu diesen „Feinheiten“ hätte füglich auch die Nicht-Aspiration der stimmlosen französischen Konsonanten gerechnet werden dürfen, wenigstens für unsere süddeutschen Schüler, die oft trotz der Aspiration einen Unterschied zwischen p und b, t und d nicht herauszufinden vermögen. Mit Recht wird die verwirrende, vielfach variierende phonetische Umschrift mit ihren verzerrten Wortbildern aus der Schule verbannt. Den Unterricht beginne man nicht mit einer zusammenhängenden Erzählung, sondern mit einzelnen Wörtern, ins-

besondere mit Namen aus der Geographie, Geschichte und Litteratur, wie sie als Musterwörter in zwei Beilagen der Broschüre angefügt sind und neben jeder Grammatik zur Einübung und Befestigung der Aussprache benützt werden können.

Ich zweifle keinen Augenblick, dafs das interessante Werkchen mit seinen vernünftigen Anschauungen, seinen gesunden pädagogischen Grundsätzen unter den Lehrern der neueren Sprachen zahlreiche Freunde finden wird. Hat doch auch vor wenigen Wochen der Neuphilologentag in Hannover einem kurzen vorläufigen Bericht zufolge die brennende Tagesfrage über Phonetik in der Schule in ähnlichem Sinne entschieden.

Würzburg. Jent.

B. Wiese und W. Lichtblau. Sammlung geometrischer Konstruktionsaufgaben. Hannover. 1885. Verlag von Karl Meyer. Preis 2 ℳ 80 ₰.

Die vorliegende Sammlung soll nach der Vorrede zunächst für Lehrer-Seminarien geschrieben sein, befafst sich daher auch nicht damit, die Theorie der Konstruktionsaufgaben, wie dies in neuerer Zeit versucht wird, zu fördern, sondern nur das vorhandene Material durch ausführlichere Behandlung der Lösungen und Beschränkung auf einfachere Aufgaben für Unterrichtszwecke geeigneter zu machen. Diese Absicht haben die V. nur teilweise zu erreichen verstanden, und es kann dem Buche durchaus kein Vorzug vor den schon vorhandenen Sammlungen zugestanden werden.

Die Anordnung des Stoffes ist eine ähnliche, wie sie beispielsweise in der Sammlung von Lieber und Lühmann durchgeführt ist, indem Aufgaben, für welche sich dieselben Gesichtspunkte ergeben, zu Gruppen zusammengefafst sind. Jede Gruppe wird durch eine oder mehrere vollständig gelöste Aufgaben eingeleitet, welche als Beispiel und Anhaltspunkt für die Lösung der übrigen dienen sollen. Die Auswahl dieser Aufgaben ist nicht immer die günstigste, vielmehr bleibt eine Reihe von Aufgaben für den Schüler aus Mangel jeder Andeutung sicher unlösbar, ja manche finden sich in Gruppen, mit welchen sie jedes organischen Zusammenhanges entbehren. — Am ausführlichsten wird mit Recht die Analysis behandelt, doch sind die dabei vorkommenden Wiederholungen sehr überflüssig und ermüdend. So kehrt die Analysis der Aufgabe: ein Dreieck aus der Summe zweier Seiten und zwei Winkeln (oder Winkel und Seite) zu zeichnen in den entsprechenden Aufgaben über Parallelogramm, Trapez und Viereck nicht weniger als sieben Mal wieder, und ähnlich in einer Reihe anderer Fälle. Konstruktion und Beweis dürften in vielen Fällen kürzer behandelt werden, dagegen wäre die Determination nicht in solchem Mafse zu ignorieren, wie dies hier selbst in den einfachsten Aufgaben geschieht, da gerade sie dem Schüler oft die meiste Schwierigkeit macht. In dieser Richtung sei nur hervorgehoben, dafs stets nur von einem Schnittpunkt von Gerade und Kreis, oder zwei Kreisen gesprochen wird, was bei vielen doppellösigen Aufgaben entschieden fehlerhaft ist. Auf viele andere Fehler und Ungenauigkeiten in der Ausdrucksweise kann hier nicht eingegangen werden, ebensowenig auf die Unzahl von Druckfehlern, die sich fast auf jedem Blatte finden und eine Reihe von Aufgaben unlösbar oder unverständlich machen. Aus diesem Grunde kann das Buch keinem Schüler zum Selbststudium dienen, dem Lehrer aber bieten viele schon vorhandene Sammlungen weit gediegeneres. Zum Schlusse sei noch erwähnt, dafs die buchhändlerische Ausstattung kein Tadel treffen kann.

München. J. Zametzer.

Christ. Harms u. Dr. Alb. Kallius, Rechenbuch für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, höhere Bürgerschulen, Seminare etc. XII. Aufl. Oldenburg. Stalling. 1885. 262 S.

Das Buch enthält in beinahe 3000 Nummern viele Tausende von Rechnungsaufgaben. Die V. verteilen dieses umfangreiche Ubungsmaterial auf einen „I. u. II. Kursus“. Der erste Kursus handelt über „das Rechnen mit ganzen Zahlen“, der zweite behandelt unter der Überschrift „das Rechnen mit und nach Brüchen“ als Hauptteile die Lehre von den Brüchen und das angewandte Rechnen. Scheint es auch nicht besonders gerechtfertigt, die Bruchrechnung strenge von dem Rechnen mit der ganzen Zahl zu sondern und sie den angewandten Rechnungsarten beizuordnen — denn beide, die Rechnung mit der ganzen, wie die mit der gebrochenen Zahl, sind in ihrer Beziehung zum angewandten Rechnen nur als Vorbereitung für letzteres zu betrachten — so erscheint doch diese Trennung nicht von besonderem Belang. Dafs sie — auch im Sinne der Verfasser — mehr von formeller als thatsächlicher Bedeutung sein soll, erhellt schon aus der Vorrede. Hinsichtlich der Einteilung des Stoffes dem Buche eigentümlich ist ferner eine Art Einleitung in die Dezimalbruchlehre, welche es ermöglichen würde, die letztere unabhängig von der Lehre über die gemeinen Brüche und noch vor dieser zu behandeln. Manche Eigentümlichkeiten des Buches dürften nicht gerade zu seinen Vorzügen gehören. Der Begriff der „Potenz“ z. B. wird schon sehr frühe ziemlich eingehend erörtert; für die hier in Frage stehende Altersklasse von Schülern wohl noch etwas zu früh! Desgleichen scheint es nicht geraten, die in der Anmerkung auf S. 13 und 14 angeführte — im Übrigen sehr zu empfehlende — Auffassung der Subtraktion auch in der schriftlichen Anordnung zum Ausdruck zu bringen und damit schon den Anfang der Gleichungslehre (z. B.: „$x + 4785 = 8082$“) heranzuziehen. Dagegen findet sich auch vieles, was als sehr passend zu bezeichnen ist, z. B. unter manch Anderem die Benützung einfachster Schlufsrechnungen als Beispiele für Multiplikation und Division, die Unterscheidung der Division in „Messen und Teilen“, welche Unterscheidung besonders für die richtige Auffassung des Proportionsbegriffes von grofser Wichtigkeit ist, hauptsächlich aber die stärkere Betonung der praktischen Seite des Rechenunterrichtes gegenüber der rein theoretischen; der Vorteil der ersteren scheint nach der Ansicht des Referenten in dem vorliegenden Buche dadurch anerkannt, dafs es keine langen Erklärungen, Beweise u. dgl. enthält, dafs nicht so strenge, wie es noch vielfach geschieht, zwischen dem Rechnen mit benannten und unbenannten Zahlen unterschieden, sondern jede der 4 Spezies alsbald an praktischen Beispielen weiter geübt wird. Freilich soll dabei des Guten auch nicht zu viel geschehen, und keine solchen Aufgaben herangezogen werden, die, wenn sie den Schülern verständlich werden und dadurch Interesse erwecken sollen, zeitraubende Erklärungen von Seiten des Lehrers erfordern (siehe z. B. S. 9, 66 u. a. m.). Auch einiges Andere noch, z. B. ein umfangreicher Paragraph über Verwandlung der verschiedenen alten Mafse und Münzen in neue, dürfte heute für die Schule wohl überflüssig sein.

Von solchen Einzelheiten abgesehen, kann das Buch als ein für den Rechenunterricht sehr brauchbares Schulbuch bezeichnet werden; dies gilt, der grofsen Reichhaltigkeit wegen, ganz besonders vom ersten Kursus und der Lehre von den Brüchen, auf welche Teile wohl mehr als zwei Drittel aller Aufgaben entfallen.

München. J. Wenzl.

P. Willems: Les Élections Municipales à Pompéi. Bruxelles, Hayez; Louvain, Peeters; Paris, Thorin. 1886. 142 S. 8⁰.

Die Besprechung der vorliegenden Schrift scheint am besten mit der Darlegung der Gesichtspunkte, welche den Verfasser leiten, zu beginnen.

Wer die Strafsen der 79 n. Chr. verschütteten, jetzt etwa zum dritten Teil ausgegrabenen Stadt Pompeji durchwandert, erblickt an Mauern und Pfeilern, zwischen den Thüren und Fenstern der Häuser lateinische Inschriften. Dieselben sind der grofsen Mehrzahl nach Empfehlungen zu den Gemeindewahlen von Pompeji, ausgehend von den Besitzern der Häuser, an denen die Namen der protegierten Kandidaten angebracht sind, von Korporationen, Innungen, Gesellschaften; auch Frauen glauben, zu gunsten des einen oder andern Bewerbers ihre Stimmen vernehmen lassen zu müssen. Es war dies damals der einzig mögliche Weg, um die Wahl angesehener Bürger zum Duumvirat und zur Ädilität, Ämtern, die vor allem zum Eintritt in die Versammlung der Dekurionen befähigten, zu betreiben und durchzusetzen. Duumvirn und Ädilen traten ihr Amt am 1. Juli an; ihre Wahl fand im Laufe des Monats März statt. Die Wahlagitation fiel demnach in den vorausgehenden Winter; sie begann damit, dafs irgend ein Bürger den Namen des von ihm begünstigten Kandidaten an der Aufsenseite seines Hauses mit grofsen Buchstaben anschreiben liefs; das einmal gegebene Beispiel fand bei einzelnen Gesinnungsgenossen wie bei ganzen Korporationen sofort Nachahmung. Aus diesem Umstand erklärt sich die beträchtliche Anzahl von dergleichen Inschriften an den Häusern von Pompeji. Die meisten derselben fallen in die Zeit von 63—79 n. Chr.

Wer unter den passiv Wahlfähigen Lust hatte, sich um eines der vorher genannten Gemeindeämter zu bewerben, der brauchte, bevor er seine Kandidatur offiziell stellte, was vor dem ältern Duumvir geschehen mufste, zur Zeit der Wahlagitation nur die Strafsen der Stadt zu durchwandeln, um die Zahl der Stimmen zu berechnen, die in jeder Tribus oder Kurie auf ihn fallen würden; die Wahleinheit war nämlich nicht die Stimme des einzelnen Votanten, sondern das Resultat der Abstimmung einer jeden Tribus oder Kurie. Nach W.'s äufserst mühsamen, aber ergebnisreichen Untersuchungen traten in jenem Jahre, in welchem über Pompeji die bekannte Katastrophe hereinbrach, 6 Bewerber für die Ädilität, 4 für das Duumvirat auf. Wahlempfehlungen fand er für dieselben 590; das nämliche Verhältnis auf die ganze Stadt angewendet, müfste die Zahl der Reklamen wenigstens 1500 betragen haben. Selbstverständlich zählt jeder Kandidat die meisten Stimmen in seinem Viertel, ein Umstand, der schon mancherlei Konstatierungen in Pompeji ermöglichte. W. gibt nun alle möglichen Aufschlüsse über die Bewerber des Jahres 79 und über ihre Wahlgeschichte, wie über die sozialen und sonstigen Verhältnisse im alten Pompeji; sein Reichtum an Kenntnissen und seine glänzende Kombinationsgabe lassen ihn Resultate gewinnen, die, wo sie nicht positiv sind, doch den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich haben. Überhaupt ist die neueste Schrift W.'s allen zu empfehlen, die eine Ahnung davon bekommen wollen, wie aus scheinbar stummen, toten Resten des Altertums das Bild der lebendigsten Wirklichkeit hervorgezaubert werden kann.

München. M. Rottmanner.

Generalkarte des Königreichs Griechenland, im Mafsstabe 1 : 300,000 der Natur. Nach Berichtigungsdaten des k. griech Oberstlieutenants J. Kokides und revidiert von Prof. Dr. H. Kiepert. Bearbeitet und herausgegeben vom k. k. Militärgeographischen Institute in Wien. 1885.

Das neue Kartenwerk, mit welchem das hochverdiente österreichische Institut die Wissenschaft bereichert hat, macht zwar ausgesprochener Mafsen keinen Anspruch auf Originalität, darf aber als ein höchst wertvoller Beitrag, ja in gewissem Sinne als eine gelungene, abschliefsende Zusammenfassung des kartographischen Materials von Griechenland betrachtet werden. Seit der französischen expédition scientifique de Morée (1829 – 31), deren geographische Resultate auf den Blättern der Carte de la Grèce redigée et gravée au dépôt de la guerre d' après la triangulation et les levés exécutés par les officiers du corps d'état-major à l'échelle 1 : 200,000 Paris 1852 niedergelegt sind, war es ausschliefslich dieses an sich vortreffliche Werk, welches allen Forschern und Reisenden auf diesem Gebiete als Gesamtgrundlage gedient hat. Und doch hatte gerade über diesen Blättern gleich bei ihrem Erscheinen ein besonderer Unstern gewaltet. Die Herstellung der 20 Tafeln auf Stein war gar bald eine so verblafste und abgenützte, dafs sie jetzt nur mehr in gänzlich ausgedruckten Abzügen zu haben sind. Wohl existiert eine Reduktion auf Kupfer von Pouillon-Boblage als carte generale de la Morée et des Cyclades aus dem Jahre 1833. Allein ist schon der weitaus kleinere Mafsstab von 1 : 600,000 vom Nachteile, so trifft nunmehr beide Publikationen der Vorwurf des Veralteten. Denn abgesehen davon, dafs die Karten von damals sich noch innerhalb der Grenzen des Königreichs Hellas, wie es 1832 geschaffen ward. zwischen den Golfen von Arta und Volo, halten und selbstredend die jüngste Vergröfserung durch die Berliner Konferenz 1881 (Thessalien und Südostepirus) nicht berücksichtigen, zeigt das topographische Bild derselben, verglichen mit der neuesten Wienerpublikation eine wesentlich verschiedene Gestalt, ja sogar auf den ersten Blick eine reichere und scheinbar genauere Angabe des geschriebenen Details. Aber diese Fülle des Textes ist nur eine trügerische und all die Menge von Orts- und Kapellennamen, das reich gegliederte Strafsen- und Flufsnetz stimmen ebensowenig wie die Einzelnbehandlung der Gebirgszüge in allen Fällen mit der Wirklichkeit überein.

Besonders trifft dies zu auf die Zeichnung von Rumelien, dem mittleren und nördlichen Teile des freien Griechenstaates, wo die früheren Kartographen sich auf ein selbst heutzutage noch brüchiges Material, vorwiegend skizzenhaften Reiseberichten, zu stützen hatten und oro- wie hydrographische Angaben im Besonderen noch allzusehr, gleich den übrigen Teilen der Balkanhalbinsel, geradezu auf Phantasie beruhen.

Bei einer Karte, die, wie die französische, vor dem Jahre 1863 entstand, versteht es sich, dafs die Heptánisos der jonischen Inseln noch nicht oder nur teilweise und in allgemeinen, weifsgehaltenen Umrissen aufgeführt wurde. So fehlt Korfu noch ganz, während Kephallonia, Ithaka, St. Maura-Leukas, nur blafs angedeutet sind. Selbst die Insel Cerigo im Süden hat nur zur Hälfte noch Platz gefunden. Man sieht leicht, welch' gerechtem Bedürfnisse das Neuerscheinen einer darnach vermehrten und verbesserten Generalkarte von Hellas abgeholfen hat, die sich auf das neu gewonnene Material der letzten Dezennien berufen und beziehen konnte. War die bisher allen Plänen von Athen zu Grunde liegende

französische Karte durch die meisterhaften Arbeiten von E. Kurtius [1]) und Kaupert schon ganz entbehrlich geworden, so konnte nach den topographischen Aufnahmen des preufsischen Generalstabs in Attika eben diese Partie noch weniger mehr Geltung beanspruchen.

Die vom deutschen Archäologischen Institute in Athen seit 1881 herausgegebenen Karten von Attika in 1 : 25000, aufgenommen und gezeichnet von G. v. Alten, Kaupert, Steffen und Siemens haben das von Kurtius geplante Unternehmen, die Aufnahme der drei attischen Ebenen, die von Athen, Eleusis, und Megara so sehr gefördert, haben besonders durch die Entdeckungen Kauperts und die Messungen v. Altens so überraschend neue historische und topographische Daten für die antiken Strafsenzüge, Befestigungen, Namen der Höhenzüge, Demen und Baureste zu Tage gefördert, dafs es an der Zeit war, dieselben kurz zusammenzufassen. Dazu kam, dafs das neue Strafsen- und Eisenbahnnetz die Physiognomie des Landes trotz aller Langsamkeit und Lässigkeit der griech. Regierung in dieser notwendigen Kulturaufgabe erheblich verändert hatte. Diesen neuen und grofsen Anforderungen hat sich das rühmlichst bekannte militär-geographische Bureau in Wien unterzogen und wir können sagen, mit gutem Glücke.

Zunächst wurde im Anschlusse an die Ergänzungsblätter der Generalkarte von Central-Europa und mit Benützung der Blätter M 14, 15 und N. 14, 15 derselben Karte, sowie auf Grundlage der oben geschilderten, im Mafse von 1 : 200,000 bestehenden Carte de la Grèce und der neuesten englischen Seekarten eine selbständige Generalkarte des Kgr. Griechenland im Mafse 1 : 300,000, in Schrift und Gerippe neu entworfen, indem die oben bezeichneten Blätter hiezu ergänzt und durch 7 ganze und 2 Klappenblätter vervollständigt wurden. Das Terrain wurde auf den Blättern M und N 15 als Vorlage für die Schummerung auf dem Steine zuerst entworfen. Kommunikationen und Nomenklatur nach direkt vom k. griech. Generalstabe eingeholten Daten evident gestellt. Die in ungemein reiner Zeichnung und Reproduktion auf den Steinen mit Photolithographie und Schnellpressendruck hergestellte deutsche Ausgabe der Generalkarte erlitt in ihrer Publikation einen Aufschub, da eine sprachliche und orthographische Berichtigung der Nomenklatur, die Unterscheidung der klassischen von den modernen Namen und teilweise Umarbeitung nach den neuesten Aufnahmen des preufs. Generalstabes in Attika sowohl erneute topographische Arbeit wie auch die kritische Durchsicht durch Prof. Dr. H. Kiepert erforderlich machte.

Der bedeutende Geograph hat sich dieser Korrektur in der ihm eigenen, glänzenden Weise angenommen und so geschah es, dafs auf unserer Karte diesmal Fehler vermieden wurden, wie sie derselbe Gelehrte noch 1882 der in demselben Institute erschienenen Karte der Türkei in 36 Blatt, 1878, 1 : 300,000 vorzuwerfen gerechte Ursache hatte.

Die österreichischen Kartographen hatten sich damals unbegreiflicherweise anstatt die Kiepertsche Bearbeitung Carte de l'Epire et de la Thessalie 2 Bl. 1878, 1 : 500,000 direkt herüberzunehmen, der ins russische Alphabet übersetzten Karte des Generals Artamanoff 1 : 420,000 für diese Teile bedient und waren infolge dessen und durch Anwendung der südslavischen Schreibweise selbst in den gut griechischen Wörtern, in Irrtümer verfallen, welche dieses Mal zum eigenen Heile glücklichst vermieden

[1]) E. Kurtius, Attische Studien 2 h. 1862 und 1865. Text zu den 7 Karten zur Topographie Athens 1868. Kurtius und Kaupert, Atlas von Athen. Berlin. 1878.

oder beseitigt worden sind. Uns erscheint es auch jetzt noch fraglich, ob nicht bei den vielen fremdklingenden geographischen Bezeichnungen beispielsweise in Thessalien und Peloponnes die immer mehr durchdringenden antik hellenischen Namen hätten an die Stelle von manchen oder durchweg daneben gesetzt werden können.

Um eine Anschauung zu geben, wie solche Dinge sozusagen im Handumdrehen aus gut griechischen Lauten ins slavische Idiom verrenkt werden können, setzen wir einige der auffälligsten, seinerzeit von Kiepert gerügten Fehler her: Smihi statt Smixi (= εἴςμιξις), Mapadekdri statt Manadendri, Prosimon statt Prosilion (= πρὸς ἥλιον) Kefaluvrazis statt — lovrysis (= βρύσις, Quelle) und das stärkste Kalivia Fteriiskaja (!) statt Καλύβια Φτεριωτικά. Auf diesem wunden Punkte treffen eben auch in der Gegenwart slavischer d. i. bulgarischer und hellenischer Chauvinismus in Makedonien vielfachst zusammen und aufeinander.

Selbst eine Karte, wie die für die Berliner Konferenz von 1882 in den Monaten Juli bis Oktober 1881 unter der Leitung des britischen Majors Ardagh ausgeführte Vermessung der neuen griechisch türkischen Grenzlinie, welche in einer vierfach kleineren Reduktion der Berliner Geograph dem Publikum zugänglich machte, hat sich nach dieser Richtung nicht ganz frei von solchen Vergehen gehalten wie z. B. Kataphidi statt καταφυγή, Trapza statt τράπεζα, Kutschuwleni statt κοκκινοβουνό, Kleinigkeiten, die schon von Kiepert bemerkt und korrigiert wurden.

Auf dieses ausgezeichnete Werk der internationalen Grenzregulierung gegründet, konnten die österreichischen Militärgeographen einen grofsen Fortschritt für ihre Arbeit verzeichnen und wenn wir beispielsweise in den uns vorliegenden Teilen der Karte von Zentral-Europa (L. 14 Berat-Argyrokastro) und (M. 14 Kastoria-Joannina), (N. 14 Saloniki) die Behandlung besonders des orographischen Details bei dem Mangel genügender Aufzeichnungen und Vermessungen noch vorwiegend als Werk der freischaffenden Phantasie ansehen müssen, ist gerade der Nordrand der neuen Karte Dank den Aufklärungen durch die Grenzkommission in erfreulicher Schärfe umrissen und festgestellt. Dabei haben sich jetzt die Verfasser bei den Höhenangaben, welche nicht unbeträchtliche Differenzen mit früheren Messungen österreichischer Genieoffiziere von 1872—73 aufweisen, mit Recht den neueren Ergebnissen angeschlossen. Freilich ersehen wir gerade aus dem der Kiepertschen Publikation beigegebenen Übersichtskärtchen über die trigonometrischen Aufnahmen in Epirus-Thessalien und Kompafs-Rekognoszierungen mit Leichtigkeit, wie wenig in diesen Ländern geschehen ist und welche Aufgaben dem künftigen Geographen noch warten. Seit Leake, dem englischen Residenten bei dem gefürchteten Ali-Pascha von Joánnina (1836. Travels in Northern Greece) ist die Erforschung und geographische Fixierung dieser Provinzen nur langsam, bruchstückweise und bei der türkischen Unduldsamkeit und Spionenriecherei gefahrvoll und ungenau von statten gegangen. Durch die Aufnahmen von H. Barth 1862, L. Heuzey 1860, Lejean 1867, Gorceix 1872 und Gubernatis 1879 ist im Grofsen und Ganzen nicht viel mehr als die Ufergegend der Flufsgebiete der Arta, (des alten Arachthos) und des Salambria-Peneios mit Sicherheit ermittelt.

Doch diese Durchführung und Ausfüllung im Detail dürfen wir getrost der bewufsten Kulturmission der griechischen Nation in den neu erworbenen Ländern überlassen. Möchte nur auch über dem Lande des grofsen Epirotenkönigs Pyrrhos und seines gröfseren Ahnherrn des Makedoniers Alexander ein ähnliches Geschick walten! Ein Versuch hiezu ist die 1879 in Rom erschienene Carta d'Epiro von Enrico de Gubernatis ital. Konsul in Joánnina.

Es liegt auf der Hand, dafs bei einem derart lückenhaften Bestand des topographischen Stoffes auch bei unserer vorzüglichen Veröffentlichung noch manches zu wünschen übrig bleibt. Dies läfst vor Allem eine Vergleichung mit der im Anschlusse an eine Habilitationsschrift bei Ackermann in M. erscheinenden Spezialkarte von Akarnanien nebst einem Kärtchen von Leukas und Umgebung (letzteres im M. von 1 : 100,000) von Dr. E. Oberhummer unschwer erkennen, einer aufserordentlich sorgfältigen Arbeit mit Verbesserungen für die Nordspitze von Kephallonia, aus den allerjüngsten authentischen Beobachtungen von Partsch, die besonders in Höhenangaben und in Bezug auf die Distanzverhältnisse der einzelnen Orte voneinander nicht unwesentliche Verschiedenheiten von der Generalkarte aufweist. So wenig ausreichend ferner die französische Aufnahme von Mittelgriechenland (der στερεά oder Rumelien) und Euboea erscheinen mufs, so ausgezeichnet durchgearbeitet ist dieses Gebiet von einer Seite her geworden, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Das österreichische Unterrichtsministerium entsandte 1875 die Geologen Neumeyer, Teller und Burgerstein, 1776 Neumeyer, Bittner und Teller nach der griechischen Halbinsel. Während im ersten Jahre die Halbinsel Chalkidike und das thessalische Küstengebirge vom Olymp bis zum Pelion aufgenommen wurde, mufste das Arbeitsfeld für 1876, welches nach dem ursprünglichen Plane Albanien und Epirus mitumfassen sollte, mit Rücksicht auf die Zeitereignisse auf Mittelgriechenland und Euböa beschränkt werden.

Teller übernahm diese Insel, Bittner das östliche Hellas bis zum Parnafs, Neumeyer Ätolien und Akarnanien. Die wahrhaft farbenglänzende Publikation der Ergebnisse dieser Forschungsreisenden mufs das freudigste Staunen jedes Freundes geogr. u. geologischer Bestrebungen hervorrufen. Den Denkschriften der k. k. Akademie der Wiss. math. nat. Klasse. XI. Wien 1880. 415 S. S. beigegeben sind aufser einer Menge von Federzeichnungen landschaftlicher Ansichten zum Teil mit geologischer Kolorirung drei gröfsere Karten: Geol. Übersicht der nordwestlichen Küstenländer des ägäischen Meeres 1 : 500,000, Tektonische Übersichtskarte eines Teiles der Küstenländer des ägäischen Meeres 1 : 850,000. Es versteht sich, dafs nebenbei nicht wenige Brosamen für die spezielle Geographie von der reichlichen geologischen Tafel abfielen.

Besäfsen wir für Epirus, das innere Thessalien, den Peloponnes und die Kykladen eine gleich gründliche, auf zeitgemäfser Höhe stehende Untersuchung, so wären für eine vollständige, übersichtliche Darstellung auch der geologischen Verhältnisse Griechenlands die unerläfslichen Vorbedingungen gegeben.

Dankbar begrüfsen wir einstweilen die namhafte Bereicherung der Geogr. durch die Arbeiten der österreichischen Geologen.[1])

Sehen wir uns nun die Generalkarte im Einzelnen an, so enthält sie auf 13 Blatt, die durch ein „Skelett" übersichtlich erklärt sind, eine Fülle reichen und deutlich geprägten Stoffes. I. Joannina Tyrnavos. II. Larisa, Saloniki. III. Trikkala, Arta, St Maura. IV. Volo. Skiathos, Lamia, Chalkis, Euboea. V. Schrift- und Zeichenerklärung Skyros, Euboea. VI. Ithaka, Mesolongion, Kephallenia, Zante. VII. Athen, Korinth, Nauplia,

[1]) Hier mag es dem Ref. gestattet sein, auf ein geradezu epochemachendes Werk für die weitesten Kreise hinzuweisen, die physikalische Geographie von Griechenland von Neumann-Partsch, Breslau 1885, welches neben vielem Andern diese Verhältnisse auf das Eingehendste und in fesselnder Weise bespricht.

Tripolis, Hydra, (wohl das schönste Blatt des Ganzen). VIII. Laurion, Euboea, Andros, Tinos, Hermupolis-(Syra). Klappe: Naxos. IX. Kalamata nebst Enklave Korfú. X. Sparti, Gythion, Cerigo. Klappe: Antikythera. XI. Titel, Siphnos, Milos, Paros, Naxos. Klappe: Naxos, Santorin-Thera, Anaphi.

Das neu entstandene Eisenbahnnetz ist das Erste, was bei einer oberflächlichen Betrachtung dem Beschauer zuerst wohlthuend auffällt und überraschend ist es, wie schnell und geschickt dasselbe bereits einen grofsen Teil des Königreiches durchzieht. Die herrliche Küstenbahn von Athen über den Isthmus, vorüber an den Skironischen Felsen nach Nauplia-Tripolis und projektiert bis Kalamata an den messenischen Golf einerseits, nach Patras anderseits treten wirksam hervor, dazu noch in Morea die Sekundärbahn Katakolo-Pyrgos (Olympia), ferner Athen-Piraeus, Athen-Kephissiá, Athen-Laurion (Athen-Lamia-Larisa projektiert), in Thessalien Volo-Larisa-Trikala an die Grenze nach Kalambaka sucht Anschlufs über den türkischen Pindus hinüber nach Janina an die Meeresküste gegenüber von Korfú. Jüngst in Angriff genommen Arta-Mesolongion. Ist nur einmal die Verbindung Larisa-Saloniki hergestellt, so ist auch bei der bevorstehenden Vollendung der türkischen Orientbahnen der Überlandweg nach dem westlichen Europa vollzogen und Brindisi wird als Kopfstation für die Levante von Athen-Piraeus abgelöst werden.[1]) Noch gröfseren Aufschwung des Schiffsverkehrs verspricht die schon im Altertume oft geplante Durchstechung des Isthmus von Korinth, die 1852 begonnen von General Tyr ihrer Vollendung durch die französische Gesellschaft im Jahre 1889 entgegensieht.

Freilich desto schlimmer ist es mit dem Strafsennetz bestellt und dies lehrt wiederum ein Blick auf unsere Karte.

Etwa mit Ausnahme der jonischen Inseln, in Sonderheit der englischen Bauten auf Korfú und Kephallonia und des durch Trikupis besonders begünstigten Akarnaniens harrt das verkehrsarme Land vergebens auf Erlösung aus dem Bann und das längst unter König Otto entworfene Strafsennetz für den Peloponnes mit Tripolis als Mittelpunkt wird bis auf die im Betrieb stehende Poststrafse von Nauplia nach Athen noch lange ein frommer Wunsch und Gedanke auf dem Papiere bleiben.

Die Küstengliederung ist scharf und genau nach den weltbekannten, seit 1829 erscheinenden englischen Seekarten gegeben; leicht wäre es gewesen, die Seetiefen wenigstens an der Küste im Allgemeinen daraus hinzuzufügen, wie dies in der Oberhummerischen Spezialkarte geschehen ist.

Die Graduierung ist doppelt nach den Meridianen von Paris und Greenwich angegeben, die von Paris eingezeichnet.

Die Höhenangaben sind durchweg in Metern ausgedrückt. Dürfen wir zum Schlusse bei so viel des Neuen und Guten, das geboten wird, einen Wunsch ausdrücken, so wäre es vielleicht für die Deutlichkeit der Karte von Gewinn gewesen, wenn, wie in der Karte von Zentral-Europa eine Kolorierung nach Höhen und Tiefen, Flufssystem und Waldbestand vorgenommen worden wäre, zum mindesten würde eine farbige Unterscheidung der Grenzen die Übersichtlichkeit vermehrt haben, wie es die französische Generalkarte geleistet hat.

Fassen wir unser Urteil kurz zusammen, so wird die schön gezeichnete Karte, die in Allem auf der Höhe der neuesten Forschung steht und bei ihrer splendiden Herstellung einen äufserst billigen Preis gewährt (das einzelne Blatt unaufgezogen 70 Kr.) sowohl für das theoretisch-wissen-

---

[1]) Siehe Paul Dehn, Deutschland nach Osten. München, Franz. 1886.

schaftliche Studium der griech. Geographie als für den praktischen Reisezweck gerade bei dem bisherigen fühlbaren Mangel ausreichender Karten sowohl in Bursians Lehrbuche als in Bädeckers Reisehandbuche von unschätzbarem Werte sein.

München. H. Zimmerer.

Dr. J. Hobbing, Zur Reform der Stellung der akademisch gebildeten Lehrer in Preufsen. 8°. S. 65. Leipzig, Weigel. 1886.

Innerhalb des preufsischen Gymnasiallehrerstandes besteht seit einigen Jahren eine ziemlich tief gehende Bewegung, um die Gleichstellung mit den Richtern der I. Instanz, die gesetzliche Regelung der Aszension (Gehaltsvorrückung) nach dem Dienstalter und die Gleichstellung der nichtstaatlichen mit den staatlichen Lehrern herbeizuführen. Hauptsächlich diesem Umstande verdanken die heuer ihren 3. Jahrgang vollendenden „Blätter für höheres Schulwesen“ ihre Entstehung, obzwar auch die brennenden technischen Unterrichtsfragen darin die gebührende Berücksichtigung finden. Wenn man dasjenige zusammenfafst, was diese Zeitschrift in zerstreuten Aufsätzen und Mitteilungen brachte, und die verschiedenen Schritte dazu nimmt, die beim Unterrichtsministerium und dem Landtage unternommen wurden, um die genannten Forderungen durchzusetzen, so hat man so ziemlich das, was der V. der obengenannten Schrift allerdings unter Geltendmachung mancher neuer Gesichtspunkte bietet. Er empfiehlt gleiche wissenschaftliche Qualität der akademisch gebildeten Lehrer und deshalb Abschaffung der 3 verschiedenen Grade des Prüfungszeugnisses, auf welche Verschiedenheit besonders die Gegner der Gleichstellung des höheren Lehr- und Richterstandes sich beriefen. Von Interesse ist eine bei dieser Gelegenheit angeführte Äufserung des Kultusministers v. Gofsler, worin dieser anerkennt, dafs namentlich in kleineren Städten die Äufserlichkeit des Ranges von Bedeutung sei. Wenn fernerhin Hobbing die Gehaltsvorrückung nach dem Grundsatze des Dienstalters verlangt und hiebei den Vorgang einiger kleinerer Staaten, wie Badens und Bremens nennt, so ist ihm unbekannt geblieben, dafs im zweitgröfsten Staate Deutschlands dieses Prinzip schon seit ziemlich langer Zeit zur Durchführung gelangt ist. Mit besonderer Wärme tritt er für die Gleichstellung der Lehrer an Anstalten staatlichen und nichtstaatlichen Patronats, sowie an vollständigen und unvollständigen Anstalten ein und schildert zum Schlusse, welche wohlthätige Folgen die Gewährung der erwähnten Forderungen nicht blofs für den Lehrerstand selbst, sondern auch für das Gedeihen der Schule und des Unterrichts haben würde.

Bei der Abfassung seiner Schrift konnte Hobbing nicht wissen, dafs ein Teil der auch von ihm vertretenen Wünsche so bald eine nicht erwartete Erledigung finden werde. Am 13. Febr. 1886 wurde von den Abgeordneten Kropatscheck und Schenckendorff im preufs. Landtag der Antrag auf völlige Gleichstellung der Lehrer an den nichtstaatlichen höheren Lehranstalten mit denen an Anstalten staatlichen Patronats eingebracht. Derselbe fand im Abgeordnetenhause Annahme. Der Kultusminister hatte eine freundliche Stellung dazu eingenommen, wenn er gleich seine Bedenken wegen der Mehrbelastung der Gemeinden nicht verhehlt hatte. Das Herrenhaus jedoch lehnte am 9. Juni die lex Kropatscheck ab mit der Begründung, dafs sie einen nicht berechtigten Eingriff in die Selbstverwaltung und das Patronat der Städte enthalte. In Wirklichkeit jedoch scheiterte der Antrag an dem Geldpunkte. Herr v. Gofsler hatte

schon im Abgeordnetenhause durchblicken lassen, dafs von Seite des Finanzministeriums nicht die ausreichenden Geldmittel bereitgestellt waren, um bei dem Unvermögen vieler Stadtgemeinden ausreichende Hilfe aus staatlichen Fonds zu gewähren. Ohne Zweifel wird das von den mafsgebenden Faktoren als vollberechtigt Anerkannte über kurz oder lang der befriedigenden Lösung entgegengehen.[1])

Burghausen. A. Deuerling.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Lanx Satura. scripsit J. S. Speijer. ex programmate Gymnasii Amstelodamensis anni 1886 seorsum impressum. 30 S. 8. In dieser klar und gewandt geschriebenen lateinischen Abhandlung wird 1. der Nachweis versucht, dafs Orcus stets die Person des Gottes, nie eine Örtlichkeit bezeichne (p. 17: ‚Orcum semper deum esse, numquam in tota antiquitate loci fuisse nomen'); widersprechende Stellen, wie Verg. Aen. 6, 273 in faucibus Orci 4, 242 evocat Orco oder Hor. carm. 3, 11, 29 sub Orco werden durch künstliche Interpretation zu beseitigen gesucht. — 2. wird die unwahrscheinliche Vermutung ausgesprochen, dafs bei Hor. Sat: 1, 5, 87 unter dem oppidulum, quod versu dicere non est, Venusia zu verstehen sei. — 3. werden unter dem Titel Emendationes elf Konjekturen vorgetragen, aber die besten davon sind bereits von deutschen Gelehrten vorweggenommen, was dem V. entging, da er keine ausreichende Kenntnis der deutschen Litteratur besitzt. So ist Verg. Aen. 6, 211 nutantem für cunctantem schon 1877 von O. Güthling und 1883 von L. Schmidt vermutet worden, Tac. Ann. 1, 32 sexagenis singulos für sexageni singulos von C. G. Zumpt (in Halms zweiter Ausgabe 1856 erwähnt). Dafs Cic. pro Roscio Amerino § 24 audere für ardere bereits von Scheller vorgeschlagen wurde, hat der V. selbst erwähnt. Die übrigen Vermutungen haben entweder keine Wahrscheinlichkeit (Verg. Aen. 2, 256 iam für cum, 4, 610 et Dirae ultrices fidei, morientis Elissae für et Dirae ultrices et di morientis Elissae, 5, 575 impavidos für pavidos, 8, 219 Alcides furtis für Alcidae furiis) oder sind gänzlich verfehlt (Verg. Aen. 2, 595 monstri für nostri, Hor. carm. 1, 37, 24 ire patravit für reparavit, 2, 13, 18 cateias für catenas, Liv. 2, 9, 6 onus für omni sumptu). — In dem 4. Abschnitt ‚Observationes grammaticae' werden noch vier weitere Textesverbesserungen versucht, worunter beachtenswert ist, dafs Cic. Catil. 1 § 31 zu lesen sei

[1]) Inzwischen wurde durch Kabinetsordre vom 29. Juli 1886 den Oberlehrern und ordentlichen Lehrern an den staatlichen und den sonstigen unter alleiniger Verwaltung des Staates stehenden höheren Unterrichtsanstalten der Rang der 5. Klasse der höheren Beamten, welcher bisher nur den als 'Professoren' prädizierten Oberlehrern zukam, verliehen, ebenso angeordnet, dafs auch den wissenschaftlichen Lehrern der unter alleiniger Verwaltung des Staates stehenden nichtstaatlichen höheren Lehranstalten der tarifmäfsige Wohnungsgeldzuschufs der Beamten der 5. Rangklasse (660 Mark) gezahlt werde, soweit die erforderlichen Mittel bei den bezüglichen Anstalten voraussichtlich vorhanden sind. Die ordentlichen Lehrer an den staatlichen Anstalten erhielten schon vorher die Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses von 432 ℳ auf 660 ℳ zugebilligt.

morbus, qui est rempublicam für morbus, qui est in republica. Was die Vermutung zu Cic. pro lege Manilia § 15 pascua für pecua betrifft, so war schon in Halms Note zu der Stelle zu lesen, pecua, wofür man pascua erwartet hätte'; auch hätte nicht unerwähnt bleiben sollen, dafs man jetzt nach Pluggers liest pecuaria relinquitur. Keine Wahrscheinlichkeit haben die übrigen Vermutungen'; Plautus mil. glor. 799 eius modo für eius modi est und Verg. Aen. 2, 59 ignotus für ignotum, 589 videnda für videndam.

Titi Livi ab urbe condita libri. Erklärt von W. Weissenborn. Dritter Band. Erstes Heft. Buch VI—VIII. Fünfte Auflage besorgt von H. J. Müller. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1886. 304 S. Die Bücher VI—VIII des Livius mit Weissenborns Kommentar hat H. J. Müller in der bewährten Weise revidiert. Die Abweichungen des Textes von der vierten, vor zehn Jahren noch durch den ersten Herausgeber besorgten Auflage verzeichnet wie in früher erschienenen Bänden der neuen Bearbeitung das Vorwort. Sie stellen eine gröfsere Übereinstimmung mit der Rezension Madvigs her. Im IV. Buche, auf welches sich unsere Prüfung zunächst beschränkte, hat etwa ein Dutzend Konjekturen Madvigs Aufnahme gefunden. Als neuere Emendationen sind in diesem Buche hervorzuheben: 17, 3 populares viros (statt suos) und 28, 1 ducem creatum (statt certum) von Kraffart, ferner 17, 6 remisso eo (statt id) quod, 19, 4 nam ei (statt et) quia, 38, 3 ad summum imperium summumque civem (statt s. i. summunque ad c.) von H. J. Müller. Manche Stelle harrt noch der Verbesserung. VI 15, 13 möchte Ref. lesen: cur, quod in sinu vestro est, excuti iubetis potius, quam promatis (statt ponatis), nisi aliqua fraus subest? Dies entspricht dem Folgenden in medium proferatis wie bei Plin. Pan. 66 iubes quae sentimus promere; in medium proferemus (denn so ist zu interpungieren). Glossen, wie sie Cobet (1, 6), Kiehl (17, 5), Madvig (6, 8; 33, 9) im Texte nachgewiesen, hat H. J. Müller mit Recht ausgeschieden. Die Breite der Livianischen Darstellung, die auch eine Wiederholung des gleichen Wortes nicht scheut, mahnt freilich zur Vorsicht; doch dürfte noch manche Erweiterung des echten Textes zu erkennen sein. So stört 2, 11 ff. die viermalige Wiederkehr desselben Namens; weder in castra Volscorum, das die Konstruktion stört, noch Volscum, das zu agrum gesetzt ist wie 33, 9 Tusculi zu portas, scheint Livius geschrieben zu haben. 37, 3 tribunos plebis, quippe quae potestas iam suam ipsa vim frangat intercedendo verrät sich das unnötige intercedendo auch durch die Stellung als erklärender Zusatz, vgl. 38. 7 vim tribuniciam a se (re ist Druckfehler) ipsa dissolvi non patiar.

Bellermann — Imelmann — Jonas — Suphan. Deutsches Lesebuch. Vorschule: Unterstufe, zweite Klasse und Oberstufe, erste Klasse. Berlin. Weidmann, 1885 und 1886. Preis à ℳ 1.60. Auch an diesen beiden Bändchen des im 20. Bd. (S. 61 u. ff.) dieser Blätter angezeigten Lesebuches ist verständige Auswahl des Stoffes und prächtige Ausstattung zu rühmen. Die spezifisch norddeutsche Vorschule pafst nicht in den Rahmen unserer bayerischen Einrichtungen.

Emil Knaake. Lehrbuch der alten Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior) 1886. ℳ 1.40. Ein lobenswerter Vorzug dieses zunächst für Realgymnasien und Oberrealanstalten bestimmten Lehrbuches ist, dafs es die Geschichte in zusammenhängender Darstellung, nicht in abgerissenen Absätzen, gibt, ferner dafs die gewöhnlich allzusehr vernachlässigte Kulturgeschichte gebührend berücksichtigt ist.

Druck von H. Kutzner in München.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Die Unechtheit des IX. Buches der Aristotelischen Tiergeschichte.

II.

Dafs das IX. B. eine Kompilation ist, tritt uns auch deutlich in dem von den Bienen handelnden Abschnitt entgegen. Denn obwohl dessen Verf., wie wir oben sahen, sich viel umfassendere Fachkenntnisse verschaffte, als A. im V. B. aufweist, so verschmäht er es doch nicht, daraus eine Klassifikation der Bienen wörtlich herüberzunehmen. Dieses Exzerpt befremdet um so mehr, weil schon am Anfang des Abschnittes die wunderliche, allerdings nicht ganz unverdächtige Einteilung der *κηρ{ιο}ποιά* sich findet (623^{b} 8 τούτων δ' ἐστὶ γένη ἐννέα, ὧν τὰ μὲν ἓξ ἀγελαῖα, μέλιττα <βασιλεῖς τῶν μελιττῶν>, κηφὴν ὁ ἐν ταῖς μελίτταις, σφὴξ ὁ ἐπέτειος, ἔτι δ' ἀνθρήνη καὶ τενθρηδών κτλ.) Die fragliche Klassifikation ist zu lesen

V. Buch.

553^{b}.7 εἰσὶ δὲ γένη τῶν μελιττῶν, ἡ μὲν ἀρίστη μικρὰ καὶ στρογγύλη καὶ ποικίλη, ἄλλη δὲ μακρά, ὁμοία τῇ ἀνθρήνῃ, τρίτος δ' ὁ φὼρ καλούμενος (οὗτος δ' ἐστὶ μέλας καὶ πλατυγάστωρ), τέταρτος δ' ὁ κηφήν, μεγέθει μὲν μέγιστος πάντων, ἄκεντρος δὲ καὶ νωθρός ... ἡγεμόνων δὲ γένη δύο ἐστίν, ὥσπερ εἴρηται καὶ πρότερον i. e. 553^{a} 25 τῶν δ' ἡγεμόνων ἐστὶ γένη δύο, ὁ μὲν βελτίων πυρρός, ὁ δ' ἕτερος μέλας καὶ ποικιλώτερος, τὸ δὲ μέγεθος διπλάσιος τῆς χρηστῆς μελίττης.

IX. Buch.

624^{b} 20 εἰσὶ δὲ γένη τῶν μελιττῶν πλείω, καθάπερ εἴρηται πρότερον, δύο μὲν ἡγεμόνων, ὁ μὲν βελτίων πυρρός, ὁ δ' ἕτερος μέλας καὶ ποικιλώτερος, τὸ δὲ μέγεθος διπλάσιος τῆς χρηστῆς μελίττης· ἡ δ' ἀρίστη μικρά, στρογγύλη καὶ ποικίλη, ἄλλη μακρά, ὁμοία τῇ ἀνθρήνῃ· ἕτερος ὁ φὼρ καλούμενος, μέλας, πλατυγάστωρ. ἔτι δ' ὁ κηφήν· οὗτος μέγιστος πάντων, ἄκεντρος δὲ καὶ νωθρός.

Es ist undenkbar, dafs A. in dieser konfusen Weise — die Aufzählung der Weiselarten unterbricht den Zusammenhang — seine Schriften exzerpierte. Nicht einmal die gewöhnlichen Konjunktionen sind gesetzt.

Auch die im IX. B. vorkommenden Bemerkungen über die Krankheiten der Bienen sind kopiert, und zwar aus dem 27. Kapitel des VIII. B., doch nicht so wörtlich, wie die neben einander gesetzten Stellen zeigen.

VIII. B.

605ᵇ 7 τῶν δ' εντόμων τὰ πλεῖστα εὐθηνεῖ ἐν ᾗπερ ὥρᾳ καὶ γίνεται . . . ταῖς δὲ μελίτταις ἐγγίνεται ἐν τοῖς σμήνεσι θηρία ἃ λυμαίνεται τὰ κηρία, τό τε σκωλήκιον τὸ ἀραχνιοῦν καὶ λυμαινόμενον τὰ κηρία (καλεῖται δὲ κλῆρος, οἱ δὲ πυραύστην καλοῦσιν· ὃς ἐντίκτει ἐν τῷ κηρίῳ ὅμοιον ἑαυτῷ οἷον ἀράχνιον, καὶ νοσεῖν ποιεῖ τὸ σμῆνος) καὶ ἄλλο θηρίον . . . νοσοῦσι δὲ μάλιστα, ὅταν ἐρυσιβώδη τὰ ἄνθη ἡ ὕλη ἐνέγκῃ, καὶ ἐν τοῖς αὐχμηροῖς ἔτεσιν.

IX. B.

625ᵃ 7 ἐὰν δὲ τοῦτο μὴ ποιῶσι (scl. ἐπικαθῶνται καὶ συμπέττωσι), φθείρεσθαί φασι τὰ κηρία καὶ ἀραχνιοῦσθαι. καὶ ἐὰν μὲν τὸ λοιπὸν δύνωνται κατέχειν ἐπικαθήμεναι, τοῦθ' ὥσπερ ἔκβρωμα γίνεται, εἰ δὲ μή, ἀπόλλυται ὅλα. γίνεται δὲ σκωλήκια ἐν τοῖς φθειρομένοις, ἃ πτερούμενα ἐκπέταται. 626ᵇ 15 τὰ δὲ νοσήματα ἐμπίπτει μάλιστα εἰς τὰ εὐθηνοῦντα τῶν σμηνῶν. ὅ τε καλούμενος κλῆρος· τοῦτο γίνεται ἐν τῷ ἐδάφει σκωλήκια μικρά, ἀφ' ὧν αὐξανομένων ὥσπερ ἀράχνια κατίσχει ὅλον τὸ σμῆνος, καὶ σήπεται τὰ κηρία. ἄλλο δὲ νόσημα οἷον ἀργία τις γίνεται τῶν μελιττῶν καὶ δυσωδία τῶν σμηνῶν . . . νοσοῦσι δὲ μάλιστα, ὅταν ἐρυσιβώδη ἐργάζωνται ὕλην.

Die Vergleichung beider Stellen ergibt das Resultat, dafs A. auch diese Partie des IX. B. nicht geschrieben hat. Denn 1) er hätte auf das VIII. B., wo er die Krankheiten ausführlicher behandelte, nur verwiesen, nicht den κλῆρος, als wenn er dem Leser unbekannt wäre, noch zweimal geschildert; 2) er hätte die namenlose Krankheit (οἷον ἀργία καὶ δυσωδία) auch im VIII. B. irgendwie erwähnt; 3) er hätte die zwei andern bienenschädlichen Insekten, die in dem zitierten Kapitel des VIII. B. beschrieben werden (θηρίον οἷον ὁ ἠπίολος und τερηδών), auch im IX. B. genannt. Auf der andern Seite drängt sich bei der Vergleichung der Gedanke auf, der V. des IX. B. habe den betreffenden Abschnitt im VIII. flüchtig

angesehen. Zufällig ist ja wohl die Anwendung des Wortes εὐθηνεῖν in beiden Partien. Ist aber das unscheinbare Wörtchen τε in ὅ τε καλούμενος κλῆρος, dem kein καὶ ἄλλο θηρίον entspricht wie dem τό τε σκωλήκιον, der an beiden Stellen ganz gleiche Satzanfang νοσοῦσι δὲ μάλιστα ὅταν ἐρυσιβώδη auch bloſser Zufall? Unmöglich.

Auch der Satz S. 627ᵇ 20 ἐὰν δ' ἔαρ ὄψιον γένηται ἢ αὐχμός, καὶ ὅταν ἐρυσίβῃ, ἔλαττον ἐργάζονται αἱ μέλιτται τὸν γόνον ist vom V. des IX. B. fast wörtlich aus dem V. B. (S. 553ᵇ 19 ὅταν μὲν οὖν ἔαρ ὄψιον γένηται, καὶ ὅταν αὐχμοὶ καὶ ἐρυσίβη, ἐλάττων γίνεται ὁ γόνος) herübergenommen.

Endlich machen auch die letzten Kapitel des IX. B. den Eindruck, daſs sie aus andern Stellen zusammengetragen sind. Man vergleiche nur folgende Partien:

III. B.	IX. B.
509ᵇ 5 οἱ δ' ὄρνιθες ἔχουσι μὲν ὄρχεις, ἔχουσι δ' ἐντὸς πρὸς τῇ ὀσφύι. καὶ τῶν τετραπόδων ὅσα ᾠοτοκεῖ, τὸν αὐτὸν ἔχει τρόπον, οἷον σαύρα ... τὰ δὲ τῶν ἐντὸς ἐχόντων πρὸς τῇ γαστρὶ ἔχει, οἷον τῶν ἀπόδων μὲν δελφίς, τῶν δὲ τετραπόδων καὶ ζῳοτόκων ἐλέφας· τὰ δ' ἄλλα φανεροὺς ἔχει.	631ᵇ 22 ἔχουσι δ' οἱ μὲν ὄρνιθες τοὺς ὄρχεις ἐντὸς καὶ τὰ ᾠοτόκα τῶν τετραπόδων πρὸς τῇ ὀσφύι, τὰ δὲ ζῳοτόκα καὶ πεζὰ τὰ μὲν πλεῖστα ἐκτός, τὰ δ' ἐντός, πάντα δὲ πρὸς τῷ τέλει τῆς γαστρός.

Oder:

Ζ γ ε.	IX. B.
784ᵃ 6 εὐνοῦχος οὐ γίνεται φαλακρὸς διὰ τὸ εἰς τὸ θῆλυ μεταβάλλειν. καὶ τὰς ὑστερογενεῖς τρίχας ἢ οὐ φύουσιν ἢ ἀποβάλλουσιν, ἂν τύχωσιν ἔχοντες οἱ εὐνοῦχοι, πλὴν τῆς ἥβης ... ἡ δὲ πήρωσις αὕτη ἐκ τοῦ ἄρρενος εἰς τὸ θῆλυ μεταβολή ἐστιν.	631ᵇ 31 ἐὰν μὲν γὰρ παῖδας ὄντας πηρώσῃ τις, οὔτε αἱ ὑστερογενεῖς ἐπιγίνονται τρίχες οὔτε ἡ φωνὴ μεταβάλλει, ἀλλ' ὀξεῖα διατελεῖ. ἂν δ' ἤδη ἡβῶντας, αἱ μὲν ὑστερογενεῖς τρίχες ἀπολείπουσι πλὴν τῶν ἐπὶ τῆς ἥβης (αὗται δ' ἐλάττους μέν, μένουσι δέ), αἱ δ' ἐκ γενετῆς τρίχες οὐκ ἀπολείπουσιν. οὐδεὶς γὰρ γίνεται εὐνοῦχος φαλακρός. μεταβάλλει δὲ καὶ ἡ φωνὴ ἐπὶ τῶν τετραπόδων τῶν ἐκτεμνομένων ἁπάντων εἰς τὸ θῆλυ.

Nachdem wir so das Buch in seinen Beziehungen zu den echten zoologischen Schriften des A. betrachtet haben, erübrigt uns, genauer zu untersuchen, ob das Buch selbst nach Inhalt und Form sichere Kennzeichen seines nichtaristotelischen Ursprungs enthält. Dies ist der Fall. Sie sind so zahlreich und liegen so offen zu tage, dafs sie nur einer Zusammenstellung bedürfen. Sie alle aufzuführen wird nicht nötig sein, da dies eher Sache einer kommentierten Ausgabe ist.

In erster Linie wird die Unechtheit des Buches durch die vielen Absurditäten erwiesen, die sich darin finden. Absurd ist der ganze Abschnitt über die Feindschaften der Tiere 609ᵃ 4 bis 610ᵇ 19. Er ist, wie A.-W. mit recht sagen, „ein ungeordneter und gedankenloser Wust vereinzelter Angaben, in welchem auch keine Spur von Zusammenhang zu finden ist.“ Die Tiere, die darin genannt werden, sind meist solche, die in den Fabeln eine Rolle spielen, wie ἀετός, κόραξ, ἀλώπηξ, ὄνος, δράκων, welch letzterer bei A. nur an einer verdächtigen Stelle (602ᵇ 25) erwähnt wird, so dafs ich vermute, es sei wirklich eine Fabelsammlung beigezogen worden. Andere Tiere scheint A. mit etwas veränderten Namensformen zu belegen, wie φάλαγξ, πίπρα. χλωρεύς, κορυδών, worüber später gehandelt werden wird. Auch der Umstand erregt begründeten Verdacht, dafs viele Tiere in diesem Abschnitt als „Eierfresser“ bezeichnet werden, deren Nahrung nach A. vegetabilisch ist oder aus Insektenlarven besteht wie beim Specht[1]). Für nicht Aristotelisch halte ich es auch, dafs der an sich einleuchtenden Behauptung, die Gleichheit der Nahrung oder des Aufenthalts mache die Tiere einander zu Feinden, soviele Beispiele angereiht werden. Manche der zur Erklärung der Feindschaften vorgetragenen Gründe sind geradezu drollig; z. B. weil durch das Geschrei des Esels die Jungen des αἴγιθος aus dem Neste fallen, ist der Vogel dem Grautier feind und hackt dessen Geschwüre auf. Können wir es für möglich halten, dafs A. so lächerliche Fabeln in ein wissenschaftliches Werk aufnahm, wie z. B. 610ᵃ 6 die Behauptung, αἴγιθος und ἄνθος seien einander so heftige Feinde, dafs sich ihr Blut nicht mische, 609ᵇ 5 der Rabe hacke dem Stier und Esel die Augen aus, 609ᵇ 10 der Pirol entstehe aus einem Scheiterhaufen? Können wir A. solche Sätze zumuten: „σίττη (ein spechtartiger Vogel, viell. Spechtmeise) und τροχίλος (Zaunkönig) sind dem Adler feind; denn die σίττη zerbricht die Eier des Adlers, der Adler aber ist sowohl deshalb als auch weil er Fleischfresser ist, allen feind.“ Wo bleibt die Begründung der Feindschaft des

[1]) Vergl. auch Sundevall S. 160: Es scheint sonderbar, den Stieglitz (ποικιλίς) des Eierdiebstahls anzuklagen.

τροχίλος? Diese lesen wir erst 615ᵃ17: Der Adler ärgert sich, weil der τροχίλος auch βασιλεύς genannt wird!! Wenn der Adler allen feind ist, wozu werden σίττη und τροχίλος besonders erwähnt? Wie kann der Adler, weil die σίττη seine Eier zerbricht, allen feind sind? 616ᵇ21 heifst es gar von der σίττη, sie soll eine Giftmischerin sein, weil sie viel weifs. 609ᵃ15 wird dem ἄνθος angedichtet, er habe einen weifsen Fleck auf dem Auge und sehe infolge dessen schlecht, wie überhaupt mehrfach nach dem IX. B. Tiere körperliche Gebrechen von Natur aus haben. Auch lesen wir hier, dafs das Pferd aus Verdrufs darüber, dafs der ἄνθος (nach Sundevall die gelbe Bachstelze) das Gras auf seiner Weide frifst, sein Wiehern nachäfft und ihm jähen Schrecken einjagt, den ἄνθος zu erwischen sucht und ihn sogar tötet, wenn es ihm gelingt[1]). Vom grauen Reiher wird 609ᵇ24 berichtet, die Begattung erpresse ihm Schmerzensrufe und blutige Zähren, auch das Eierlegen komme ihm sehr hart an. Zudem müsse er seine Eier vor der diebischen Lerche (!) hüten. Um sein Unglück voll zu machen, wird ihm 616ᵇ35 auch eine schlechte Farbe und steter Durchfall angedichtet. Nur auf der Jagd hat er Glück. Nun wird die Schablone umgekehrt und seinem glücklicheren Vetter, dem weifsen Reiher, in fast allen Punkten das direkte Gegenteil nachgerühmt. Die Faulheit des Asterias endlich, der dritten Reiherart, wird dadurch erklärt, dafs er der Sage nach vor alters aus Sklaven entstanden ist (μυθολογεῖται ἐκ δούλων γενέσθαι).

Erwähnenswert ist noch die eigentümliche Erscheinung, dafs hier nur von dem in Griechenland (wenigstens jetzt) seltenen Silberreiher gesagt wird, dafs er Sümpfe, Seen und Auen bewohnt, während doch alle Reiherarten sich an diesen Orten aufhalten, und dafs gerade vom Silberreiher das Nisten auf Bäumen behauptet wird, während speziell diese Art nicht da nistet. Nach 620ᵃ4 ff. sind die Hänflinge dem Esel feind, weil er ihnen die jungen Disteln frifst, ehe sie Samen tragen können. Überhaupt mufs sich der dumme Esel in diesem Feindschaftenregister viel gefallen lassen. Nach 610ᵇ29 starrt eine ganze Ziegenherde wie versteinert die Ziege an, die man an der Spitze ihres Bartes gefafst hat.[2]) Darauf wird ohne jede Bemerkung — Kritik übt ja der V. nicht — ein einfältiges Hirtenmärchen reproduziert, dem zufolge die Ziegen

[1]) Damit vergl. man Plut. de solert. an. c. 31: Ἀριστοτέλης ἱστορεῖ... τὰς φιλίας ὠτίδων πρὸς ἵππους, ὅτι χαίρουσι προσπελάζουσαι καὶ διασκάλλουσαι τὸν ὄνθον. Ohne Zweifel ist der ὄνθος mit dem ἄνθος identisch. Die Stelle selbst aber ist sicherlich einem dem IX. B. ähnlichen Machwerk entnommen, das gleichfalls durch des Philosophen berühmten Namen Käufer anlocken sollte.

[2]) ἤρυγγος oder ἤρυγγον kann hier keine Pflanze bedeuten.

nach der Sonnenwende (ὅταν ὁ ἥλιος τραπῇ θᾶττον) einander nicht mehr anschauen, sondern sich von einander abwenden.

Der Inhalt des 4. Kapitels ist so absonderlich, dafs auch ich mit Pikkolos und A.-W. eine Verderbnis des Textes annehmen würde, wenn nicht an so vielen sicheren Stellen ähnliches stände. Es heifst hier: „Die Kühe weiden in Gesellschaften, und wenn eine sich entfernt, folgen die andern.[1]) Deshalb suchen auch die Hirten, wenn sie eine nicht finden, sogleich alle auf.“ Nur die gezwungene Ergänzung der Worte „die zu derselben Gesellschaft gehören“ gibt eine zur Not erträgliche Vorstellung. Die nun folgende Behauptung, unfruchtbare Stuten raubten aus Sehnsucht nach Jungen den Müttern die Fohlen, klingt mir wenigstens absurd.

Dafs zur Kompilation des 5. Kapitels, das vom Hirsche handelt, auch das 29. des VI. B. benützt wurde, ist früher nachgewiesen worden. Es sei nur noch darauf aufmerksam gemacht, wie dort Fabeln zurückgewiesen werden (578ᵇ 23 περὶ δὲ τῆς ζωῆς μυθολογεῖται μὲν ὡς ὂν μακρόβιον, οὐ φαίνεται δ' οὔτε τῶν μυθολογουμένων οὐθὲν σαφές, ἥ τε κύησις καὶ ἡ αὔξησις τῶν νεβρῶν συμβαίνει οὐχ ὡς μακροβίου τοῦ ζῴου ὄντος), hier aber auch das Abgeschmackteste ohne jeden Zweifel vorgebracht wird, dafs nämlich der Hirsch das linke Geweih verstecke, weil es Heilkraft besitze, dafs einmal auf dem Geweih eines Hirsches viel Epheu gewachsen sei, dafs die Hirsche, von einem giftigen Tiere gebissen, die Krebse (τοὺς καρκίνους) fressen u. s. w.

Das 6. Kapitel ist im ganzen eine mechanisch zusammengefügte Fabelsammlung. Dazu wurde auch A. benutzt, wie Anfang und Schlufs zeigen. Die meisten Fabeln sind des A. unwürdig, z. B. dafs die verwundeten Ziegen auf Kreta das Kraut Diktamnon fressen, das die Kraft zu haben scheine, die Pfeile aus dem Körper herauszuziehen; dafs dem Leopard Menschenkot ein Heilmittel sei, ja dafs er darauf so erpicht sei, dafs er unter dem Bemühen, den von den Jägern in einem Gefäfs an einem Baum aufgehängten Kot zu erschnappen, verende; dafs die Schildkröte, wenn sie eine giftige Viper gefressen habe, Origanon als Gegengift geniefsen müsse, während dagegen die Störche und die andern Vögel (οἱ ἄλλοι τῶν ὀρνίθων) sich Origanon wie ein Pflaster auf Wunden legen (ἐπιτιθέασι). Ja, der V. läfst sogar, wenn wir nach den bei Schneider zitierten Parallelstellen an der Echtheit der Lesart festhalten, die Heuschrecke mit Schlangen kämpfen.

Im 7. Kapitel erregen besonders zwei Behauptungen grofsen Anstofs. Es sollen nämlich die Schwalben nur zwei Junge haben,

[1]) Man erwartet umgekehrt: Wenn sich einmal eine verlaufen hat, sucht sie wieder zu ihrer Gesellschaft zu gelangen.

und der Tauber soll, wenn er seine Jungen aus dem Neste führt, sich mit all diesen begatten. Doch da vielleicht beide Stellen verderbt sind, da ferner A., die Echtheit der Lesart vorausgesetzt, Ζιζ 564ᵃ 23 vom Steinhuhn dasselbe sagt, was hier vom Tauber behauptet wird, können wir kein Gewicht darauf legen. Wir sehen aber auch, wie in diesem Kapitel zweimal (mit φασί τινες und λέγουσί τινες) Ansichten anderer in der für den Verf. des IX. B. charakteristischen kritiklosen Weise eingeführt werden. An der 2. Stelle hätte A. einen Einwand nicht unterdrückt. Denn wie konnte er stillschweigend die Behauptung hinschreiben, die männlichen Sperlinge lebten nur ein Jahr, im Frühling gebe es nur Weibchen, die allein ihr Geschlecht fortpflanzten?

Auch das 8. Kapitel enthält einige anstöfsige Stellen. Ich glaube nicht, dafs A. für die Thatsache, dafs die schwerfälligen Vögel keine Nester bauen, als Grund angeben konnte, Nester nützten denselben wegen ihrer Schwerfälligkeit im Fliegen nichts. Müssen denn Nester gerade an höher gelegenen Orten gebaut werden? Von den folgenden zum Teil sehr unwahrscheinlich klingenden Angaben über die Steinhühner will ich nur die eine als des A. unwürdig hervorheben, die besagt, diese Vögel seien nach der Begattung so begierig, dafs sie sich auf die θηρεύοντες losstürzten und sich ihnen sogar auf die Köpfe setzten. Mag man auch unter θηρεύοντες Lockvögel verstehen, so dürfte die Sache doch etwas arg übertrieben sein.

In den im 11. Kapitel über die Schwäne vorgeführten Bemerkungen finde ich viel weniger die Fabel über seinen Gesang vor dem Tod verdächtig, als vielmehr die schülerhafte Übertreibung, dafs sie εὔβίοτοι καὶ εὐήθεις καὶ εὔτεκνοι καὶ εὔγηροι seien. εὐγήρως gebraucht A. mit Recht nicht als Epitheton eines Tieres. Im nächsten Kapitel (615ᵇ 5) wird uns ein Vogel nur unter einem jonischen Lokalnamen vorgeführt (κύμινδιν δὲ καλοῦσιν Ἴωνες αὐτήν), sein allgemein gebräuchlicher Name aber verschwiegen. Der Autor kennt ihn selber nicht, denn 619ᵃ 14 schreibt er wieder ὁ γνήσιος ἀετὸς ὀλιγάκις φαίνεται, ὥσπερ ἡ καλουμένη κύμινδις. Er scheint den Vogel nur deshalb zu erwähnen, um seine Belesenheit im Homer dokumentieren zu können. (ἧς καὶ Ὅμηρος μέμνηται ἐν τῇ Ἰλιάδι εἰπών). Endlich sei noch einmal auf die entschieden dem A. fremde Manier[1]) hingewiesen, etwas nur durch das Gerede der Leute konstatieren zu wollen, ohne ein eigenes Urteil abzugeben, wie es auch hier wieder der Fall ist, 615ᵇ 24 θρυλεῖται παρὰ πολλοῖς· φασὶ δέ τινες. Auch 616ᵃ 6 wird nicht der leiseste Zweifel gegen

---

[1]) Vgl. auch Lewes-Carus: Aristoteles p. 291.

das Gerede (φασί) erhoben, dafs es einen Zimmtvogel gebe, der den Zimmt aus einem unbekannten Lande (ποθέν) hole und daraus sein Nest baue, das die Eingebornen herabschössen und so den Zimmt gewännen. Ja es wird nicht einmal angedeutet, wo die ἐγχώριοι zu suchen sind.[1]) Vgl. ferner 609ᵇ 10; 617ᵃ 5 u. s. w. Wie A. bei solchen Anführungen verfährt, sehen wir 490ᵃ 11, 578ᵇ 23.

Absurd ist auch der Satz 615ᵇ 32 ἡ δὲ καλουμένη χλωρὶς διὰ τὸ τὰ κάτω ἔχειν ὠχρά: Der Vogel heifst Grünling, weil seine Unterseite gelb ist; es erwartet doch jeder χλωρά. Unmöglich kann das 14. Kapitel, das vom Eisvogel handelt, von A. herrühren. Sollte der nicht gewufst haben, dafs der Schnabel dieses Vogels, dessen auffallende Erscheinung sich jedem für immer einprägt, nicht dünn (λεπτός, wie es 616ᵃ 18 heifst), sondern kräftig ist, dafs er keineswegs so buntscheckig aussieht, wie wir ᵇ16 lesen (μεμιγμένως τοιοῦτον τὸ σῶμα πᾶν καὶ αἱ πτέρυγες . . . οὐ χωρὶς ἕκαστον τῶν χρωμάτων), sondern dafs die einzelnen Körperteile bestimmte Farben haben. Der echte A. sagt auch Ζιϑ 593ᵇ 11 von beiden Arten, ihr Rücken sei blau (τὸν δὲ νῶτον ἀμφότεραι κυανοῦν ἔχουσιν). Die Beschreibung des Nestes vollends ist ein unlösbares Wirrsal. ἡ νεοττία παρομοία ταῖς σφαίραις ταῖς θαλαττίαις ἐστὶ καὶ ταῖς καλουμέναις ἁλοσάχναις πλὴν τοῦ χρώματος· τὴν δὲ χρόαν ὑπόπυρρον ἔχουσιν, τὸ δὲ σχῆμα παραπλήσιον ταῖς σικύαις ταῖς ἐχούσαις τοὺς τραχήλους μακρούς· τὸ δὲ μέγεθος αὐτῶν ἐστι τῆς μεγίστης σπογγιᾶς μεῖζον· εἰσὶ γὰρ καὶ μείζους καὶ ἐλάττους. Wenn wir mit Külb und A.-W. nach den Regeln der Grammatik als Subjekt zu ἔχουσιν und dann notwendiger Weise unter dem zu σχῆμα zu ergänzenden Genetiv sowie unter αὐτῶν den Plural ἁλοσάχναι verstehen, so haben wir die wunderliche Erscheinung, dafs ein Ding zur Erläuterung mit zwei andern verglichen wird, von denen das zweite als unbekannt nach Gestalt und Gröfse wieder mit zwei verschiedenen Dingen verglichen wird. Die Farbe des Nestes würde insoferne angegeben, als demselben eine andere Farbe als den rötlichen Halosachnä zugeschrieben wird. Wie sieht es nun aus? Genau so deutlich ist die Gröfse der Halosachnä bezeichnet, wenn es heifst, sie seien gröfser als der gröfste Schwamm, d e n n es gibt gröfsere und kleinere. Wenn wir nun, um diese Widersprüche zu lösen, mit Scaliger, Schneider, Bussemaker annehmen, auch unter ἔχουσιν, αὐτῶν sei das Nest zu ver-

[1]) Aufserdem halte ich es für unmöglich, dafs A., der natürlich den herodotischen Bericht über den Zimmtvogel so gut kannte wie wir, diesen in abgeänderter Form vorbrachte, ohne auf Herod. III, 111 Rücksicht zu nehmen.

stehen, da ja dieses beschrieben werden soll, so geraten wir von Skylla in die Charybdis. Dann wird gar das Nest, anstatt dafs es beschrieben wird, mit vier Dingen verglichen: Den Meerbällen und den sogenannten Halosachnä ähnelt es, den langhalsigen Gurken gleicht seine Gestalt, und die gröfsten Schwämme, deren es nämlich gröfsere und kleinere gibt, übertrifft es an Gröfse. Seine Farbe geht ins rötliche. Und nun, aufmerksamer Leser, hast Du eine Vorstellung von diesem rundlichen, länglichen, rötlichen Ding, dessen Gröfse gröfser noch ist als der gröfste Schwamm. — Wenn in der Schrift περὶ ζ. γεν. 749^b 17 aufser dem Straufs ganz andere Vögel genannt werden, die besonders fruchtbar sind, als Zu 616^b 5, will ich dies nicht urgieren. Dagegen kann man unmöglich dem Begründer der Logik den Satz an der zuletzt genannten Stelle zuschreiben ἑώραται μὲν γὰρ καὶ ἑπτακαίδεκα, τίκτει μέντοι καὶ πλείω ἢ εἴκοσιν. Woraus kann er denn schliefsen, dafs der Straufs mehr als 20 Eier legt, wenn man nie mehr als 17 gesehen hat? Der ähnlich gebaute Satz 558^b 29, über den die Erklärer mit Stillschweigen weggehen, ist mir nach dieser Erwägung selbst verdächtig; er scheint mir auch den Übersetzern unbequem gewesen zu sein, da sie einer wörtlichen Übersetzung möglichst aus dem Wege gingen. — 616^b 21 heifst es schlechtweg von der κρέξ, sie sei ein ὄρνις κακόποτμος. Ein solcher Köhlerglaube ist entschieden nicht Aristotelisch. Einen eigentümlichen Eindruck machen die vom cap. 11 an verschiedenen Vögeln gegebenen Epitheta εὐβίοτος, εὐμήχανος u. ähnl. Wer kann einen Grund dafür angeben, dafs z. B. gerade der Zaunkönig, Schwan, Rohrsänger, Baumläufer sich gut nähren, andere Vögel aber nicht? Geradezu kindisch ist die gegenteilige Bemerkung, dafs zwei Vogelarten (616^b 31 die Hänflinge und 619^a 2 die Adlerart ὑπάετος) κακόβιοι seien, die Hänflinge deshalb, weil sie in den Disteln leben und sich von ihrem Samen nähren, während ihre glücklicheren Kameraden fette Würmer oder süfse Beeren schmausen, die ὑπάετοι wohl deshalb, weil sie Aas fressen und immer hungern müssen (τὰ τεθνεῶτα φέρων, πεινῇ δ' ἀεί), oder weil sie von den Raben und den andern (Vögeln überhaupt?) gefangen und verfolgt werden (ἁλίσκεται γὰρ καὶ διώκεται ὑπὸ κοράκων καὶ τῶν ἄλλων. Warum wenigstens nicht umgekehrt διώκεται καὶ ἁλίσκεται?). Dafs der weifse Ibis in ganz Ägypten mit Ausnahme der Stadt Pelusium, der schwarze dagegen nur in Pelusium und sonst nirgends in Ägypten zu finden sei, klingt sehr unglaublich. Noch unglaublicher wäre es in meinen Augen, wenn A. seinen Lesern solche θαυμάσια ἀκούσματα aufgetischt hätte. Im Herodot, den der V. auch sonst benutzt, wie beim τροχίλος, steht II, 76 nur,

dafs es eine weifse und schwarze Art gibt. Auch die Fabeleien, der αἰγοθήλας (Ziegenmelker) melke die Ziegen, wodurch ihre Euter verdorrten und sie selbst blind würden, werden ohne jeden Zweifel vorgebracht. Und wie die Trägheit des Reihers Asterias dadurch erklärt wird, dafs er aus einem Sklaven entstanden sei, so wird zur Behauptung, der Oberschnabel des alten Adlers krümme sich schliefslich so sehr, dafs er verhungern müsse, der Mythus angefügt, dafs er dies dulde, weil er einst als Mensch seinen Gastfreund verletzte. Mag es auch A. nicht verschmähen, dann und wann einen Mythus beizuziehen, so ist doch der eben zitierte plumpe Erklärungsversuch so unwissenschaftlich wie nur irgend möglich und darum dem A. fremd. Im allgemeinen jedoch hütet sich der V., seine Behauptung zu begründen. Thut er es, so zeigt er auch sonst seine Schwäche, so 619^b 11 μακρόβιος δ' ἐστὶν ὁ ἀετός· δῆλον δὲ τοῦτο ἐκ τοῦ τὴν νεοττιὰν τὴν αὐτῶν ἐπὶ πολὺ διαμένειν. Nach dieser Begründung dürften die Schwalben noch länger leben. Die Nester können doch auch von den Nachkommen besetzt werden! Es sieht ferner nicht A., sondern einem Mann wie Herodot gleich, Fabeln aufzunehmen wie 619^b 13, dafs im Skythenland ein Vogel seine Eier nicht bebrüte, sondern sie in ein Hasen- oder Fuchsfell stecke und dann von der Spitze eines Baumes die werdende Nachkommenschaft bewache. So recht deutlich kommt der Geist des Verf. vom IX. B. zum Ausdruck auch im Abschnitt über die φήνη 619^b 23. Denn erstens verfährt er auch hier wie 616^b 35 mit den Reiherarten: Der φήνη wird alles mögliche Gute angedichtet (ἐστὶν εὔτεκνος καὶ εὐβίοτος καὶ δειπνοφόρος καὶ ἤπιος, καὶ τὰ τέκνα ἐκτρέφει καὶ τὰ αὑτῆς καὶ τὰ τοῦ ἀετοῦ), dem Adler gerade das Gegenteil (φύσει ἐστὶ φθονερὸς καὶ ὀξύπεινος, ἔτι δὲ ὀξυλαβής ... φθονεῖ οὖν τοῖς νεοττοῖς ἁδρυνομένοις ... καὶ σπᾷ τοῖς ὄνυξιν ... ἐκβάλλει καὶ κόπτει αὐτούς). Sodann ist der hauptsächlichste Inhalt des Kapitels, dafs φήνη die aus dem Nest geworfenen Jungen des Adlers aufnehme, schon Ζιζ 563^a21 gesagt. Der V. aber begnügt sich, wie wir oben S. 29 sahen, nicht etwa mit einem Hinweis auf die Stelle, sondern variirt sie bis zum Ekel. Vom Seeadler aber wird die bekannte Fabel berichtet, dafs er seine beiden Jungen in die Sonne blicken lasse und dasjenige töte, dessen Augen zuerst thränten. Ein Mann der Wissenschaft jedoch nimmt dergleichen unkontrollierbare Sagen nicht als bare Münze hin.

Dafs der Abschnitt über die Bienen cap. 40 nicht aus der Feder des A. geflossen sei, wurde schon oben erörtert. Gleich der Anfang würde uns unbeantwortbare Fragen vorlegen, wenn wir die Autorschaft des A. festhielten. Warum sollte er erst jetzt

die Arten der wabenbauenden Insekten aufzählen, da er sie doch schon im V. B. behandelte? Wie könnte er die Arbeitsbienen, Königinnen (βασιλεῖς oder besser βασιλεὺς τῶν μελιττῶν ist notwendige Ergänzung), Drohnen ebenso als γένη τῶν κηροποιῶν aufstellen wie die Gesamtfamilie σφήξ oder ἀνθρήνη, die ja, wie auch im IX. B. zu lesen ist, ebenfalls in ἡγεμόνες und ἐργάται zerfallen? Dies erscheint noch wunderlicher aus dem Grunde, weil strenggenommen Drohnen und Königinnen nicht einmal Wabenbauer sind. Warum erwähnte er σειρήν, τενθρηδών, βομβύλιος nicht an der betreffenden Stelle im V. B.? Oder ist letzterer mit dem dort genannten βομβύκιον identisch? Übrigens ist diese im ganzen gehaltvolle Abhandlung nicht frei von lächerlichen Fabeln, so lesen wir 626ᵇ 24, dafs die Bienen gegen starken Wind Steine als Ballast trügen. Auch in dem Abschnitt über die Wespen befremdet es, dafs erst jetzt und nicht schon im V. B. eine Klassifikation vorgenommen wird. Die Einteilung aber selbst in γένη ἄγρια und ἥμερα mifsfällt noch mehr. Sind denn nicht die Wespen insgesamt „wild", ob sie grofs oder klein sind? Versteht A. unter den ἥμερα nicht immer nur solche Tiere, die bei dem Menschen und für den Menschen gehalten werden? Fernerhin wäre mir die Angabe 630ᵃ 18, dafs der Auerochs in Päonien vorkomme im Gebirge Messapion, das die päonische und mädische Landschaft trennt, bei einem gebornen Macedonier sehr auffallend. Wozu soll der das Gebirg Messapion, nachdem er schon gesagt hat, dafs es in Päonien sei, noch weiter bestimmen? Eine solche genaue Angabe pafst eher für einen Mann aus dem eigentlichen Griechenland, etwa aus Böotien, da auch in dieser Landschaft ein Höhenzug dieses Namens sich findet. Übrigens erwartet man hier die Angabe der Heimat des Auerochsen gar nicht mehr, da ja schon Ζιβ 500ᵃ 1 zu lesen ist ὁ βόνασος, ὃς γίνεται περὶ τὴν Παιονίαν καὶ τὴν Μαιδικήν. Ebensowenig erwartet man erst im IX. B. die Angabe: καλοῦσι δ' αὐτὸν οἱ Παίονες μόναπον, da eine solche Notiz viel eher dort, wo er zuerst genannt wurde, also im II. B. (an drei Stellen) am Platze gewesen wäre. Dem Abschnitt sind einige abgeschmackte Fabeln angehängt. Dafs sich der Auerochs durch Fortschleudern seiner Exkremente verteidige, steht zwar auch Ζμγ 663ᵃ 13. Hier aber wird jene schlichte Behauptung übertreibend weitergesponnen: „Vier Klafter (etwa 7,40 Meter) weit schleudert er seinen Kot fort, und leicht thut er dies oft; derselbe ist so scharf, dafs er den Hunden die Haare abbrennt. Sie gebären scharenweise an einem Ort, den sie zuvor mit einem aus ihren Exkrementen bestehenden Wall umgeben haben". Diese respektablen ballistischen Leistungen erschienen Plinius, dem Ex-

zerptor des Kompilators, noch nicht hinreichend, wenn er VIII, 16 schreibt: fuga sibi auxiliari reddentem in ea fimum interdum et trium iugerum longitudine, cuius contactus sequentes ut ignis aliquis amburat. — Die Märlein vom keuschen Kamel und Pferd, von denen nach unfreiwilligem Incest das eine den Wärter tötete, das andere sich selbst das Leben nahm, sind jedes wissenschaftlichen Werkes unwürdig und gehören in Sammelsurien wie die θαυμάσια ἀκούσματα, wo sie auch zu finden sind. Endlich sind auch in den Bemerkungen über die Delphine manche ἄπιστα, um einen Ausdruck aus dem Traktat zu gebrauchen, z. B. die Übertreibung, dafs die Delphine über die Masten grofser Schiffe springen. Grant,[1]) der in solchen Fabeleien merkwürdigerweise nur „Naivität, Unbefangenheit, ja geistige Frische“ sieht, möchte ich entgegnen, dafs eine solche Naivität entschieden A. fremd ist.

Zeller rühmt mit Recht an A. die Schärfe und Strenge des wissenschaftlichen Denkens. Und sollte man auch dieses Urteil nicht an allen Stellen der Tiergeschichte bewährt finden, so kann man doch unmöglich solche Widersprüche, wie sie in diesem Buch manchmal unmittelbar auf einander folgen, dem A. zuschreiben. So heifst es gleich am Anfange, wo die Charaktereigenschaften des männlichen und weiblichen Geschlechtes planlos aufgezählt werden, 608b 1 es seien τὰ θήλεα προπετέστερα ἢ τὰ ἄρρενα; dagegen wird b13 vom Weibe gesagt, — und beim Menschen treten nach des V. Ansicht die durch den Geschlechtsunterschied bedingten Eigenschaften noch deutlicher hervor als bei den Tieren — es sei ὀκνηρότερον καὶ ὅλως ἀκινητότερον τοῦ ἄρρενος. Recht nachlässig ist es zum mindesten, wenn 609a 17 unter den Vögeln, die einander feind sind, auch γαλῆ, ὄφις, φρῦνος. ὄνος u. s. w., 610b 4 unter den Fischen, die gesellig leben, auch die σαῦροι und τευθοί aufgezählt werden. 609b 15 heifst es vom ἄνθος, das Pferd vertreibe ihn von der Weide, gleich darauf aber lesen wir, der ἄνθος scheuche und vertreibe das Pferd. 610a 2 treffen wir den vielfach angefochtenen Satz εἰσὶ δ' οἱ κύκνοι καὶ ἀλληλοφάγοι μάλιστα τῶν ὀρνέων, den Plinius X 32 mit den Worten wiedergibt: Iidem (olores) mutua carne vescuntur inter se. (Pikkolos' aus Ath. IX 393d und Ael. var. hist. I, 14 geschöpfte Konjektur ἀλληλοφόνοι ändert an der Sache nichts; Sundevalls ἀλληλοφιλοι ist reine Willkür). Bei A. findet sich selbstverständlich keine Spur dieser kannibalischen Sinnesart des Schwanes. Aber auch im IX. B. selbst findet sich eine Stelle, die dem Schwan eine sanfte Gemütsart zuschreibt: 615a 32 οἱ κύκνοι εὐβίοτοι δὲ καὶ

[1]) A. Grant, Aristoteles, übers. von Imelmann 1878. p. 132 u. 133.

εὐήθεις καὶ εὔτεκνοι καὶ εὔγηροι, καὶ τὸν ἀετόν, ἐὰν ἄρξηται, ἀμυνόμενοι νικῶσιν, αὐτοὶ δ' οὐκ ἄρχουσι μάχης. ᾠδικοὶ δέ, καὶ περὶ τὰς τελευτὰς μάλιστα ᾄδουσιν. — 610ᵃ12 stöfst uns der Satz auf: φίλοι καὶ ἀλώπηξ καὶ ὄφις (ἄμφω γὰρ τρωγλοδῦται). Da zugleich beiden Tieren wenigstens ein Nahrungsmittel gemeinsam ist (sie fressen Mäuse cf. 609ᵇ 28 und 580ᵇ 25), so hätte der V. Feindschaft zwischen Fuchs und Schlange statuieren müssen, wenn er nicht seinen eigenen Thesen widersprechen wollte (608ᵇ 19 πόλεμος τοῖς ζῴοις ἐστίν, ὅσα τοὺς αὐτούς τε κατέχει τόπους καὶ ἀπὸ τῶν αὐτῶν ποιεῖται τὴν ζωήν).[1])

Eine Inkonsequenz, die einem selbständigen Schriftsteller schwerlich unterlaufen dürfte, erkennen wir auch darin, dafs vorn 612ᵇ 13 der ἴκτις als Feind der Bienen charakterisiert wird (τὰ σμήνη κακουργεῖ, τῷ γὰρ μέλιτι χαίρει), später aber im cap. 40 bei Aufzählung der Bienenfeinde übergangen wird. Ferner stöfst er die Behauptung 612ᵇ 32 οὔτε γὰρ αἱ περιστεραὶ συνδυάζεσθαι θέλουσι πλείοσιν einige Zeilen später 613ᵃ 7 selbst wieder um, wenn er sagt παροχεύονται δέ ποτε καὶ τῶν τοὺς ἄρρενας ἐχουσῶν τινες. — Nach 609ᵃ 23 ist βρένθος ein Meervogel, wohl eine Mövenart (οἱ ἀπὸ τῆς θαλάττης ζῶντες ἀλλήλοις πολέμιοι οἷον βρένθος καὶ λάρος καὶ ἅρπη), nach 615ᵃ 15 aber ein Singvogel, der in Berg und Wald sich aufhält (ἔνιοι δὲ τῶν ὀρνίθων ἐν τοῖς ὄρεσι καὶ τῇ ὕλῃ κατοικοῦσιν, οἷον ἔποψ καὶ βρένθος· οὗτος δ' ὁ ὄρνις εὐβίοτος καὶ ᾠδικός). Sollte βρένθος wirklich der Name zweier verschiedenen Vögel gewesen sein, so mufste ein Mann, der weifs, was er schreibt, dies angeben. — 618ᵇ 22 sagt der V., dafs aufser der Adlerart πύγαργος die übrigen selten Haine besuchen (τὰ δὲ λοιπὰ γένη ὀλιγάκις εἰς πεδία καὶ εἰς ἄλση φοιτᾷ). Zwölf Zeilen später aber heifst es von der Adlerart περκνόπτερος, auch ὀρειπέλαργος und ὑπάετος genannt, nur: οἰκεῖ ἄλση, und wird ein anderer Aufenthalt nicht angegeben. Ebenda 618ᵇ 32 wird von diesem Adler gesagt, er sei der gröfste Adler. Denn μεγέθει μέγιστος mufs nach den vorher anderen Arten gegebenen Prädikaten δεύτερος μεγέθει oder μέγεθος ἐλάχιστος als Superlativ übersetzt werden, was auch Külb und A.-W. thun. Dagegen wird 619ᵃ 12 der γνήσιος ἀετός als μέγιστος τῶν ἀετῶν ἁπάντων vorgeführt. — 624ᵃ 4 lesen wir ἐλάττω δ' ἐστὶ ταῦτα (scl. τὰ κηφήνια) τῷ μεγέθει τῶν μελιττίων. Fassen wir mit Scaliger, Sylburg, Camus, A.-W. κηφήνιον als Drohnenzelle und μελίττιον als Arbeitsbienenzelle, wozu auch die unmittelbar vorhergehenden Sätze nötigen, so haben

[1]) Worauf sich Plut. de solert. an. c. 31 bezieht (ὁ γὰρ Ἀριστοτέλης ἱστορεῖ φιλίας ἀλωπέκων καὶ ὄφεων διὰ τὸ κοινὸν αὐτοῖς πολέμιον εἶναι τὸν ἀετόν), weifs ich nicht; auf diese Stelle des IX. B. offenbar nicht.

wir einen Widerspruch mit der späteren Behauptung 624ᵇ 17 εἰσὶ δὲ μείζους οἱ τῶν κηφήνων κύτταροι (scl. ἢ οἱ τῶν μελιττῶν), welcher Schneider das Geständnis entlockte (IV 197): difficultatem lectionis tollere non possum, Pikkolos zur Konjektur βασιλείων für μελιττίων veranlafste. A.-W. übersetzen „Königinzellen", obwohl sie im griech. Text μελιττίων beibehalten. Es gehört auch dieses Vorgehen zu den ihnen früher von mir vorgerückten Inkonsequenzen. Ich halte natürlich an der Überlieferung fest, da in einer Kompilation ein Widerspruch mit andern Stellen allein zu einer Konjektur noch nicht berechtigt. — Handgreiflich ist der Widerspruch, der zwischen folgenden Stellen besteht 627ᵃ 17 ἔστι μέντοι ἄδηλον ὅλως, εἰ ἀκούουσιν (αἱ μέλιτται) und ᵃ24 ὄρθριαι δὲ σιωπῶσιν, ἕως ἂν μία ἐγείρῃ βομβήσασα δὶς ἢ τρίς· τότε δ' ἐπ' ἔργον ἀθρόαι πέτονται καὶ ἐλθοῦσαι πάλιν θορυβοῦσι τὸ πρῶτον, κατὰ μικρὸν δ' ἧττον, ἕως ἂν μία περιπετομένη βομβήσῃ, ὥσπερ σημαίνουσα καθεύδειν· εἶτ' ἐξαπίνης σιωπῶσιν. Wenn der V. nicht wufste, ob die Bienen hören, konnte er folgerichtig auch nicht sagen, dafs ein Summen sie wecke oder zur Ruhe bringe.[1]) — Der Satz 628ᵃ 34 ἐν δὲ τοῖς πλείστοις σφηκίοις (also nicht in allen) ἔνεισιν αἱ μῆτραι καλούμεναι steht mit dem von 628ᵃ 1 an Gesagten im Widerspruch, da darin die Anlegung eines Wespennestes durch die μήτρα richtig angegeben und speziell erwähnt ist, die μήτρα sei vorhanden ἐπιόντος τοῦ θέρους, τοῦ μετοπώρου τελευτῶντος, δι' ὅλου τοῦ χειμῶνος. Der Widerspruch könnte nur beseitigt werden durch die Annahme, dafs auch einmal eine μήτρα durch einen Zufall vor der Zeit umkommen kann. Dies aber vorzubringen war nicht der Mühe wert.[2]) — Ferner steht der Satz 628ᵃ 33 διὸ καὶ κάθηνται ἐν τοῖς σφηκίοις ἀεὶ (αἱ μῆτραι) mit früheren und nachfolgenden Angaben im Widerspruch, z. B. 628ᵃ 24 μηκέτι τοὺς ἡγεμόνας ἐκπέτεσθαι τῶν ἐργατῶν und ᵇ25 αἱ δὲ μῆτραι καλούμεναι ἁλίσκονται τραπείσης τῆς ὥρας αἱ πολλαὶ περὶ τὰς πτελέας· συλλέγουσι γὰρ τὰ γλίσχρα. — Der Satz 628ᵇ 29 θηρεύονται δὲ περὶ τοὺς κρημνοὺς καὶ τὰ ῥήγματα τῆς γῆς τὰ εἰς ὀρθόν, καὶ πάντες φαίνονται ἔχοντες κέντρα fiel schon Scaliger auf, der da schreibt p. 1145: Disturbat nunc historiam superiorem. Nam etiam sine aculeis esse dicebat (p. 628ᵇ 3). Alia tamen assignat loca. Ich sehe nicht ein, warum an Abhängen und senkrechten Erdspalten nur gestachelte Arbeits-

---

[1]) Nicht zu übergehen ist Metaph. 980ᵇ 23, an welcher Stelle A. den Bienen das Gehör rundweg abspricht.

[2]) B.-Saint Hilaire meint: Il semble que ceci est une addition étrangère et peu justifiée, puisque les mères sont indispensables, et que le guêpier ne peut jamais être formé sans elles. Mit derartigen Gründen könnte er wohl die Hälfte des IX. B. eliminieren.

wespen gefunden werden sollten. Die stachellosen Männchen fliegen doch auch nach der Ansicht des V. aus. Der Versuch des Camus, der unter den σφῆκες hier nur Arbeitswespen versteht (on prends ces guêpes), und B. Saint-Hilaire's (On les prend alors), den letzteren Satz mit dem vorher angegebenen speziellen Fall (γεγένηται δέ που) eng zu verknüpfen, ist abgesehen von den willkürlichen Einschiebseln ces und alors wegen des eine Allgemeinheit bezeichnenden Präsens θηρεύονται zu verwerfen. — Der Satz 628ᵇ22 ἁλίσκονται δ' ἐν τοῖς σπηλαίοις τοῦ χειμῶνος καὶ ἔχοντες ἔνιοι κέντρα καὶ οὐκ ἔχοντες widerspricht der früheren Behauptung 628ᵃ 3 ff., nach der nur die gestachelten ἡγεμόνες οἱ καλούμενοι μῆτρα überwintern, was ja auch wahr ist, blofs in dem Fall nicht, wenn man τοῦ χειμῶνος als Anfang des Winters fafst; die Auffassung aber ist natürlich gezwungen und durch nichts begründet. — Offenbar ist ferner der Widerspruch zwischen 629ᵃ 24 ἐν μὲν οὖν ταῖς μελίτταις ἄκεντροί εἰσι καὶ οἱ κηφῆνες καὶ οἱ βασιλεῖς sowohl mit den Angaben im IX. B. selbst (628ᵇ 1 ἐοίκασι δ', ὥσπερ οἱ τῶν μελιττῶν ἡγεμόνες, ἔχειν κέντρον) als auch mit der Notiz im V. B. 553ᵇ 5 (οἱ δὲ βασιλεῖς καὶ ἡγεμόνες ἔχουσι μὲν κέντρον).

(Fortsetzung folgt.)

Würzburg. L. Dittmeyer.

Geschichte im erziehenden Unterricht.

Der Umschwung, welcher infolge der gewaltigen Ereignisse beim Eintritt in unser Jahrhundert in der Denk- und Empfindungsweise des deutschen Volkes sich vollzog, hatte zwei für den Charakter der modernen Bildung bedeutsame Errungenschaften zur Folge — er setzte nämlich an Stelle des haltlosen Kosmopolitismus der Aufklärungsperiode den nationalen Idealismus und brachte gegenüber der Lostrennung von fast allen Bildungstraditionen die historische Ansicht der Bildungsarbeit zur Geltung. Die Überzeugung, dafs unsere Bildung nicht allein aus der geistigen Thätigkeit unserer Tage ihre Nahrung saugen dürfe, sondern dafs sie historisch begründet und eingedenk des Göthe'schen Spruches sein müsse „Was Du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen", ist heutzutage Gemeingut aller denkenden Erzieher. Daher selbst jene, welche nicht so grofses Gewicht auf den ästhetischen Wert und die formal bildende Kraft der klassischen Studien legen, dennoch fordern, dafs der Knabe seinen Weg durch das Altertum nehme, um zum tieferen Verständnifs der eigenen Kultur zu gelangen und inmitten der Einflüsse der Gegenwart fest auf eigenen Füfsen stehen zu können.

Diese Wendung zur historischen Ansicht begründete für den Unterricht in der Muttersprache das Studium der älteren Formen und ihrer Denkmäler und von dem Geschichtsunterricht, dem erst infolge der französischen Revolution eine besondere Stelle in der Schule eingeräumt wurde, verlangt dieses historische Prinzip, dafs er in seiner analytischen Behandlung den Zögling auf den historischen Hintergrund des Lebens achten lehre und ihn gewöhne, in der Gegenwart die Wirkung des Vergangenen zu erkennen, während derselbe Unterricht in seinem selbständig aufbauenden synthetischen Teile Menschen- und Zeitbilder dem jugendlichen Geiste möglichst kongenial nach Inhalt und Form vorführe. Nur in dieser Weise wird es möglich sein, den Knaben so in die Vergangenheit zu versetzen, als ob er sie selbst miterlebte und mit den Menschen der Geschichte umginge; die Erweckung der Teilnahme aber, welche aus diesem idealen Umgange entspringt, mufs als eine Hauptaufgabe des Geschichtsunterrichts betrachtet werden, weil aus der Teilnahme die Gesinnungen hervorgehen, von welchen der sittliche Wert des Menschen am unmittelbarsten abhängt. „So mag der Geschichtsunterricht Unterricht im Menschentum nach seinem Stoff, nach seinem Ziele Gesinnungsunterricht heifsen.“

Wenn an und für sich jeder Bildungsstoff, der ein allgemeines Interesse in sich trägt, schon dadurch für die Erziehung von Bedeutung ist, dafs er dem Egoismus, der nur in dem jeweiligen Vorteil oder Schaden den Antrieb für seine Thätigkeit findet, ein Gegengewicht bietet, so ist der Wert der Geschichte für die Erziehung ein um so bedeutenderer, als sich bei ihr dieses Interesse in der gröfstmöglichen Vielseitigkeit äufsert.

Ihr Studium interessirt nämlich nach Seite der Erkenntnis

1. empirisch, durch die blofse Mannigfaltigkeit und Abwechslung von Personen und Begebenheiten,
2. spekulativ, durch den Nachweis von Grund und Folge der Thatsachen,
3. ästhetisch, indem sie dem Zögling klassische Darstellung in Prosa und Poesie vorführt und ihm nach Möglichkeit Werke der bildenden Künste oder Abbildungen derselben zur Anschauung bringt, aufserdem aber noch, indem sie das höchste ästhetische Wohlgefallen, das sittliche, durch Vorführung von Menschen in den verschiedensten sittlichen Beziehungen zu erregen weifs.

Ungleich höher aber als die Interessen der Erkenntnis stehen die der Teilnahme. Das nachempfindende Gemüt teilt Leid und Freud, Sieg und Sturz seines Helden; es sympathisiert aber nicht nur mit dem Geschicke einzelner, sondern nimmt Teil an Wohl

und Weh der Völker; ferner lernt es zugleich in dem Verstehen anderer sich als Glied der Gesellschaft fühlen und in deren Ordnung die Bedingung des öffentlichen Wohles erkennen. Endlich aber ahnt es über all dem Dichten und Trachten der Jahrtausende der Menschheit das Walten einer höheren Macht und als letzte mitwirkende Kraft die Gottheit. Es erweckt also die Geschichte nach Richtung der Teilnahme hin ebenfalls ein dreifaches Interesse, nämlich das sympathetische, das sociale und das religiöse. Ja, in jeder Vorstellungsmasse, die eine auch nur irgend bedeutende historische Partie umfafst, mufs es nach diesen sechs Richtungen lebendig sein.

Da aber ein einmal erwachtes Interesse nicht ruht, sondern den Verknüpfungen der Gegenstände nachgeht, um zu dem mit Eifer ergriffenen Studium die Hilfswissenschaften zu suchen, so mufs der Unterricht darnach angethan sein, dafs er auch biete, was zu dem allseitigen Verständnis der Geschichte notwendig erscheint. Dies gilt in hervorragender Weise von der Geographie, welche schon durch den Zusammenhang zwischen der natürlichen Gestaltung eines Landes und der Kulturentwicklung seiner Bewohner in der engsten Beziehung zur Geschichte steht.

Nicht geringere Wichtigkeit besitzt für sie die Sprache. Da sie die überlebende Trägerin des Volksgeistes ist und jedes tiefere Verständnis der Geschichte eines Volkes ohne die Kenntnis von dessen Sprache erschwert erscheint, wird der Unterricht eine genaue Behandlung nur derjenigen Völker sich zur Aufgabe machen können, deren Sprachen dem Zögling bekannt sind.

Neben den beredten Denkmälern der Schrift dürfen aber auch die stummen Zeugen der Vergangenheit nicht fehlen: Erzeugnisse der Plastik, der Architektur, der Malerei wie der Werkthätigkeit müssen wenigstens in Nach- oder Abbildungen zur Versinnlichung der Darstellung dienen.

Jede Schuldisciplin, also auch die Geschichte hat eine doppelte Betrachtungsweise: sie ist erstens Wissenschaft und zweitens Erziehungsmittel. Die Wissenschaft bietet ein fertiges Ganze, die Pädagogik zerlegt es und baut es vor den Augen des Schülers von neuem auf.

Die Art und Weise aber wie der Lehrer dieses bewerkstelligt, soll den Gesetzen der Psychologie entsprechen. Wenn man dem Denkprozefs nachgeht, der sich bei jedem rechten Lernen vollzieht, so lassen sich fünf Stufen der Geistesthätigkeit unterscheiden:

1. Das Bekannte oder früher Gelernte wird in die Erinnerung zurückgerufen und dadurch der Boden bereitet für das mitzuteilende Neue;

2. der Schüler wird in das Neue eingeführt nach seiner Breite und Tiefe;
3. die neu gewonnenen Vorstellungen werden mit ähnlichen oder gegensätzlichen Gedankengruppen des früheren Unterrichts verglichen und dadurch aus den einzelnen Thatsachen ein Allgemeines abgeleitet;
4. diesem Allgemeinen, Begrifflichen wird im Zusammenhange die rechte Stellung angewiesen;
5. das Gewufste wird durch Einübung und Anwendung zur freien Beherrschung gebracht, das Wissen zum Können erhoben.[1])

Mit Herbart kann man diese fünf Stufen auch bezeichnen als Analyse, Synthese, Association, System und Funktion oder Methode.

Ihre Anwendung vollendet sich in abgerundeten Partien des Lehrstoffes, sogenannten methodischen Einheiten.

„Schickt die Erklärung dem Lesen nicht nach, sondern voraus, damit in die junge Seele die fremde Form als ein Ganzes dringe. Was soll erst der Mifsverstand Vorläufer des Verstandes sein?"

Dieses Wort Jean Pauls (Levana I, § 38) gibt uns die Bestätigung für die Notwendigkeit eines analytischen Verfahrens. Um dem Nichtverstehen, das eine Folge von mangelhafter und dem Mifsverstehen, das eine Folge falscher Apperception ist, vorzubeugen, und so eine klare und schnelle Auffassung des Neuen zu ermöglichen, ist es nötig, dafs die im Geiste schon vorhandenen Vorstellungen zum Empfange der neuen vorbereitet — die für das Neue bedeutenden betont und störende in den Hintergrund gedrängt werden. In den meisten Fällen gilt es dabei sich an das von dem Schüler in Bezug auf den Gegenstand früher Gelernte oder an einen unabhängig vom Unterricht unmittelbar aus Erfahrung und Umgang stammenden Gedankenkreis zu wenden.

Unter den Quellen nun, welche sich der geschichtlichen Analyse darbieten, ist die nächste und unmittelbarste die Heimat des Zöglings. An sie knüpfen sich historische Erinnerungen: auf ihrem Boden entschieden sich vielleicht Ereignisse, von denen der Unterricht zu handeln hat, lebten Persönlichkeiten, die in Betracht gezogen werden sollen; oder es erinnern Denkmäler, Strafsennamen, alte Gebäude, Gedenktafeln an entschwundene Zeiten und bedeutende Menschen.

An solch interessanten und lehrreichen Stoffen werden freilich vor allem Städte reich sein, die an den grofsen Verkehrsstrafsen gelegen oder Mittelpunkt einer alten Kultur sind; denn so spärliche

---

[1]) Siehe Lessing Abhandlungen über die Fabel V, 2. Absatz.

Reste ein einzelnes Ereignis hinterläfst und wäre es das wichtigste und blutigste, so zahlreich sind die Reste der Kulturzustände; der Boden selbst bewahrt ihre Spuren, auch wenn die Kultur, die auf ihm entstanden, längst abgeblüht ist.

Indes auch kleinere Städte bieten in Kirchen, alten Grabsteinen, Schlössern, Klöstern und Ruinen der nächsten Umgegend ein analytisches Material.

Sagen und Sprüche der Heimat beziehen sich so häufig auf ereignisvolle Vergangenheit. Auch in historischen Spielen, Volksfesten und Umzügen sind aus alter Zeit Erinnerungen überkommen. Nicht minder können Gebräuche und Einrichtungen Anknüpfungspunkte für die geschichtliche Betrachtung bieten.

Überhaupt der ganze Schatz historischer Beziehungen, den die Heimat birgt, mufs vom Unterrichte ausgebeutet werden und wird nicht wenig zu seiner reizvollen und lebendigen Gestaltung beitragen. Er wird aber auch dem Schüler seine Heimat lieb und wert machen, ihn zu Streifzügen in die nächste Umgebung anregen und seine Beobachtungsgabe schärfen. Diese Art des Unterrichts pflanzt endlich dem Schüler Achtung ein für Denkmäler aus der Vergangenheit, Schonung für Altertümer und Hergebrachtes und pflegt damit den ersten Keim des Gemeinsinnes.

Neben der Heimatkunde wird in zweiter Linie der deutsche Unterricht der Geschichte analytisches Material bieten; denn er hat vor allem auch einen nationalen Beruf: so mufs er mit Hilfe des nationalen Sagenschatzes der deutschen Geschichte den Boden bereiten.

Die Meeressagen von Hagen und Hilde, die dem Gudrunlied vorausgehen, der Sagenkreis der Nibelungen, vertreten durch den hörnenen Siegfried des Heldenbuches, die Sagen von Dietrich und Hildebrand mögen im deutschen Unterricht als erste Stufe den deutschen Geschichtsunterricht vorbereiten.[1])

Als zweite Gruppe mögen folgen aus Paul Warnefried die Sagen von Alboin, von König Autharis und Theudelinde, aus Widukind die Sagen von der Landung der Sachsen, ihrem Landerwerb und ihrem Übergang nach Brittanien.

Die dritte Gruppe bilden die Kaisersagen von Karl dem Grofsen, Otto d. Gr. und Friedrich Barbarossa.

Aufser den nationalen Sagen bietet die Litteratur aber auch noch einen reichen Schatz gröfserer und kleinerer Dichtungen historischen Charakters. Unter diesen dürfen aber nur jene gewählt

[1]) Vgl. Dr. O. Willmann, Der elementare Geschichts-Unterricht S. 80.

werden, deren Inhalt mit dem allgemein giltigen historischen Urteil übereinstimmt, und die in ihrer Form vollendet sind.

Es ist nicht schwer entsprechende Gedichte für alle Altersstufen zu finden, und die Litteratur bietet Stoffe durch alle Perioden der deutschen Geschichte dar. Und wie die deutsche Litteratur analytisches Material bietet für die deutsche Geschichte, so müssen es die alten Klassiker für die griechische und römische.

Auf der höheren Stufe endlich, wo der Schüler schon einen gewissen Vorrat an historischem Stoff besitzt, wird die Geschichte selbst zur Quelle der Analyse für die Geschichte.

Der Lehrer wird nun sowohl Persönlichkeiten, die sich nach Charakter oder Zeiten ähnlich sind, als auch analoge historische Thaten, nach Ursachen, Entwicklung und Folgen einander gegenüberstellen, um das Verständnis zu vertiefen und zu beschleunigen.

Ist nun auf diese Weise in der analytischen Vorbesprechung das auf den Stoff Bezügliche reproduziert und so das Neue nach verschiedenen Richtungen vorbereitet, so ist der Unterricht bei der zweiten Stufe angelangt, bei der Synthese. Sie hat den Zweck, dem Schüler neue Anschauungen und neue Vorstellungen anzueignen. Das ganze Aufsteigen durch die Stufen der in Bildung begriffenen Menschheit von den Alten zu den Neuen gehört zum synthetischen Unterricht. Durch ihn soll das Herz voll werden, selbst da, wo nicht schöne Familienverhältnisse dem Erziehungswerke entgegen kommen. Die Bedingung für die Erreichung dieses Zieles aber ist geeignete Darstellung, geeignet nach Inhalt und Form.

An den Inhalt mufs vor allem die Forderung gestellt werden, dafs er angemessen sei der jeweiligen Erkenntnis und Empfindungssphäre des Zöglings und mit ihr gleichmäfsig fortschreite. Besonders der Anfang fordert einen langsamen Gang und mufs sich eng an die Individualität des Knaben halten, der gerade beginnt, seine Teilnahme über die nächste Umgebung hinauszudehnen. Mit seiner zunehmenden Denkkraft aber, mit der Bereicherung seiner Ideen, mit der Schärfe des Urteils kann auch der historische Stoff wachsen an Tiefe der Verhältnisse, an Breite des Gesichtskreises, an Verwicklung seiner Kombinationen. Ein solches natürliches Wachsen ist aber nur möglich, wenn der Anfangspunkt der Reihe für die fortschreitende Teilnahme nicht in den verwickelten Verhältnissen der Wirklichkeit unserer Tage, sondern bei dem Volke gesucht wird, dessen Geschichte ein ideales Knabenalter in klassischer Darstellung bietet, und überdies den Vorzug hat, einen steigenden Fortschritt bis auf die Gegenwart zu geben. Ich

brauche nicht zu sagen, dafs ich dabei die homerische Odyssee zur ersten historischen Darstellung fremder Sitten und entfernter Zeiten im Auge habe.[1]) Nur eine so reiche und höchst einfache Schilderung hat die Kraft, die Teilnahme des Knaben in dem weit entlegenen Kreise festzuhalten. Wo fänden auch die heroischen Regungen der Knabenjahre einen getreueren Spiegel als in der Heldensage? Durch ihren Einflufs gehen sie der Erziehung nicht verloren, sondern werden im Bilde der durch Einsicht geläuterten und auf einen allgemeinen Zweck gerichteten Heldenkraft veredelt und in den Dienst der Vernunft gestellt.

Wenn das Gymnasium die Aufgabe hat, der Bildung den Zusammenhang mit ihren Quellen offen zu halten und dadurch Menschen zu erziehen, die den Dingen auf den Grund zu gehen befähigt und gewohnt sind, so fällt ihm vor allen andern Schulen die Verpflichtung zu, Geschichte aus der Geschichte kennen zu lehren, dem geschichtlichen Unterricht durch klassische Lektüre Leben und Anschaulichkeit zu geben. Geschichte und Sprache müssen darum gegenseitig sich und das Erziehungswerk unterstützen.

Verlangt aber die Erziehung, dafs der Stoff des Gesinnungsunterrichtes sich nach dem natürlichen, freisteigenden Interesse des Zöglings richten müsse, dafs die innere Übereinstimmung der Geschichte mit den Stufen der Jugendentwicklung zu beachten sei, so geht daraus hervor, dafs die erste Kenntnisnahme der Odyssee in das Knabenalter zu verlegen unerläfslich sei.[2]) Ihrem Stoff kommt nicht in jeder Periode der Lehrzeit die gleiche Empfänglichkeit entgegen. Wie eine Periode des Märchens, eine Periode Robinsons, so gibt es in der Jugendentwicklung eine Periode der Sagendichtung. „Nicht später und nicht früher“ sagt Willmann, der verständige Bearbeiter der historischen Lesebücher aus Homer und Herodot, „kann man sich mit jenen Stoffen der ganzen Seele des Zöglings bemächtigen. Es ist ein anderes der Jugend Kenntnis eines Lehrstoffs zu vermitteln, ein anderes sich an der Hand dieses Lehrstoffes Eintritt in ihr ganzes Dichten und Trachten zu verschaffen. Für das erstere braucht man nicht ängstlich die Zeit zu wählen, das letztere gelingt nur, wenn die Zeit der höchsten Empfänglichkeit wahrgenommen wird.“

Herbart vor allem vertrat die Ansicht, dafs der klassische Unterricht mit der griechischen Sprache und zwar mit der Odyssee zu beginnen habe. Welche Begeisterung dieser Gedanke in der von ihm zu Göttingen gegründeten pädagogischen Gesellschaft,

[1]) Vgl die zahlreichen diesbezüglichen Stellen bei Herbart.
[2]) Vgl. Dr. O. Willmann, Die Odyssee im erziehenden Unterricht und der elementare Geschichts-Unterricht.

welcher auch Männer wie L. Dissen, und Fr. Thiersch angehörten, hervorrief, bekundet des ersten „Kurze Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen" und die Beilage des letzteren „Über die Lektüre des Herodot nach der des Homer."

Ja, durch das ganze pädagogische Wirken Herbarts innerhalb eines Zeitraumes von 38 Jahren zieht sich dieser Gedanke als Lieblingsidee. Von den vielen begeisterten Stellen aber, welche die erziehliche Bedeutung der Odyssee für das Knabenalter würdigen, überzeugt am besten die folgende: „Gebt den Kindern eine interessante Erzählung, reich an Begebenheiten, Verhältnissen, Charakteren; es sei darin strenge psychologische Wahrheit, und nicht jenseits der Gefühle und Einsichten der Kinder . . . .

Noch eine Eigenschaft mufs diese Erzählung haben, wenn sie dauernd und nachdrücklich wirken soll: sie mufs das reinste und stärkste Gepräge männlicher Gröfse an sich tragen. Denn der Knabe unterscheidet, so gut wie wir, das Gemeine und das Flache von dem Würdevollen; ja dieser Unterschied liegt ihm mehr als uns am Herzen: denn er fühlt sich ungern klein, er möchte ein Mann sein! Der ganze Blick des wohlangelegten Knaben ist über sich gerichtet, und wenn er acht Jahre hat, geht seine Gesichtslinie über alle Kinderhistorien hinweg. Solche Männer nun, deren der Knabe einer sein möchte, stellt ihm dar. Die findet ihr gewifs nicht in der Nähe, denn dem Männerideal des Knaben entspricht Nichts, was unter dem Einflufs unserer heutigen Kultur erwachsen ist. . . . Denn was sich aus dem Vorigen von selbst versteht: das Ganze ist unbedeutend und unwirksam, wenn es allein bleibt; es mufs in der Mitte oder an der Spitze einer langen Reihe von Bildungsmitteln stehen, so dafs die allgemeine Verbindung den Gewinn des Einzelnen auffange und erhalte. Wie sollte nun in der ganzen künftigen Litteratur hervorgehen, was am Knaben pafste, der noch nicht ist, wo wir sind! Ich weifs nur eine einzige Gegend, wo die beschriebene Erzählung gesucht werden könnte, — die klassische Kinderzeit der Griechen. Und ich finde zuerst — die Odysse."[1])

So sehr es natürlich ist, dafs die Ausführung dieser trefflichen Idee an dem schwierigen Texte des Homer scheitern mufs, so durfte sie doch der Erziehung nicht verloren gehen. Otto Willmann hat sie durch sein „Lesebuch aus Homer — Eine Vorschule zur griechischen Geschichte und Mythologie mit einem Anhang über andere Sagenkreise," (Leipzig. Gräbner. 5. Aufl. 1885) — der Schule mundgerecht gemacht. Freilich konnte dies nur ge-

---

[1]) Herbarts pädagogische Schriften I. B. S. 345 f.

schehen mit der doppelten Modifikation: im Interesse des Sprachunterrichts eine Übersetzung an Stelle des Textes, im Interesse der geschichtlichen und ethischen Bearbeitung ein Bruchstück — keinen Auszug — an Stelle des Ganzen zu geben. Dem Text selbst ist, natürlich mit Änderungen, welche der Zweck gebot, der Kirchhoff'sche alte Nostos zu grunde gelegt, da dieser die Grundlinien des Ganzen enthält und dabei so ist, dafs sein Stoff nach allen Seiten in der ersten Lateinklasse bewältigt werden kann.

Bietet so die Odyssee den sittlichen Eindruck des Familienlebens weiter führend einen lichten Ausgangspunkt einer natürlich fortschreitenden Bildung des jungen Gemüts für Teilnahme sowohl am Einzelnen als an der ganzen Gesellschaft, so kann die Fortführung dieser Aufgabe nicht besser geschehen als durch Herodot, der, um Thiersch's diesbezügliche Worte zu gebrauchen, „in seinen Hauptteilen, den Kämpfen der Perser mit Griechenland, in epischer Einfalt und Würde das grofse Gemälde einer Zeit aufstellt, wo die homerische Welt voll Keime zu jeglicher Tugend in voller Blüte steht".

Das Lesebuch aus Herodot von dem gleichen Bearbeiter sei der zweiten Klasse ein Führer in die Vorhallen der Weltgeschichte.

Bald nach Herodot beginnen die griechischen Staaten zu sinken; der Eindruck aber, welchen jene griechische Welt des Herodot zurücklassen mufs, wird dienen, die ältere Geschichte des römischen Kriegerstaates an der Hand des Livius zu würdigen. Nach denselben Grundsätzen wie die beiden Bücher von Willmann besitzen wir ein Lesebuch aus Livius von L o o s, das wir für den Geschichtsunterricht der dritten Klasse im Auge haben.

Ein solches Ausgehen von klassischen Stoffen ist um so mehr geboten, weil die frühesten Eindrücke die stärksten und dauerndsten sind, weil solche Stoffe so bedeutenden Gehaltes sind, dafs der Unterricht stets wieder zu ihnen zurückkehren kann, und weil sie auch dem Manne noch wertvoll erscheinen.

Aufserdem besitzen diese historischen Lesebücher noch den weiteren Vorteil, dafs, da besonders bei Homer und Herodot die Erzählungen noch mehr den Zusammenhang zwischen Natur und Menschenleben beobachten lassen, aus ihnen in zwangloser Weise eine Reihe kulturgeschichtlicher, geographischer und mythologischer Kenntnisse erwachsen, die sich der Schüler selbst erarbeitet.

Freilich kann man einwenden, wird die Übersetzung nicht das Interesse für die spätere Lektüre des entsprechenden Teils des Originals abstumpfen? Könnte derselbe Stoff nicht aus einem Kompendium erworben und durch die Worte des Lehrers ergänzt werden?

Erzählungen wie sie Homer, Herodot und Livius bieten, sollen sich unverlierbar in's Gedächtnis einprägen. Wenn durch das erste Bekanntwerden mit ihnen gewisse nie wiederkehrende Regungen der jungen Seele gleichsam aufgefangen und der Erziehung dienstbar gemacht werden, so werden durch die spätere Lektüre des Originals die früheren Eindrücke unauslöschlich eingeprägt und ist durch das Interesse am Inhalt ein Interesse an der sprachlichen Form und Komposition begründet.

In den meisten Fällen freilich wird dieser Stoff aus einem Kompendium erlernt und durch die Erzählung des Lehrers erweitert, aber mit Recht wies K. Peter in seiner Schrift über den Geschichtsunterricht darauf hin, dafs wie diese Kompendien selbst erst durch einen mehrfachen Läuterungsprozefs entstehen können, sie so auch bei dem Lernenden erst einen solchen Prozefs voraussetzen, ehe sie ihm nützlich werden können. Bietet man sie an, ehe dieser Prozefs vollendet ist, so widersprechen sie jeder naturgemäfsen geistigen Entwicklung, die nur durch allmähliges Aufsteigen von der Anschauung aus zu den höheren Begriffen gelangt und können daher nur nachteilig wirken.

Aufserdem sind der Stoff und die Form der Überlieferung für diese Geschichte so organisch verbunden, dafs man sie nicht von einander trennen kann, ohne jenen eines guten Teils seiner erziehenden, sittlich erweckenden Kraft zu berauben und seiner Sinn und Gemüt veredelnden Schönheit zu entkleiden.

Die Lücken, welche dabei auf der untern Stufe der Unterricht in der alten Geschichte aufweist, mufs der Sprachunterricht durch seine Übungen und Lektürstoffe ergänzen, so dafs aus Geschichte und Sprache ein einziger antiker Unterricht ersteht.

Homer, Herodot und Livius lassen das Aufsteigen der Menschheit in dem nachahmenden Interesse des Zöglings wiedergeschehen, unsere epische und historische Nationalsage, die wir dem deutschen Unterricht als analytisches Material zugewiesen, bereitet der deutschen Geschichte den Boden. Stellt sich die deutsche epische Sage passend auf die Odysseestufe, so stehen die Kaisersagen wie Herodots Erzählungen auf der Grenzscheide von Sage und Geschichte; sie handeln auch von Reichsstiftern und Gesetzgebern und spiegeln ebenfalls die Gegensätze von Abend- und Morgenland wieder: dort Hellenen und Barbaren, hier Christen und Heiden, Ritter und Sarazenen oder Magyaren.

Mit der Aneignung des Stoffes ist aber das Werk der Synthese keineswegs vollendet: sie hat aufserdem in dem Schüler die Fähigkeit zu bilden, sich aus eigener geistiger Kraft die Geschichte zum Verständnis bringen zu können. Die Möglichkeit dieses Ver-

stehens beruht aber in einer gewissen Kongenialität zwischen dem Lernenden und dem geschichtlichen Stoffe.

Geschichte verstehen, heifst die zu einem historischen Faktum zusammenwirkenden Kräfte erkennen. Hinter jeder That, welche uns nur als ein Äusseres erscheint, wissen wir ein bewirkendes Inneres. Als dieses bewirkende Innere erscheint uns zunächst die handelnde, die That bestimmende Person; und zwar, insoferne sie entweder durch eine allgemein menschliche, jedem erklärliche Regung zum Handeln getrieben wird, oder als sie ganz aus der Fülle einer Volkstümlichkeit heraus handelt und damit charakteristisch für ihre Nation ist, oder aber endlich, indem sie ganz und einzig die eigenen Ideen, den eigenen Willen verwirklicht und alle, die mit ihr handeln, nur als willenlose Werkzeuge erscheinen.

Nicht der Mensch allein aber vollbringt die That, sondern er ist in seinem Thun mehr oder weniger beeinträchtigt durch die Wirklichkeit. Reale Verhältnisse geben die äufsere Veranlassung zur That und Sache des handelnden Menschen ist es, die Wirklichkeit zu begreifen, umzugestalten und seinen Zwecken dienstbar zu machen. Je nachdem die handelnde Person das Rechte erkannt, gewollt und aus den realen Verhältnissen zu verwirklichen gesucht hat, wird das Urteil über sie gefällt.

Damit ist aber die einzelne That schon in einen kausalen Zusammenhang von Thaten gebracht, „die Erkenntnis des Kausalnexus aber in den einzelnen Erscheinungen und Thatsachen, das Interesse an den wenn auch nur geahnten Gesetzen der Entwicklung ist das Endziel, dem der historische Unterricht am Gymnasium zustreben mufs.“

Hatte die Synthese den Zweck, das Auffassen und Verstehen des Neuen zu bewirken, so fällt der folgenden Stufe, der Association, die Aufgabe zu, die Verbindung des Einzelnen mit dem im Bewufstsein Vorhandenen zu veranstalten. Sie bedient sich hiezu des Parallelismus und Kontrastes, der Reihenbildung, Kombinirung und Gruppirung und sondert hiedurch aus dem konkreten Inhalt der Synthese das Allgemeingiltige. Alle Verknüpfungen zu vollziehen ist unmöglich, aber dafs der Zögling an seinem Gedankengebäude mit vielseitigem Interesse arbeiten könne, mufs der Unterricht vermitteln. Er mufs nächst den Elementen die Art und Weise und die Fertigkeit geben, jene zu gebrauchen.

Dem empirischen Interesse dient die Association, wenn sie auf die Mannigfaltigkeit möglicher Verbindungen ihr Augenmerk wendet. Dabei macht sie von dem synchronistischen Verfahren Gebrauch, indem sie Reihen bildet, welche sich auf das Gleichzeitige in der Geschichte der einzelnen Völker oder Länder, der

Kirche, der Wissenschaften, Künste und des Handels beziehen, oder indem sie Thatsachen zusammenstellt, welche dem gleichen Ziele zustrebten, oder Begebenheiten, die sich am gleichen Orte zu verschiedenen Zeiten vollzogen oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten.

Hat es so das empirische Interesse mit der blofsen Nebeneinanderstellung des Thatsächlichen zu thun, so beschäftigt sich das spekulative mit dem in diesen Kombinationen sich aussprechenden Verhältnisse von Grund und Folge, von Ursache und Wirkung.

Im Dienste des ästhetischen Interesses und zwar des höchsten ästhetischen Wohlgefallens, des sittlichen, arbeitet die Association, indem sie an Beispielen von Charaktergröfse, Überzeugungstreue, Gerechtigkeit, Aufopferung, Vaterlandsliebe das sittlich Schöne empfinden lehrt, und durch dieses Zurückgreifen auf die Eindrücke des früheren Unterrichtes den ethischen Besprechungen das Durchdringen bis zur Individualität sichert.

Zur Förderung des sympathetischen Interesses wird sie Persönlichkeiten aus verschiedenen Zeiten und Räumen nebeneinanderstellen, welche als hervorragende Vertreter der Menschheit gelten können und als solche charakteristisch für ihre Zeit und ihr Volk das deutlichste Bild einer eigenartigen Erscheinungsform des Menschlichen geben.

Eine solche Vergleichung wird dem Zögling bei der verschiedenen Gestaltung des Humanen in verschiedenen Zeiten und Räumen das im Wechselnden sich Gleichbleibende erkenntlich machen, anderseits lehrt es ihn auch, dafs das Menschliche nie etwas Vollendetes, Abgeschlossenes sei, sondern ein in ewigem Werden Begriffenes. Dieser vergleichende Gang durch die Geschichte wird aber endigen in dem Ahnen des Gegensatzes zwischen dem Zeitalter und dem Vernunftideal dessen, was die Menschheit sein sollte, nebst dem keimenden Wollen dereinst im Dienste zu dessen Verwirklichung zu arbeiten.

Die Geschichte zeigt, dafs der einzelne Mensch nur in der Gemeinschaft der Familie, des Staates, des Volkes sich über sein ephemeres Ich hinausgehoben hat und dafs er selbst nur wächst in dem Mafse, als er an diesen sittlichen Mächten teilnimmt, wie aber keiner allein etwas Grofses zu werden im Stande sei. Aufgabe der Association im Dienste des gesellschaftlichen Interesses ist es, das, was zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern die Menschen vereint hat, zusammen zu stellen. Diese Gemeinsamkeiten sind entweder natürlicher Art — Familie, Stamm, Volk; oder ideal — Sprache, Künste, Wissenschaften und Religion; oder praktisch — die Sphäre der Gesellschaft, die der Wohlfahrt, des Rechts und der Macht.

Die Association arbeitet endlich im Interesse der Religion, indem sie darauf hinweist, wie hoch die religiösen Ideen des Christentums über denen des Altertums stehen, wie aber auch dort schon bevorzugte Geister die höchste Wahrheit ahnten. Sie hat aufserdem zu beobachten, wie in jedem wahren Fortschritte der sittlichen Kultur und im Geiste glaubensstarker Männer die Idee von Gott sich immer reiner darstellte.

Wurde somit auf dieser Stufe jede neue Vorstellung vielfach verknüpft und dadurch die Loslösung des begrifflichen Materials aus dem Konkreten bewirkt, so ist die nächste Aufgabe des Unterrichts die einzelnen Reihen zu einem Reihengewebe zu verbinden, dessen Knotenpunkte diejenigen Vorstellungen sind, welche mehreren Einzelreihen zugleich angehören. Es werden dadurch alle Vorstellungen unter ein System gebracht und man bezeichnet daher die vierte Stufe des Unterrichts, auf welcher sich dies vollzieht, als die des Systems. Der Schüler erwirbt sich auf ihr durch eigene Thätigkeit ein geordnetes Wissen. Unschwer arbeitet er unter Leitung des Lehrers sich für jede methodische Einheit eine übersichtliche Skizze heraus, um sie niederzuschreiben, oder mindestens mit dem Lehrbuch zu vergleichen. Dadurch werden ihm, nicht wie es bei verfrühtem Gebrauch von Systemen der Fall ist, die Begriffe leere Worte sein, sondern kurze Symbole eines reichen Vorstellungsinhaltes.

Jetzt sind aufserdem für die Privatlektüre in Bezug auf die durchgearbeiteten Stoffe schöne Darstellungen notwendig. Da diese dem Charakter des Gymnasiums entsprechend, wenigstens für das Mittelalter aus Quellen zusammengestellt sein sollen, so ergibt sich für diese Periode die Notwendigkeit eines historischen Lesebuches teils in Übersetzungen, teils im Original aus Quellenberichten.

Die fünfte und letzte Stufe, die man als die der Funktion oder des methodischen Denkens bezeichnen kann, hat die Aufgabe durch Einübung und Anwendung das gewonnene System zur Beherrschung zu bringen, den Willen zu bilden und das Können zu erweisen. Die Mittel hiezu sind Aufgaben aller Art, mündliche und schriftliche, augenblicklich zu leistende oder längerer Durcharbeitung bedürftige.

Als Abschlufs des Stoffes und im engsten Anschlufs an denselben findet der deutsche Aufsatz seine Stelle. In ihm erweist der Schüler nicht nur sein Können, sondern zeigt zugleich, welche individuelle Gestalt der behandelte Stoff in seinem Innern gewonnen.

Aufserdem bietet sich Gelegenheit zur Durchdringung von Stoff und Individualität in der Erklärung von historischen Bildern, welche noch den weitern Vorteil hat, dafs sie 3 Individualitäten nämlich

die der dargestellten Person, die des darstellenden Künstlers und des betrachtenden Zöglings in Wechselbeziehung setzt.

Indem eine solche Unterrichtsweise in der Analyse durch das Herauslösen der Gedanken aus dem schon vorhandenen Vorstellungsstoff grundlegend für das Interesse arbeitet, in der Synthese das vielseitige Interesse vorbereitet, in der Association das vielseitige Interesse zu konzentrieren sucht, im System dagegen das vielseitige und konzentrierte Interesse bildet, und in der Funktion das gewonnene Interesse erweist und das Wollen offenbart, kennzeichnet sie sich als arbeitend im Dienste des erziehenden Unterrichts.

Und somit bin ich bei dem Grundsatz der Herbart'schen Didaktik angelangt: „Das Lernen soll dienen, dafs Interesse aus ihm entstehe. Das Lernen soll vorübergehen, das Interesse soll während des ganzen Lebens beharren."

Freilich reden wir damit nicht einer schablonenmäfsigen Durchführung der sog. formalen Stufen für jeden Stoff das Wort; zu verlangen ist nur, wie Kern in seiner Pädagogik ausspricht, „dafs diese planmäfsige und zweckentsprechende Gliederung der einzelnen Operationen des Unterrichts ganz in das Bewufstsein des Lehrers eingehe und dann auch ohne besondere Vorausüberlegung seine Lehrweise von selbst bestimme, wobei denn natürlich die Art des Gegenstandes und der Klassenstufe darüber entscheiden mufs, inwieweit er alle jene Momente anzuwenden und das eine mehr als das andere hervorzuheben hat."

München. S. Röckl.

Epikritisches zu Ciceros Orator und Brutus.

Wilhelm Friedrich in Mühlhausen-Thüringen ist eben daran, für C. F. W. Müller's Teubneriana der gesamten Schriften Ciceros die fünf oratorischen Bücher zu bearbeiten. Für den Orator und Brutus wird er eine wesentliche Erleichterung seiner Aufgabe darin finden, dafs in den letzten zwei Jahren F. Heerdegens kritische Ausgabe und J. E. Sandys Kommentar des Orator erschienen ist, zum Orator und Brutus die Freytag-Tempskysche Bearbeitung: es gibt keine Frage der Handschriftenkunde oder Textgestaltung, welche in diesen Editionen unberücksichtigt geblieben wäre. Da die handschriftliche Grundlage, so lange des Johannes Lamola Musterabschrift des verlorenen Archetypus von Lodi nicht gefunden ist, höchstens einer Erweiterung, nicht einer innerlichen Verbesserung fähig ist, so wird es einzig darauf ankommen, wie Friedrich zu dem gegebenen Material, das er neuerdings teilweise selbständig verglichen, sich stellt und ob er aus ihm, an dieser oder jener Stelle, etwas Besseres als seine Vorgänger herauszulesen vermag.

Im Urteile über Wert oder Unwert vieler Neuerungen seiner Vorarbeiter wird er sich durch die Bemerkungen gefördert sehen, welche die zahlreichen und manchmal recht ausführlichen Rezensionen der genannten Publikationen ergeben haben, die es auch ihrerseits an eigenartigen Vorschlägen nicht mangeln liefsen. Ich selbst möchte hier, in einer Art gedrängter Epikrisis fremder und eigener Anschauungen, einiges mitteilen, was ich aus der erneuten Prüfung der Hss. zu den Rhetorica und aus einer mehrwöchentlichen Beschäftigung mit dem für alle Latinisten wertvollen dritten Müllerischen Bande der ciceronischen Reden gelernt habe und wert erachte, dafs es dem nächsten Herausgeber der oratorischen Bücher rechtzeitig bekannt werde. Das Bestreben, mit der noch so kleinen Gabe nicht zu spät zu kommen, und andere Rücksichten veranlafsten eine Einsilbigkeit der Citate und Wortkargheit der Begründungen, für welche ich um Nachsicht bitten mufs.

Or. 45 (causarum constitutionibus) ut uti possit orator, a propriis personis et temporibus semper, si potest, avocat controversiam L.: poterit — si opus est (= zweckdienlich, Sorof zu de or. II 326) ist notwendig wie 222. de or. I 256. Br. 322. — de or. I 69 poterit, si quando opus erit, ornare dicendo A; L ändert hier: poterit — volet. Or. 162 steht in L volebamus (aus § 24) für videbamur A; dieselben Verba in ähnlichem Gedankenverhältnis verwechselt bei Müller II 3 p. 200, 28. Catil. I 15 conatus es αγ, voluisti β.

Or. 105 ille (Demosthenes) magnus — nos minus magnum fecissemus, si . . . A. nimis, das Br. 264, de or. II 341 mit minus variirt, ist, da der Orator mit der Umgangssprache der Briefe nichts zu thun hat, im Sinne von satis oder valde formell zu kühn und drückt ebenso wie ⟨non⟩ minus eine mafslose Selbstüberhebung aus, die sich mit den nächstvorhergehenden Worten vides illum multa perficere, nos multa conari; illum posse, nos velle nicht vereinen läfst; nimirum, das einem beifallen könnte (vgl. Müller II 3 p. 271, 33), wäre ein lendenlahmer Lückenbüsser.[1] L ist eben in dem vorstehenden Vergleiche gerade so zu seinem

[1] Es ist mir im Hinblick auf Or. 104 tantum abest ut nostra miremur und de or. III 32 quamquam memet mei paenitet, auch nicht zweifelhaft, dafs Or. 130 me enim ipsum [non] paenitet quanta sint die Vulgata Recht hat. non, das in A fehlt, wurde in L wie 140, de or. I 168. 198. 249 etc. eingeschaltet, um zum folgenden sed einen Gegensatz zu gewinnen; enim fehlt in A wie de or. I 54. II 24. 175. III 173 (Or. 128 ist enim Zusatz wie de or. I 37 und 115 oder, wie auch sonst oft, falsche Auflösung der Abkürzung von autem). qualis und quantus sind, wie aus den Lexica ersichtlich, in diesem Zusammenhang formale Variationen für den gleichen Inhalt.

Vorteile von minus frei, wie es § 143, wiederum in einem Vergleiche, das von A überlieferte contra atque nos nicht hat, ohne es zu entbehren. Und es sind ja, wie dem L, so auch dem A, sogar im Orator, gewisse Interpolationen eigentümlich. Abgesehen von 150 inconditus, das A durch das völlig unciceronische incondite positus ersetzte (de or. I 187 dagegen A L durch incognitus) und 173 curtus, dem A incultus (aus 28. 36. 220) substituierte, sind die Worte (discentibus) id est studiosis ut 143, iuvat 141, fecerat 151 Glossen im eigentlichen Sinne. Da iuvat und fecerat als solche nicht von Allen anerkannt sind, so mögen die Sätze mit einigen analogen Fällen, darunter drei neuen, zusammengestellt werden:

Or. 141 non modo eos ornat penes quos est, sed etiam universam rem p. L
„ „ iuvat eversam rem p. A
de or. I 161 ut eius incitationem, non vestigia viderim
„ aspexerim, v. vix viderim[1])
de or. III 227 et suave est — et salutare L
utile „ „ A
Philipp. II 25 me non solum meis laudibus ornaret sed etiam alienis V
„ „ oneraret alienis D

Or. 151 etsi idem magister eius Isocrates L
„ „ fecerat A[2])
de or. III 115 id aliquis praeterea possit L (posse absolut wie I 130. 131. II 86)
„ facere possit A
Cluent. 51 profitear quod non possim ST
„ „ implere codd. ceteri

Or. 165 ad quae][3]) ea quae A, ad ea quae L. 136 nisi aut Heerd., nisi A Quintil., nisi quam aut L. 228 pes existimatur Rufin.

---

[1]) Die Varianten der Stelle sind nach meinen Hss.-Sigla.:
— vix viderim β^1 v^1 Lg. 4. 13. 32^1. Erlang. rec.
aspexerim — non viderim v^2 OP.
aspexerim — vix (vesti H) viderim codd. ceteri.
vix und aspexerim ist aus I 161, also demselben § entnommen: sed ea contemplari cum cuperem, vix aspiciendi potestas fuit. Wie hier vix und non, so wechseln I 167 vix und ne quidem; vix und non wiederum p. Sulla 12, verglichen mit Schol. Bobiens, 360, 36. Die Wortumstellung ist die gleiche wie de or. II 136. Brut. 255. 278, wo sie, an der drittgenannten Stelle im Anschlufs an Quintilian XI 3, 123, in alle Ausgaben übergegangen ist.

[2]) Ähnlich wurde Or. 72 dicere, Br. 15 attulit von Einigen eingeschaltet.

[3]) So Baehrens, vgl. de or. II 208. 245. 277. de nat. II 10. Phil. I 10.

p. 574, 31, pes s. habetur existimatur Rufin. p. 577, 11 cod. A, pes vel habetur nominatur ibid. cod. B, pes habetur L.[1]) de or. I 167 vix foro dignos] ne f. quidem d. vix ν^1 M, f. d. vix OP Lg. 81.84, f. quidem d. vix E Lg. XVI, ne f. d. Lg. 2., ne f. quidem d. ν^2 Lg. 67 . 93.

Blos durch Vereinigung der Lesungen von A und L bez. L und einen testimonium vetus scheint der wahre Wortlaut zu erzielen an folgenden Stellen:

Or. 96 demum de] demum Jul. Vict., de L
134 iis ipsis Lambin] his A, ipsis L
178 ipsae enim aures s] ipsae enim A, aures enim L[2]) (58. 122. 173. de or. II 191)
180 illi ipsi] illi A, ipsi L (171. 174. 197. 237)
de or. II 202 ipsa causa Kayser] ipsa A, causa L (Lig. 27. Müller II 3 p. 488, 27. Quintil. IV 1, 19)
226 neque ulla Klotz] neque A, nulla L
366 ipsa suum Sorof im Appar.] suum A, ipsum L[3])

Im Brutus vermag ich aus den Hss. an Besserem blos noch zwei Kleinigkeiten zu entnehmen:

§ 205 Cannutius, wie Cluent. 29. § 214 id quidem, wie 329. de or. II 113.[4])

Die vier unrichtigen Plusquamperfekta Or. 176 correxerat. Br. 10 venerat. 221 ceperat. 313 coniunxerat, alle durch Assimilation an vorhergehende Plusquamperfekta entstanden, genügt es solchen, die den Apparat nicht überschauen, gesammelt vorzuführen, um, durch den Hinweis auf die Wiederholung des gleichen Fehlers in den gleichen Hss., die von Mehreren bereits anerkannte logische Forderung des Perfektums auch mit diesem Mittel zu stützen.

Die Wortumstellungen der Vulgata zu Or. 7. 13. 33. 59. 83. 206 sind entsprechend, nicht zwingend, vor allem sind

---

[1]) de or. I 186 existimatur L, nominatur M.

[2]) Wenn Nonius hier einmal mit L zusammengeht, so folgt daraus ebensowenig wie de or. II 94 (exortus est L Non., est exortus A). II 177 (occulant L Non., occultent A). III 119 (discrepavit A, discrepuit L Non.), dafs L u. Non. das Richtige haben.

[3]) II 95 hodie L, etiam A (statt hodie): hodie etiam wage ich nicht anzuschliefsen; auch nicht Or. 102 in ea omni] in eo L, in omni A; vgl. 174 eius L (richtig), omnis A. Müller II 3 p. 261, 3 hoc] omni Variante. Lies [in] omni! in ist eingeschaltet wie 122 ([in] quo Sauppe). 135 ([in] eadem Quintilian.). 215 ([in] quam Rufin.): ein Hinweis auf die caus (in ea) fehlt auch im vorhergehenden Parallelsatz.

[4]) hic F allein; ähnlich de inv. II 27 (Ed. Stroebel im Philol. 45, 3 p. 482)

die modernen Grammatikregeln über die typische Stellung von quidem nach dem Pronomen widerlegt durch Stamm im Programm von Rössel 1885 und Müller II 3 p. 84, 9. — Or. 125 ist, nach de or. I 244. III 7, eius omnis des A wahrscheinlicher; 153 et vexillo et pauxillo von L u. Priscian.

Durch Br. 197, ad Att. XIII 52, 1 und die von Müller zu II 3 p. 264, 10 gesammelten Belege steht der absolute Gebrauch von delectare und movere fest: es ist also Or. 169 quem und 177 ea ein überflüssiger Zusatz.

Es lassen sich hinreichende Gründe beibringen, welche zeugen wider die Streichung von Or. 24 ad eamque (Sorof zu de or. II 227. Müller II 3 p. 456, 17). 148 et externis. et domesticis (Merguet!). 160 lacrimas. 227 aut forensibus. 166 dicis (Philol. Rundschau Jahrg. II No. 40. Sp. 1270). Br. 140 (est —) est (de or. II 136). 160 (nobis) bis. 229 aetatem (— aetatem) [über das vermifste eius vgl. Müller II 3 p. 31, 15]. 317 et superfluentes (Tac. dial. c. 18. Quintil. XII 10, 12. 16). 321 et in his post aedilitatem annis (spatium et tempus p. Quinct. 4. Tac. ann. II 82. — de or. I 171 illa tempora atque illa aetas, letzteres freilich wiederum von Ellendt beanstandet).

Jede Umgestaltung der gemeinsamen Überlieferung bez. der Vulgata vermeidet man am besten Or. 12 sim — sim[1]). 23 sentiam. 40 cedas. 232 corrumpatur. 226 interponit. 99 coepit — videtur (de or. II 29 accessit. 37 didicerunt. 92 probavit. 335 defendit). 112 progedimur. 176 relaxarat. 16 orationis. (209. de or. II 347). 32 quae. 44, 199, 236, 237 tamen (de or. I 146. III 138; auch de or. I 241. II 213. Br. 75, ja sogar von Müller II 3 p. 86, 3. 89, 35. 189, 25, wird das verkannte Wörtchen verfolgt: dieser Jagd kann, da man Merguet nicht beizieht, blos eine tamen-Monographie ein Ende machen!). 101 ne fuerit.[2]) 124 causa e, tum (tum fehlt in A auch de or. I 25. II 319). 174 tum (Müller II 3 p. 200, 24. 347, 12). 141 perscriptionum (de or. I 250 und Georges[7]!). 228 tecte. Br. 49 partus atque fontes.

[1]) Den von C. F. W. Müller in Ciceros philosophischen Schriften und Reden streng durchgeführten Grundsatz, dafs der Editor die überlieferten Konjunktive blos dann in Indikative umgestalte, wenn erstere absolut sinnwidrig erscheinen, werden wir gut thun, auch in den rhetorischen Schriften zu bethätigen; so I 249 sit. II 6 fuerit - fuit. 163 quaeratur - colliguntur. Anderseits ist de or. I 194. II 154. 303. Cato m. 68 cum mit dem Indikativ, da es hier den Identitätsgrund angiebt, weder durch quoniam noch durch quod noch auch durch cum mit dem Konjunktiv zu verdrängen.

[2]) A^2 ist ja auch 151 (fecerat) und 154 (et taxillo) nichts wert; § 147. 148. 178 können leicht die von Sandys mitgeteilten ursprünglichen Wortstellungen von A^1 richtig, A^2 L falsch sein.

169 illa. 189 fuisset (de senect. 23. Tac. dial. c. 41). 218 administravisset. 307 a proposito ratione diversa. 325 faceto (Or. 20. 99).

München. Th. Stangl.

Zu Suetons Fortleben im Mittelalter.

Ritschl hat im Rhein. Mus. I (1842) S. 130—133 ein Gedicht von 63 Leoninern herausgegeben, welches Öhler aus der Brüsseler Hs. 10721 s. XII für ihn abgeschrieben hatte. Gustav Becker, Isid. Hisp. de nat. rerum liber (1857) p. XVIII ff. druckt das Gedicht gleichfalls ab und macht betreffs der handschriftlichen Aufschrift „versus de XII ventis Tranquilli Physici", über welche nach Ritschls Meinung kein näherer Aufschluſs gegeben werden konnte, die Bemerkung: „Tranquillus ille physicus nemo est alius quam Suetonius Tranquillus versibus conscriptus. Ut enim Ausonius Suetonii de vita Caesarum libros versibus descripsit, ut Paulinus secundum Auson. epist. 19 poema de tribus Suetonii libris, quos ille de Regibus dederat, in epitomen coegit, ut in eodem codice Vitruvii caput I, 6 versibus conpositum extat, sic incertus poeta Pratorum ut suspicor caput versu inclusit". Mit Zuhilfenahme des in der Brüsseler Aufschrift stehenden Namens Tranquillus und, was wichtiger ist, in Anbetracht des Umstandes, daſs bei Isidor selbst cap. XXXVII, § 5 der Name Tranquillus citiert wird (vgl. XXXVIII, 1), hat Becker behauptet, daſs auch § 1—4 dieses Kapitels von Isidor direkt aus Suetonius Tranquillus enthoben seien, eine Ansicht, der auch Reifferscheid in seiner Suetonausgabe p. 228 ff. und neuestens Kaibel in seinem Aufsatze über Antike Windrosen (Hermes 1885, S. 596 ff.; die Suetonstelle wird mit Varro in Verbindung gebracht) Rechnung getragen haben. Reifferscheid p. 304 ff. druckt die 63 Leoniner unter den „Capita Pratorum versibus conscripta" abermals ab und läſst p. 306 f. auch jenes kürzere, aus 27 Hexametern bestehende Gedicht „De XII ventis" folgen, welches sich schon vorher in den lat. Anthologien (Burmann V, 114; ed. Meyer 1056; Wernsdorf V, 1, 523; jetzt: Riese Nro 484, Bährens Bd. V, S. 383 ff.) einen ständigen Platz erobert hatte.

Indem ich mir ein näheres Eingehen auf dieses Gedicht der Anthologie, welches eine beliebte Zugabe zu Boethius-Handschriften[1]) bildet, für eine andere Gelegenheit aufspare, habe ich

[1]) Parisinus 12958 saec. X, Wallersteinensis I 2 Quart. 3 saec. X, Monacensis (Salisburg.) 15825 s. X/XI (in den beiden letzteren weicht der Schluſs vom Druck ab); vgl. ferner die von Bährens-Riese

hier lediglich von dem gröfseren, seither nur aus dem eingangsweise genannten Brüsseler Codex bekannten Gedichte zu sprechen und will speziell eine neue bisher unbeachtet gebliebene Hs. zu demselben an's Licht ziehen.

Unter dem ihr von Delisle gegebenen Gesamttitel „Anecdota Vetera" vereinigt die Hs. Nro. 13090 der Pariser Nationalbibliothek eine grofse Anzahl von Bruchstücken aus Hss. der verschiedensten Zeit und des verschiedensten Inhalts. Das 1. Blatt enthält auf der Vorderseite von einer Hand saec. XI: „Ex concilio Bonefatii pape (608—615) qui quartus a beato Gregorio (590—604) fuit. Quod liceat monachis ubiubi cum sacerdotali officio ministrare." etc. Auf der Rückseite stehen von der nämlichen Hand saec. XI (der Brüsseler cod. ist saec. XII!) die 63 Leoniner mit der Überschrift:

VERSUS. TRANQUILL**INI**. PHISICI. DE. XII. VENTIS.

Möglicherweise hätten wir in der Form Tranquill**inus** nun doch den Namen des mittelalterlichen Dichters und „Physicus" gefunden, dessen Abhängigkeit von Suetonius Tranquillus von mir ja keineswegs in Abrede gestellt werden soll. Was den Text des Gedichtes anlangt, so sind leider durch scharfes Beschneiden des rechten Randes einige Silben abhanden gekommen; auch in der Mitte der Zeile ist nicht alles glatt und klar, indem einige Stellen durch Rasuren entstellt sind. Die prosaischen Überschriften, welche der Brüsseler cod. den 4 Unterabteilungen gibt „Primus cardinalis Septentrio. Laterales etc." stehen im Parisinus am Rande. Die bei Ritschl-Reifferscheid mit einer crux versehene Stelle in V. 30: (subsolanus . . .) „peplum ceruleae tygoni siccat amatae" hat auch im Parisinus durch Rasuren gelitten; ich las „tyroni (?)" und glaubte dies in „Thyíae" oder etwa auch in „Sicyonis" (s. Paus. 2, 12, 1) umändern zu sollen; Reifferscheid: „fortasse Tritoni." In V. 47 „dextro qui famulo desedat nomen et euro" steht auch in Parisinus desedat, aber um Reifferscheids Kreuz zu entfernen bedarf es ja nur der Trennung de se dat; man übersetze: Der Auster, der seinem Diener

noch unbenutzten St. Gallens. 270 s. IX, Metensis 284 s. XV. Auch in der Würzburger Hs.-Mp. hist. f. 1, Bl. 1, (saec. XII) stehen die Verse, hier vor einem Nekrologium. — **Windrosen** findet man in den soeben erwähnten codd. Wallerst. und Monac., ferner auch (wie es scheint ohne Verse) in den Boethiushss. Harleianus 2688 s. X, Parisinus 13953 s. X, Monac. 18208 s. XII, Lipsiensis (Paul.) 1345 s. XIII; zu Vegetius (IV, c. 38) ist eine Windrose beigegeben im Reginensis 2077 s. VII.; zu Beda (ed. Giles VI, S. 112) in der Hs. des Royal Mus. (im British Mus.) 15 B XIX s. XI/X.

zur rechten Hand, d. h. dem Euroauster den Namen gibt von sich selbst und vom Eurus. V. 48 f. heifst bei Ritschl: „At latus sensiferum quatiens Austro Affricus udum Gaudet conpositis gemino cognomine pennis.“ Reifferscheid hat unter Belassung des Übrigen geschrieben: „ensiferum“. Im Parisinus stand sicher nicht sensiferum, jedoch steht der Anfang des Wortes auf Rasur; da der Par. ferner ad (nicht at) latus liest, so glaubte ich herstellen zu sollen: Ad latus (d. h. zur Seite des Auster), en, sistrum quatiens Austroafricus udum Gaudet etc. Ich denke hiebei nicht sowohl an das Lärminstrument σεῖστρον, als an das Sieb σῆστρον; man vgl. etwa den Kaikias auf dem bekannten „Thurm der Winde“. In V. 62 hat der Parisinus das von Becker (statt Ritschls moneat) gesetzte moveat. In V. 63 hat der Bruxellanus als letztes Wort des ganzen Gedichtes „horis“; nach dem Parisinus schrieb der Dichter „oris“.

Würzburg. G. Schepfs.

Zu den angeblich aus Dio Cassius stammenden planudischen Excerpten.

Die gesamte Masse der historischen Excerpte des Maximus Planudes war von Angelo Mai [1]) auf Dio Cassius zurückgeführt und den Fragmenten desselben beigezählt worden. Lange Zeit wurde an der Zugehörigkeit dieser Excerpte zu den Büchern des genannten Historikers nicht gezweifelt, bis Th. Mommsen [2]) zuerst die Ansicht äufserte, dieselben seien aus einem viel späteren Historiker, wahrscheinlich aus Johannes von Antiochia entnommen; er zerlegte die sämtlichen Excerpte in vier Abschnitte: 1) von Romulus bis auf Viriatus 2) die sullanische Zeit 3) vom dritten mithradatischen Krieg bis auf Elagabalus 4) von da bis auf Gratian. Dafs Mommsen nicht zu einer endgültigen Entscheidung kommen konnte, lag hauptsächlich daran, dafs gerade von dem umfangreichsten dritten Abschnitt bisher sehr wenig gedruckt war; denn Mai hatte fast sämtliche Stücke dieses Abschnittes ungedruckt gelassen, da sie ihm mit den erhaltenen Büchern des Dio übereinzustimmen schienen. So sah sich zunächst Hermann Haupt [3]) veranlafst, die Untersuchung wieder aufzunehmen. Was die erste Gruppe anlangt, so stimmt er mit Mommsen überein, dafs die die Zeit von Romulus bis

[1]) Scriptorum veterum nova collectio. Tom. II. Romae 1827, p. 527 sqq.

[2]) Über die dem Cassius Dio beigelegten Teile der planudischen und der constantinischen Excerpte. Hermes VI, S. 82 ff.

[3]) Über die Herkunft der dem Dio Cassius beigelegten planudischen Excerpte. Hermes XIV, S. 36 ff, S. 291 ff. (Nachtrag Hermes XV, S. 160).

Viriatus umfassenden Excerpte aus Johannes von Antiochia stammen, daher künftig aus den Ausgaben des Dio zu entfernen und unter die Fragmente jenes Chronisten einzureihen sind, ein Resultat, dem auch der neueste Bearbeiter der Frage U. Ph. Boissevain[1]) beipflichtet. Auch die zweite Partie, 7 Excerpte, die sich auf die sullanische Zeit beziehen (Mai, fr. 67—75) sind, wie Haupt zuerst nachgewiesen, auf Johannes von Antiochia zurückzuführen und nicht auf Plutarch, mit dessen Lebensbeschreibungen des Sulla und Lucullus sie zum Theil wörtlich übereinstimmen. Diese Übereinstimmung beweist nur, wie Boissevain p. 20 sq. ausführt, dafs man schon zur Zeit des Johannes von Antiochia (Mitte des 7. Jahrh.) eine fehlende Partie im Werke des Dio, welche die sullanische Zeit betraf, aus den Biographien des Plutarch ergänzte; so hat sie dann Johannes, der den Dio häufig ausschrieb, mit herübergenommen. Da die vierte und letzte Partie der Excerpte von Elagabal bis auf Gratian als nachdionisch hier nicht weiter in betracht kommt, so wenden wir uns zu dem umfangreichsten dritten Abschnitt, welcher die Zeit vom 3. mithradatischen Kriege bis auf Elagabal umfafst

Haupt stützte sich für seine Untersuchungen über diesen Abschnitt auf einen cod. Palatinus 129 der Heidelberger Bibliothek, der aber nur ganz wenige der von Mai edierten Fragmente enthält. Deshalb suchte er sich genauere Notizen über den cod. Parisinus 1409 zu verschaffen, welche ihm Hr. Omont in Paris vermittelte. Omonts Angaben (Haupt p. 46) lauten folgendermafsen:

„Die Reihenfolge der Blätter der Handschrift (chartac. saec. XIV aut XV, 8°), welcher kein Titel vorgesetzt ist, ist nicht die ursprüngliche, sondern diese mufs erst mit Zuhilfenahme von Anweisungen, welche eine Hand des 17. Jahrhunderts beigeschrieben hat, hergestellt werden; die sämtlichen Excerpte folgen ununterschieden aufeinander, ohne Absatz und ohne Nennung der excerpierten Autoren. Die Handschrift enthält sämtliche von Mai, p. 527 ff. aus den 3 vaticanischen Handschriften edierte planudische Excerpte mit Ausnahme von Mai fr. 61 (= Dindorf, fr. 70,1); überdies aber giebt sie eine viel gröfsere Anzahl von Fragmenten, als sie Mai für die Kaiserzeit in den vaticanischen Handschriften gefunden hat. (Mai p. 552). Die dem Abschnitte vom dritten mithradatischen Krieg bis auf Elagabalus angehörenden Fragmente füllen im cod. Paris. fol. 47a—79b; die Seiten zählen 35—38 Zeilen.“

---

[1]) De Excerptis Planudeis et Constantinis ab Angelo Mai editis, quae vulgo Cassio Dioni attribuuntur, scripsit U. Ph. Boissevain; Progr. des Erasmischen Gymn. zu Rotterdam 1884.

Soweit Omont, der Haupt auch einige von ihm abgeschriebene Fragmente dieses Abschnittes zur Prüfung übersandte. Mit Hilfe dieser hat Haupt zunächst etwas zurückhaltend auf S. 54, entschiedener aber in einem Nachtrag S. 295 festgestellt, dafs Xiphilinus die Hauptquelle des Planudes für die römische Kaisergeschichte neben Paeanius und Manasses ist. Dieser Ansicht pflichtet auch Boissevain p. 20 bei. Nun hat aber Haupt aus diesen Untersuchungen nachstehende Folgerung gezogen S. 54: „Es erhellt daraus ferner, dafs die planudischen Excerpte nicht ohne Wichtigkeit für die Textkritik des Xiphilinus sind und von einem künftigen Herausgeber desselben werden beigezogen werden müssen; vielleicht läfst sich sogar Dio durch bisher unbekannte Fragmente mittels des cod. Parisinus bereichern."

Diese auf den Notizen Omonts basierenden Schlufsfolgerungen hatten mich veranlafst, die Handschrift, welche mir auf mein Ansuchen durch Vermittlung der kgl. bayer. Ministerien des Kultus und des Äufseren bereitwilligst von Paris nach München gesandt wurde, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, deren Resultate ich hier mitteile, damit nicht ein zweiter durch jene Notizen veranlafst werde, die mühevolle Arbeit nochmals zu unternehmen. Die Angaben Omonts über das Äufsere der Handschrift sind richtig. Der Inhalt, welcher auf einem der am Anfang verstümmelten Handschrift vorstehenden leeren Blatt von späterer Hand kurz angegeben wird, ist folgender: fol. 1 varia excerpta e variis — fol. 2—26b e Strabone — fol. 26b—44a e Pausania (die einzelnen Bücher sind am Rande notirt) — fol. 44a—70a (nicht wie bei Haupt steht — 79b) e Dionis historiis — fol. 70a ex Aristotele (de mundo) — fol. 70b e Platone — fol. 74—77a e Synesio — fol. 77a—130a ex Ioanne Lydo, Basilio, Chrysostomo etc. — es folgen auf einigen ursprünglich leeren Blättern von späterer Hand geschrieben griechische Sprichwörter (proverbia Graecobarbara, quorum mentionem fecit Cangius) — fol. 139 τὰ λεγόμενα χρυσᾶ ἔπη τοῦ Πυθαγόρου — fol. 140 αἰνίγματα; hier schliefst die Handschrift mit den Worten τέλος σὺν θεῷ. Auf den noch folgenden ursprünglich leeren Blättern ist von späterer Hand nachgetragen: 141a διήγησις τῆς χειροτονίας τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ — fol. 146 Πλουτάρχου ἐπιστολὴ πρὸς Πολλιανὸν καὶ Εὐρυδίκην — fol. 161 τὰ τῆς μεγάλης ἐκκλησίας ὀφφίκια.

Ich habe die zum dritten Abschnitt der historischen Excerpte des Planudes gehörigen Stücke, welche fol. 47a—69b füllen, vollständig untersucht und verglichen. Es sind ihrer im ganzen 267, aber trotz dieser grofsen Anzahl konnte ich nicht eines finden, das nicht mit dem Auszuge des Xiphilinus übereinstimmte, wenn man

absieht von den wenigen Excerpten, die Planudes aus Eutropius und Manasses eingefügt hat. Die Übereinstimmung ist meist eine wörtliche, nur dafs die Einkleidung verschiedene Änderungen und Abkürzungen bedingt hat. Ich habe ferner an diesen Excerpten die Angaben Mais geprüft, der p. 552 alle jene Stellen citiert, mit welchen ihm die nicht abgedruckten Stücke des dritten Abschnittes übereinzustimmen scheinen: Mai hat im cod. Vaticanus auch nicht ein Excerpt weniger aus der Kaisergeschichte vor sich gehabt, als ich im cod. Parisinus fand.

Dieses auch mich nicht eben angenehm überraschende Resultat ergibt, dafs Omonts Mitteilungen an Haupt unrichtig waren, wenn er, der, wie ich aus den Bleistiftnotizen am Rande der Handschrift ersehe, blofse Stichproben machte, sagt, dafs der cod. Parisinus viel mehr Fragmente enthalte, als Mai für die Kaiserzeit in den vaticanischen Handschriften gefunden hat. Selbstverständlich fällt damit auch die Schlufsfolgerung Haupts, dafs man Dio aus dieser Handschrift durch bisher unbekannte Fragmente bereichern könne. Dafs Planudes aus Xiphilinus als Hauptquelle schöpfte und nur nebenbei Einzelnes aus Eutropius und Manasses einstreute, wird durch meine genaue Vergleichung aller einschlägigen Excerpte nur bestätigt, und wenn noch ein Zweifel bestünde, würde diesen die am unteren Rande von fol. 59b beigefügte Subscription beseitigen: Ἰωάννης ὁ Ξιφιλῖνος ὁ ἀδελφόπαις Ἰωάννου Ξιφιλίνου τοῦ πατριάρχου τὴν ἐπιτομὴν τοῦ Δίωνος πολλῶν ἐποιήσατο βιβλίων ἐπὶ Μιχαὴλ αὐτοκράτορος τοῦ Δούκα (f. Xiph. p. 87,6 Dind.) Aber auch die zweite Folgerung Haupts, dafs die planudischen Excerpte nicht ohne Wichtigkeit für die Textkritik des Xiphilinus seien und daher von einem künftigen neuen Herausgeber desselben beigezogen werden müfsten, erweist sich als irrig. Nicht an einer einzigen Stelle läfst sich für die Textkritik des Xiphilinus aus diesen Excerpten etwas gewinnen.

Demnach ist durchaus dem Urteile Boissevains beizupflichten, der, obwohl er seine Untersuchungen mit Hilfe des cod. Vatican. 141[1]) führte, doch zu dem gleichen Resultate wie ich gelangte. Er bemerkt als Ergebnis seiner Untersuchung p. 20: Quare in posterum priora fragmenta Planudea ex Dione eiecta maximam partem inter Joannis Antiocheni reliquias edenda sunt, posteriora prorsus abicienda; nam ne ad Xiphilini quidem textum quem vocant emendandum quidquam habent utilitatis.

München. Dr. J. Melber.

---

[1]) Die planudischen Excerpte sind uns in folgenden 4 Handschriften erhalten: Vatican. Pal. 141; Vatican. Graec. 951; Parisin. 1409; Laurentian. plut. 59 n. 30. Mai hatte die Nummern der von ihm benützten Handschriften nicht angegeben.

II. Abteilung.

Recensionen.

Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz. Essays von Walther Gebhardi. Paderborn und Münster. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1885. 335 S.

Es ist freudig zu begrüfsen, dafs in der jüngsten Zeit Männer auftreten, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, einen Dichter, der lange Zeit unter der Wucht dickbändiger Gelehrsamkeit, die auf ihn geworfen war, vergebens aufzuatmen versuchte, wieder in Bezug auf seine dichterischen Qualitäten zu betrachten. Horaz wurde von Herausgebern und Lehrern vielfach nur als ein geeignetes Objekt für Exkurse über Grammatik, Poetik, Mythologie, Philosophie, Geschichte und Geographie angesehen. Ihn aber als das zu betrachten, als was er doch eigentlich betrachtet sein will, als Dichter und namentlich als lyrischer Dichter, das fiel den wenigsten ein. Und doch ist dies der einzig richtige Standpunkt, den man ihm gegenüber einnehmen soll. Freilich gelangt man zu dieser genufsreichen Höhe der Anschauung nur, wenn man sich vorher mühsam emporgearbeitet hat über alle die untergeordneten Fragen, deren Lösung von den Kommentatoren der oben angedeuteten Richtung in angriff genommen wurde. Man kann ein lyrisches Gedicht nur dann vollkommen ästhetisch würdigen, wenn man sich über dessen Veranlassung, Abfassungszeit, geschichtlichen Hintergrund, über persönliche Beziehungen des Autors zu den angeredeten oder erwähnten Personen, über seine Sprache und seine Eigentümlichkeiten klar geworden ist. Gebhardi nun scheint mir den ästhetischen Standpunkt einzunehmen, ohne sich vorher um alles das genugsam gekümmert zu haben. Er nennt wohl Karl Nauck, Emil Rosenberg und Theodor Plüfs als seine Vorgänger, allein diese haben die Sache etwas gründlicher angepackt und sich ihre Arbeit sauer werden lassen. Besonders ist es der letztere, dessen Anschauungen Gebhardi sich mehrfach zu eigen macht. Gemeinsam ist beiden die unbedingte Verehrung für ihren Dichter. Sie gehen an ihre Aufgabe heran nicht in der Absicht, zu untersuchen und die Resultate dieser Untersuchung anzunehmen, mögen sie auch ausfallen, wie sie wollen; für sie gilt es nur zu zeigen, dafs Horaz in allem vortrefflich ist. Gebhardi geht hierin noch weiter als Plüfs. Es berührt defshalb geradezu fremdartig, wenn er bei Besprechung von IV 2 sagt: „Freilich werden die Kritiker, die alles schön finden, auch dieses Kalb an dieser Stelle schön finden und sagen, dafs Horaz, der grofse Dichter, dem kleinen Antonius mit seiner Bescheidenheit und der hohen, unerreichbaren Stellung, die er dem von jenem nachgeahmten Pindar bestimmt, eine feine Lehre geben will. Gewifs liegt diese Beziehung in dem Gedichte. Doch fällt die Kalbesbeschreibung auch aus diesem Rahmen ganz gewifs heraus.“ Sollte es denn wirklich noch Kritiker geben, die an rückhaltloser Begeisterung für Horaz einen Plüfs und Gebhardi übertreffen, der doch fast auf jedes Gedicht einen Dithyrambus schreibt? So weit reicht zwischen Plüfs und Gebhardi die Ähnlichkeit. Doch ist die Art der Behandlung des Dichters bei beiden eine verschiedene. Plüfs nimmt einzelne Stücke vor, geht dieselben nach den von ihm in einer etwas schwer verständlichen Terminologie aufgestellten Gesichtspunkten durch, läfst sich auf Kritik ein, sucht seine

Ansichten anderen gegenüber zu beweisen und gibt sich Mühe, uns über die Schwierigkeiten, welche der Erkenntnis eines einheitlichen logischen Ideenganges in einer horazischen Ode so oft entgegenstehen, hinwegzuhelfen. Anders Gebhardi. Er gibt einfach, nicht selten in einer aphoristischen Form, nur seine Ansicht, dehnt aber seine Betrachtungen auf alle lyrischen Gedichte des Autors aus. Dabei sucht er uns die Idee einer Ode oder einzelne Wendungen derselben durch mehr oder weniger zutreffende Parallelstellen aus anderen Dichtern, vornehmlich deutschen, zu veranschaulichen und näher zu rücken. Darin erblicke ich im Prinzip einen grofsen Vorzug der Gebhardi'schen Arbeit. Wir sind lange schon daran gewöhnt, die Litteratur eines Volkes und einer Zeit ebenso wie seine anderweitigen Kunstleistungen nicht mehr als etwas für sich allein Bestehendes, Absolutes, zu betrachten, sondern setzen dieselbe in Beziehung zu den Bestrebungen der Vergangenheit und zu Aeufserungen anderer Völker auf gleichen Gebieten. Horaz existiert nicht für sich allein, er ist abhängig von den Griechen und seinen mitschaffenden Landsleuten und ist befruchtend geworden für spätere Jahrhunderte. Leider hat der Verfasser gegen das Heranziehen griechischer Vorbilder, so weit diese in den spärlichen Resten noch nachweisbar sind — um die Zusammenstellung derselben hat sich Kiefsling ein grofses Verdienst erworben — eine eigentümliche Abneigung. Es rührt diese offenbar von seiner übertriebenen Wertschätzung des Autors her. Er glaubt, es könnte dem Ruhme desselben Eintrag thun, wenn er zu irgend einem Gedichte die Anregung einem Hellenen verdanke oder gar in der Ausführung desselben sich eng an jenen angelehnt habe, während doch Horaz selber seine griechischen Studien nicht im geringsten verheimlicht, im Gegenteil der Verehrung seiner Vorbilder den wärmsten Ausdruck verleiht. Viel gröfseren Einflufs dagegen, als dies meist von anderen zugestanden wird, räumt Gebhardi dem Catull auf Horaz ein. Er sagt S. 161: „Da sich auch sonst Anklänge an das Buch der Lieder dieses genialen römischen Lyrikers verraten, so kann man wohl annehmen, dafs ihm eine Erinnerung an seinen grofsen Vorgänger durch den Sinn zog, als er der innigen Freundschaft, die ihn mit Septimius verband, einen Ausdruck geben wollte.“ Und ferner S. 326 bei Besprechung von IV 12: „Zu diesem Catullischen Scherz — gemeint ist: Coenabis bene, mi Fabulle, apud me — ist unser Horazisches Lied ein Pendant. So viel das erstere an neckischer Frische über dem letzteren steht, so viel übertrifft das horazische Liedchen das Catullische an dichterischer Feinheit und an Gedankenreichtum. So ist Catull, so ist Horaz. Jener ist frischer, kecker, drolliger, leidenschaftlicher — aber noch nicht ausgereift, er erinnert mit seinen besten Produkten an die besten in Heines Buche der Lieder. Wer aber wollte die witzigen, feurigen Geistesfunken Heines dem tiefen Reichtum der Schiller'schen Lyrik vorziehen? So wird auch kein ernster, ästhetisch gebildeter Mann es sich einfallen lassen, Catull auch nur neben Horaz zu stellen, einen Kolibri neben einen Adler.“ Bei diesem Vergleiche kommt aber Horaz viel zu gut weg. Witzig und geistreich ist es, jemand zu Tische zu laden mit der Versicherung, dafs er vortrefflich speisen werde, wenn er selber reichliche Vorräte mitbringe, und ihm nur eine Salbe offerieren zu wollen, die freilich so fein sei, dafs der Gast wünschen werde, ganz Nase zu sein. Wie wenig Geschmack aber steckt in der Umkehrung dieses Gedankens! Und nun die Ausführung im einzelnen. Catull geht gleich in medias res, Horaz aber schickt als Einleitung ein Frühlingsgedicht von drei Strophen voraus, das als Motivierung des Gedankens: Nun wird es heifs viel zu breit ausgeführt ist und das sich mit den ersten acht Versen in I 4, vom Metrum abgesehen, vollkommen vertauschen läfst. Meinem Gefühl nach würde

sich an Vers 8 in I 4, wo davon die Rede ist, dafs Vulkan die Werkstätten der Cyklopen heizt, weit besser der Gedanke anschliefsen: Adduxere sitim tempora, denn mit der Vorstellung einer glühenden Schmiede verbindet sich die Vorstellung von grofsem Durste von selbst; hinwiederum würde an die dritte Strophe in IV 12, welche schildert, wie der Schafhirte sich ins Gras legt und auf seiner Pfeife bläst, viel logischer und schöner die Idee anknüpfen. Jetzt ziemt sich's, das Haupt mit grüner Myrte zu umwinden oder mit den Blumen, welche eben die befreite Erde hervorbringt. Die Anlage des Gedichtes zeugt also von keiner besonderen Feinheit, und von Gedankenreichtum ist nirgends etwas zu finden, es müfste denn in den Worten sein: nigrorumque memor dum licet ignium misce stultitiam consiliis brevem. Dulce est desipere in loco. Dies ist aber eine Weisheit, welche auf der Strafse liegt, und die Horaz schon so oft gepredigt hat, dafs man sie wohl nicht mehr als Gedankenreichtum betrachten darf. Gebhardi kann dem Catull gegenüber den Horaz sehr hochschätzen, nur darf als Mafsstab nicht die poetische Begabung und Befähigung, sondern der nationalrömische, patriotische Gehalt gelten. Horaz mit seinen sauber gebauten Versen, seiner etwas mageren Phantasie, seiner Richtung auf's Praktische, seiner Liebe zur urbs aeterna und seiner Ueberzeugung von der göttlichen Vorbestimmung des imperium Romanum ist eine echt römische Erscheinung, aber kein hervorragendes poetisches ingenium, und wenn er seinen Zeitgenossen dafür galt, so ist das eben ein Beweis, dafs er den Bedürfnissen des Römers, der eben auch keine höhere Anschauung von Poesie hatte, entgegen kam und diese vollkommen deckte. Der leidenschaftliche, tiefempfindende, subjektive Catull hingegen ist trotz seiner vielfachen Roheiten im Ausdruck und Nachlässigkeit in der Form ein wirkliches Dichtergenie, aber er hat gar nichts speziell römisches an sich, weder in seinen Stoffen noch in seinen Empfindungen. Er hätte eben so gut bei jedem anderen Kulturvolke und zu jeder anderen Zeit leben können. Diese kosmopolitische, an keine Zeit gebundene Richtung in ihm ist es, was ihn uns so nahe bringt und verständlich macht. Horaz hingegen kann fast nur im Zusammenhange mit Rom und gerade nur mit dem Rom des Augustus gedacht und begriffen werden.

Bei der Heranziehung deutscher Dichterstellen macht Gebhardi oft einen recht glücklichen Griff, nicht selten aber auch holt er dieselben an den Haaren herbei. Geradezu aber als eine stilistische und ästhetische Unsitte mufs man es erklären, wenn der Verf. mosaikartig ganze Sätze aus Dichterstellen zusammensetzt, die, aus dem Zusammenhange gerissen, oft in einem ganz anderen Sinne, als der Dichter es beabsichtigte, gebraucht werden. Am auffallendsten in dieser Beziehung ist folgendes auf S. 281 — es handelt sich um III 29 —: „Fürchte das übermütige Spiel der jetzt allmächtigen Göttin Fortuna, entziehe dich ihrem Einflusse. Lebe Dir selbst und deinem Glücke — λάθε βιώσας.

Es ist nicht draufsen, da sucht es der Thor,
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor.

Das Schicksal des Freundes beunruhigt den Dichter, da ergreift es ihm die Seele mit Himmelsgewalt, er sieht die ringenden Gewalten des Lebens, das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, und er strömt seine milde Weisheit in schöner Form, bis die Glocke fertig ist, welche die kleine auserwählte Gemeinde in den Tempel der Schönheit ruft." Vergebens sucht man nach einem Zusammenhang zwischen diesen Worten und der Ode des Horaz. Bei Schiller wird dem Knappen in dem Momente, wo er noch unschlüssig ist, der höchste Lohn geboten und darauf hin folgt eine grofse That. Was aber bewegt dem Horaz das Herz mit Himmelsgewalt? Welche

That vollführt er? Solche im Texte zusammengekoppelte Dichterstellen haben immer etwas gegen sich: Entweder beachtet sie der Leser nicht und dann haben sie ihre Bedeutung verloren oder er erkennt sie und dann sucht er sie in den ursprünglichen Zusammenhang einzureihen und findet er, dafs ihre Anwendung im Widerspruch zu demselben steht, so wird sein ästhetisches Gefühl verletzt und ihm der Genufs an der Lektüre verdorben. Erhöht wird derselbe auch nicht durch das Einstreuen der politischen Anschauung des Verfassers. S. 78 sagt er: „Juppiter ist König, dess' freue sich das Erdenreich; er ist kein Schattenkönig, eingeschränkt durch ein parlamentarisches Hemmschuhregiment; er übt die Weltregierung mit starker Hand, in der Fülle göttlicher Kraft.“ Glücklicherweise erkennt aber Gebhardi später selbst die verderblichen Wirkungen solch moskowitischer Herrschaft. S. 287 heifst es nemlich: „In der Zeit der kräftigen römischen Republik sind die Männer älter geworden und kräftiger geblieben. Der Absolutismus weckt die Lebenskräfte nicht, er stumpft sie ab, sie altern früh.“ —

Wer Gebhardi's Buch einer kritischen Betrachtung unterziehen will, der mufs besonders auch zu der Frage Stellung nehmen: Wie verhält sich der Lyriker Horaz zu seinen Stoffen? Liegen seinen Gedichten thatsächliche Verhältnisse zu Grunde oder sind sie ein freies Spiel dichterischer Phantasie? Die Anschauungen der Horaz-Kenner und Freunde gehen darüber sehr auseinander. Das eine Extrem vertritt hierin Gebhardi, das andere Feodor Rhode in einem Programm der König Wilhelmsschule zu Reichenbach in Schlesien 1885. Gebhardi legt allen horazischen Oden Wirklichkeiten unter und zwar genau so, wie der Dichter sie gibt oder wie er glaubt, dafs er sie gibt. Rhode dagegen erklärt jeden Versuch, in denselben Spuren der Wirklichkeit nachzugehen, namentlich in ihnen Material zu einer Biographie des Venusiners gewinnen zu wollen, für fehlerhaft und das nicht blos in Bezug auf die erotischen Gedichte, sondern auch auf die anderen, welche persönliche Erlebnisse des Dichters behandeln. Gelten lassen will er höchstens die Realexistenz der Cinara. „De mulierculis Horatianis et de poëtae amoribus id summum concedi potest, unum constare Cinaram veros Horatii amores fuisse, id quod etiam Bernhardy contendit et in quo omnes consentire videntur.“ Dabei ist ihm vor allem mafsgebend, dafs der Cinara Horaz nicht blos vorübergehend in den Oden (IV 1, 14; IV 13, 21), sondern auch zweimal in den Briefen (I 7, 28 und I 14, 33) Erwähnung thut. „Longius progredi non licet.“ Die Ansichten der beiden Genannten gehen jedoch weit über das Ziel hinaus. Da Horaz nachgewiesenermafsen vielfach nur Nachdichtungen der Griechen geliefert und sich mit dem Bewufstsein begnügt hat, zuerst lyrische Versmafse derselben nach Italien verpflanzt zu haben, so ist es ganz natürlich, dafs in einer nicht unbedeutenden Anzahl von Oden uns nichts weiter vorliegt, als eine mehr oder weniger freie Nachbildung irgend eines Liedes von Archilochos, Anakreon, Sappho, Alcäus oder anderer. Auch ist es ja selbstverständlich, dafs eine Sammlung lyrischer Gedichte kein Tagebuch ist. Andererseits liegt aber auch der Gedanke sehr nahe, dafs Horaz in die vorhandenen Rahmen mehrfach Bilder eigener Composition hineingearbeitet hat. Da Rhode sich besonders gegen die Annahme wendet, dafs in III 9 Horaz redend eingeführt sei und es sich um persönliche Erlebnisse handele und Lucian Müller wegen seiner Erklärung von III 10, der diesem Gedichte reale Beziehungen unterstellt, wendet, so will ich gerade an diesen zwei Gedichten zu zeigen versuchen, was von der Wirklichkeit der hier berührten Verhältnisse zu halten sei. Rhode also verwirft von vornherein schon die Meinung, dafs man sich unter dem Manne, welcher mit Lydia ein Wechselgespräch führt, den Dichter selbst vorzustellen habe. Er will darunter einen

ganz allgemein gehaltenen „Er“ verstanden wissen, wie ja auch bei unseren modernen Dichtern derartiges vorkomme. Diese Auffassung Rhode's ist eine sehr unglückliche. Dafs Horaz die Absicht gehabt habe, sich selbst mit Lydia redend einzuführen, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Da Lydia sich als „Lydia multi nominis“ bezeichnet, so soll das doch wohl heifsen: die vielgefeierte Lydia, und zwar vielgefeiert von Dir. Denn es wäre lächerlich, anzunehmen, Lydia habe in diesem Zusammenhange sagen wollen: die von anderen vielgenannte, nachdem thatsächlich Horaz mehrere Lieder auf eine Lydia gedichtet hat. Das wäre eines. Noch beweiskräftiger aber ist die letzte Strophe. Hier wird der Exliebhaber Lydia's improbo iracundior Hadria genannt. Rhode giebt sehr viel auf Aeufserungen des Dichters in Satiren und Episteln. Nun sagt aber dieser von sich in epist. I 20, 25: Irasci celerem, tamen ut placabilis essem. Sollte dieses Zusammentreffen reiner Zufall sein? Lydia sagt: Du bist jähzorniger als die tückische Adria, und das ganze Gedicht liefert den Beweis dafür, dafs Horaz sich gern wieder aussöhnen möchte. Ich sage also nochmals: Horaz will bei dem Leser die bestimmte Vorstellung erwecken, dafs der Dialog zwischen ihm und Lydia stattfinde. Etwas anderes ist es, ob die Situation der Wirklichkeit entspricht. Darüber kann man verschiedener Meinung sein und es wird nie gelingen, diese Streitfrage zum vollständigen Austrag zu bringen. Auch ist ihre Bejahung oder Verneinung für den Wert des Gedichtes ohne jede Bedeutung. Dafs die Alten selbst über die lyrischen Gedichten unterstellten Situationen schwankende Ansichten hegten, ersehen wir aus Catull 16. Nach einem kräftigen Fluche auf Aurelius und Furius fährt er fort: Qui me ex versiculis meis putatis, quod sunt molliculi, parum pudicum. Nam castum esse decet pium poëtam ipsum: versiculos nihil necesse est. Daraus ergibt sich, dafs Aurelius und Furius seine Gedichte für den Ausdruck einer vorhandenen Wirklichkeit hielten, während Catull gegen diese Meinung protestiert. Dafs er das thut, ist auch begreiflich, da man aus seinen Gedichten nachteilige Folgerungen für ihn zog. Wahr konnten seine Ergüsse deswegen doch sein. In Summa: es war wie heute: Wahrheit und Dichtung. Besonders heftig wendet sich Rhode gegen die Annahme, dafs Horaz wirklich eine Lyce geliebt und ihr in III 10 ein Ständchen gebracht habe. Gewifs ist es nicht weniger lächerlich, sich vorzustellen, der Dichter habe, die Laute in der Hand, vor dem Fenster der Geliebten in kalter Winternacht dieses Liedchen gesungen, als es lächerlich wäre, sich die von Rhode angeführten Rellstab und Geibel ihre Ständchen „Leise flehen meine Lieder“ und „O stille dies Verlangen“ in der gleichen Situation zu denken. Man bedient sich eben einer bestimmten Form zum Ausdruck seiner Gefühle. Es ist ganz ähnlich wie mit den Wendungen, deren die Dichter sich anderweitig bedienen. Wenn die Rede ist vom Singen, von der Laute, so fällt es uns gewifs auch nicht ein, daran zu denken, dafs der Dichter wirklich singt oder dafs er die Laute schlägt — er wird überhaupt selten ein solches Instrument besitzen. Dafs aber die ausgesprochenen Gefühle deshalb selbst unwahr sein müssen, ist durchaus noch keine notwendige Folge. Es ist gewifs richtig, was Rhode im Anschlufs an Emil Rosenberg behauptet: Diese paraclausithyra haben etwas Typisches, Gleichmäfsiges. Aber wenn auch das Schema etwa lautete: Bitte um Mitleid 1. aus äufseren Motiven (kalte, unfreundliche Witterung), 2. aus inneren (Bestimmung des Weibes zur Liebe überhaupt, spezielle Gründe). Schlufs: Drohung, sich ein Leids anzuthun, meist sogleich auf der Schwelle — also wenn es auch ein solches Schema gab, so konnte dies der Dichter doch ganz nach seiner Individualität ausfüllen. In III 10 sind so viel eigenartige Züge enthalten, dafs man an eine bestimmte Persönlichkeit denken mufs, mag sie nun geheifsen haben,

wie sie will. Moralische Bedenken gegen die Situation geltend zu machen, heifst den Horaz zu einem Tugendbold stempeln wollen, der er selbst nicht sein wollte. Man beachtet meist zu wenig, dafs auch Horaz seine Entwickelung durchzumachen hatte. Es war ein weiter Weg von den litterarischen Flegeljahren der Epodenzeit bis zur Abfassung der Hymnen auf Augustus und sein Haus. In seinen Jugendjahren hatte auch er warmes Blut und rief nicht gleich sein aequam memento und auream mediocritatem den Leuten zu. Was er in dieser Zeit über Ehe und dergleichen für Anschauungen hatte, läfst sich aus der 2. Satire des ersten Buches genugsam ersehen. Ich behaupte demnach: Nicht immer und dann auch nicht gerade so wie der Dichter es aufgefafst haben will, liegt bei lyrischen Schöpfungen ein reales Verhältnis zu grunde. Aber die Idee des Gedichtes, die in ihm zum Ausdruck gebrachte Stimmung wird in der Regel durch einen im äufseren oder inneren Leben des Dichters eingetretenen Vorgang bestimmt und hervorgerufen. Ich glaube auch nicht, dafs Tauben den schlafenden Horaz auf dem Vultur mit Myrten und Lorberzweigen zugedeckt haben, aber ich bin der Meinung, dafs der Knabe sich einst herumstreifend von der Heimat entfernte und ermüdet auf dem Geierberge einschlief und ungefährdet erwachte. Aber diesen Vorgang hat der Dichter poetisch ausgeschmückt, hauptsächlich darum, um griechischen Dichtern, denen Ähnliches begegnet sein sollte, gleichzukommen. Ich bin auch überzeugt, dafs ihn der Fall eines Baumes beinahe erschlagen hätte, denn warum hätte er dies wenig poetische Motiv sonst verarbeitet? Auch zweifle ich nicht, dafs er in der Schlacht bei Philippi geflohen ist und möglicherweise dort den Schild verlor. Was Rhode gegen den letzteren Nebenumstand geltend macht, dafs nemlich Horaz als Tribun gar keinen Schild führte, ist mir nicht bewiesen. Denn aus Caesar bell. gall. II 25 geht hervor, dafs sogar der Oberfeldherr einen solchen hatte. Es heifst nemlich dort: scuto ab novissimis uni militi detracto, quod ipse eo sine scuto venerat. Würde man sagen: Der Hauptmann entrifs einem der hintersten Soldaten das Gewehr, weil er selbst ohne Gewehr gekommen war, so würde das bei jedem den Gedanken hervorrufen müssen, dafs die Hauptleute sonst Gewehre führten; denn wäre vorauszusetzen, dafs er überhaupt keines trug, so wäre diese Bemerkung unsinnig. Also: Horaz kann einen Schild besessen haben. Für mich steht es auch fest, dafs ihm am Vorgebirge Palinurus irgend ein Unfall zur See begegnet ist; denn wozu die Erfindung einer solchen Situation, nachdem die Anführung von zwei oder drei notorisch anerkannten auch genügt hätte? Als Goethe seinen Werther schrieb, hatte er sie alle durchgemacht, jene eigentümlichen, uns oft unverständlichen thränenreichen, wehmutseligen Empfindungen, die den Menschen so vollständig beherrschen, dafs er es zu keinem Thun und Handeln mehr bringt, aber totgeschossen hat er sich nicht, das hat ein anderer gethan, wohl aber war ihm darnach es zu thun. Die Sache wäre auch ganz gleich, wenn er anstatt des wirklichen Namens Lotte einen anderen gewählt hätte. Wir haben also in den meisten Dichtungen ein Stück wirklichen Lebens des Dichters vor uns, sei es innerlichen oder äufserlichen Lebens, freilich nicht immer gerade so, wie es erzählt wird. Wer jeden Zusammenhang der Dichtung mit dem Erleben und Empfinden des Autors leugnet, ist ebenso weit von der Wahrheit entfernt wie der, welcher in den Werken eines Poeten eine Biographie finden will. Leugnen wir bei Horaz jede Wirklichkeit da, wo es sich um Persönliches handelt, was verpflichtet uns denn, ihm dann zu glauben, wenn er sich auf den Lehrstuhl der Weisheit und Lebensklugheit stellt? Es könnte dann nur die — allerdings heutzutage als Grundlage aller Wissenschaftlichkeit geltende — Zählungsmethode das letzte Wort sprechen.

Nach diesen Auseinandersetzungen, in welchen es sich um Würdigung der Prinzipien des Gebhardi'schen Buches handelte, will ich auf einzelne Stellen desselben, die mir geradezu als falsche Auffassung horazischer Oden oder einer Richtigstellung bedürftig zu sein scheinen, eingehen.

I 20 hat Gebhardi die letzte Strophe mifsverstanden und damit dem ganzen Gedichte, das auch seines Erachtens nicht besonders hoch steht, eine noch tiefere Stufe angewiesen. Er ist der Anschauung, dafs Horaz zum Schlusse seinem Gaste noch mit Cäkuber und Calener aufwarte. „Erst nach dieser Weinprobe, die, zum Trost des verwöhnten Gaumens wird es gesagt, nur mit kleinen Bechern vorgenommen werden soll, — übrigens heifst modicus hier nicht klein, sondern einfach, d. h. ziemlich wertlos, in welchem Sinne es auch bei Cornelius Nepos Atticus 13, 5 steht; denn unter supellex modica ist gerade das Tafelgeschirr gemeint, das in keiner Beziehung, weder durch Kunst noch Gewicht bemerkbar war = ut in neutram partem conspici posset — verspricht er demselben einen seines Gaumens würdigen Wein, dessen generositas celeberrima Plinius bezeugt, und Calener; aber das, sagt er, sei sein einziger Reichtum, mit Falerner und Formianer sei sein Kelter — wohl Druckfehler für Keller? — nicht fourniert.“ Da der Cäkuber bei Horaz in der Wertschätzung unter allen Weinen am höchsten steht, wie folgende Citate beweisen: I 37, 5 antehac nefas depromere Caecubrum cellis avitis; II 14, 25 Caecuba servata centum clavibus; epod 9, 1 quando repostum Caecubum ad festas dapes bibam? und er demnach als Festwein bei den feierlichsten Gelegenheiten gilt und Calener den nächsten Rang nach diesem einnimmt — I 31, 9 premant Calena falce, quibus dedit fortuna vitem — so hiefse die Stelle etwa so viel, als wenn man bei uns sagen wollte: Mit Johannisberger Kabinetswein und Rauenthaler Berg kann ich aufwarten, aber Forster Kirchenstück und Liebfrauenmilch giebt es bei mir nicht. Falerner und Formianer sind zwar auch Edelweine, aber sie stehen hinter dem Cäkuber und Calener zurück. Der Sinn der Stelle ist: Cäkuber und Calener magst Du trinken, aber die führe ich nicht, ebensowenig als Falerner und Formianer. Der Dichter wollte eben seine Worte nicht wiederholen und setzte dafür andere auch feinere Sorten. Eine vollkommen deckende Parallelstelle für diese Art sich auszudrücken, findet sich in I 7, 10 und 11. Nachdem er dort aufgezählt hat, was andere alles loben mögen, fährt er fort: Me nec tam patiens Lacedaemon, nec tam Larissae percussit campus opimae quam domus Albuneae resonantis etc. Anstatt also einen der zuerst genannten Orte zu wiederholen und in Vergleich zu ziehen, wählt er zwei vollkommen neue. Dafs bibes nicht heifst: wirst Du (bei mir) trinken, sondern eine potentiale oder concessive Bedeutung hat = Du magst sonst trinken, wirst trinken wollen, hat Kiefsling durch Analogien nachgewiesen: laudabunt alii I 7, 1, welches auch heifst: andere werden loben wollen, mögen andere auch immerhin loben. Ähnlich ist auch dices in II 12, 10 gebraucht. Auch in der Prosa tritt für den Potentialis der Gegenwart nicht selten das Futur ein. So finde ich: Iniquum me esse dicet quispiam Cic. Verr. 3, 46; Fortasse dices Cic. Caecil. 12. Aufserdem weist an unserer Stelle schon auf diesen Sinn die starke Betonung des tu im Gegensatze zu mea pocula hin. Das Gedicht hat demnach folgenden Sinn: Du wirst bei mir leichten Sabinerwein aus geringwertigen Bechern trinken, aber der Wein hat historischen Wert; denn ich zog ihn ab an dem Tage, als Dir das Volk seine Freude über Deine Genesung stürmisch ausdrückte. Ich weifs allerdings, dafs Du sonst besseres gewohnt bist, aber Cäkuber und Calener, Formianer und Falerner habe ich nicht. Horaz liebt es, seine ein-

fache und genügsame Lebensweise, namentlich dem üppigen Mäcenas gegenüber, mitunter etwas stark zu betonen. Cfr. II 18; I 31.

I 26. Ungemein viel Aufhebens macht Gebhardi von diesem herzlich unbedeutenden Gedichte. Er sagt: „Ein Zwillingsliedchen zu III 17, aber unendlich schöner, geistreicher, feuriger, hochgestimmter. Sonnige Klarheit liegt über den frischen Versen, Lebensmut und Dichterglück tönt aus diesen Weisen wieder.“ Zum Schlusse versteigt er sich zu der Äufserung: „Gewifs ist dies Liedchen ein Angebinde zu dem Geburtstage, zu dem der Dichter mit der kleinen poetischen Epistel III 17 sich anmeldet. Ein genialeres Geschenk hat nie einen Geburtstagstisch geziert.“ Ich mufs gestehen: ein besseres Geschenk — auch ohne die begleitenden Champagnerflaschen — das einen Geburtstagstisch geziert hat, kenne ich wohl, es ist das Gedicht Geibels „Zu Freiligraths Geburtstag. Mit Champagnerflaschen.“ Genial möchte ich es freilich auch nicht nennen. Bei solchen Gelegenheiten ist selbst ein guter Dichter zufrieden, wenn ihm die Muse nicht ganz unhold ist. Geistreiche oder gar geniale Gelegenheitsgedichte in diesem Sinne gehören zu den seltensten Dingen. Das könnte auch Goethe bestätigen, der sich nicht selten mit Versen und Reimen anstatt mit Gedichten dabei abfand. Auf gleicher Stufe wie I 26 steht, um das gleich hier zu erwähnen, auch III, 17. Mich erinnert es an Goethe's Geburtstagslied auf Frau von Ziegesar, geb. Stein.

II 4. Gebhardi sagt von diesem Gedichte: Der kaustische Spott dieses Liedes, den der Verfasser mit zügellosem Uebermut walten läfst, soll ihn kurieren. Von diesem Spott ist im ganzen Gedichte keine Spur. Es ist vielmehr ein humoristisches Trostgedicht. Xanthias mochte manche boshafte Bemerkung über seine Liebe zu hören bekommen haben, und deshalb sucht ihn der Freund zu beruhigen. Ich werde diese meine Anschauung in einem eigenen Aufsatz in diesen Blättern zu beweisen suchen. Für den Umfang, welchen diese Besprechung einnehmen darf, wäre die Auseinandersetzung zu weitläufig.

II 14. Das Gedicht gehört seinem ganzen Inhalte nach, aber auch mit Rücksicht auf die schöne Einfachheit der Sprache und den gefälligen Flufs der Verse einer viel späteren Zeit an als Gebhardi annimmt. Vernünftigerweise klagt der Mensch über die Flüchtigkeit des Lebens nur dann, wenn ein grofser Teil desselben verflossen ist. Wenn ein Mann, der kaum noch ein Dreifsiger ist, von rugis et instanti senectae spricht, so ist das eine lächerliche Koketterie.

II 19. In der Erklärung dieses Gedichtes leistet Gebhardi Unglaubliches. Er liest aus diesem Hymnus auf Bacchus, der sich von anderen Hymnen in gar nichts unterscheidet, folgendes heraus: „So träumt der an seiner Generation verzweifelnde Dichter nicht nur, er sieht in prophetischen Visionen eine neue Zeit, belebt, verjüngt und regiert durch die Macht eines jungen, frischen, kräftigen Gottes, der aus den Ruinen neues Leben zaubert. Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden. Und diese neue frische Zeit, sie trat ein; aus dem Morgenlande zog der Christengott ein, ein Weltenbesieger durch die Macht des Glaubens und der Liebe, der aus den alten, abgelebten Formen neues Leben zauberte, der bewunderte Weltenerlöser voller Kraft und Wahrheit.“ Amen. Ein früherer Horazerklärer, Harduin, hat die Oden auch als prophetische Vorbilder der Erlösung aufgefafst, er war aber dabei so naiv, sie als Produkte des Mittelalters zu bezeichnen.

II 20. Hier giebt der Autor ganz die Plüfs'sche Auffassung wieder. Da ich mich gegen dieselbe in meinem Programm (Fünf Oden des Horaz

in moderner deutscher Übertragung. Mit Studien zu denselben und einem Vorwort. Programm zum Jahresbericht über das Kgl. Lyceum und das Kgl. Alte Gymnasium zu Regensburg im Studienjahre 1885/86.) ausgesprochen habe, so ist an dieser Stelle darüber nichts weiter zu erwähnen.

III 9. Wenn Gebhardi diese Ode so hochschätzt, so hat er Vorgänger hierin, namentlich Scaliger, der bekanntlich den Ausspruch that, er wollte lieber dieses Gedicht geschrieben haben, als König von ganz Arragonien sein. Thatsächlich gehört es auch zu den Perlen horazischer Lyrik. Es steht auf einer formalen Höhe wie wenige. Der aufserordentliche Wohlklang dieser Verse, die fein durchgeführte Korrespondenz der Strophen mufs jeden Leser fesseln. Etwas anders verhält es sich mit der inneren Wahrheit. Die letzte Strophe ist zu unvermittelt. Was Gebhardi darüber sagt, bringt uns das Verständnis dieser plötzlichen Umstimmung in den Herzen der beiden nicht näher, denn es entspricht den antiken Verhältnissen nicht. „Wie konnte eine Lydia einen Telephus, einen Sybaris von Herzen lieben; wie konnte Horaz sich durch das Rehkälbchen Chloe dauernd fesseln lassen! Enttäuscht kehrten die Liebenden immer wieder zu einander zurück und in diesem Bunde fanden sie ihr Glück. Stolz wie ein König schliefst er seine Arme um ihren Nacken, stolz wie eine Heroin fühlt sie sich in der Liebe eines Dichters. Es ist nicht der Sinnenreiz, der diesen Bund geschlossen, es ist die Liebe eines geistreichen Mannes zu einer Frau, die ihn versteht, die eine Befriedigung in dieser Verbindung findet, welche ihr keine andere geben konnte, der Bund zweier hochgestimmten Seelen, die ineinander aufgehen.“ Das zeugt von vollständiger Verkennung solcher Verhältnisse bei den Alten überhaupt, namentlich aber bei Horaz. Es handelt sich dabei lediglich um Befriedigung der Sinnlichkeit, wie I 23, I 25, II 5, III 7 zur Genüge beweisen. Was Horaz an den verschiedenen Mädchen zu rühmen weifs, ist ihre äufsere Schönheit. cfr. I 16, I 19, II 4, II 8, II 12. Aufserdem hebt er nur noch ihre musikalische Begabung hervor. Ein inniger, seelischer und geistiger Verkehr zwischen Mann und Weib in solchen Verhältnissen gehörte zu den gröfsten Seltenheiten schon bei den Griechen, der Römer vollends suchte Verständnis für sein Streben auf dem Gebiete der Kunst oder Politik, für seine Hoffnungen und Befürchtungen im Busen eines Freundes. Darum spielt diese Männerfreundschaft in den Gedichten des Catull und Horaz, sowie in den Briefen Cicero's eine so grofse Rolle. Darum weifs das Altertum auch so viel von Freundespaaren zu erzählen. „In diesem Punkte — sagt Gebhardi S. 115 ganz richtig — stehen Altertum und moderne Zeit sich haarscharf gegenüber. Männerfreundschaften, wahre, edle, echte kannte im vollen Sinne des Wortes nur das Altertum, und die edelsten Geister pflegten sie am meisten.“ Findet man ja einmal, dafs Mann und Weib, ohne ehelich verbunden zu sein, auch andere Zwecke als Befriedigung der Sinnlichkeit verfolgen, so sind diese Zwecke meist nur verbrecherische. Darüber geben uns Cicero, Sallust und Tacitus Aufschlufs.

III 10. Von dem Bestreben geleitet, nicht nur den Dichter, sondern auch den Menschen Horaz zu einem Ideal zu machen, hat Gebhardi dies Gedicht geradezu auf den Kopf gestellt. Mit dieser hineininterpretierten Ironie läfst sich alles erreichen. Jeder vorurteilsfreie Leser und Kritiker wird in der vorliegenden Ode nichts anderes sehen, als ein imitiertes Ständchen, in welchem der Dichter seiner gereizten Stimmung Ausdruck giebt, weil eine schöne verheiratete Frau sich noch nicht herabgelassen hatte, ihn zu erhören. Die Einleitung, besonders das Hereinziehen scythischer Verhältnisse, erweckt entschieden Achtung vor Lyce, welche Achtung v. 9 u. 10 nur noch steigern kann. v. 11 u. 12 ist ein Ver-

such, durch Hohn zu reizen, während der Liebhaber in v. 13—18 wieder mildere Saiten aufzieht. Allein auch das umsonst. Die Situation, die uns das Liedchen vor Augen führt, ist also genau das Gegenteil von dem, was Gebhardi in demselben erblickt. Horaz war an eine Frau gekommen, die noch Grundsätze hatte — die Trauben waren noch zu sauer. Später aber kam auch seine Zeit — die Trauben waren reif, vielleicht auch überreif geworden. Er mufs viele schöne Stunden mit Lyce verlebt haben. Allein mit den fortschreitenden Jahren hatte sich Lyce's Gesichtskreis mehr und mehr erweitert, sie sah viele Männer, die ihr zusagten und denen auch sie gefiel. In dieser Zeit räumt der Dichter, nun stark vernachlässigt, das Feld. Wie tief aber diese seine Liebe war, ersieht man daraus, dafs der bejahrte Mann noch einmal zu den in Gift und Galle getauchten Spottpfeilen seiner Jugend griff, um sich an der alternden Ungetreuen zu rächen. So bitter hafst nur der, der so tief geliebt hat, wie er es selbst in IV 13, 17—22 sagt in Worten, deren Leidenschaftlichkeit an Catull erinnert und die zuverlässig wärmer empfunden sind, als das, was er in III 9 geschrieben hat. Dafs III 10 und IV 13 auf realer Grundlage beruhen, halte ich, wie schon früher bemerkt, fest. Abgesehen von der Fülle charakteristischer Einzelheiten ergibt sich dies auch aus der inneren Wahrheit eines solchen Verhältnisses, das in seiner ganzen Entwickelung so natürlich ist, dafs es uns modern berührt. Also nochmals: Wir haben in III 10 kein Gedicht vor uns, wie Gebhardi es charakterisiert: „Ein Archilochoslied, ein Lied, das Entrüstung erzeugt hat über das Treiben einer Nichtswürdigen, welcher der Bund der Ehe nur eine Form ist; verdienter Spott und Hohn klingt in diesen Versen, in denen Horaz die süfsen Liebeslieder persifliert, welche vor den Fenstern der Angebeteten erschallen. Diese Thüre ist nie verschlossen, sie steht jedem Willigen offen bei Wind und Wetter, die Schaar der Amanten geht ein und aus bei diesem infamen Weibe, das mit der Heiligkeit der Ehe ihr Spiel treibt." Horaz war damals noch jung, sehr jung — Lyce nahm wahrscheinlich die nächste Stelle ein nach seiner Cinara (felix post Cinaram kann freilich auch den Rang bedeuten, in dem Lyce in seinem Herzen stand, wie in III 9, 6 Lydia post Chloen, wo es absolut nicht zeitlich genommen werden kann) — und er wufste wenig von moralischer Entrüstung über dieses infame Weib. Sein einziger Aerger ist eben, dafs ihr die Ehe trotz der Untreue ihres Mannes noch als heilig gilt.

III 27. In diesem akademisch kühl gehaltenen Gedichte, das dem Horaz, welcher in jener Zeit pindarische Studien machte, nur Gelegenheit zu einer breiten Darstellung des Europamythus geben sollte, sieht Gebhardi ein warm empfundenes Abschiedslied an eine Geliebte. Er zieht als Parallele dazu das bekannte Scheffel'sche Lied vom Abschiednehmen heran. Aber von den schönen ergreifenden Worten des Trompeters ist bei dem Römer nichts zu finden. Die Worte: Sis licet felix, ubicunque mavis, et memor nostri, Galatea, vivas klingen nicht anders als wenn man zu jemand, der einige Tage auf Besuch da war, sagt: Leben Sie wohl, seien Sie recht glücklich und denken Sie auch noch hie und da an mich. Gebhardi sagt: „So trägt ein Mann seinen Schmerz, so verzichtet er auf das Liebste, so grollt er der nicht, die ihn zum Tode betrübt. Schwachheit, dein Name ist Weib!"

Bei IV 4 beanstandet Gebhardi die Verse 18—22. „Die Stelle von den Amazonenstreitäxten der Vindelicier kann Horaz in diesem Zusammenhang nicht verfafst haben." Ganz mit Unrecht. Kiefsling hat richtig erkannt, dafs hier eine Nachahmung der pindarischen Hymnen vorliegt. Dazu pafst diese gelehrt klingende, pathetisch geschraubte Einschaltung

vollkommen. Ich möchte damit vergleichen Pind. Olymp. III, Schlufs: τὸ πόρσω δ' ἔστι σοφοῖς ἄβατον κἀσόφοις, οὔ μὰν διώξω' κεινὸς εἴην. Die griechischen Dichter und in deren Nachahmung die römischen verfallen nicht selten da, wo sie erhaben sein wollen, in gewöhnliche Prosa. Jedoch durch schwülstige Umschreibungen und sophistische Wendungen verstanden sie es, solche Stellen für Poesie auszugeben. Man prüfe nur daraufhin einmal Pindar und die Chorlieder, namentlich des Äschylus und Euripides. So hat denn auch Horaz hier, wo es gar nichts Bedeutendes zu sagen giebt, den einfachen, nüchternen Gedanken, dafs die Rhätier Amazonenbeile führten, mit einem Phrasenbeiwerk umgeben, als gälte es, die tiefsten Probleme zu ergründen

In IV 12 läfst Gebhardi den Virgilius sich bei dem berühmten und bei Hofe eingeführten Dichter einladen. „Horaz behandelt den Herrn etwas von oben herab. Mit der Schlufsstrophe schneidet der Dichter dem langweiligen Gesellen jede Hoffnung auf eine ersehnte gelehrte Unterhaltung ab — Faust und Wagner!" Vergleicht man diese Darlegung mit dem Texte, so ist man erstaunt, wie Gebhardi etwas derartiges aus ihm herauslesen kann. Fürs erste ist es sehr zweifelhaft, ob sich Virgilius bei dem Dichter selbst zu Gaste geladen hat; denn die Begründung der Einladung geht ja von Horaz aus: Es ist Frühling, eine durstige Zeit, Virgilius; aber wenn du Verlangen hast nach Calenerwein, so mufst du ihn dir mit einem Salbenbüchslein erkaufen. Aber selbst angenommen, dafs sich Virgil bei Horaz selber eingeladen hat, so berechtigt doch der Ton des Ganzen in keiner Weise zu der Annahme, dafs Horaz sich einer unangenehmen Verpflichtung, der er eben nicht ausweichen kann, entledigen will. Was konnte den Mann, der sich einem Mäcenas gegenüber so selbständig benimmt, der die Wünsche desselben mehrfach, allerdings fein, aber entschieden ablehnt, was konnte diesen Mann zwingen, einige Stunden einem langweiligen Gesellen zu opfern? „Horaz behandelt den Herrn etwas von oben herab" — worin liegt das? Etwa darin, dafs er ihn auffordert, keine Verzögerung eintreten und das Streben nach Gewinn bei Seite zu lassen? Die Strophe soll doch wohl nichts anderes heifsen als: Reifse dich los von deinen Geschäften und wage es, zur rechten Zeit auch einmal über die Schnur zu hauen, eingedenk, dafs du doch sterben mufst. Er sagt ihm also ungefähr das Gleiche, wie dem Sestius I 4, dem Mäcenas III 8, III 29. Behandelt er den Sestius und Mäcenas auch von oben herab? In pone moras zeigt sich sogar eine gewisse Ungeduld, die eher darauf schliefsen läfst, dafs Virgil schon mehrfach einer Einladung ausgewichen ist, als dafs er sich selbst eingeladen hat. Wie sollte nun irgend jemand, der logisch zu denken gewohnt ist, aus diesem Schlufs herausfinden, dafs der Dichter damit dem langweiligen Gesellen jede Hoffnung auf eine ersehnte gelehrte Unterhaltung abschneide? Bei Tische pflegte Horaz, nach dem Inhalt seiner sympotischen Lieder zu schliefsen, überhaupt nicht gelehrt zu sprechen. Das wird gewifs auch Virgil gewufst haben. Dem Vergleich mit Faust und Wagner fehlt jedes Tertium; denn wir finden in dem genügsamen, behaglichen und behäbigen Römer, der allem im Leben und in der Politik seine schönste Seite abzugewinnen sucht, nichts von dem Manne, der sagte:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst Du mich schmeichelnd je belügen,
Dafs ich mir selbst gefallen mag,
Kannst Du mich mit Genufs betrügen:
Da sei für mich der letzte Tag!

— — — — — — — — — — — —

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön! —
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!

Von Virgil aber wissen wir überhaupt zu wenig, um ihn mit irgend jemand zu vergleichen; höchstens läfst sich aus der letzten Strophe entnehmen, dafs er ein praktischer Geschäftsmann war, der es verstand, rem facere.

Von den Epoden erkennt Gebhardi wenigstens die zwölfte als das, was sie ist: als ein schmutziges, ekelerregendes Product. Wer aber auch hier noch von sittlicher Entrüstung des Dichters über das schändliche Treiben solcher Frauen reden wollte, könnte nicht mehr für ernst genommen werden. Horaz scheint in dieser Zeit dem Geschmack des grofsen Publikums sehr viel Rechnung getragen zu haben. Ob ihn die audax paupertas angetrieben hat, solche Verse zu machen?

Soll ich mein Urteil über den „ästhetischen Kommentar“ nochmals zusammenfassen, so mufs ich sagen: Gebhardi hat ein Buch geschaffen, das in seinen Prinzipien gut und verdienstlich ist, aber durch den Mangel einer kritischen Durcharbeitung des Stoffes und eine dadurch erzeugte übermäfsige Begeisterung für den Dichter nur in seltenen Fällen die Belehrung gewährt, die man in ihm suchen möchte. An diesem meinem Urteil kann ich auch nichts ändern, nachdem ich Gebhardi's Erwiderung auf eine Kritik seines Werkes durch Feodor Rhode, welche sich in Nr. 22 der Zeitschrift „Gymnasium“ findet, in der folgenden Nummer der gleichen Blätter gelesen habe. Die Erklärung des Autors, dafs er nicht für Fachleute, sondern für das gröfsere gebildete Publikum geschrieben habe, ist keine Entschuldigung für das Verfehlte. Denn Aufgabe derjenigen, welche anderen das Verständnis der altklassischen Schriftsteller und Dichter und mit ihnen auch des Altertums vermitteln wollen, darf es nicht sein, alles von der schönsten Seite darzustellen, sondern das zu geben, was der Wahrheit am nächsten kommt. Die Pflege einer einseitigen Bewunderung des Altertums aber erzeugt nur zu häufig eine Mifsachtung dessen, was spätere Zeiten und die Gegenwart schufen und noch schaffen. Diese Einseitigkeit der Auffassung ist es auch, welche den Gegnern der humanistischen Studien so häufig Waffen in die Hand giebt. Sie halten sich an die Übertreibungen und übersehen das wirklich Gute. Wenn man auch zugiebt, dafs Horaz nicht d e r grofse Dichter war, als welcher er einem Plüfs und Gebhardi erscheint, so ist doch noch immer kein Grund, denselben deswegen aus der Schule zu verbannen, mit welcher Folgerung Gebhardi alle diejenigen, welche nicht bedingungslos in seine Begeisterung einstimmen, schrecken will. Wir lesen ihn, glaube ich, nicht, weil er der gröfste römische Lyriker überhaupt ist, sondern einmal, weil wir keinen anderen haben, der in der Schule gelesen werden kann; denn Catull mit seinen vielfachen Unflätereien eignet sich dafür ganz und gar nicht, dann aber pflegen wir seine Lektüre, weil wir daraus das Bild eines echten Menschen, einer sympathischen Natur gewinnen, weil er ein Dichter der wahren Lebensweisheit und Lebensklugheit ist, weil wir in seinen Werken Regeln für alle Wechselfälle des menschlichen Daseins finden, die Warnung vor dem Uebermut im Glück, vor der Verzweiflung im Unglück, weil er Lebensgenufs und Mäfsigkeit predigt, weil er den Patriotismus und die Liebe zu den Musen nährt, kurz, weil er so unendlich viel des praktisch Verwendbaren enthält. So ist er unseren Vätern ein κτῆμα ἐς ἀεί geworden, aus dem sie wirklich Trost und Rat in manch' trüber Zeit schöpften, aber auch uns ist er noch immer und wird er bleiben ein Pharus am Meere des Lebens.

Regensburg. **Proschberger.**

T. Macci Plauti comoediae, recognovit Fridericus Leo, vol. I Amphitruonem Asinariam Aulularium Bacchides continens. Berlin. 1885. Weidmann. 1 ℳ 80 ₰.

Diese neue Ausgabe des Plautus unterscheidet sich äufserlich dadurch von der Ritschlschen, dafs nur die Lesarten der wichtigsten Handschriften und nur jene Konjekturen, welche nach des Herausgebers Urteil Anspruch auf Sicherheit machen können, in den kritischen Apparat aufgenommen sind. Dafs sich L., namentlich was die Lesarten anlangt, manche Ungenauigkeiten zu schulden kommen liefs, hat O. Seyffert in seiner Rezension (Berl. Philolog. Wochenschrift Nr. 10 u. 11) des näheren dargethan.

Während nun L. gegen fremde Konjekturen sehr skeptisch verfuhr, ist er mit eigenen sehr freigebig und verschwenderisch. Diese zerfallen in zwei Klassen, nämlich in solche, welche in den Text aufgenommen sind, und in solche, welche ihren Platz in dem kritischen Kommentare haben. Da letztere der Autor selbst mit gutem Grunde für minderwertig hält, so will ich mich in meiner Besprechung auf die ersteren beschränken.

Unter diesen finden sich — das hat auch O. Seyffert a. a. O. zugegeben — gar manche, die sehr der Beachtung verdienen.

Dazu rechne ich Amph. 59; 215; 306; 627; Asin. 263; 445; 613; 771; Aulul. 55; 279; Bacch. 471 u. a. m. Doch hat L. oft den Boden besonnener Kritik verlassen, indem er einerseits fremden Konjekturen gegenüber hartnäckig an einer fehlerhaften Überlieferung festhielt — z. B. Amph. 545 bonum ănĭmum hăbē, was doch ein seltener Schlufs eines troch. Septen. ist; ib. 703 si velis statt si vis, eines für das parataktische Satzgefüge richtigen Ausdrucks; Asin. 245 experiar opibus, omni copia, was mir unverständlich ist, hingegen richtiger Goetz-Loewe: experiar omnes omni copia — und andererseits zu gunsten eigener Konjekturen an der handschriftl. Lesart willkürlich rüttelt. Zum Beweise folgende Stellen: Amph. 627 kann quic quam wegen divini nicht entbehrt werden, vgl. Asin. 845. — Amph. 790 ist das zweite abs te überflüssig. — Asin. 199 ist durch die Aenderung von cetera in ceterum der Sinn gestört; denn es sind zwei Arten von Waren einander gegenübergestellt, die erstern in v. 198, die letzteren d. i. die übrigen (cetera) in v. 199. Ib. 870, 871: Ego censeo, Sum etiam [rata] hominem in senatu dare operam (für eum etiam ohne rata); allein dann müfste man ego censeo auf die vorausgehende Äufserung des Paras. beziehen, was keinen rechten Sinn gibt, und es stünde nicht im Einklang mit ego istuc scio (v. 869). — Aul. 203 ist nam in nunc geändert; dadurch wird die Raschheit der volkstümlichen Ausdrucksweise gestört. — Bacch. 794 exibo für exeo; allein eo hat bei Plautus oft Futurbedeutung, cf. ib. 902.

Was die Metrik anlangt, so fällt es auf, dafs bei den gewöhnlichen Versmafsen die Hauptikten nicht gesetzt sind, was O. Seyffert mit Recht als einen „Übelstand“ bezeichnet. — Auch geht L. wohl zu weit in Herstellung altertümlicher Formen, wenn er maerorei (Aul. 279), absentei (Amph. 826), millei (Bacch. 928), quoiei (Amph. 520, 861), contineit (Amph. 690) ei für i (Aul. 263) in den Text aufnimmt.

Zu den von O. Seyffert angegebenen Druckfehlern (Amph. 208 abiturus f. abituros, Bacch. 378 an f. ad) füge ich noch hinzu Bacch. 789, wo die Personenbezeichnung Chrys. vor Nescio fehlt.

Burghausen. Weifsenhorn.

Lucian Müller, Der saturnische Vers und seine Denkmäler. Leipzig. B. G. Teubner. 1885. VIII, 175 (176) S.

Die folgenden Zeilen enthalten keine Kritik des oben bezeichneten Werkes. Eine umfassende Darstellung des Saturnius zu beurteilen könnte nur ein mit dem archaischen Latein besonders vertrauter Metriker berufen sein. Nachdem aber bisher in diesen Blättern die Specialisten geschwiegen haben, darf wohl ein einfacher Leser jenes Buches das Wort nehmen, lediglich um zu sagen, was darin steht. Der berühmte Verfasser schreibt hier nicht nur als Forscher, sondern zugleich als Lehrer, nicht allein für Wissende, sondern für jeden, der lernen will. Wenig setzt er voraus; es verdriefst ihn nicht, aus seinen früheren Schriften über Prosodie und über Ennius Partien wieder abdrucken zu lassen, damit der Leser den Standpunkt finde, von welchem die Darstellung ausgeht. Eine historische Einleitung orientiert in zwei Abschnitten über die Ansichten der alten Grammatiker vom Saturnius und über die der neueren Philologen. Von Bentley war hier wenig zu berichten; G. Hermann erscheint in der Epitome minder glücklich, als er in den Elementa sich gezeigt hatte. Einen Fortschritt bewirkte O. Müller; weitere Förderung wird Ritschl verdankt; Leistungen seiner Schüler läfst der Verf. kaum gelten. Unter den neuesten Forschern werden A. Spengel, Th. Korsch, Christ und L. Havet hervorgehoben. Ihnen stehen O. Keller, E. Misset und A. gegenüber, welche den saturnischen Vers als rhythmisch, d. h. accentuierend zu erweisen suchten. Die eigene Theorie des Verfs. wird im dritten Abschnitt entwickelt, welcher den Kern des Buches bildet.

Nach Müller ist der Saturnier ein quantitierender Vers, der in seiner ursprünglichen Form aus einem iambischen katalektischen Dimeter und einer trochäischen Tripodie besteht; er ist asynartetisch, so dafs die 4. Thesis lang sein kann und hier der Hiatus gestattet ist. Die Arsis kann durch zwei Kürzen ersetzt werden; nicht erlaubt ist die Auflösung der 3. Arsis, wenn die trochäische Cäsur wegfällt, und die der 2. und 5., wenn die folgende Thesis unterdrückt wird. Die Thesen des ersten Hemistichiums können beliebig lang oder kurz sein, bei denen des zweiten finden Beschränkungen statt. Die lange Thesis kann durch zwei Kürzen ersetzt werden, abgesehen vom Schlusse der beiden Hemistichien. Unterdrückung der Thesis findet sich an 3. Stelle selten, an 6. häufig, sonst nicht. Cäsur ist meist die Hephthemimeris, selten begegnet sie hinter dem 3. Iambus, der dann rein erhalten wird. Das Grundgesetz, dafs der Rhythmus am Schlusse der metrischen Reihe rein erscheinen mufs, während für den Anfang gröfsere Freiheit gewährt wird, gilt auch für den Saturnius. Auch in diesem Verse zeigt sich das Bestreben, den metrischen Accent vom grammatischen differieren zu lassen, wenigstens in den beiden ersten Iamben. Synizesis findet sich nur spärlich, Dihaeresis nie. Elision ist nicht häufig, sie hat ihre Stellen in den Teilen zwischen der 1. und 3. Arsis und von der 5. bis zur 6. Thesis. Der Hiatus ist auf die Stelle hinter der 4. Thesis beschränkt. Jeder kurze Ausgang eines mehrsilbigen Wortes in der 1., 2. und 5. Arsis kann verlängert werden.

Den zweiten Hauptteil des Buches bilden die Denkmäler, u. zwar sind die literarischen sämtlich, von den epigraphischen nur die vollständig erhaltenen aufgenommen. Müller hat dieselben vielfach emendiert und mit kurzem Kommentar begleitet. Auszeichnend ist für seine Methode, dafs er die Theorie zunächst auf die handschriftlichen, nicht auf die inschriftlichen Reste gründet und dafs er den gegenwärtig angenommenen Bestand strenge sichtet. Unsere Kenntnis saturnischer Verse wird durch Müllers Kritik sehr beschränkt, die Erkenntnis des Saturnius aber durch seine Darstellung erweitert und vertieft.

E.

L. Englmanns Grammatik der lateinischen Sprache. 12. Aufl. bearbeitet von Karl Welzhofer, kgl. Gymnasialprofessor am Ludwigsgymnasium zu München. Bamberg. Verl. von Buchner. 1886. S. VI u. 328. ℳ 3.

Lorenz Englmann hat seine in den ersten zehn Auflagen im einzelnen zwar vielfach verbesserte, im allgemeinen aber unverändert gebliebene „Grammatik der lateinischen Sprache“ selbst noch in der 11. Auflage einer vollständigen, gründlichen Umarbeitung unterworfen, deren wesentliche Eigentümlichkeiten in der Anordnung der unregelmäfsigen Verba nach neuen Gesichtspunkten, in der Einreihung der Orts- und Zeitbestimmungen an den betreffenden Stellen der Kasuslehre, in der zusammenfassenden Behandlung der Deklarativsätze im Anschlusse an seine deutsche Grammatik, endlich in der Zurückstellung der oratio obliqua nach der Lehre der einzelnen Arten der Nebensätze bestehen.

Diese die ganze Anlage des Buches völlig umgestaltenden Änderungen haben sich fast in ihrem ganzen Umfange als materielle und formelle Verbesserungen erwiesen und darum auch bei der grofsen Mehrzahl der Fachgenossen eine beifällige Aufnahme gefunden.

Gleichwohl zeigten sich bei der praktischen Benützung des Buches im Schulunterrichte nicht nur an einzelnen Stellen, sondern auch in gröfseren Partien manche Schattenseiten. Diese Mängel hat nun der neue Herausgeber Karl Welzhofer, kgl. Gymnasialprofessor am Ludwigs-Gymnasium zu München, nach dem Tode des Verfassers durch eine sehr gründliche Bearbeitung zu beseitigen gesucht.

Ohne an der Anlage des Buches eine tiefer eingreifende Änderung vorzunehmen, hat er mit grofser auf vieljähriger praktischer Erfahrung, wie auf eingehendem Studium der einschlägigen Litteratur beruhenden Sachkenntnis die vorhandenen Lücken in demselben besonders innerhalb des Gebietes der Syntax ausgefüllt und den Wert und die Brauchbarkeit desselben in bedeutendem Mafse erhöht. Denn die an sehr vielen Stellen vorgenommenen Verbesserungen insbesondere durch klarere und präcisere Fassung von einzelnen Begriffen und ganzen Regeln, ferner die sehr zahlreichen Zusätze und Ergänzungen teils in Hauptregeln und Anmerkungen, wie z. B. beim Infinitiv, Adjektiv und Pronomen, teils in der Beifügung von klaren Musterbeispielen, wie z. B. beim Particip, sind unzweifelhaft sehr schätzenswerte Vorzüge der neuen Auflage. Auch manche Vereinfachungen sind mit grofsem Geschick durchgeführt. Überdies ist auch die Übersichtlichkeit in nicht wenigen Abschnitten durch unbedeutende Änderungen oder Überschriften, oft blofs durch den Druck oder eine klar in die Augen fallende Einleitung wesentlich gefördert; ich erinnere nur an die zweckmäfsige praktische Dreiteilung der Participiallehre und an die zusammenfassende Darstellung des Irrealis in der Abhängigkeit.

Eine sehr dankenswerte vollständige Neuerung besteht in der bestimmten Abgrenzung der Lehrpensa nach den verschiedenen Klassen der Lateinschule durch Sternchen, wobei die bereits in den Englmannschen Übungsbüchern faktisch vorliegende Pensenverteilung, sowie die Bestimmungen der 12. Generalversammlung der bayer. Gymnasiallehrer innerhalb des Rahmens der bestehenden Vorschriften für den Herausgeber mafsgebend waren. Dadurch ist einmal eine feste Norm für die Ausscheidung des Lehrstoffes für die einzelnen Klassen geschaffen und den berechtigten Klagen wegen Überbürdung der einen oder anderen Klasse abgeholfen.

Eine weitere sehr beachtenswerte Verbesserung ist die systematische Behandlung der Tempora, die in dem Buche nur eine mechanische

und unvollkommene Darstellung gefunden hatten. Während nämlich in den früheren Auflagen mehrere wichtige Regeln über die Tempora gewisser Nebensätze nur in ein paar Anmerkungen unter die für die Hauptsätze geltenden Regeln eingereiht waren, hat W. dieselben aus dem Abschnitte vom einfachen Satz mit Recht ausgeschieden, allgemeine Regeln über den Gebrauch der Tempora in Nebensätzen an die Spitze der Lehre vom zusammengesetzten Satze gestellt, wo auch ihre naturgemäſse Stellung im systematischen Baue der Grammatik ist, und dadurch eine wissenschaftliche Grundlage für die Darstellung der Zeitenfolge der innerlich abhängigen konjunktivischen Nebensätze gewonnen. Nur dürfte es sich vielleicht für die Schule empfehlen, hie und da in diesem Abschnitte einige Vereinfachungen vorzunehmen.

Endlich möchte ich als sehr wesentlichen Vorzug der neuen Bearbeitung hervorheben, daſs W. unter Benützung vieler einschlägiger wissenschaftlicher Werke und Spezialuntersuchungen durchwegs darauf bedacht war, den Regeln eine ebenso den Forderungen der Wissenschaft entsprechende als den Bedürfnissen der Schule Rechnung tragende Form zu geben und dadurch die nicht selten in den früheren Auflagen zu tage tretende mechanische Behandlungsweise zu beseitigen.

Was noch einer Verbesserung bedürftig erscheint, das betrifft zunächst die Terminologie, welche nicht mit Konsequenz durchgeführt ist; es sollten entweder die deutschen oder die lateinischen Endungen in den termini technici gleichmäſsig gebraucht werden. Wenn Verb**a**, Particip**ium** etc. geschrieben wird, so sollte es auch heiſsen Perfek**ta**, Supin**a** etc. — Zu § 218 (et ipse) wäre ein instruktives Musterbeispiel mit deutscher und lateinischer Übersetzung (wie bei idem) vorteilhaft. — Bei den Temporalsätzen würde es sich empfehlen, die Konjunktionen in § 273 übersichtlicher zu behandeln.

Hat nun die Englmannsche Grammatik der lat. Sprache seit länger als drei Dezennien sich als treffliches Hilfsmittel zur Förderung der lateinischen Studien an unseren Gymnasien erwiesen, so besteht kein Zweifel, daſs sie in ihrer neuen Bearbeitung durch Welzhofer sich fernerhin einer noch günstigeren Aufnahme zu erfreuen haben wird.

München. Dr. J. Haas.

Wolfg. Bauer, Des Euripides Herakliden zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen. Zweite Auflage bearbeitet von N. Wecklein. München. Lindauer. 1885.

Die neue Auflage erscheint in etwas erweiterter Gestalt; denn wenn der Herausgeber auch mit Pietät bestrebt war, die Noten, wo immer es anging, unverändert beizubehalten, so muſste er doch andererseits, nachdem Wolfg. Bauer selbst in seinen späteren Ausgaben mehr geboten, den Kommentar dieses zuerst herausgegebenen Stückes jenen ähnlich machen. Mit der gleichen Sorgfalt, wie dies geschehen, ist auch der Text berichtigt, sowohl durch Aufnahme von Konjekturen anderer Kritiker als durch eigene Lesarten, welche gröſstenteils in einem Aufsatz d. Bl. (S. 19 ff. d. v. Jahrg.) begründet sind. An vielen dieser Stellen scheint auch der verewigte Verfasser Anstoſs genommen zu haben. So ist jetzt mit anderen geschrieben: V. 147 ἐν σοί, v. 197 κρανοῦσι, v. 239 ὁμήγυριν, v. 344 εὐξόμεσθα, v. 377 ἐραστά, v. 577 καὶ θανεῖν, v. 622 πρό τ', v. 743 οἷος für οἶος. Auch v. 255 scheint mir ἀλλ' οὐ richtig; doch wünschte ich hier eine deutlichere Erklärung, wie auch zu v. 406 θεσφάτοις. Die Auf-

nahme von ἀποστερῶ χθόνα v. 1023 aber kann ich nicht gutheifsen; ich halte für das richtige ἀποστήσω χθονός. Mit der von F. W. Schmidt angenommenen Lesart v. 103 τάδ' ἀλιτεῖν σ' ἔδη ist W. selbst nicht ganz zufrieden und wünscht στέγη. — Nach eigener Konjektur schreibt W. v. 182 τοὺς ἐν δίκῃ für πάρεστί μοι, v. 245 'Αργείων, v. 396 τέχνῃ δορός, v. 405 κεχρησμένα für σωτήρια, v. 493 ἀστοῦ für ἄλλου, v. 504 ἄρασθαι, v. 558 φυλάττῃ, v. 763 ὦ πόποι, v. 769 αἱ παλάμαι θεοῦ — alles ansprechend, doch nicht gleich sicher oder dringend nötig.

Zu billigen ist die Streichung von v. 437 f., die Vertauschung von v. 560 und 563, die Umstellung in der Partie von v. 684—690 und die Versetzung von 971 f. nach 962. Einverstanden bin ich auch mit der in dem erwähnten Aufsatz gegebenen Darlegung, dafs in dem Drama keine gröfsere Lücke anzunehmen sei, wenn ich auch nicht leugne, dafs mir die Manier des Dichters sehr frostig erscheint.

N. Wecklein, Die Tragödien des Sophokles zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen. Erstes Bändchen: Antigone. Zweite Auflage. München. Lindauer (Schöpping). 1885.

Mit Antigone begann 1874 die Ausgabe der „Ausgewählten Tragödien", welche 1884 mit den Trachinierinnen zur vollständigen Ausgabe wurde. Die jetzt erscheinende zweite Auflage der Antigone zeigt einerseits die Vervollkommnung des Kommentars der später folgenden Stücke, unterscheidet sich aber andererseits in verhältnismäfsig nur wenigen Punkten von der ersten. Hie und da ist eine Note bestimmter gefafst, genauer begründet oder auch gekürzt; der Einleitung ein Satz, die tragische Schuld betreffend, beigefügt; im allgemeinen aber in Auffassung und Erklärung nichts geändert.

Der Text ist ebenfalls von dem vorigen nur an etwa 25 Stellen verschieden. Ich hebe davon hervor 1. Konj. anderer Kritiker: v. 258 ἕλκοντος Naber, v. 355 ἀγοράς Mekler, v. 483 κεἰσδεδορκυῖαν M. Schmidt, v. 595 πήματ' ἰφθίμων Bergk, v. 608 ἀγήρῳ δὲ θρόνῳ Margoliouth, v. 973 ἀραχθέν Wunder, v. 1102 δοκεῖ Rauchenstein, v. 1134 ἀβρῶν Gleditsch und ἐπετῶν Hartung, v. 1219 κελευ(σ)μάτων Burton, v. 1259 f. ἀλλοτρίας ἄτης Musgrave; 2. Konj. des V.: v. 403 ξυνεὶς, v. 648 τάσδ' ὑφ' ἡδονῆς φρένας, v. 981 f. ἐξ ἄρτασ', v. 1041 Δίους. Die Mehrzahl derselben scheint mir gut begründet.

Ich zweifle nicht, dafs diese neue ebenso schön ausgestattete und sorgfältig hergestellte Auflage die alten Freunde behalten und neue gewinnen wird.

Schweinfurt. K. Metzger.

W. Christ, Platonische Studien. Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wiss. I. Cl. XVII. Bd. II. Abt. 60 S.

In den 12 Abhandlungen, welche unter obigem Titel vereinigt sind, ist zunächst die Einteilung und Gruppierung der platon. Dialoge durch Gelehrte des Altertums, sowie durch Plato selbst Gegenstand der Untersuchung; daran reiht sich die Frage nach Echtheit oder Unechtheit des 13. Briefes, eine Frage, welche von selbst zu dem Versuch hinüberführt, die Abfassungszeit verschiedener Dialoge zu bestimmen. Folgendes sind die dabei gewonnenen wichtigsten Resultate:

Die tetralog. Teilung ist schon dem Varro bekannt, über 60 Jahre vor Thrasylos. Die Einteilung nach Inhalt und Form läfst sich bis Aristoteles zurückverfolgen. Die tetralog. Teilung und deren Erweiterung zur trilogischen war von Plato im höheren Alter beabsichtigt, ohne dafs er jedoch diese Absicht mehr durchführen konnte. Von ihm selbst stammen die Gruppen Theaitetos Sophistes Politikos, Politeia Timaios Kritias, Charmides Laches Lysis, Euthyphron Apologia Kriton Phaidon. Der sicherlich echte Parmenides ist als erstes Stück einer unvollendet gebliebenen Trilogie zu betrachten. Thrasylos folgt in seinem Verzeichnis im ganzen alten Überlieferungen; Tetr. IV und VII zeigen nach Ausscheidung der Anterastai alphabetische Ordnung und sind ursprünglich auf einander gefolgt; auch in den in III und VI zusammengestellten vier Paaren bestimmt das Alphabet die Folge der Dialoge innerhalb jedes Paares. Weder bei Plato noch bei Aristoteles stammt die Bucheinteilung von den Schriftstellern selbst. Der 13. Brief ist echt und c. 364 geschrieben. Der Phaidon ist um diese Zeit vollendet; mit Timaios, Sophistes, Politikos ist Plato beschäftigt oder eben fertig. Politeia V 471 ist um 374 geschrieben. Der Eingang des Phaidon deutet auf 379. Dieser Dialog ist c. 375 zu setzen. Protagoras c. 385, Euthydemos nach 387, Phaidros c. 391. Die Erzählung von der Atlantis kann auf ägyptische Quellen zurückgehen. Die Anterastai existierten schon vor dem Grammatiker Aristophanes. Plato hat die Feldzüge von 395 und 394 als Reiter mitgemacht.

Eine Fülle von neuen Ergebnissen, und nur wenig darunter, von dessen Richtigkeit Ref. nicht vollständig überzeugt worden ist. So ist er nicht ganz einverstanden mit der Würdigung, welche das Verhältnis des Thrasylos zu der tetralog. Teilung erfährt. Die scharfsinnigen und durchschlagenden Auseinandersetzungen des V. über die Entstehung und Zusammensetzung derselben haben ihn in der Überzeugung bestärkt, dafs Thrasylos, so wenig wie Derkyllides, der Erfinder dieser Gruppierung ist, sondern nur der besonders beachtete Vertreter einer alten Überlieferung, welche in ihren Wurzeln auf die Akademie und schliefslich auf Plato selbst zurückgeht. — Die Bedeutung der trilogischen Teilung des Aristophanes scheint zu hoch angeschlagen zu sein. So gewifs es ist, dafs Aristophanes der unmittelbaren platonischen Überlieferung zeitlich nahe stand und mit derselben jedenfalls wohl vertraut war, ebenso sicher ist es, dafs er mit derselben in seiner Teilung sehr willkürlich umgesprungen ist, wie schon Schanz Stud. p. 11 hervorgehoben hat. — Überraschend wirkt die Aufstellung, dafs die Bezeichnung Trilogie und Tetralogie von den Dialogen des Plato auf die Dramen des Aischylos erst übertragen worden sei, eine Ansicht, welche durch den einzigen Grund gestützt ist, dafs λόγοι nie von Dramen gesagt wird. Aber mufs denn das Wort in dieser Zusammensetzung gerade in diesem Sinne genommen werden? Kann man nicht die Bedeutung des Zusammennehmens, Zusammenrechnens darinnen finden? Aufserdem wäre das Fehlen eines Wortes zur Bezeichnung einer solchen Zusammengehörigkeit eigentlich doch nur denkbar, wenn das Bewufstsein dieser Zusammengehörigkeit nicht vorhanden gewesen wäre, und umgekehrt, wenn dieses Bewufstsein lebendig war, wird man annehmen dürfen, dafs die mit Neubildungen so schnell fertige Sprache, sowie ein solches Bedürfnis sich geltend machte, dasselbe sofort durch Ausmünzung eines neuen Wortes befriedigte. Dafs nun schon zu einer Zeit, wo es eine platon. Trilogie oder Tetralogie noch nicht gab, das Bewufstsein der inneren Einheit der betr. Dramen vorhanden war, geht daraus hervor, dafs damals schon zusammenfassende Namen für die Einzelgruppen existieren, wie denn Aristoph. Thesm. 135

und ran. 1124 die Bezeichnungen Λυκουργεία und Ὀρέστεια als ganz geläufige verwendet werden. Das Bedürfnis aber eines Namens für die Gattung mufste sich fühlbar machen, als der Gegensatz der sophokleischen Kompositionsweise gegen die äschyleische das ganze athenische Publikum aufs lebhafteste erregte. Dazu findet sich in dem Schol. zu ran. 1124 in einem Zitat aus den Didaskalien des Aristoteles das Wort τετραλογία in einer Weise, dafs man vielleicht annehmen kann, es sei mit aus dieser Quelle selbst geflossen. Die Frage weiter zu verfolgen ist dem Ref. nicht möglich. Auf alle Fälle müfste der V., um mit seiner Vermutung durchzudringen, stärkere Beweise für ihre Richtigkeit ins Feld führen. — Dem Eingang des Phaidon scheint die ihm für die Datierung des Dialogs oder der Szenerie beigelegte Bedeutung nicht zuzukommen. In den Worten des Ech. liegt doch, dafs in der betr. Zeit Athener in Wirklichkeit nach Phlius gekommen sind; nur war keiner darunter, der ihm den gewünschten Aufschlufs hätte geben können. Den Verlauf der Gerichtsverhandlung hat er zudem doch auf mündlichem Wege erfahren. Keinenfalls zwingt die Stelle dazu, eine durch kriegerische Ereignisse veranlafste Unterbrechung des Verkehrs oder auch nur eine Erschwerung desselben anzunehmen. Der Ansatz für die Abfassungszeit des Phaidon scheint auch durch die weitere Untersuchung kaum genügend gesichert. Wäre dazu nicht auch der Schlufs des Dialogs zu verwenden? Das τότε dort hat doch wohl nur wegen seiner Unverträglichkeit mit der Annahme einer ganz frühen Entstehung des Phaidon Anstofs erregt, so dafs man es sogar durch Konjektur beseitigen wollte. Gegen ein solches Verfahren spricht aber das τότε ep. VII 324c, welches ein offenbarer Wiederklang des τότε im Phaidon ist. Andere weisen darauf hin, dafs τότε auch von einer noch ganz nahe gelegenen Vergangenheit gebraucht wird. Allerdings, nur kann es nicht in jeder Stelle so genommen werden. Entscheidend dafür ist doch der Eindruck, den das Wort in seiner jedesmaligen Umgebung hervorruft. Wie es im Phaidon steht, mufs es aber in jedem Unbefangenen eher die Vorstellung eines längeren Zwischenraumes, als eines kurzen erwecken. Und das stimmt mit der Annahme einer späteren Abfassung dieses Dialogs, ohne jedoch für eine bestimmtere Fixierung der Abfassungszeit desselben förderlich zu sein.

Doch das Gesagte, wenn es überhaupt zutreffend ist, bezieht sich, wie man sieht, nur auf Nebensächliches. Gerade in den Punkten, auf welche es dem V. am meisten ankommt, haben seine durch scharfsinnige Kombination und sichere Methode gleich ausgezeichneten Ausführungen den Ref. vollständig überzeugt. Es scheinen ihm dadurch insbesondere für die Datierung der Dialoge, vom Phaidon abgesehen, wirklich verschiedene neue und dabei gesicherte Positionen gewonnen zu sein, so dafs diese kurzen Abhandlungen auf diesem vielumstrittenen Gebiet mehr Bleibendes leisten, als manches weitschichtige Buch. Noch sei hervorgehoben, dafs die lichtvolle, anspruchslose, dabei durchaus anregende Form, in welcher der reiche Inhalt geboten ist, die Lektüre des Schriftchens zum Genusse macht.

Augsburg. Baumann.

Slameczka Franz, Prof. am k. k. Staatsgymnasium zu Hernals, Untersuchungen über die Rede des Demosthenes von der Gesandtschaft. Wien. 1885. Hölder. 48 S.

In gediegener Ausstattung wird uns hier ein Schriftchen geboten, in welchem der Verf. in anregender Form die Rede von der Truggesandtschaft einer ziemlich eingehenden Besprechung unterzieht. Nach kurzer Einleitung

über das Studium und die Bearbeitung der Rede in der neueren Zeit gibt er einen raschen Überblick über die Verhältnisse, die dem Prozeſs zu grunde liegen; daran schlieſst sich als Hauptteil eine sorgfältige Disposition, welche übrigens im ganzen und groſsen mit der von L. Spengel (Rhein. Mus. 16,552) und Gilbert (Die Rede des D. περὶ παραπρεσβείας) gegebenen übereinstimmt. An die einzelnen Abschnitte knüpft der Verf. kurze Erläuterungen des Inhalts und der Form, welchen man im allgemeinen wohl beistimmen kann. Dagegen wundert es mich, daſs der Verf. die Partie § 201—234 verteidigt. (S. 33 f.), obwohl sie den Stempel der Unechtheit deutlich an der Stirne trägt. Gilbert (a. a. O. S. 45 f.) hat den undemosthenischen Charakter jenes ganzen Abschnitts (§ 201 - 236) mit so schlagenden Gründen sprachlicher, rhetorischer und sachlicher Natur nachgewiesen, daſs meines Erachtens kein Zweifel mehr bestehen kann. Es mag sein, daſs dem Grund, den G. an die Spitze stellt (daſs Codex Σ zu § 201 die Bemerkung enthält: ἄπωθεν λείπει ἡμᾶς ἕως τοῦ ὁμοίου σημείου) kein groſses Gewicht beizulegen ist; Weil nämlich teilt mit (Les plaidoyers polit. de Dem.), daſs jene Worte erst von einer spätern Hand hinzugefügt worden seien. Entscheidend scheinen mir vielmehr die gegen Inhalt und Form des Abschnittes selbst erhobenen schweren Bedenken. Die von Sl. dagegen gemachten Einwendungen können ebensowenig als Widerlegung von G.'s Behauptungen betrachtet werden, als die kurzen Bemerkungen Weils als Gegenbeweis gelten können. Man prüfe nur, ein Punkt, den G. nicht genügend betont hat, den höchst schülerhaften Stil, z. B. § 203. 206. 217. 222 u. s. w. So stümperhaft und unbeholfen schreibt ein Dem. nicht. Mir scheint, daſs der Verf. sich zu sehr durch die Autorität von Blaſs und Schäfer leiten lieſs. Allein Sch. (D. u. s. Zeit III. 2. 66 f.) nimmt die Rede nur im allgemeinen gegen verschiedene Angriffe in Schutz, Blaſs aber ist überhaupt zu konservativ; hält er (s. Att. Bereds. III. 1. 316 f. u. d. neueste Aufl. von Dindorfs Textausgabe) ja auch z. B. den § 187, der mit G. entschieden zu streichen ist.

Das Stück § 234—236 erklärt auch der Verf. (S. 35 f.) für fremde Arbeit. Dagegen verteidigt er (S. 39 f.) den von G. (S. 108 ff.) als Interpolation bezeichneten Abschnitt § 332—340 und nimmt nur an, daſs 332—336 vom Redner erst nachträglich eingefügt worden sei. In der That liegt die Sache hier keineswegs so klar, wie in jenem ersten Abschnitt, aber immerhin scheinen mir die dagegen vorliegenden Bedenken so groſs und zahlreich und die Verteidigung durch den Verf. so schwach, daſs ich glaube, daſs auch hier an G.'s Ansicht festzuhalten sei.

Dillingen. Dr. H. Ortner.

Die Sprichwörtersammlung des Maximus Planudes erläutert von Eduard Kurtz. Leipzig. Neumann. 1886. 47 S. Gr. 8⁰.

Dem V. diente als Grundlage die von E. Piccolomini in seinen Estratti inediti dai codici Greci (Pisa 1879) S. 93—100 aus der wichtigen Planudeshandschrift in Florenz (cod. Laurentianus 59, 30) edierte Sprichwörtersammlung des Maximus Planudes (Anfang des 14. Jahrh.). Er unternahm es, diese Sprichwörter einerseits mit den aus dem Altertume überlieferten, andererseits mit neugriechischen, auch mit germanischen, romanischen und russischen Sprüchen zu vergleichen. In den altgriechischen Sprichwörtern finden sich wenig Anklänge; dagegen ergab sich das interessante Resultat, daſs eine groſse Zahl der Sprichwörter des Maximus Planudes fast wörtlich, zuweilen wenigstens inhaltlich mit neugriechischen

übereinstimmen; aufserdem zeigt sich eine bedeutende Verwandtschaft mit dem russischen Sprichworte. Trotzdem kann die Vermutung Piccolominis, Planudes habe diese Sprüche selbst aus dem Munde des Volkes gesammelt, nicht richtig sein. Dafs sie in eine vor Planudes liegende Zeit zurückreichen, wird von Kurtz vor allem durch die Beobachtung erwiesen, dafs in einer grofsen Zahl dieser Sprichwörter Verse stecken, deren Charakter in der gegenwärtigen Überlieferung grofsenteils verdunkelt ist. Für ein Sprichwort bin ich im stande, einen von niemand bemerkten älteren Beleg nachzuweisen: No. 135 lautet bei Planudes: Ἐγώ σε ἔκτισα, ἰπνέ, κι ἐγώ σε κατασπάσω; damit vergleicht Kurtz das von Benizelos S. 68 angeführte neugr. Sprichwort: Ἐγὼ σ' ἔκτισα, φοῦρνε, ἐγὼ νὰ σὲ χαλάσω. Das ist offenbar dasselbe Wort, welches der übermütige Patriarch Michael Kerularios dem Kaiser Isaak Komnenós (1057—1060) zurief; Skylitzes (nach dem Georg. Kedrenus ed. Bonn. II 643): ὁ δὲ πατριάρχης τῇ τοῦ βασιλέως ἀπλήστῳ εὐνοίᾳ θαρρήσας ἐφρονηματίσατο κατ' αὐτοῦ...... τὸ δημῶδες τοῦτο καὶ καθημαξευμένον ἐπιλέγων „ἐῶ σε ἔκτισα, φοῦρνε· ἐῶ ἵνα σε χαλάσω.“ Die Lesung der Handschriften (?) und der Bonner Ausgabe ist ohne Zweifel in einen politischen Vers zu emendieren, etwa: Ἐώ (oder Ἐγώ) σε ἔκτισα, φοῦρνε· ἐὼ νά σε χαλάσω. Die Sitte, spöttische oder höbnische Worte in politische Verse zu kleiden, wird aus der Komnenenzeit auch sonst bezeugt, so in der Alexias der Anna Komnena, ed. Reifferscheid 69, 5 und 240, 4, womit zu vergleichen praef. XIII und XVI.

Indem ich auf die drei gehaltvollen Besprechungen verweise, welche der Schrift von K. zu teil geworden sind[1]), gebe ich zum Texte und zur Frage der Überlieferung einige Zusätze, welche mir meine Vorgänger übrig gelassen haben: Die Bemerkung S. 6, die von Lambros veröffentlichte Erzählung vom Digenis Akritas stamme aus dem 10. Jahrhundert, ist nicht richtig; das Werk ist im Jahre 1670 n. Chr. verfafst (s. Lambros introduct. p. 102); V. denkt wohl an den älteren, von Sathas-Legrand edierten Digenis; aber auch die Datierung dieser Bearbeitung, wie sie von Sathas S. 271 versucht, von E. Miller, journal des savants 1876, 18, N. Dossios, neugriech. Wortbildungslehre 66, Gidel, nouvelles études sur la littérature grecque moderne 298. 301 und anderen begutachtet wird, steht auf sehr schwachen Füfsen, wie A. Eberhard, 34. Philologenvers. zu Trier S. 5 und J. Psicharis, revue de l'histoire des religions 1884, 16 mit schlagenden Gründen erwiesen haben.

Über Theodoros Prodromos wäre (S. 6) statt auf Mullach Gramm. 73, der nur die zwei von Korais edierten Gedichte kennt, besser auf Legrand, bibliothèque grecque vulgaire vol. I zu verweisen, wo fünf Vulgärgedichte des Bettelpoëten mitgeteilt sind.

No. 135 ist nicht mit dem V. (S. 8) zu lesen: Ἐγώ σ' ἔκτισα, ἰπνέ, καὶ ἐγώ σε κατασπάσω, sondern Ἐγώ σε ἔκτισα, ἰπνέ, κι ἐγώ σε κατασπάσω.

Das Verbum ἐξαλείφω heifst genau genommen nicht „rein wischen“ (S. 11), sondern ἐξ hat hier dieselbe Verwendung wie das vulgärgriechische ξε (aus ἐξε, d. h. wegen ἐξέφευγον, ἐξέφυγον, ξέφευγον, ξέφυγον auch Präsens ξεφεύγω) d. h. es hebt den Begriff auf, der im verbum simplex enthalten ist, also ἀλείφω beschmiere, ἐξαλείφω nehme die Schmiere oder das Fett weg, wie σελλόνω sattele, ξεσελλόνω entsattele, φορτόνω belade, ξεφορτόνω lade ab.

---

[1]) O. Crusius, Litt. Centralbl. 1886, No. 37; G. Knaack, Berliner phil. Wochenschrift 1886 No. 48; H. Usener, Deutsche Litteraturzeit. 1886 No. 50.

Zur Bedeutung von κολλήθητι in No. 162 ,Ἀπ' ἐμοῦ πυρετέ· καὶ ᾧ θέλεις, κολλήθητι Weg von mir, Fieber; und hänge Dich, an wen Du willst!' ist ein hübscher Beleg die von W. Wagner mifsverstandene Stelle im „ABC der Liebe" 47, 4 ποῦ μ' ἐκώλωσεν ἡ περισσή σου ἀγάπη, wo ohne Zweifel ἐκόλλησεν zu schreiben ist.

Der Zweckinfinitiv mit τοῦ, wie er in No. 46 φεῦγε τοῦ μὴ ἀκοῦσαι gebraucht wird (S. 13), findet sich massenhaft in mittelgriechischen Gedichten (statt dessen auch häufig Auflösung mit τοῦ νὰ ..) z. B. W. Wagner, trois poëmes etc., Achilles 94. 227. 237. 310. 795; Alexander 693, 720. 1074. 1090. 1270. 1430. 2205. 2418. 2440. 3248. 4516. 4575. 5270. 6034 etc.; Lybistros 54. 75. 141. 173. 296. 531. 1097. 1293. 1882. 1971 etc. (in Lybistros stets τοῦ νὰ ..).

In dem S. 15 aus Benizelos S. 220 angeführten Sprichworte ,Οἱ κατ' ἄνεμον πτύοντες τὰ ἴδια ἑαυτῶν πρόσωπα πτύουσι' ist zu schreiben: κατ' ἀνέμου; leider verschweigt uns Benizelos die Quelle dieses angeblich altgriechischen Spruches.

No. 61 Τὸ γενήσεσθαι μέλλον ἐπιπροσθεῖ τῷ φρονεῖν übersetzt V. zweifelnd „das, was geschehen wird, steht dem Vernünftigsein im Wege (?)". Der Sinn ist vielmehr: „Das, was geschehen soll (wird), geht dem Denken voran." Die Pointe liegt also, wie häufig in Sprichwörtern, in einem Oxymoron: Die Thatsachen eilen dem Denken voraus, obwohl sie in der That erst nach dem Denken eintreten; die künftigen Thatsachen sind stärker als die vorher thätige Klügelei (nicht in der Fassung, aber dem Sinne nach verwandt mit: Der Mensch denkt, Gott lenkt).

Die Vermutung εἶδον in No. 93 Πρίν σε ἴδω, πάνυ σε ἠγάπων ist überflüssig; vgl. neugr. πρίν σε ἰδῶ (= ἴδω).

Das handschriftliche τῷ ἅλωνι in No. 131 braucht nicht notwendig geändert zu werden, da sich ein ähnlicher Wechsel des Geschlechtes im Vulgär-griechischen öfter findet (ὁ ψῆφος, ὁ βάσανος).

Die Erklärung von No. 177 Ἔνθεν μὲν ὄνος ἐκείρετο, ἐπὶ θάτερα δὲ ἰούλιζεν: „Den Schaden auf falsche Weise wieder gut machen wollen" ist verfehlt; das Richtige liegt in der Notiz von Benizelos „ἐπὶ τῶν ἀνοικονομήτων κακῶν" (baufälliges Haus, fressende Krankheit, lernäische Hydra etc.).

Das Sprichwort No. 182 lautet im Kodex unverständlich: Ἡ κοιλία βαστάζει τὰ πόνατα. Piccolomini vermutete τὰ πόματα; aber was soll ein Spruch: „Der Bauch trägt die Getränke"? Kurtz denkt an πάντα und vergleicht ein Fragment des Diphilos, wo einem Schlemmer zugerufen wird, er stopfe in seinen gottverhafsten Bauch alle Speisen, die nicht zu einander pafsen „εἰς τὴν θεοῖς ἐχθρὰν δὲ ταύτην (sc. γαστέρα) εἰσφορεῖς τὰ πάνθ' ἑαυτοῖς οὐδὲν ὁμολογούμενα". Allein diese Stelle hat offenbar eine ganz spezielle Beziehung und hilft uns nicht weiter. H. Usener (a. a. O.) sucht die Überlieferung zu halten, indem er sagt πόνατα sei gleich πονήματα „Ertrag der Mühen" wie in der Legende der Marina κόποι, also: „Der Magen trägt (verschlingt) den Erwerb". Ich denke, das einzig Mögliche und Richtige hat mein Freund Dr. E. Zomarides gefunden: Ἡ κοιλία βαστάζει τὰ γόνατα „Der Bauch trägt die Knie" d. h. ein leerer Magen marschiert schlecht, also in anderer Fassung das deutsche „Ein leerer Sack steht nicht". Wie in dem erwähnten Spruche No. 61 und in unzähligen anderen liegt auch hier die Pointe in einem Oxymoron: Der Bauch trägt die Beine, obschon nach der gemeinen Anschauung die Beine den Bauch tragen! Ähnlich in der Fassung ist No. 147: Τὸν λύκον οἱ πόδες αὐτοῦ τρέφουσιν, den Wolf ernähren seine Füfse.

Von der handschriftlichen Überlieferung dieser Sammlung sagt der V. S. 9: „Der Codex Laurentianus (59, 30) scheint der einzige zu

sein, der dieselbe enthält. Piccolomini wenigstens versichert, dafs ungeachtet vieler Nachforschungen in den Bibliotheken Italiens kein anderer codex mit diesen Sprichwörtern aufzufinden gewesen sei." Dagegen wies schon O. Crusius a. a. O. auf einen nicht benützten Vaticanus, aus dem zuerst Schottus parömiographische Exzerpte gezogen habe.

Hiezu kommen zwei weitere Handschriften. Die eine ist cod. Palat. 129; von ihr berichtet K. K. Müller, Rhein. Mus. 35, 149, sie enthalte unter anderen planudeischen Exzerpten auch παροιμίαι.[1]) Durch einen glücklichen Zufall bin ich in der Lage, eine vierte Handschrift unserer Sprichwörter bekannt zu machen. Mein Freund Dr. J. Melber, der sich vor einiger Zeit den cod. Paris. Gr. 1409 nach München kommen liefs, um die in demselben befindlichen historischen Exzerpte des Maximus Planudes auf ihren Zusammenhang mit Dio Cassius zu untersuchen, teilte mir mit, dafs diese Handschrift fol. 135v—136v vulgärgriechische Sprichwörter enthalte. (Siehe oben S. 101) Eine kurze Vergleichung zeigte, dafs sie mit denen des Florentinus nahe verwandt sind. Das Verhältnis ist freilich nicht ganz klar; während mehrere wörtlich oder fast wörtlich mit denen des Florentinus übereinstimmen, findet sich eine weit gröfsere Zahl, die im Flor. fehlen. Wir haben vielleicht in beiden Handschriften nur Auszüge aus einer vollständigeren Sammlung des Planudes; zur Entscheidung dieser Frage müssen noch die Sammlungen des Palatinus und des Vaticanus herbeigezogen werden. Dafs der Parisinus selbst für die Sprichwörter, welche auch der Florentinus enthält, nicht wertlos ist, möge ein Beispiel zeigen: No. 260 lautet im Florentinus, wenn anders Piccolomini und Vitelli richtig gelesen haben: Πρὶν πνιγῇς, δὸς τὸν κῦλον. Kurtz setzt dazu mit Recht ein (?); denn ein Wort κῦλον ist bis jetzt nicht bekannt. Das Richtige hat der Parisinus (hier Nr. 41): Πρὶν πνιγῇς, δὸς τὸν ναῦλον; das κ im Flor. ist also aus να entstanden. Der Schiffer, welcher auf dem eben untergehenden Fahrzeuge dem Passagiere zuruft: „Ehe Du ertrinkst, bezahle Dein Fahrgeld", ist so trefflich und so allgemein verwendbar, dafs wir in diesem Spruche eine Perle der Sammlung erblicken dürfen.

Der Text des Parisinus wird, wenn möglich, mit dem des Vaticanus von dem Ref. demnächst mit sprachlichen Erklärungen veröffentlicht werden.

Eduard Wölfflin, Sprüche der sieben Weisen. Sitzungsber. der k. bayer. Akad. der Wissensch., philos.-philol. und hist. Classe. 1886, 287—298.

Während E. Kurtz in der oben genannten Schrift einen früher edierten Text erläutert und verbessert, legt uns H. Professor E. Wölfflin ein interessantes Anecdoton vor, nämlich eine im cod. Parisinus 2720 erhaltene jambische Paraphrase der berühmten Sprüche der sieben Weisen. Ohne auf die verwickelte, durch Wachsmuth, Hense und andere aufgehellte Geschichte der Überlieferung dieser ἀποφθέγματα, sowie auf eine kritische und metrische Untersuchung derselben einzugehen oder gar eine Konkordanz der Sprüche nach anderen Überlieferungen zu geben, begnügt sich W., „einen lesbaren Text mit dem knappsten Variantenapparate

[1]) Bei der Korrektur berichtige ich die oben ausgesprochene Vermutung dahin, dafs die Sammlung des Palat. 129, wie ich aus den von Herrn K. K. Müller mir in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellten Notizen entnehme, nicht zu der vulgärgriechischen Gruppe gehört.

vorzulegen". Leider scheint die Lösung dieses Versprechens nur teilweise gelungen; wenn auch manche Schäden der Überlieferung durch gute Emendationen gebessert sind, bleibt doch der Text von der Lesbarkeit ebensoweit entfernt als der Apparat von der heute üblichen Genauigkeit.

V. 23 lesen wir:

Ἐκ τῶν ὁμοίων δεῖ γαμεῖν τοὺς σώφρονας·
πένης γὰρ εἴ τις πλούσιον κατὰ λέχος,
τοὺς συγγενεῖς δοκοῦντας ἔσχε δεσπότας.

In dem Kondicionalsatze wäre demnach ἐστί (oder nach spätgriechischer Art ᾖ) zu ergänzen, also „wenn ein Armer in einem reichen Ehebette ist". Allein so gewöhnlich die Ellipse von ἐστί und εἰσί im Hauptsatze (bes. bei Sprüchen und Sprichwörtern) ist, so wenig scheint sie in einem Bedingungssatze erträglich; aufserdem hat der Grieche schwerlich jemals gesagt: εἰμὶ κατὰ πλούσιον λέχος, um auszudrücken: Ich bin mit einer Reichen verheiratet. Ich glaube daher, dafs in κατά ein Verbum steckt; welches, ist nicht sicher zu sagen; wahrscheinlich das paläographisch naheliegende κρατεῖ, so dafs also zu schreiben wäre: πένης γὰρ εἴ τις πλούσιον κρατεῖ λέχος. Hiedurch erhalten wir eine hübsche Antithese zum folgenden Verse: „Wenn ein Armer eine reiche Ehefrau beherrscht (besitzt), dann mufs er sich von ihrer ganzen Sippe beherrschen lassen." Dafs λέχος metaphorisch nicht nur für Heirat, Ehe, sondern auch für die Gattin gebraucht wird, ist aus den Tragikern bekannt.

V. 97 τοῦ τε θανάτου τὸ σπέρμα μακαριώτερον
ἐστίν, ὅτε πάσης ὀδύνης ἐκτὸς γίνεται

vermutet Dr. E. Zomarides statt des unverständlichen σπέρμα sehr ansprechend τέρμα. Vgl. Eurip. Hipp. 140 θανάτου θέλουσαν κέλσαι ποτὶ τέρμα δύστανον und das stereotype τέλος θανάτοιο bei Homer, auch Mimnermos, Bergk PL. II p. 26 (2, 7); τέλος θανάτου bei Aeschylos Septem 906.

V. 131 f. Τὸ μέλλον ὡς ἄδηλον ἀεὶ προσδόκα·
οὐκ ἀσφαλία γὰρ προσφέρει τὰς ἐκβάσεις.

ist offenbar ἀσφαλεῖς zu emendieren „die Zukunft bietet uns nicht sicheren Ausgang"; denn selbst wenn die Form ἀσφαλία existierte, ergäbe die jetzige Lesung keinen Sinn und verböte sich auch durch die Stellung der Partikel οὐκ.

V. 163 f. Ὁ γὰρ τὸ φαῦλον λίαν ὡς καλὸν λέγων
ψα.... ἐπαινεῖν τὸ πονηρὸν κρίνεται,

wo sich in der Handschrift nach ψα eine vom Herausgeber nicht ausgefüllte Lücke von 4 Buchstaben findet, ist sicher ψευδῶς zu schreiben.

V. 218 Κέρδος πονηρὸν ληφθὲν ἀντεξουσίως
ἔψεξε δεινῶς τοῦ λαβόντος τὸν βίον

emendiert Zomarides statt des nicht existierenden ἀντεξουσίως ohne Zweifel richtig αὐτεξουσίως.

An Druckfehlern ist der kleine Text unverhältnismäfsig reich. V. 25 ist zu schreiben μὴ 'πιχλευάσῃς statt μὴ 'πιχλευάσεις; 30 πιθοῦ statt πίθου; 49 σου st. σοῦ; 57 περί τινος st. περὶ τινὸς; 62 σφραγίδα st. σφραγῖδα; 90 συμβαῖνον st. σύμβαινον; 114 φθονεῖσθαι st. φθονεῖσθαί; ibid. ὑπό τινων st. ὑπὸ τινῶν; ebenso 119 ὑπό τινων st. ὑπὸ τινῶν; 122 Πιττακοῦ und Πιττακός st. Πιττάκου und Πίτταχος; 127 δοκιμάσῃ st. δοκιμάσει; 154 πρός τινων st. πρὸς τινῶν; 157 fehlt der Punkt am Schlusse des Satzes; 160 σὺ st. σύ; 193 εἶναί μοι st. εἶναι μοὶ; 207 ἀλλά τινας st. ἀλλὰ τινὰς; 230 τισιν st. τισίν; 238 ὀδυνᾷ st. ὀδυνᾶ.[1])

---

[1]) Das vorstehende Verzeichnis von Emendationen und Druckfehlern lag seit 5. Nov. 1886 der Redaktion vor. Die Red.

Nachträglich erhielt ich durch die Liebenswürdigkeit des Herrn J. Psicharis eine genaue Kollation des Pariser codex, die von einem Facsimile aller zweifelhaften Stellen begleitet war. Es folgen die wesentlichsten Berichtigungen, die sich daraus ergaben.

V. 14 steht im codex nicht χειρ-, wie W. angibt, sondern χείρων (χείρ mit der -ων ausdrückenden Wellenlinie).

Die verschiedenen Hände, welche W. V. 20 und sonst annimmt, existieren nach Psicharis nicht; es handelt sich um Korrekturen der ersten Hand.

V. 23 wird die Vermutung, dafs κατὰ nicht richtig sein könne, auch dadurch unterstützt, dafs in der Hdschr. nicht eine der damals (15. Jahrhundert) für κατά gewöhnlichen Ligaturen, sondern ein ausgeschriebenes κατα steht, wobei das Schlufs-α undeutlich, ähnlich wie *el* erscheint.

V. 39 f., wo W. schreibt: τὸ γὰρ χρηστὸν πάνυ εἴωθεν ἐνίοις εἰς κατάγνωσιν φέρειν, hat die Hdschr. das zweifellos richtige ἐνίους.

Zu V. 56 Ἰσχύι μεγίστῃ χρῆσαι πρὸς τοὺς πολεμίους notiert der Herausgeber im Apparate: „ἰσχύει; χρῆσον (?) man. 1". Darnach schliefst der Leser, μεγίστῃ sei vom H. ergänzt; die Hdschr. hat aber: ἰσχύει μεγίστῃ. χρῆσον mit ω über ον. An einer derartigen Undeutlichkeit leidet der Apparat an mehreren Stellen.

V. 93 hat der codex nicht δυναμένον, wie W. notiert, sondern das richtige δυναμένου.

V. 97 wird die Emendation des H. E. Zomarides durch die Schreibung des codex unterstützt; denn derselbe hat in dem Worte σπέρμα nicht die gewöhnliche Ligatur für σπ (σω), sondern ein kleines Majuskel-π mit einem undeutlichen Punkte darüber so dafs ursprünglich wohl τέρμα, jedenfalls nicht σπέρμα stand.

V. 100 f. lauten in der Ausgabe:

λυπεῖ γὰρ ἡμῖν ζημία βραχὺν χρόνον,
κακὸν δὲ κέρδος ὅλον ἀναιρεῖ τὸν βίον, was nicht richtig sein kann, da λυπέω niemals den Dativ regiert; die Hdschr. gibt so deutlich als möglich die richtige Lesung ἡ μὲν ζημία.

V. 112 schreibt W. τὸν οὖν τοιοῦτον, ὡς ἔφην, φεύγειν σὲ χρή und notiert im Apparate φάγειν; die Hdschr. hat aber das richtige φεύγειν.

V. 132 hat der codex zweifellos deutlich ἀσφαλεῖς statt des vom Herausgeber notierten ἀσφάλεια und bestätigt also die oben gegebene Emendation.

Zu V. 150 Βίας Πριηνεὺς ἦν μὲν ἄριστος φιλόσοφος notiert W. „μὲν ἦν; oder μὲν zu tilgen." Der Leser fafst die ganze Bemerkung als Vermutung; sie soll aber bedeuten, dafs μὲν ἦν im codex steht.

V. 160 notirt W. im Apparate καὶ οὐ und emendiert καὶ σύ; allein καὶ σύ steht deutlich im codex.

Ebenso wird V. 162 ein angebliches οὐδ' εἰ der Handschrift in οὐ δεῖ und V. 224 ein angebliches τὸ der Handschrift in τι emendiert, während in beiden Fällen das Richtige schon im codex steht.

Zu V. 163 ὁ γὰρ τὸ φαῦλον λίαν ὡς καλὸν λέγων notirt W. im Apparate „τὸ] ὁ λίθον". Es soll heifsen: ὁ γὰρ ὁ (ὅ?) φαῦλον λίθον ὡς καλὸν λ.

V. 166 hat die Hdschr. nicht κερδιθόν, sondern κερδιθέν.

V. 183 liest die Hdschr. nicht ον, sondern σὺ.

V. 218 hat schon die Hdschr. das von E. Zomarides vermutete αὐτεξουσίως.

Aufserdem ist zu bemerken, dafs die meisten der oben unter den Druckversehen aufgezählten Accentfehler aus der Handschrift stammen. Dafs die Genauigkeit, mit der kleinere Differenzen der Handschrift, wie falsche Accente, Spirituszeichen u. s. w. angegeben werden, eine ungleich-

mäfsige ist, darf dem Herausgeber nicht zum Vorwurfe angerechnet werden; denn dieser Fehler ist den meisten Ausgaben eigentümlich und bei ausgedehnteren Texten ist es in der That schwierig in der Verzeichnung von orthographischen Fehlern und ähnlichen Dingen völlig konsequent zu verfahren.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen, die ich der Güte von H. Professor Christ verdanke. Bezüglich der von W. ausgesprochenen Vermutung, dafs die Versifikation der Sprüche nicht sehr weit vor das Jahr 900 n. Chr. fallen müsse, bemerkt Christ, dafs an eine so späte Zeit schon deshalb nicht gedacht werden kann, weil sich von der byzantinischen Art, die Paenultima des Verses zu betonen, hier noch keine Spur findet und die in unseren Sprüchen aufserordentlich häufige Auflösung der Länge in 2 Kürzen schon mit dem 5. Jahrhundert äufserst selten wird. Das Versmafs dieser Sprüche ist vielmehr nichts anderes als der sogenannte komische oder aristophaneische Trimeter, den unter anderm Pseudoskymnus nach dem Muster des Apollodor anwendete (C. Müller, fragm. geograph. Gr. min. I 196, V. 34 ff.).

V. 113 vermutet Christ, dafs der metrische Fehler ἔλεγχον ἐχθρὸν ἔχοντα durch die Änderung von ἔχοντα in σχόντα verbessert werden müsse und vergleicht 187 ἐχθρὸν ἔσχεν.

V. 209 f. ἐκ τοῦ λέγειν τι καὶ κακοῦν, ὧν οὐ πρέπει
πιστοὺς ἅπαντας τοὺς πονηροὺς τυγχάνειν,

wo statt καὶ κακοῦν im codex κακοῦσιν steht, ändert Christ das überlieferte κακοῦσιν in κακονοοῦσιν und hält οὐ für entstanden aus einem ursprünglich über ὧν geschriebenen οὗ, wonach zu lesen sei:

ἐκ τοῦ λέγειν τι κακονοοῦσιν ὧν πρέπει
πιστοὺς ἅπαντας τοὺς πονηροὺς τυγχάνειν.

Als diese Rezension in der vorliegenden Gestalt ausgearbeitet, in ihrem ersten Teil der Redaction eingeliefert, im übrigen philologischen Freunden mitgeteilt war, erschien in der Wochenschrift f. klass. Philologie (No. 50 v. 15. Dez.) eine völlig erschöpfende Besprechung desselben Gegenstandes von W. Studemund. Da auch er eine genaue Kollation des cod. Parisinus 2720 (aufserdem eine Kollation des aus Par. 2720 kopierten Par. 1773) zu grunde legen konnte, finden sich die oben vorgetragenen Berichtigungen fast in derselben Weise auch bei ihm; trotzdem habe ich, um einem Wunsche der Redaktion zu entsprechen und um die von Herrn Psicharis aufgewendete Mühe nicht vergeblich zu machen, die Anzeige nicht zurückgezogen.

Die Differenzen der Verbesserungsvorschläge Studemunds und der unserigen erstrecken sich nur auf unbedeutende Dinge: so emendiert St. V. 23 mit Brunco κτᾶται, während ich wegen der erwähnten Antithese κρατεῖ vorschlug. V. 218 gibt St. als Lesart der beiden Parisini ἀντεξουσίως an, während wenigstens der ältere (2720), wie ich aus meinem Facsimile ersehe, mit völliger Deutlichkeit αὐτεξουσίως hat. V. 166 hat codex 2720 nicht, wie St. notiert, κερδιθὸν, sondern ein, wenn auch etwas verwischtes κερδιθὲν. V. 127 scheint es mir nicht zwingend notwendig, das handschriftliche εἰ mit Studemund in ἂν zu ändern; denn εἰ mit Konjunktiv ist bei späteren Autoren z. B. Prokop (s. ed. Bonn. III 583) gewöhnlich und mag auch bei dem Paraphrasten unserer Sprüche passieren, obschon derselbe sicher nicht so spät gelebt hat, wie W. annimmt. Für alles übrige sei auf die Besprechung von St. verwiesen, der aufser den oben gegebenen Verbesserungen eine Reihe von Stellen auf Grund eingehender metrischer Untersuchung zweifellos richtig emendiert und auch bezüglich der von W. nicht behandelten Frage über das Verhältnis dieser metrischen Sprüche zu den übrigen Gnomensammlungen wertvolle Mitteilungen macht.

H. Schenkl, Pythagoreersprüche in einer Wiener Handschrift. Wiener Studien. 1886, 262—281.

Ein hübsches Seitenstück zu den von Wölfflin edierten Sprüchen der sieben Weisen bildet die Sammlung der Pythagoreersprüche, welche uns H. Schenkl im neuesten Hefte der „Wiener Studien“ vorlegt. Dieselbe ist, von ihrem eigenen Werte abgesehen, dadurch merkwürdig, dafs in ihr das Original der von Gildemeister, Hermes IV 81 ff. mitgeteilten Pythagoreersprüche in syrischer Überlieferung erkannt wird. Das Verhältnis der Sammlung zu den übrigen Gnomologien verspricht Verfasser in einem späteren Aufsatze zu behandeln und gibt vorerst den Wiener Text mit sämtlichen Parallelstellen und Varianten. Zu den zahlreichen gedruckten Hilfsmitteln verwertete er eine Reihe unbenützter Handschriften, unter anderem zwei noch unedierte Wiener Gnomologien. Bei jedem Schritte, den wir auf dem Gebiete der Sentenzenlitteratur unternehmen, bemerken wir, wie sehr die Forschung noch in handschriftlicher Kleinarbeit steckt und welch' weiten, dornenvollen Weg wir noch bis zu einer kritischen Gesamtausgabe und Geschichte dieser apokryphen Erzeugnisse zu durchwandern haben. Hoffentlich vernehmen wir auch bald etwas Näheres über das Gnomologion, welches Lambros in einer Athener Handschrift gefunden und voriges Jahr im „Parnassós“ kurz annonciert hat, sowie über die reichhaltigen Sammlungen, welche Dr. J. Scheibmeyer in München seit langer Zeit anhäuft und bearbeitet. Über die allgemeine Bedeutung und Berechtigung dieser abgelegenen Studien haben viele Kollegen eine recht geringe Meinung und erklären auf die Gefahr hin, uns gröblich zu beleidigen, solche Lappalien seien des Schweifses der Edlen nicht würdig; wer sich mit Sprache, Litteratur oder Geschichte jener verrufenen Jahrhunderte abgebe, müsse die ideale Begeisterung für die klassische Schönheit und die Fähigkeit lehrthätig auf die Jugend zu wirken, unrettbar verlieren. Dafs eine derartige Ausdehnung des ästhetisch-pädagogischen Prinzips auf die rein wissenschaftliche Forschung vom Übel ist, kann ohne grofsen Scharfsinn erkannt werden; konsequenter Weise müfste dann ja auch der Naturforscher seinen Eifer nur schönen und nützlichen Objekten zuwenden, etwa dem Löwen, der Kuh, der Eiche, ja nicht aber so unscheinbaren Dingen, wie dem Maulwurf, der Blattlaus, der Klette. In unserem Falle können übrigens selbst diese Gegner befriedigt werden; in den Massen altgriechischer Sentenzen und Sprichwörter, welche in vielverschlungenen und getrübten Bächen und Bächlein uns zufliefsen, finden sich Perlen, so die radikalsten Anhänger der klassischen Alleinherrschaft zur Erziehung der Jugend mit Freude entgegennehmen werden.

Abgesehen von dem ästhetisch-pädagogischen Werte und der absoluten Befriedigung, welche die Auffindung der Wahrheit, die Entdeckung des Verborgenen hier wie überall gewährt, hat die Beschäftigung mit der genannten Litteratur eine ganz eigentümliche Bedeutung für eine tiefer gehende Geschichte des geistigen Lebens der griechischen Nation. Die meisten der alten Texte (Epos, Lyrik, Drama, Geschichte, Philosophie u. s. w.) wurden ohne bedeutsame innerliche Veränderungen von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert; die allmäliche Umgestaltung der Bildung und des volksmäfsigen Bewufstseins hinterliefs ihre Spuren höchstens in der aus den alten Massen getroffenen Auswahl, nicht in der Behandlung der Texte selbst. Bei den Sentenzen, Sprichwörtern und ähnlichen Erzeugnissen ist eine solche Strenge der Tradition nicht zu bemerken; hier nehmen die späteren Generationen eine selbständige, umarbeitende Stellung ein und in der fortlaufenden Reihe der hiedurch entstehenden Änderungen und Ver-

gröberungen sehen wir einen der vielen Faktoren, aus denen sich die Gesamtgeschichte griechischen Geistes und griechischer Sprache zusammensetzt. Jene späteren, breiten, oft verschwommenen Reflexe der alten Stoffe gewähren uns so, obschon sie natürlich von einzelnen Vertretern der Zeit ausgehen, ein Bild von dem geistigen Zustande, der Tendenz und dem Vermögen der jeweiligen Epoche. Eine umfassende kritische Geschichte der griechischen Gnomenliteratur würde einen unverächtlichen Beitrag zur Erkenntnis der grofsen Wandelung liefern, die sich im griechischen Geistesleben von der hellenistischen bis tief in die byzantinische Zeit hinein vollzog. Die literarischen Erzeugnisse, in denen wir diese innerliche Zersetzung des nationalen Geistes und die daraus hervorgehende Neubildung in figura beobachten und demonstrieren können, beschränken sich natürlich nicht auf das Gebiet der Sentenz und des Sprichwortes. Höchst interessant ist, um wenigstens ein Beispiel anzuführen, die Art, wie der Gedankenstoff, der in Pseudoisokrates Πρὸς Δημόνικον vorliegt, im Mittelalter in einer vergröberten und doch wieder originell volkstümlichen Form auftaucht und in zahlreichen Versionen sich weiter entwickelt. Es handelt sich um das kleine, dem Anfang des zwölften Jahrhunderts angehörige, didaktische Epos, das uns, gemeinhin unter dem Titel „Spanéas“ bekannt, in mehreren stark verschiedenen Bearbeitungen vorliegt.[1]) Später behandelte der kretische Dichter Sachlikis in 2 Gedichten denselben Gegenstand, und ungefähr gleichzeitig mit unmittelbarer Verwertung des Sachlikis der auch durch andere Werke bekannte Markos Depharanas in seinen „Λόγοι διδακτικοὶ τοῦ πατρὸς πρὸς τὸν υἱόν.“ Das letztere Werk, in seiner groben Naivetät etwa mit den deutschen Volksbüchern zu vergleichen, war lange gänzlich verschollen. Von Handschriften ist nichts bekannt und von der einzigen Ausgabe (Venedig 1543) hat E. Legrand, der unermüdliche Forscher auf dem Gebiete der vulgärgriechischen Litteratur und Bibliographie, nur zwei Exemplare ausfindig machen können (Bibliographie hellénique. Paris 1885. I 245 f.). Das eine befindet sich in der Ambrosiana, das zweite in der Staatsbibliothek zu München (A. Gr. b. 47). R. beabsichtigt, dieses auch sprachgeschichtlich wichtige, der Forschung bis jetzt fast gänzlich unzugängliche Denkmal des Vulgärgriechischen bei einer passenden Gelegenheit in lesbarer Form und mit den nötigen Erklärungen neu herauszugeben.

München. Dr. K. Krumbacher.

A. Kägi, Dr. Professor am Gymnasium und a. o. Prof. a. d. Universität Zürich, Griechische Schulgrammatik. Mit einem Anhang, enthaltend Repetitionstabellen. Berlin, Weidmann. 1884. 8⁰. XIV und XLVI und 301 S.

Nahezu ein halbes Hundert griechischer Grammatiken dürfte zur Zeit in deutschen Landen im Umlauf sein; mit jedem Semester wächst so ziemlich ihre Zahl. Die jüngste Vergangenheit lieferte uns von Kochs trefflicher Grammatik bereits die elfte, von Stiers kurzgefafster Formenlehre die vierte Auflage; W. Webers griechische Elementar-Grammatik (Gotha, Perthes) ist rasch auf die sehr günstig aufgenommene „kurzgefafste griechische Schulgrammatik“ von Gerth (Leipzig 1884) gefolgt. Seit Kurzem besitzen wir auch schon eine eingehende „Grammatik der attischen Inschriften“ von Meisterhans, (Berlin 1885). Über die gleichzeitig erschienene, allerdings

[1]) S. über dieselben die treffliche Abhandlung von J. Psicharis „Le poëme à Spanéas“, Mélanges-Renier p. 263—283.

nicht für Schulzwecke bestimmte Grammatik Brugmanns berichteten wir an anderer Stelle. Trotz dieses scheinbaren Reichtums begrüfsen wir auch Kägis Schulgrammatik eben als Schulbuch aus zwei praktischen Rücksichten auf's wärmste. Dasselbe geht nämlich für's Erste aus dem durchaus berechtigten Streben hervor nach sorgfältig getroffener Auswahl nur das als Lehrstoff zu bieten, was wirklich in der Lektüre der beim Gymnasialunterricht zunächst in Behandlung kommenden griechischen Litteraturwerke den Schülern begegnet und daher von ihnen unbedingt gekannt und verstanden werden mufs. Der Verf. hat sich aus dieser praktischen Erwägung der gewifs nicht geringen Mühe unterzogen alle Schulautoren — und dabei hat er unseres Bedünkens die Grenze noch weit gezogen — nach dieser Richtung durchzugehen und so sein Material gesammelt (s. Vorwort S. VI ff.). Unwichtigeres und seltener Vorkommendes wurde in Anmerkungen verwiesen und so eine erwünschte Einschränkung des Lernstoffes erzielt, wie sie unverkennbar auch bereits von einigen Vorgängern Kägis angestrebt worden war; wir erinnern an Genthe, Hintner, Kochs Auszug und die oben angeführten Lehrbücher Stiers und Gerths. Allerdings wird darüber öfter ein Streit möglich sein, wie weit man im Einzelnen in dieser Einschränkung wird gehen dürfen oder sollen. Nur selten ist man sich bewufst, welche Raritäten man in grammaticalibus nach den breitgetretenen Geleisen des Vorkommens den Schülern im Griechischen, übrigens ähnlich auch im Lateinischen, nach den meisten Grammatiken zur Zeit noch zu bieten pflegt; K. gibt S. IV ff. drastische Belege dazu. Ein anderer Vorzug der vorliegenden Grammatik beruht in der fast durchweg sach- und zweckgemäfsen Behandlung und Anordnung des Materials, die den Ursprung des Buches in der Hand eines gewandten Praktikers deutlich zeigt. Die Regeln sind, besonders in der Syntax, knapp und doch durchweg hinlänglich klar gefafst. Dazu kommt die für diesen Teil so ausserordentlich erwünschte Beigabe von verständig ausgewählten und kernigen Mustersätzen und häufig auch eine das Verständnis erleichternde und das Gedächtnis unterstützende Bezugnahme auf die entsprechenden lateinischen Regeln. Nachdem der Verf. sich mit früheren Leistungen selbst in auszeichnender Weise an orientalischen und sprachvergleichenden Arbeiten beteiligt hat, — wir erinnern nur an seine Forschungen auf dem Gebiete des Avesta und des Veda — ist es selbstverständlich, dafs er als Schüler Haugs und G. Curtius auch die Resultate der Sprachvergleichung für seine Grammatik nicht unberücksichtigt gelassen hat. Doch verfuhr er hierin mit knappem Mafse und überlegter Vorsicht; „namentlich junge Lehrer“, meint er „glauben in der Erklärung der Formen oft nicht genug thun zu können und geben allzuleicht dem Drange nach, schon heute zu lehren, was sie erst gestern gelernt.“ (S. XII). Ohne uns hier auf Einzelheiten einlassen zu können, möchten wir seine Darstellung der Lautlehre, der sogenannten „unregelmäfsigen Konjugation“ (S. 137 ff.) und in der Syntax die Lehre von den Präpositionen (S. 192 ff.) sowie den Abschnitt über „die Modi im abhängigen oder Nebensatz“ (S. 213 ff.) als besonders gelungen bezeichnen; auch die Lehre vom Participium dürfte selten übersichtlicher und zutreffender behandelt worden sein als bei K. Ein beigegebener Abrifs des epischen Dialekts der Homerischen Gedichte (Formenlehre und Syntax) sowie ein solcher des jonischen Dialekts Herodots dienen mehr zum Nachschlagen als zum Memorieren. Endlich folgt noch nach einem sehr ausführlichen und soweit wir kontrolierten, auch verlässigen Wortregister ein sehr schätzenswerther Anhang: Repetitionstabellen zur Verballehre und „Beispiele zu den Hauptregeln der Syntax“ in Mustersätzen; nur ein Beispiel hievon: § 178: Assimilation des Relativs: Ἄξιο

ἔσεσθε τῆς ἐλευθερίας, ἧς κέκτησθε — nach dem Motto: „Spare Zeit und fordere Arbeit.“ Wir haben mit derartigen Mustersätzen für Einübung und Repetition in der lateinischen Syntax stets gute Erfahrungen gemacht. Wollners treffliche „Sammlung poetischer Beispiele zu den Hauptregeln der griechischen Syntax“ folgt demselben Grundsatze. Neben so unbestreitbaren Vorzügen können die mancherlei kleineren Mängel, die dem Buche noch anhaften, ohne dessen Brauchbarkeit aber irgend zu beeinträchtigen, durchaus nicht ins Gewicht fallen; wir empfehlen es als eines der brauchbarsten Hilfsmittel, das wir kennen, aufs angelegentlichste allen Kollegen und den Freunden des Griechischen überhaupt. —

M. Dr. G. O.

Wershoven. Englisches Lehr- und Lesebuch auf phonetischer Grundlage. Bielefeld und Leipzig. Velhagen u. Klasing. 1886. 2 ℳ, geb. 2 ℳ 40 ₰

Wershoven. Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. Trier. Lintz. 1885.

In Wershovens Lehr- und Lesebuch liegt ein erster Versuch vor, nach den von den Neuerern der extremen Richtung in Bezug auf Sprachunterricht gestellten Anforderungen ein vollständiges Schulbuch für den Anfangsunterricht im Englischen zu verfassen[1]); wir haben eine kurzgehaltene Grammatik, mit besonderer Berücksichtigung der Lautlehre, daran schliefst sich als wichtigster Teil das Lesebuch, an dieses ein Wörterverzeichnis mit Angabe der Aussprache in phonetischer Umschrift; Übungssätze zur Übertragung aus dem Deutschen fehlen, da die weitgehendsten Vertreter der neuen Schule dieselben verpönen. Bei der Beurteilung dieses Büchleins handelt es sich also zunächst darum, ob man mit Kühn, Schröer u. a. die Berechtigung der in demselben verkörperten Anforderungen anerkennt oder einer anderen Richtung angehört, sei es die der Mittelpartei (Münch, Breymann u. a.) oder auch die der fest am Alten hängenden. Da aber die richtige Kritik eine nach Möglichkeit objektive Stellung einzunehmen hat, so werde ich, obwohl persönlich den Münch'schen Anschauungen zuneigend, das Buch zunächst auf seinen Wert vom Standpunkte seines V. aus prüfen.

Der erste Abschnitt beginnt mit einer in sehr mäfsigen Grenzen sich haltenden Lautlehre. Das Wichtigste über das Sprechorgan und die Art der Erzeugung der verschiedenen Laute, sowie deren Einteilung und Wiedergabe in der Schrift ist in aller Kürze und in auch dem Schüler leicht fafslicher Weise zusammengestellt. Einige Ausstellungen, die ich hier, sowie in bezug auf den folgenden, ebenfalls mit lobenswerter Knappheit und Pünktlichkeit verfafsten Teil „Wortlehre“ zu machen habe, sind von mir schon an anderer Stelle[2]) angedeutet worden. Die unregelmäfsigen (schwachen wie starken) Verba wären besser als nach dem Alphabete nach Gruppen zu lernen, damit dem Schüler die Gesetze, nach denen sie gebildet sind, klarer werden; aus praktischen Rücksichten könnte ja dann eine alphabetische Liste in kleinerem Druck mit Angabe der Klasse, unter die das jedesmalige Verb gehört, zum Nachschlagen folgen. In der Rubrik

---

[1]) Einen Versuch zu einer englischen Schulgrammatik auf phonetischer Grundlage hat Vietor schon 1874 veröffentlicht, aber ohne das dazu nötige Lesebuch.

[2]) Litteraturblatt f. germ. u. rom. Philologie. VII. S. 279 f. (7. Juli 1886).

„Orthographische Regeln“ wurden die Angaben über die Silbentrennung und Interpunktion ausgelassen. Das Lesebuch enthält eine für die ersten 3 Semester hinreichende, gute Auswahl von prosaischen und poetischen Stücken, von denen die ersteren in der Mehrzahl geeignet sind, den Lernenden mit englischer Geschichte und englischen Lebensverhältnissen bekannt zu machen. Zu wünschen wäre eine gröfsere Auswahl von kurzen Stücken oder eine Anzahl von Einzelsätzen (Proverbs u. a.) für den Anfang. Das den Schlufs bildende Vokabelverzeichnis ist, im Gegensatz zu dem sehr mangelhaften Verzeichnis in Wershovens Lesebuch (2. Aufl.), recht sorgfältig und vollständig; wie schon erwähnt, ist hier, wie auch im grammatischen Teil, bei jedem Worte die Aussprache in phonetischer Transskription angegeben. Auch über diese habe ich a. a. O. mein Urteil geäufsert und eingehender begründet; die Zeichen sind aus verschiedenen Systemen (Vietor, Schröer, Sweet) zusammengesucht und nicht alle glücklich gewählt; am wenigsten gefällt mir η für **ng**, **ae** für den Vokallaut in **that, fat, oe** für den in **but**, sowie ei, ou für ā, ō, haben wir ja doch hier keine *Diphtonge im Sinne unserer deutschen*, sondern nur einen gelinden Nachschlag von i, bez. u, also ē^{i}, ō^{u}, oder etwa ēĭ, ōŭ, wobei ŭ nicht genau ein deutsches u, sondern nur ein runderes, dem **u** nahekommendes o (vgl. Westerm. Engl. Lautlehre f. Studierende u. Lehrer. S. 23. Das Studium dieses Büchleins (Henninger, Heilbronn) kann besonders solchen, die sich mit der englischen Lautlehre erst bekannt machen wollen, (neben Vietor) nicht genug empfohlen werden.)

Wir haben es demnach mit einem Lehrbuche zu thun, das, eine Reihe von zu verbessernden Punkten abgesehen, vom Standpunkte der neueren Schule aus brauchbar sein dürfte; die Art der Transskription allein wird einer sorgfältigen Änderung bedürfen. Für den Gebrauch in der Schule ist es hindernd, dafs keine Übersetzungsübungen vorhanden sind; denn wenn ich auch zugebe, dafs ein jeder Lehrer unschwer sich im Anschlufs an die Lektüre derartige Übungen zusammenstellen kann, so halte ich es doch für sehr unwahrscheinlich, dafs viele dazu Lust und Zeit haben; und ganz können wir ja auch im Anfangsunterricht diese Übungen aus verschiedenen Gründen nicht entbehren.

Dafs Wershoven die Notwendigkeit von Übersetzungsübungen *in das* Englische im Prinzip anerkennt, beweisen seine „Zusammenhängenden Stücke zum Übersetzen ins Englische“, welche dazu bestimmt sind, vom 2. Schuljahre an geeigneten Stoff zu solchen Übungen zu bieten. Das Büchlein, dessen Inhalt sich meist an die Lesestücke des Lesebuches anschliefst und dessen zwei erste Abschnitte mit einem guten Wörterverzeichnis versehen sind, kann zum Gebrauche an unseren Realgymnasien empfohlen werden.

Augsburg. *Wolpert.*

Dr. J. *Dickmann*, *Übungen und Aufgaben für den propädeutischen Unterricht in der Geometrie.* Erster Teil, Vorübungen zur Euklidischen Geometrie; 43 S. 75 ₰. Zweiter Teil, Vorübungen zur synthetischen Geometrie; 32 S. 50 ₰. Breslau. Ferd. Hirt. 1885.

Der geometrische Unterricht wird an der Mehrzahl der deutschen Mittelschulen durch eine Propädeutik eingeleitet. Diese stellt sich die Aufgabe, den Schüler durch Anschauung und Zeichnung mit einer Reihe von geometrischen Gebilden und deren wesentlichen Eigenschaften vertraut zu machen. Es soll durch diesen Unterricht das Anschauungsvermögen ent-

wickelt werden, so dafs der Schüler im nachfolgenden wissenschaftlichen Unterrichte leicht im stande ist, die Begriffe durch die entsprechenden Vorstellungsbilder zu illustrieren und räumliche Gebilde und Verhältnisse sowohl mit als ohne Zeichnung sich vorzustellen. Jede strenge Deduktion vermeidend, will die Propädeutik das Bedürfnis nach einem logischen Beweise erwecken. Wird der geometrische Unterricht nicht vorbereitet, so ist man genötigt, um einem toten Verbalismus vorzubeugen, mit der begrifflichen Entwicklung die Darbietung von Vorstellungsmaterial zu verbinden und, um die begriffliche Einsicht zu fördern, die logische Beweisführung durch äufsere Anschauung zu unterstützen. Der Wechsel von Induktion und Deduktion hat aber den Nachteil, dafs nur bei grofser Sorgfalt die Gleichschätzung des anschaulichen und begrifflichen Erkennens vermieden und der Überblick über das System gewahrt werden kann.

Die von Dickmann zusammengestellten Konstruktionsaufgaben sind nach des Referenten Ansicht sehr geeignet, das Ziel der Propädeutik zu erreichen. Der erste Teil derselben will in die Euklidische Geometrie einführen; diese denkt sich aber der V. nicht nach Euklids Methode vorgetragen, sondern er will nach dem Vorbilde von Hubert Müller und Henrici-Treutlein auch die Bewegung (Parallelverschiebung, zentrische und axiale Drehung) als berechtigte Hilfsmittel zur Begründung geometrischer Wahrheiten anerkannt sehen.

Der zweite Teil enthält Übungen und Aufgaben, welche den Schüler mit dem Begriffe der Kollineation bekannt und vertraut machen sollen. Der V. hält die Aufnahme der Kollineation in das geometrische Pensum der Mittelschulen für notwendig. Da die kollineare Verwandtschaft die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges der geometrischen Lehren vermittelt, so läfst sich dieser schon öfters ausgesprochenen Forderung ihre Berechtigung nicht absprechen. Doch dürften diese Bestrebungen nur dann Erfolg erringen, wenn sie das Ziel für die Mittelschulen nicht zu weit stecken, sich etwa auf eine solche Propädeutik beschränken; ein Eingehen auf die Methode der neueren Geometrie wird den Mittelschulen stets versagt bleiben.

Möchte diese kleine, aber treffliche Arbeit eines angesehenen Schulmannes für die Propädeutik neue Freunde werben!

München. J. Lengauer.

Jos. Mayer, k. Gymnasialprofessor in Burghausen. Sammlung von arithmetischen Aufgaben mit den notwendigsten Definitionen und Gesetzen für Mittelschulen. (10. Auflage der Paul Huther'schen Aufgabensammlung.). Regensburg, New-York und Cincinnati. Druck und Verlag von Friedrich Pustet. 1887.

Die bekannte Paul Huther'sche Aufgabensammlung war lange Zeit hindurch wegen ihrer Vortrefflichkeit die einzige von den bayerischen Latein- und Gewerbe-Schulen für den Unterricht in der Arithmetik benützte Aufgabensammlung. Es ist daher schon ein Verdienst, dieses in mancher Hinsicht noch immer unübertroffene Buch neu herauszugeben. Der Herausgeber hat aber das Buch noch brauchbarer gemacht, indem er erstens demselben die notwendigsten Lehren der Arithmetik in knapper, aber vollständig klarer und leicht verständlicher Darstellung beigefügt hat, so dafs der Lernende neben dem Übungsbuche auch ein für alle Zwecke ausreichendes Lehrbuch in Händen hat, und indem er zweitens nicht nur veraltete Beispiele des Huther'schen Buches durch neue ersetzt, sondern

auch die Anzahl der Aufgaben nicht unbedeutend vermehrt hat, so dafs es dem Lehrer ermöglicht wird, die Wahl der Aufgaben so zu treffen, dafs die Schüler einer niedrigeren Klasse die Hefte der Schüler höherer Klassen zum Abschreiben der gegebenen Aufgaben nicht benützen können. Der Stoff zu den Aufgaben ist vielfach aus der Geschichte, Geographie und den Naturwissenschaften gewählt, wodurch dem Lehrer Gelegenheit geboten ist, bei Durchnahme der Aufgaben durch Hinweis auf merkwürdige Verhältnisse der genannten Wissensgebiete den Unterricht anziehend und lebendig zu machen.

So sei denn dieses Buch der Beachtung der Kollegen bestens empfohlen!

Landshut. Eilles.

Theodor Mommsen, Römische Geschichte. V. Band. Die Provinzen von Cäsar bis Diokletian mit 10 Karten von Kiepert. Berlin. Weidmann. 1885.

Im Vorwort spricht sich Mommsen dahin aus, dafs es ihm schwer gewesen sei, nach 30 Jahren den Faden da wieder aufzunehmen, wo er ihn fallen lassen mufste. Zur Begründung der unerwarteten Thatsache, dafs er den fünften Band vor dem vierten erscheinen liefs, gibt er an, dafs der vierte Band ohne den fünften ebenso ein Fragment sein würde, wie es der fünfte jetzt ist ohne den vierten. Dagegen liefse sich wohl einwenden, dafs das Fehlen des vierten Bandes die Lektüre des fünften wesentlich erschwert und manches in seinen Motiven im Unklaren läfst, weil gerade der wichtigste Punkt, nämlich die Geschichte Roms und der Kaiser uns vorenthalten ist, von wo aus die genauesten und eingehendsten Direktiven an alle Provinzen und deren Vorstände ausgingen, wie es Mommsen selbst vielfach nachweist. Als weiteren Grund den vierten Band zu übergehen, führt Mommsen an, dafs der Kampf der Republikaner gegen die durch Cäsar errichtete Monarchie und deren definitive Feststellung, welche in dem sechsten Buch erzählt werden sollen, so gut aus dem Altertum überliefert seien, dafs jede Darstellung wesentlich auf eine Nacherzählung hinausläuft. Das monarchische Regiment in seiner Eigenart und die Fluktuationen der Monarchie, sowie die durch die Persönlichkeit der einzelnen Herrscher bedingten allgemeinen Regierungsverhältnisse, denen das siebente Buch bestimmt ist, sind wenigstens oftmals zum Gegenstand der Darstellung gemacht worden. Was hier gegeben wird, die Geschichte der einzelnen Landesteile von Cäsar bis auf Diokletian, liegt, wenn ich mich nicht irre, dem Publikum in zugänglicher Zusammenfassung nirgends vor, und dafs dies der Fall ist, scheint mir die Ursache zu sein, weshalb dasselbe die römische Kaiserzeit häufig unrichtig und unbillig beurteilt.

Wenn überhaupt ein Geschichtswerk in den meisten Fällen nur mit und durch die Landkarte anschaulich wird, so gilt dies von dieser Darstellung des Reiches der drei Erdteile nach seinen Provinzen in besonderem Grade. Es ist das Verdienst Kieperts, diesem Werke zunächst ein allgemeines Übersichtsblatt und weitere neun Spezialkarten der einzelnen Reichsteile hinzugefügt zu haben.

In seiner Einleitung führt Mommsen den Entschlufs, warum er vor der Kaisergeschichte die der einzelnen Provinzen schildere, noch weiter aus. Wer an die sogenannten Quellen dieser Epoche, auch die besseren, geht, bemeistert schwer den Unwillen über das Sagen dessen, was verschwiegen zu werden verdiente, und das Verschweigen dessen, was notwendig war

zu sagen. Denn grofs Gedachtes und weithin Wirkendes ist auch in dieser Epoche geschaffen worden; die Führung des Weltregimentes ist selten so lange in geordneter Folge verblieben und die festen Verwaltungsnormen, wie sie Cäsar und Augustus ihren Nachfolgern vorzeichneten, haben sich im ganzen mit merkwürdiger Festigkeit behauptet trotz allem Wechsel der Dynastien und der Dynasten, welcher in der nur darauf blickenden und bald zu Kaiserbiographien zusammenschwindenden Überlieferung mehr als billig im Vordergrunde steht. Die scharfen Abschnitte, welche in der landläufigen durch jene Oberflächlichkeit der Grundlage geirrten Auffassung die Regierungswechsel machen, gehören weit mehr dem Hoftreiben an als der Reichsgeschichte. Das eben ist das Grofsartige dieser Jahrhunderte, dafs das einmal angelegte Werk, die Durchführung der lateinisch-griechischen Zivilisierung in der Form der Ausbildung der städtischen Gemeindeverfassung, die allmähliche Einziehung der barbarischen oder doch fremdartigen Elemente in diesen Kreis, eine Arbeit, welche ihrem Wesen nach Jahrhunderte stetiger Thätigkeit und ruhiger Selbstentwicklung erforderte, diese lange Frist und diesen Frieden zu Land und zur See gefunden hat. Das Greisenalter vermag nicht neue Gedanken und schöpferische Thätigkeit zu entwickeln, und das hat auch das römische Kaiserregiment nicht gethan; aber es hat in seinem Kreise den Frieden und das Gedeihen der vielen vereinigten Nationen länger und vollständiger gehegt, als es irgend einer anderen Vormacht je gelungen ist. In den Ackerstädten Afrikas, in den Winzerheimstätten an der Mosel, in den blühenden Ortschaften der lykischen Gebirge und des syrischen Wüstenlandes ist die Arbeit der Kaiserzeit zu suchen und auch zu finden. Aber wenn wir nun finden, dafs dieses also war, so fragen wir die Bücher, die uns geblieben sind, meistens umsonst, wie dieses also geworden ist. Sie geben darauf so wenig eine Antwort, wie die Überlieferung der früheren Republik die gewaltige Erscheinung des Rom erklärt, welches in Alexanders Spuren die Welt unterwarf und zivilisierte. Es schien aber des Versuches wert, einmal abzusehen sowohl von den Regentenschilderungen mit ihren bald grellen, bald blassen und nur zu oft gefälschten Farben und dafür zu sammeln und zu ordnen, was für die Darstellung des römischen Provinzialregimentes die Überlieferung und die Denkmäler bieten, der Mühe wert, durch diese oder durch jene zufällig erhaltenen Nachrichten, in dem Gewordenen aufbewahrte Spuren des Werdens, allgemeine Institutionen in ihrer Beziehung auf die einzelnen Landesteile, mit den für jeden derselben durch die Natur des Bodens und der Bewohner gegebenen Bedingungen durch die Phantasie, welche wie aller Poesie so auch aller Historie Mutter ist, nicht zu einem Ganzen, aber zu dem Surrogat eines solchen zusammenzufassen.

Die grofse Verschiebung und Regulierung der Nordgrenze, wie sie unter Augustus teilweise ausgeführt war, teilweise mifslang, leitet die Erzählung ein. Auch sonst sind die Ereignisse auf einem jeden der drei hauptsächlichsten Schauplätze der Grenzverteidigung, des Rheines, der Donau, des Euphrat, zusammengefafst worden. Im einzelnen fesselndes Detail, Stimmungsschilderungen und Charakterköpfe hat sie nicht zu bieten; es ist dem Künstler, aber nicht dem Geschichtsschreiber erlaubt, das Antlitz des Arminius zu erfinden. Mit Entsagung ist dieses Buch geschrieben und mit Entsagung möchte es gelesen sein.

Mommsens 5. Band der römischen Geschichte umfafst 659 Seiten und beschreibt in 13 Kapiteln die Nordgrenze Italiens, Spanien, die gallischen Provinzen, das römische Germanien und die freien Germanen, Brittanien, die Donauländer und die Kriege an der Donau, das griechische

Europa, Kleinasien, die Euphratgrenze und die Parther, Syrien und das Nabatäerland, Judäa und die Juden, Ägypten und die afrikanischen Provinzen.

Die Grundlage dieses Werkes bildet die der unermüdlichen Arbeitskraft Mommsens zumeist zu verdankende Sammlung des Materials in dem corpus inscriptionum latinarum. Die universalhistorische Bedeutung der römischen Kaiserzeit liegt nach dem Verfasser in der Entwicklung des provinzialen Lebens, indem die griechisch-römische Bildung sich bis in die entferntesten Provinzen ausdehnte und allmählich eine gemeinsame Kultur aller Teile des römischen Reiches herbeiführte.

Ich will nur einige mir besonders hervorragend erscheinende Kapitel einer kleinen Besprechung unterziehen und beginne gleich mit dem ersten Kapitel, das die Nordgrenze Italiens behandelt und in dem Siege des Arminius über Varus seinen Glanzpunkt erreicht. Diese Thatsache, behauptet Mommsen, sei ein Wendepunkt der Völkergeschichte. Auch die Geschichte hat ihre Flut und Ebbe; hier tritt nach der Hochflut des römischen Weltregiments die Ebbe ein. Nordwärts von Italien hat wenige Jahre hindurch die römische Herrschaft bis an die Elbe gereicht, seit der Varusschlacht sind ihre Grenzen der Rhein und die Donau. Ein Märchen, aber ein altes, berichtet, dafs dem Drusus an der Elbe eine gewaltige Frauengestalt erschienen sei und ihm in seiner Sprache das Wort zugerufen habe: „Zurück!" Es ist nicht gesprochen worden, aber es hat sich erfüllt.

Die Teilung der römischen Armee am linken Rheinufer mit den Hauptquartieren Mainz und Vetera in zwei gleichgestellte Kommandos setzt Mommsen erst nach der Niederlage des Varus, deren Schauplatz er in die Gegend von Venne an der Huntequelle versetzt.

Aus dem dritten Kapitel, in dem Mommsen die gallischen Provinzen behandelt, will ich ein originelles Epigramm des Kaisers Julian (S. 98), das gegen den gallischen Gerstenwein = das gallische Bier gerichtet war, anführen. (Anthol. Pal. 9, 368):

Du, Dionysos, von wo kommst Du? Bei dem wirklichen Bacchus!
Ich erkenne Dich nicht; Zeus Sohn kenn' ich allein.
Jener duftet nach Nektar: Du riechst nach dem Bocke. Die Kelten,
Denen die Rebe versagt, braueten dich aus dem Halm,
Scheuer —, nicht Feuersohn, Erdkind, nicht Kind dich des Himmels,
Nur für das Futtern gemacht, nicht für den lieblichen Trunk.

Das interessanteste Kapitel ist meiner Ansicht nach das siebente mit der Überschrift: Das griechische Europa. Doch ist hier Mommsen nicht ganz von einer gewissen Parteilichkeit für die Römer freizusprechen. Er behauptet nämlich in der Einleitung S. 4: Noch heute gibt es manche Landschaften des Orients wie des Occidents, für welche die Kaiserzeit den an sich sehr bescheidenen, aber doch vorher wie nachher nie erreichten Höhepunkt des guten Regiments bezeichnet; und wenn einmal ein Engel des Herrn die Bilanz aufmachen sollte, ob das von Severus Antoninus beherrschte Gebiet damals oder heute mit gröfserem Verstande und mit gröfserer Humanität regiert worden ist, ob Gesittung und Völkerglück im allgemeinen seitdem vorwärts oder zurückgegangen sind, so ist es sehr zweifelhaft, ob der Spruch zu Gunsten der Gegenwart ausfallen würde.

Ich kann mich hier nur der Ansicht eines ungenannten Kritikers dieses Werkes anschliefsen, der schreibt, dafs es wohl kaum eine Landschaft des eigentlichen Occidents gibt, die nicht jetzt besser regiert und glücklicher wäre, als zur Zeit der Römer, während wieder Griechenland, Judäa, Syrien und vielleicht auch Ägypten und Afrika sich vor der Römer-

herrschaft jedenfalls so gut, wenn nicht besser, wie unter dieser Herrschaft befanden. Der Vergleich fällt nur in jenen Ländern zu gunsten der Römer aus, welche lange unter Türkenherrschaft standen und noch stehen. und besser als die Türken regiert zu haben, ist doch kein grofses Verdienst. Die Sultane haben wenigstens nie darauf anspruch gemacht, als Götter angebetet zu werden. Es ist wahr, die Römer hielten bessere Ordnung in Griechenland, bauten Strafsen und Häfen, hielten die Ruhe im Innern aufrecht und liefsen den Gemeinden eine gewisse Autonomie. Aber wie furchtbar Griechenland früher und noch zur Zeit der römischen Bürgerkriege gelitten hatte, erzählt uns Mommsen selbst in seinen früheren Bänden. Paullus gab an einem Tage siebzig Ortschaften in Epirus der Plünderung preis und verkaufte 150 000 Einwohner in die Sklaverei. Mummius zerstörte Korinth und schleppte massenhafte Kunstschätze nach Rom, Sulla beraubte Athen und Umgebung seiner schönsten Zierden. Von diesen Leiden konnte es sich in der ersten Kaiserzeit nicht erholen und später vermochte die römische Weltmacht das arme Griechenland nicht mehr gegen die Einfälle der Goten und die Raubzüge der Piraten zu schützen. Selbst die manchen Gemeinden gewährte Autonomie konnte nicht ausgeübt werden, sobald ein römischer Bürger in Frage kam, und unterlag überhaupt allen Eingriffen der Zentralregierung, die sich in die unbedeutendsten Dinge einmischte, wie man aus den Briefen des Plinius ersehen kann. „Selbstverständlich übte die römische Regierung nichtsdestoweniger auf die Konstituierung auch der befreiten Gemeinden fortwährend einen mafsgebenden Einflufs. Die Amphiktionie, welche Augustus als Vertreter des hellenischen Landes einrichtete, und in welcher Mommsen einen kaiserlichen, den „republikanischen weit überbietenden Philhellenismus“ sieht, war nur eine Art Spielzeug; die Hauptthätigkeit der Amphiktionen bestand in Ausrichtung der pythischen Spiele und Erteilung der Preise, Verwaltung der Einkünfte des Tempels, aus denen sie die Kosten von Bildsäulen bestritten, welche meistens zu Ehren vergötterter römischer Kaiser gesetzt wurden. Nicht viel gröfsere Macht scheint die von Augustus eingerichtete Gesamtvertretung Galliens gehabt zu haben, deren Hauptperson der Priester der drei Gallien war, der jedes Jahr am Kaisertag das Kaiseropfer darbrachte und die Spiele leitete.

Ich selbst will nur noch hinzufügen, dafs der Vergleich schon deshalb zu gunsten der jetzigen Zeit gegenüber der römischen Kaiserperiode ausfallen mufs, da nur eine verhältnismäfsig kleine Minderheit in diesem Riesenreiche alle Vorteile genofs, und die grofse Masse der Sklaven ein menschenunwürdiges Dasein zu führen gezwungen war. In unseren Tagen ist selbst der ärmste Arbeiter und Taglöhner persönlich frei mit seiner Familie und hat sogar Anteil an dem politischen Leben seines Vaterlandes.

Unter den Kapiteln, welche die orientalischen Provinzen behandeln, ist wohl das zehnte über das Nabatäerland und die Syrer das bedeutendste, da die Kulturverhältnisse Syriens: das lockere gesellschaftliche Leben, seine litterarische, religiöse, kommerzielle und industrielle Thätigkeit auf das eingehendste geschildert wird.

Das umfangreichste Kapitel unter allen ist das über Judäa und die Juden, welche Mommsen mit besonderer Wichtigkeit behandelt, da sie ja, wie die Germanen, mit zäher Ausdauer ihre Eigenart behielten, während z. B. die Spanier und Afrikaner ganz zu Römern wurden.

Zum Schlusse noch der Hinweis auf einige Druckfehler. S. 43. Nicht das germanische, sondern das römische Heer ging zu grunde im Jahre 9 n. Chr. (Mommsen verwirft das Jahr 10 als ein Versehen.) Die Niederlage der Römer erfolgte etwa im September oder Oktober, da der letzte Marsch

offenbar der Rückmarsch aus dem Sommerlager in das Winterlager gewesen ist. S. 54. Warum wohl Mommsen den Namen „Sachsen," ein Volk, das damals noch nördlich am rechten Elbeufer safs, den Sueven gegenüber stellt, da dieser gemeinsame Sachsenname für die Bewohner zwischen Elbe und Rhein erst zur Zeit der germanischen Völkervereine sich bildet? S. 81. 4 Millionen Sesterzen betrugen nicht 8,700,000 M. Die letzte Null mufs gestrichen werden, also 870,000. Ebenso ist ein Druckfehler zu vermuten bei der Umrechnung von 1,200,000 römische Schäffel in 525,000 Hektoliter. S. 21. Pettau liegt nicht an der mittleren Donau, sondern an der Drau.

Dafs dieses hochinteressante und in seiner Fassung fast einzig dastehende Werk des berühmten Verfassers keine besondere Empfehlung bedarf, ist wohl selbstverständlich.

München. Gruber.

Der relative Bildungswert der philologischen und der mathematisch naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen. Vortrag, gehalten vor der Delegirtenversammlung der deutschen Realschulmännervereine zu Dortmund am 16. April 1886 von Dr. E. Mach, Professor der Physik an der deutschen Universität zu Prag. Leipzig, G. Freytag, 29 S.

Über seine Wertschätzung des Altertums legt der V. ein naives Geständnis ab: „Was an Spuren antiker Anschauungen in der Philosophie, im Rechtsleben, in Kunst und Wissenschaft noch zu finden ist, wirkt mehr hemmend als fördernd, und wird sich gegenüber der Entwicklung unserer eigenen Ansichten auf die Dauer nicht halten können." Seine Kenntnis des gegenwärtigen Betriebs der Altertumsstudien in den Gymnasien bekundet die Aeufserung: „Allein Worte und Formen sind es und Formen und Worte, die der Jugend immer wieder geboten werden;" daraus ergibt sich auch seine geringe Meinung von dem Erfolge derselben: „Fast als einziges unbestreitbares Ergebnis dieses Unterrichts werden wir eine gröfsere Gewandtheit und Genauigkeit im Ausdruck zu betrachten haben?" Mit dem Hinweis auf die Geschmacksbildung darf man dem V. beileibe nicht kommen. „Ich gestehe aufrichtig", ruft er aus, „dafs dies für mich etwas Empörendes hat. Also um den Geschmack zu bilden, mufs die Jugend ein Decennium opfern! .... Eine wirkliche Nation hat ihren eigenen Geschmack und holt ihn nicht bei andern. Und jeder einzelne volle Mensch hat seinen eigenen Geschmack." Solche Vorkämpfer dürften der Sache der Realschulmänner wenig förderlich sein.

Dr. Konrad Seeliger, Professor an der k. Landesschule St. Afra zu Meissen. Die neuesten Angriffe auf das Gymnasium. Leipzig, Teubner. 1886. 25 S.

Die Angriffe des Dresdner Realschulvereins gegen das Gymnasium haben diesen Vortrag, welcher in einer Gymnasiallehrerversammlung am 6. Juni 1886 zu Meissen gehalten wurde, zunächst veranlasst. Der V. wendet sich zuerst gegen die Schrift: „Der Krebsschaden unserer Gymnasien von Asmodi Redivivus;" diesem Geschreibsel widerfährt aber da-

durch zu viel Ehre, dafs ihm überhaupt eine ernsthafte Erwiderung zu teil wird. Auch die zweite Schrift, gegen welche hier das Gymnasium verteidigt wird: „Die klassische Bildung in der Gegenwart von Schmeding“ hat sich, glaube ich, durch ihre Übertreibungen und den gehässigen Ton der Polemik selbst gerichtet. Gegen Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts wird mit Recht geltend gemacht, dafs derselbe überall mit Vorliebe die Schattenseiten des Humanismus aufgesucht habe, sonst ist aber der V. in der Polemik gegen die Anschauungen Paulsens nicht glücklich; ein Werk von wissenschaftlichem Charakter mit einigen Bemerkungen eines derartigen Vortrags abthun zu wollen, scheint überhaupt nicht zweckdienlich. Schliefslich müssen wir noch gegen eine allzu friedfertige Gesinnung, welche der V. den Absichten der Realschulmänner gegenüber an den Tag legt, Protest einlegen. „Was aber die Berechtigung betrifft“, lesen wir S. 6, „so überlassen wir die Entscheidung darüber billig den Juristen und Aerzten; Wünsche aber auszusprechen, wird auch uns gestattet sein; ich glaube, meine Herren, die Mehrzahl von uns wünscht unseren Schwestern herzlich und aufrichtig sämtliche Berechtigungen, die je eine höhere Schule erlangen kann, nur damit sie endlich die Streitaxt begraben und in einen friedlichen, fruchtbareren Wettkampf mit uns eintreten können.“ Die letzte Absicht der Realschulmänner ist doch offenbar die Altertumsstudien überhaupt zu verdrängen; eher werden sie die Streitaxt nicht niederlegen. Wollen wir daher die altklassische Bildung als Grundlage des Universitätsstudiums festhalten, so dürfen wir die Frage der Berechtigungen keineswegs dem Ermessen der Juristen und Aerzte, der Staatsregierungen oder Volksvertretungen überlassen, sondern wir müssen an unserem Teile Alles thun, um die Vorzüge einer durch die Kenntnis des Altertums vermittelten Vorbildung vor einem allein auf modernen Bildungselementen beruhenden Unterricht ins rechte Licht zu setzen und jene Berechtigungen dem als wertvoller erkannten Bildungsgang zu wahren. Die Überzeugung, dafs in jenem etwaigen „friedlichen Wettkampfe“ doch zuletzt die Altertumsstudien sich siegreich behaupten würden, mufs uns gerade auffordern auch jetzt schon an dem Besseren mit allen Kräften festzuhalten und Experimente zu widerraten.

Hof. J. K. Fleischmann.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Titi Livi ab urbe condita libri. Erklärt von W. Weifsenborn. Erster Band. Erstes Heft. Buch I. Achte Auflage von H. J. Müller. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1885. VIII, 271 S. Von den zehn Bänden der erklärenden Liviusausgabe des verstorbenen H. Weifsenborn haben bereits die meisten eine neue Bearbeitung von H. J. Müller erfahren. Nur der VI., VIII., IX. Band und das 2. Heft des III. Bandes liegen noch in Weifsenborns Ausgabe letzter Hand vor. Dagegen ist dem I. Buche schon zum zweiten Male Müllers Überarbeitung zu gute gekommen. Die Änderungen des Textes in der achten Auflage verzeichnet das Vorwort; sie beruhen teils darauf, dafs M. durch Frigell überzeugt worden ist, dafs der Mediceus bisher überschätzt wurde, und dafs mehrfach statt künstlicher Erklärungsversuche leichtere Emendationsversuche Aufnahme ge-

funden haben. Zahlreich sind die Nachbesserungen im Kommentar, dessen Charakter dadurch jedoch nicht verändert erscheint. Allmählich erst wird es gelingen, durch feste Ordnung in den Citaten die Zahl derselben zu reduzieren und die Anmerkungen übersichtlicher zu machen. Wenn diese jetzt in den mit Vorliebe gelesenen Büchern durch Kommentare anderer Ausgaben an bequemer Fassung übertroffen werden, so sind sie doch nicht nur an Reichhaltigkeit und wissenschaftlichem Werte, sondern auch an Nutzbarkeit für die Schule unerreicht. Der erweiterte kritische Anhang gewährt ein klares Bild der Überlieferung und des Verhältnisses der neueren Kritik zu derselben. Die von dem neuen Herausgeber mit besonderer Sorgfalt revidierten sprachlichen Erläuterungen bergen einen Schatz von syntaktischer und stilistischer Belehrung, der sich freilich ohne ernstes Bemühen nicht heben läfst. Die Einleitung ist hie und da formell nachgebessert worden; für die neunte Auflage empfiehlt sich auch eine Revision des Inhalts, die Manches kürzen, Manches aus den neuen Ergebnissen der historiographischen Forschung einarbeiten oder nachtragen wird.

Cornelii Taciti historiarum libri qui supersunt. Erklärt von Eduard Wolff. Erster Band. Buch I und II. Mit einer Karte von H. Kiepert. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1886. VI, 236 S. Abweichend von anderen erklärenden Ausgaben des Weidmann'schen Verlages, welche in den jüngsten Jahren erschienen, ist die vorliegende als Teil der Haupt-Sauppe'schen Sammlung bezeichnet. Sie erscheint also gewissermafsen als Fortsetzung der Tacitusausgabe Nipperdeys, mit der sie doch nicht verglichen werden kann oder will. Die Einleitung setzt nicht die von Nipperdey gegebene voraus, so dafs sie sich auf die Historien beschränkte, sondern handelt allgemein über „Leben und Schriften des Tacitus“, gibt dann eine Skizze des Vorlebens der Kaiser Galba und Otho und der den Sturz des Nero begleitenden Ereignisse als „Vorgeschichte“ zu dem „historischen Drama des Vierkaiserjahrs“ und schliefst daran eine Übersicht der römischen Streitkräfte in Italien und den Provinzen. Für die Erklärung in den Anmerkungen waren „die Gesichtspunkte mafsgebend, von welchen die Begründer der Weidmann'schen Sammlung ausgingen.“ Der Text ist nach Halms Ausgabe letzter Hand gegeben, doch mit etwa fünfzig Abweichungen, die in einem Anhang verzeichnet sind. Dabei wird II 11, 19 die Lesart des Medicus ungenau angegeben und I 3, 5 bleibt die Autorität des Flor. b wie II 17, 1 und 21, 15 die von codd. dett. unerwähnt. Wolff ist bemüht, sich „von dem handschriftlich Überlieferten möglichst wenig zu entfernen“; nur in wenigen Fällen hat er den Text nach eigener Ansicht geändert, wofür „eingehende Begründung einer andern Gelegenheit vorbehalten“ wird. So schreibt er I 87, 12 ad observandam honestiorum fidem immotus statt immutatus; II 21, 6 dum reciproca ingerunt, wo Med. reportans gerunt bietet; II 100, 17 inter malos [ut] et similes [sint]. Der Druck des Textes ist im Ganzen korrekt; Druckfehler begegnen selten (doch I 42 f. zwei, ebenso II 77, ein sinnstörender I 35, 8).

Cornelii Taciti opera quae supersunt. Recensuit Joannes Müller. Vol. II: historias et opera minora continens. Pragae sumptus fecit F. Tempsky MDCCCLXXXVII. (2 Bl., 360 S.) Über den ersten Band dieser Tacitusausgabe ist im Bd. XXI S. 267 dieser Blätter eine literarische Notiz gegeben, über ein Stück des vorliegenden zweiten Bandes — die 1885 gesondert erschienene Germania — wurde im Bd. XXII S. 120 ausführlicher berichtet. Die nunmehr abgeschlossene Ausgabe empfiehlt sich durch korrekten und klaren Druck schon äufserlich; die Sorgfalt, mit wel-

cher der kundige Herausgeber den Text revidiert, den kritischen Apparat unter dem Texte auf die knappste Form reduciert und doch mit schätzbaren Winken für die Exegese bereichert hat, verleihen ihr wissenschaftlichen und praktischen Wert. Den einzelnen Büchern sind wie im ersten Bande Breviarien vorangestellt, den Schlufs des Ganzen bildet ein sechzig Seiten starker Index. Von seiner eindringenden Beschäftigung mit den Historiae hat Müller schon vor mehr als zwanzig Jahren gelungene Proben veröffentlicht; für das I. Buch derselben konnte er noch Meisers Bearbeitung der Orelli'schen Ausgabe verwerten. Für den Dialogus werden, wie es bei der Germania geschehen ist, die Lesarten derselben Handschriften, welche Halm der vierten Rekognition zu grunde legte, angeführt. Mit Recht wird aber für den „Farnesianus" des Dial. die gleiche Bezeichnung wie für den „Neapolitanus" der Germ. verwendet; es wäre noch genauere Angabe (wie bei den beiden Vaticani) erwünscht, damit über die von Manchen (z. B. selbst Eckstein) verkannte Identität kein Zweifel bliebe. Aus dem Agricola mögen hier als Beispiele der von Müller geübten Konjekturalkritik einige Stellen mitgeteilt werden: 15, 18 plus impetus ⟨inpotentibus⟩, 16, 21 pactis exercitus licentia, ducis salute, 33, 6 virtute et ⟨obsequio⟩ auspiciis imperii Romani, fide atque opera nostra, 37, 15 ⟨versi⟩ repente in primos, 38, 19 latere lecto stationi redditur, 43, 6 nobis nihil comperti, ⟨nihil quod⟩ adfirmare ausim, 44, 14 nam sicut ⟨iuvaret⟩ durare.

G. Gemfs, Vollständiges Schulwörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Paderborn und Münster. Druck und Verlag von F. Schoeningh 1886. 8⁰. 238 S. brosch. M. 1.60. Das Wörterbuch von Gemfs, das nicht nur zu den von demselben Verf. erschienenen Ausgaben (mit und ohne Kommentar), sondern auch zu den andern Schulausgaben gebraucht werden kann, empfiehlt sich sowohl durch die treffliche äufsere Ausstattung als auch durch die sorgfältige lexikalische Bearbeitung. Besonders lobenswert ist die Einrichtung, dafs im Gegensatz zu anderen Spezialwörterbüchern die Haupt- resp. Grundbedeutung in fetten Lettern gegeben wird, von der sich die abgeleiteten Bedeutungen in einem bes. Absatz abheben. Dadurch wird dem Übelstande entgegengewirkt, dafs der Schüler bei seiner Präparation nur Augen hat für die abgeleitete, meist noch durch gesperrten Druck hervorgehobene Nebenbedeutung. Das Wörterbuch ist korrekt gedruckt (S. 72 steht deterionis statt deterioris) und gibt die Ketten in anerkennenswerter Vollständigkeit, doch fehlt unter desisto Ages. 7,1, unter devoveo Alc. 6,5.

Cornelius Nepos. Für Schüler mit erläuternden und eine richtige Übersetzung fördernden Anmerkungen versehen von J. Siebelis. Elfte Auflage besorgt von M. Jancovius. Leipzig. Teubner 1885. Die mit Recht bei Lehrer und Schüler beliebte Schulausgabe des Corn. Nepos von Siebelis erlebt trotz lebhafter Konkurrenz immer wieder neue Auflagen — gewifs ein Zeichen ihrer Tüchtigkeit. Die vorliegende elfte von Jancovius besorgt zeigt wenig Änderungen im Kommentar, dagegen ist der Text auf Grund der neueren Arbeiten von Pluygers, Cobet, Madvig u. a. vielfach verändert worden. Diese Änderungen sind in der Mehrzahl zu billigen; wir erwähnen hier: Lys. 1, 2 latet ⟨neminem⟩ Kellerbauer; Alcib. 8, 5 ⟨ne⟩ iuxta Gemfs; Dio 2, 3 quippe qui eum Pluygers; 8, 4 ageretur Kellerbauer; Epam. 3, 2 quodque Eufsner; Attic. 9, 2 venditabant Eufsner. - Dem Lehrer wäre es wünschenswert, wenn die Abweichungen vom Halmschen Texte (wie z. B. bei Gemfs) in einem besonderen Anhang verzeichnet würden.

T. Livii ab urbe condita libri I. II. XXI. XXII. Adiunctae sunt partes selectae ex libris III. IV. VI. Scholarum in usum edidit Ant. Zingerle. Prag u. Leipzig, Freytag u. Tempsky. 1886. 265 S. Pr. geb. M. 1.65. Vorliegende Ausgabe, eigentlich Chrestomathie aus Livius, von Zingerle, welcher auch eine vollständige Liviusausgabe für die Schenkl'sche Sammlung in Arbeit hat, soll zunächst an die Stelle der fast ausschliefslich an den österreichischen Schulen in Gebrauch stehenden, aber gänzlich veralteten Grysar'schen Ausgabe treten. Zugleich lehnt sie sich in der getroffenen Auswahl enge an die Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich vom Jahre 1884 an, welche das 1. 21 und 22. Buch zur Lektüre empfehlen und aufserdem (bei besseren Klassen) die den Verfassungskampf erzählenden Partien der ersten Dekade. Der Text der Bücher I. II. XXI und XXII ist ziemlich unverkürzt gegeben, nur wurden Sachen quae reverentiae pueris debitae repugnant ausgeschlossen. Ebenfalls im Anschlufs an die Instructionen gibt eine knappe Einleitung das Wissenswerte über des Livius Lebensverhältnisse und Schriften. Beigegeben sind vier schön ausgeführte Kärtchen, Italien, Mittelitalien, Rom, die Umgebung Roms. Ein index geographicus und eine Zusammenstellung der Textabweichungen vom Weissenborn'schen Texte beschliefsen die handliche Ausgabe. Das in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattete Buch wird sich rasch in den österreichischen Schulen einbürgern.

W. Fuhrmann, Wegweiser in der Arithmetik, Algebra und niederen Analysis, bestehend in einer geordneten Sammlung von Begriffen, Formeln und Lehrsätzen aus diesen Disziplinen. Leipzig, Teubner. 1886. 62 S. Der Verf. stellt die Begriffe, Lehrsätze und Formeln der Arithmetik, elementaren Algebra und niederen Analysis zusammen. Es soll diese Sammlung dem Schüler bei der Bearbeitung algebraischer Aufgaben in ähnlicher Weise dienen, wie beim Sprachstudium das Lexikon. Das Buch zerfällt in vier Abschnitte: Begriffe; Formeln und Sätze; Fundamentalaufgaben; merkwürdige einfache algebraische Formeln und Determinanten. Ein alphabetisches Verzeichnis der Begriffe und Lehrsätze erleichtert das Aufsuchen. Für den Umfang der Sammlung war der Lehrplan für die preufsischen Realgymnasien mafsgebend. Da unseren Realgymnasien in der Mathematik das gleiche Pensum vorgeschrieben ist, dürfte sich für diese Schulen Fuhrmanns Wegweiser als brauchbares Lehrmittel erweisen.

O. Schlömilch, Lehrbuch der analytischen Geometrie des Raumes. 5. Aufl. Leipzig, Teubner. 1886. Dieses Werk bildet den 2. Teil des Lehrbuches der anal. Geometrie von Fort und Schlömilch, dessen 1. Teil nach dem Tode des Verfassers O. Fort vom Prof. Heger neu herausgegeben wurde. Um eine Übereinstimmung mit den Abänderungen, die Heger im 1. Teil getroffen hat, zu erzielen, hat Schlömilch die Besorgung der neuen Auflage des 2. Teiles auch Herrn Heger überlassen. Diesem Lehrbuch gebührt das Lob, dafs die Darstellung sehr klar und der Lehrstoff in einem solchen Umfange verarbeitet ist, dafs er für künftige Techniker ausreicht. Da dasselbe auf das praktische Bedürfnis besonders Rücksicht nimmt, so sind die neueren Theorien, weil sie in der angewandten Mathematik noch wenig Eingang gefunden haben, nicht behandelt. Auszusetzen ist an diesem guten Lehrbuch nur, dafs den einzelnen Kapiteln keine Übungsaufgaben beigefügt sind.

Müller Hermann, Leitfaden zum Unterrichte in der elementaren Mathematik mit einer Sammlung von Aufgaben. 9. Aufl. München 1886. Lindauer. (Schöpping.) Dieses alte Schulbuch, das früher an fast allen bayerischen Studienanstalten eingeführt war und auch jetzt noch sehr verbreitet ist, hat sich in seiner neuen Auflage wenig verändert, obwohl an

manchen Stellen Verbesserungen, Sichtungen oder Ergänzungen nicht ganz überflüssig gewesen wären, um dem in seiner Art guten und bewährten Lehrbuche ein mehr modernes Gepräge zu geben. Sowohl dem algebraischen, als dem geometrischen Teil ist eine Sammlung von Aufgaben beigefügt, die qualitativ alle Anerkennung verdient, aber quantitativ noch viel zu wünschen übrig läfst, wenn sie, insbesonders in der Algebra, ein eigenes Übungsbuch ersetzen soll. Diese Aufgabensammlung hat auch in der neuen Auflage Verbesserungen erfahren, da manche störende Druckfehler beseitigt, vielen Rechnungsaufgaben die Resultate beigefügt und die Konstruktionsaufgaben vermehrt wurden.

IV. Abteilung.
Miscellen.

Berichtigung.

Der Herausgeber des von Prof. Baldi im ersten Hefte dieses Jahrg. S. 50 besprochenen Goetheschen Götz v. Berlichingen ist L. Bauer, k. Studienlehrer in Regensburg.

Zu Schiefsl's „System der Stilistik."

Herr Realschulrektor Schiefsl hat in dem letzten Heft der „Blätter für das bayerische Realschulwesen" als Entgegnung auf meine Rezension seines „Systems der Stilistik" (s. Blätter für das bayer. Gymnasialschulwesen 1886 S. 453—462) einen „Verteidigung der stilistischen Entwicklungstheorie" betitelten Aufsatz veröffentlicht.

Indem ich dies den Lesern dieser Blätter mitteile, bemerke ich, dafs ich durchaus keine Veranlassung habe, auf Herrn Koll. Schiefsl's Entgegnung zu erwidern. Nur das eine sei erwähnt, dafs ich zur Anzeige des Buches lediglich dadurch veranlafst wurde, dafs mir die Redaktion dieser Blätter das ihr zugestellte Rezensionsexemplar übersandte.

Ob ich das Werk sine ira prüfte und gerecht urteilte, überlasse ich der Entscheidung jener, welche Herrn Schiefsl's Buch selbst gelesen haben. Dafs ich übrigens mit meinem Urteil wenigstens nicht allein stehe, beweist der Rezensent des litter. Centralblattes. (1885 Nr. 13 S. 431.)

Speier. A. Brunner.

Personalnachrichten.

Ernannt: Karl Bauer, Assist. am Realgymnasium in Augsburg z. Stdl. in Neuburg a/D.; Stdl. Friedr. Mayer in Dillingen zum Gym.-Prof. für Mathematik u. Physik daselbst; Reall. Joh. Gretsch zum Stdl. für Arithmetik und Mathematik in Dillingen; Ehrenkanonikus Franz Hacker, Religionslehrer am Wilhelmsgymn. in M. zum Inspektor des k. Zentral-Blinden-Institutes.

Versetzt: Stdl. Dr. Ferdinand Ruefs von Neuburg a/D. an das Ludwigsgymnasium in M.; Dr. Ge. Wolpert, Stdl. am Realgymn. in Augsburg an das Maxgymn. in M.; Alfons Sedlmayr, Stdl. am Maxgymn. in M. an das Realgymn. in Augsburg.

Quiesziert: Dr. Karl Zettel, Gymn.-Prof. am neuen Gymnasium in Regensburg für immer.

Druck von H. Kutzner in München.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Die Unechtheit des IX. Buches der Aristotelischen Tiergeschichte.

(III. Schlufs.)

In der Überzeugung von der Unechtheit des IX. B. werden wir auch dadurch bestärkt, dafs wir darin so viele Wiederholungen aus dem Buche selbst antreffen, wie sie nur ein gedankenloser, geschwätziger, eitler Mann schreiben kann. So wiederholt sich der Satz 609ᵇ 18 οἰκεῖ δ' ὁ ἄνθος παρὰ ποταμὸν καὶ ἕλη, χρόαν δ' ἔχει καλὴν καὶ εὐβίοτος einige Seiten später 615ᵃ 27 βιοτεύει δ' ὁ ἄνθος περὶ τοὺς ποταμούς. ἔχει δὲ τὴν χρόαν καλὴν καὶ ἔστιν εὐβίοτον. Die Worte 610ᵇ 2 ἀγελάζονται (τῶν ἰχθύων) δ' οἱ μὲν κυοῦντες, ἔνιοι δ' ὅταν ἐκτέκωσιν lesen wir nochmals sechs Zeilen später τὰς δ' ἀγέλας ποιοῦνται κατ' ἐνίους καιρούς, ὥσπερ εἴρηται, ὅταν κύωσιν, ἔνια δὲ καὶ ὅταν τέκωσιν. — 611ᵃ 17 schreibt der V. ἡ ἔλαφος ὅταν τέκῃ, ἐσθίει τὸ χόριον πρῶτον und bald darauf 611ᵇ 23 wieder αἱ δὲ θήλειαι τῶν ἐλάφων ὅταν τέκωσιν, εὐθὺς κατεσθίουσι τὸ χόριον, καὶ οὐκ ἔστι λαβεῖν· πρὸ γὰρ τοῦ χαμαὶ βαλεῖν αὐταὶ ἅπτονται· δοκεῖ δὲ τοῦτ' εἶναι φάρμακον. In demselben für das IX. B. überhaupt charakteristischen Kapitel wird die Behauptung 611ᵃ 25 ἀποβάλλουσι δὲ καὶ τὰ κέρατα ἐν τόποις χαλεποῖς καὶ δυσεξευρέτοις . . . ὥσπερ γὰρ τὰ ὅπλα ἀποβεβληκυῖαι φυλάττονται ὁρᾶσθαι verwässert in wirklich ungeschlachter Weise 611ᵇ 8 wiederholt ἀποβάλλουσι δ'ἀνὰ ἕκαστον ἐνιαυτὸν τὰ κέρατα, ἀποβάλλουσι δὲ περὶ τὸν Θαργηλιῶνα μῆνα· ὅταν δ'ἀποβάλωσι, κρύπτουσιν αὑτοὺς τὴν ἡμέραν, ὥσπερ εἴρηται· κρύπτουσι δ'ἐν τοῖς δάσεσιν, εὐλαβούμεναι τὰς μυίας· νέμονται δὲ τὸν χρόνον τοῦτον νύκτωρ. — Dafs der Eichelheher sein Nest aus Haaren und Wolle baue, lesen wir 615ᵇ 21 und gleich wieder 616ᵃ 3. Desgleichen finden wir zweimal, 616ᵇ 1 und 633ᵃ 17, dafs der Wiedehopf nach der Jahreszeit seine Farbe ändere. — 609ᵇ 21 steht τῶν δ'ἐρωδιῶν ἐστὶ

τρία γένη, ὅ τε πέλλος καὶ ὁ λευκὸς καὶ ὁ ἀστερίας καλούμενος· τούτων ὁ πέλλος χαλεπῶς εὐνάζεται καὶ ὀχεύει. Diese Angaben sind wiederholt 616ᵇ 33 τῶν δ'ἐρωδιῶν ὁ μὲν πέλλος, ὥσπερ εἴρηται, ὀχεύει μὲν χαλεπῶς ... τρία γὰρ γένη ἐστὶν αὐτῶν. — Besonders zahlreich sind die Wiederholungen in der Abhandlung über die Bienen (cap. 40), die noch das beste am ganzen Buche ist. So ist die Nahrung der Bienen angegeben 623ᵇ 18 ἔστι γὰρ αὐταῖς καὶ ἄλλη τροφή, ἣν καλοῦσί τινες κήρινθον· ἔστι δὲ τοῦτο ὑποδεέστερον καὶ γλυκύτητα συκώδη ἔχον, κομίζουσι δὲ τοῦτο τοῖς σκέλεσι καθάπερ καὶ τὸν κηρόν und nochmals 626ᵃ 4 τροφῇ δὲ χρῶνται μέλιτι καὶ θέρους καὶ χειμῶνος· τίθενται δὲ καὶ ἄλλην τροφὴν ἐμφερῆ τῷ κηρῷ τὴν σκληρότητα, ἣν ὀνομάζουσί τινες σανδαράκην. Wie wir oben sahen, sind κήρινθος und σανδαράκη identisch. Sodann ist der Satz 624ᵃ 26 οἱ δὲ βασιλεῖς οὐ πέτονται ἔξω ἐὰν μὴ μετὰ ὅλου τοῦ ἑσμοῦ, οὔτ' ἐπὶ βοσκὴν οὔτ' ἄλλως wiederholt 625ᵇ 6 οἱ δὲ βασιλεῖς αὐτοὶ μὲν οὐχ ὁρῶνται ἔξω ἄλλως ἢ μετ' ἀφέσεως. Ferner ist die Ansicht 624ᵇ 24 ἡ δ'ἀρίστη μικρά, στρογγύλη καὶ ποικίλη reproduziert 627ᵃ 12 εἰσὶ δ' αἱ μικραὶ ἐργάτιδες μᾶλλον τῶν μεγάλων, ὥσπερ εἴρηται. Dafs die Arbeitsbienen die Drohnen töten, wird ebenfalls wiederholt im Buch erwähnt, nämlich 625ᵃ 16 ἁλισκόμενοι θνήσκουσιν ὑπὸ τῶν χρηστῶν μελιττῶν, ᵃ25 τοὺς ὑπάρχοντας τῶν κηφήνων ἐκβάλλουσι, καὶ πολλάκις ὁρῶνται ἐν τῷ τεύχει ἀποκαθήμενοι und 626ᵇ 10 καὶ τοὺς κηφῆνας δὲ ἀποκτείνουσιν, ὅταν μηκέτι χωρῇ αὐταῖς ἐργαζομέναις. Der Satz 625ᵇ 17 εἰσὶ δὲ τεταγμέναι ἐφ' ἕκαστον τῶν ἔργων, οἷον αἱ μὲν ἀνθοφοροῦσιν, αἱ δ' ὑδροφοροῦσιν, αἱ δὲ λεαίνουσι καὶ κατορθοῦσι τὰ κηρία kehrt wieder 627ᵃ 20 διῄρηνται δὲ τὰ ἔργα, ὥσπερ εἴρηται πρότερον, καὶ αἱ μὲν τὰ κηρία ἐργάζονται, αἱ δὲ τὸ μέλι, αἱ δ' ἐριθάκην· καὶ αἱ μὲν πλάττουσι κηρία, αἱ δὲ ὕδωρ φέρουσιν εἰς τοὺς κυττάρους καὶ μιγνύουσι τῷ μέλιτι, αἱ δ' ἐπ' ἔργον ἔρχονται. Die Feinde der Bienen werden aufgezählt 626ᵃ 7 ἀδικοῦσι δ' αὐτὰς μάλιστα οἵ τε σφῆκες κτλ. Trotzdem wird 627ᵇ 4 nochmals angehoben πολέμιον δὲ πρόβατον ταῖς μελίτταις, καὶ οἱ σφῆκες, ὥσπερ εἴρηται καὶ πρότερον. Endlich ist auch auf den Satz 626ᵃ 25 διὸ καὶ τὸ περίττωμα πολλάκις ἀφιᾶσιν ἀποπετόμεναι zurückgegriffen 627ᵃ 10 ἀφοδεύουσι δ' αἱ μέλιτται πᾶσαι ἢ ἀποπετόμεναι, ὥσπερ εἴρηται, ἢ εἰς ἓν κηρίον.

Fassen wir nun die Widersprüche, die wechselnden termini, die Wiederholungen, die sich in den Abschnitten über die Bienen und Wespen finden, zusammen, so erkennen wir, dafs der Verfasser über den Stoff, den ihm seine verschiedenen Berichterstatter lieferten, nicht Herr wurde, was auch Sundevall S. 214 und 218 zugibt. Dafs aber ein Mann wie A. dazu nicht im stande gewesen

wäre, müssen wir entschieden in Abrede stellen; noch weniger können wir von A. annehmen, er habe auch die widersprechendsten Berichte nur referiert, ohne eine Entscheidung zu treffen. Andererseits aber zeigen diese Widersprüche und Kopien den gänzlichen Mangel einer Disposition. Und gerade der Mangel einer Disposition, die läppische Art, wie häufig zu neuen Punkten übergegangen und eine zum Thema nicht gehörige Digression veranlafst wird, ist auch ein Kennzeichen der Unechtheit des B. Denn diese Erscheinungen kommen zu häufig vor, als dafs man sie für fremde Einschiebsel halten kann. Sie verraten einen eitlen Vielwisser, der seine Weisheit auch zur Unzeit an den Mann zu bringen sucht. So sehen wir gleich am Anfang des B., wo der Unterschied des männlichen und weiblichen Tiercharakters erörtert und als Beispiel angeführt wird, dafs die lakonischen Hündinnen gelehriger seien als die Hunde, wie durch die letzte Angabe der Verfasser abgelenkt wird zu Bemerkungen über die molossischen Jagd- und Schäferhunde und die durch Kreuzungen von mol. und lak. Hunden erzielten Racen. Dann kehrt er wieder zum Thema zurück, nicht aber ohne schon Gesagtes zu wiederholen, wie es seine Gewohnheit ist. Denn er setzt bei seinen Lesern ein sehr schwaches Gedächtnis voraus. Geradezu rätselhaft ist es, wie auf diesen einleitenden Abschnitt völlig unvermittelt die damit nicht im geringsten zusammenhängende wunderliche Auseinandersetzung über die Feindschaften der Tiere folgt. Und in dieser selbst fehlt wieder ein Übergang zur Aufzählung der einzelnen Beispiele; doch ist vielleicht an dieser Stelle (609^a 4) eine Lücke anzunehmen. Mitten in diesen Beispielen finden wir 609^b 21 eine Einteilung der Reiher in verschiedene Arten, die aber abgebrochen und 616^b 33 wieder aufgenommen wird, 610^a 3 die Bemerkung, dafs die Tiere teils immer, teils unter bestimmten Umständen einander feindlich sind, 610^a 15 eine Reihe von Notizen über die Kämpfe, die Stärke und Gefangennahme der Elefanten. Mit einer kurzen Erörterung über die Feindschaften unter den Fischen wird die Abhandlung beendigt und das 608^b 19 verlassene Thema über die ἤθη der Tiere wieder aufgenommen, d. h. der Charakter verschiedener Tiere wird durch eine Zusammenstellung oft sehr unglaubwürdiger oder lächerlicher Geschichtchen beleuchtet, statt nach Aristotelischer Weise von höheren allgemeinen Gesichtspunkten aus das Ganze zu betrachten. Als Übergang zur Schilderung der einzelnen Tiere dienen einige mit dem sehr beliebten ὥσπερ εἴρηται πρότερον aus der Einleitung des IX. B., die ihrerseits, wie wir sahen, eine Depravation der Einleitung des VIII. B. ist, herübergenommenen Worte. Durch ein

unpassendes γάρ wird das erste Beispiel sozusagen mit den Haaren beigezogen.[1]) Logische Schärfe vermifst man in Sätzen wie 610ᵇ 26 τὰ πρόβατα, ἂν μὴ κινήσῃ ὁ ποιμήν, οὐκ ἐθέλουσιν ἀπιέναι, ἀλλ' ἀπόλλυνται καταλειπόμενα, ἐὰν μὴ ἄρρενας κομίσωσιν οἱ ποιμένες. Dafs mitten unter die Bemerkungen über Schafe und Ziegen eine Notiz über die Stiere eingeschoben wird, lege ich nicht wie Camus und Pikkolos den Abschreibern zur Last, sondern dem Verfasser selbst, bei dem sich die Gedanken vielfach höchst mechanisch aneinander reihen, der so leicht — hier durch die Erinnerung an das Verlaufen der Schafe — von seinem Thema abgeht. Am Ende des 6. Kapitels, das im wesentlichen von den Mitteln handelt, mit denen sich die Tiere gegen Krankheiten und Feinde helfen, lesen wir plötzlich eine nicht damit zusammenhängende Beschreibung des Marders. Erwähnenswert scheint mir auch die Thatsache zu sein, dafs hier im IX. wie vorn im VI. B. der Abhandlung über den Hirsch die über den Bären folgt. Mangel an Disposition weist auch das 7. Kapitel auf. Denn die zweite Hälfte enthält keineswegs die angekündigten μιμήματα τῆς ἀνθρωπίνης ζωῆς oder Spuren von ἀκρίβεια τῆς διανοίας, sondern im wesentlichen Angaben über das Alter und den Aufenthaltsort der Ringeltauben, Turteltauben und anderer Vögel. Das 8. Kapitel knüpft wieder an den Anfang des vorhergehenden Kapitels, an den Nestbau der Schwalbe, an, indem es mit dem Satze anhebt, dafs die schwerfälligen Vögel keine Nester bauen, dann aber verliert es sich in Bemerkungen über die Geschlechtslust der Steinhühner, dafs man frappiert ist, wenn man am Schlufs die übliche Wiederholung liest νεοττεύουσι δ' ἐπὶ τῆς γῆς, ὥσπερ εἴρηται, οἵ τε ὄρτυγες καὶ οἱ πέρδικες. Gleich der folgende Satz ist wieder ein Beleg, dafs der Verfasser seinen Stoff ganz mechanisch zusammenstellte, wenn er sagt: „Einige Vögel, die ihre Nester auf die Erde bauen, setzen sich nicht auf Bäume, dagegen setzt sich der Specht nicht auf die Erde.“ Und nun wird berichtet, wie er sich seine Nahrung verschafft, wie er läuft, sogar in welche Arten sein Geschlecht zerfällt, und dann fortgefahren: „Er nistet auf Bäumen, wie gesagt, und frifst Ameisen und Würmer.“ Nun aber ist nirgends vorher gesagt worden, dafs er auf Bäumen niste, dagegen ist die Nahrung angegeben worden. Eine Versetzung des ὥσπερ εἴρηται etwa hinter βόσκεται δέ kann die Wiederholung nicht erträglicher machen. Erst am Schlufs wird auf das angekündigte Thema Rücksicht genommen und erwähnt, wie einmal ein gezähmter Specht τὴν τῆς διανοίας ἀκρίβειαν verriet. Und da-

---

[1]) τε vor γάρ ist ganz unerklärlich. Welches καί soll dieser Partikel entsprechen?

rauf wird auseinandergesetzt, dafs auch in bezug auf die Kraniche viel Kluges vorkommt, (so lautet der ungeschickte Ausdruck φρόνιμα δὲ πολλὰ καὶ περὶ τὰς γεράνους δοκεῖ συμβαίνειν), dann die Klugheit des Pelekan erwähnt. Das 11. Kapitel beginnt wieder mit einer neuen Ankündigung: Die Wohnungen der wilden Vögel sind nach ihrer Lebensweise und nach der Wohlfahrt der Jungen eingerichtet; die einen sorgen für ihre Nachkommen, die andern nicht, die einen sind geschickt in der Beschaffung ihres Lebensunterhalts, die andern nicht. Die nun folgenden ohne jeden Zusammenhang stehenden Bemerkungen über allerlei Vögel nehmen zum teil nicht einmal auf diese naive Ankündigung Rücksicht, auf die ἤθη, von denen doch das Buch handeln soll, fast gar nie, man müfste es denn z. B. als Klugheit auslegen, dafs die Vögel mit Schwimmfüssen am Wasser leben, dafs die Vögel, die am Tag nicht sehen, bei Nacht jagen. Dagegen werden manche Partien teils aus dem Buch selbst, teils aus früheren oft wörtlich wiederholt, auch wenn sie gar nicht in den Zusammenhang passen, hieher nicht gehörige Klassifikationen vorgeführt, so bei Reiher, Amsel, Drossel, Dohle, Lerche, Ibis, Ohreule, Adler, Habicht und der ganze Traktat mit etlichen spafsigen Märlein gewürzt. Doch es fehlt nicht blofs ein innerer Zusammenhang in dem Notizenkonglomerat, sondern es ist nicht einmal der rein äufserliche Zusammenhang der Exzerpte berücksichtigt, wie folgende Stellen darthun. 616ᵇ 7 νεοττεύει δὲ καὶ οὗτος (scl. μελαγκόρυφος) ἐν τοῖς δένδρεσιν. Der Verfasser hat aber von keinem der vorher erwähnten Vögel (ἔποψ, αἰγίθαλος) gesagt, dafs sie in Bäumen nisten. Doch da sie in der That da nisten und der Verfasser diese Kenntnis bei seinen Lesern voraussetzen konnte, wollen wir auf diese Stelle weniger Gewicht legen. Anders verhält sich die Sache in dem späteren Satz ᵇ26 οἰκεῖ καὶ οὗτος (scl. αἰγωλιός) πέτρας καὶ σπήλυγγας, denn keiner der vorher genannten Vögel lebt in Felsen und Höhlen. Unter demselben Gesichtspunkt sind die Stellen aufzufassen 617ᵇ 8: der Vogel πάρδαλος ist μέγεθος παραπλήσιος ἐκείνοις, wozu Schneider IV 125 bemerkt: pronomen ἐκείνοις suspectum habeo, cum tam diversae magnitudinis aves antea descriptae fuerint. Sed eadem nota apponenda est etiam in collurione verbis istis (ᵇ10) τὸ μέγεθος ταὐτὸ τοῖς πρότερον. Die Abhandlung über die Adlerarten wird unterbrochen durch die nicht hieher gehörigen Bemerkungen über einen gar wunderlichen skythischen Vogel, über Eulen und Nachtraben. Mit der Geierart φήνη, welche die herausgeworfenen Adlerjungen aufnimmt, ergibt sich in höchst bequemer Weise ein Übergang zum verlassenen Thema. Den Abschlufs endlich dieser Erörterung über die Vögel bildet eine Notiz über die Wölfe, die am mäotischen See den Menschen Fische

erbeuten helfen; diese Notiz aber wurde durch die Bemerkung über die Falken als Jagdgefährten der Thracier beim Vogelfang provoziert. Im folgenden Abschnitt über die Fische stören wieder die Bemerkungen über ἀνθίας und κοχλίας (620^b 33—621^a 1) den Zusammenhang. Im Satz 621^a16 συστρέφονται δέ καὶ ἅμιαι ist καί ohne Sinn, da die vorher genannten Tiere sich nicht scharen. Ganz und gar störend sind auch die weitläufigen Angaben über die Fische im Euripos von Pyrrha (621^b12—28), und von den Erörterungen über die Weichtiere bezieht sich die zweite gröfsere Hälfte nicht auf geistige Eigenschaften, sondern auf körperliche, auf Alter und Stärke. Der Schlufs des Abschnittes vollends zeigt die gröbste Nachlässigkeit in der Disposition. Nach der abschliefsenden Phrase nämlich περὶ μὲν οὖν τῶν μαλακίων τοῦτον ἔχει τὸν τρόπον wird vier Zeilen später 622^b 5 fortgefahren: ἔστι δὲ καὶ ὁ ναυτίλος πολύπους. Zudem wäre die nachdrückliche Hervorhebung für A. deshalb ganz unerklärlich, weil er den Nautilos Ζιδ 525^a 20 ff. ohne weiters zu den Weichtieren und zwar zur Klasse der Polypen rechnet. Eher polemisiert der Verfasser gegen die Ansicht derer, die den Nautilos nicht zu den Polypen rechnen, eine Ansicht, die Athenäus VII 371 f. (frag. 316 im index Ar.) fälschlich auch dem A. zuschreibt: ὁ δὲ ναυτίλος καλούμενος, φησὶν Ἀριστοτέλης, πολύπους μὲν οὐκ ἔστιν, ἐμφερὴς δὲ κατὰ τὰς πλεκτάνας κτλ. Übrigens enthält diese Stelle im ganzen denselben Inhalt wie 622^b 5 ff, aber in durchaus verschiedenen Ausdrücken. — Auch im Abschnitt über die Insekten treffen wir Arteinteilungen (622^b 27), die A., wenn er sie angeben wollte, doch schon im V. B. cap. 27 hätte angeben müssen. Eigentümlich sind dem Buche auch die mehrfachen Notizen, dafs der oder jener Stoff ein gutes Heilmittel sei, conf. 611^b 26, 612^b 16, 624^a 16, 627^a 3 auch 630^a 7. A. aber sagt von sich selbst (z. B. μτ 463^a 6), dafs er zu den μὴ τεχνίταις in der Heilkunde gehöre.

Dem Urteile B.-Saint Hilaire's, besonders die Abhandlung über die Bienen könne nur von A. herstammen, kann ich nach all diesen Erörterungen natürlich nicht beipflichten. Wohl enthält sie sehr viel völlig zutreffendes Detail, das nur ein praktischer Bienenvater weifs. Aber konnte sich dieses Material nicht auch ein anderer Mann verschaffen? Und die Verwertung, Gruppierung dieses Stoffes, die völlig kritiklose (conf. 624^a 18, 27, 29) Hinnahme der von den ungenannten Gewährsmännern erhaltenen Notizen, die Widersprüche im Abschnitt selbst und mit Aristotelischen Stellen u. s. w. zwingt uns auf einen andern Autor zu schliefsen als auf den Philosophen. Die ganze Abhandlung, „cette grande étude“, wie sie jener nennt, ist nur ein Flickwerk, dessen Teile in der Regel, besonders gegen das Ende, nicht zusammenhangen, von ungehörigen

Notizen unterbrochen, gegen Ende mit dem fürs IX. B. ebenso wie φασί und λέγεται bezeichnenden ὥσπερ εἴρηται mehrfach wiederholt werden. Erwähnt sei noch, dafs die am Anfang des Kap. 40 genannten Seirenarten späterhin einer Besprechung nicht unterzogen werden. Nach der Abhandlung über die Insekten verbreitet sich der Schriftsteller über den Charakter einiger Säugetiere, des Löwen, Thos etc. Wenn ein vernünftiger Plan im ganzen Buch wäre, würde sicherlich diese Partie an cap. 5 und 6, die ebenfalls auf die Charaktereigentümlichkeiten der wilden Tiere eingehen, angeschlossen worden sein. Dazu ist es ganz unbegreiflich, dafs erst jetzt am Schlusse des Werks die Arten der Löwen genannt und beschrieben werden. Geradezu fehlerhaft ist der Übergang zur Beschreibung des rätselhaften θῶς (φιλάνθρωποι δ' εἰσὶ καὶ οἱ θῶες, da vom Löwen diese Eigenschaft nicht angegeben, sondern nur gesagt wurde, dafs er gesättigt (μὴ πεινῶν καὶ (!) βεβρωκώς) sehr sanftmütig ist. Auch bei diesem Tiere wird erst jetzt eine Einteilung in Arten erwähnt. Nach einer von Wiederholungen und sonderbaren Geschichtchen nicht freien Besprechung des Auerochsen, Elefanten, Kamels, Delphins redet der Verfasser von den durch Anomalien im Geschlechtsleben, besonders durch Verschneidung, bewirkten Veränderungen der Tiere. Der letztere Punkt ist mit einer Genauigkeit vorgetragen, als wenn er von einem Fachmann für Fachmänner geschrieben wäre. Die Darstellung ist durchaus unwissenschaftlich. Daran reihen sich völlig ungeordnete Notizen über das Wiederkäuen, über die Tiere, die zum Erbrechen oder zum Durchfall geneigt sind, über Veränderungen der Vögel nach den Jahreszeiten, über Verwandlungen der Vögel, die mit einem längeren Citat aus Aischylos abgeschlossen werden. Schon dieses lange Citat wäre verdächtig, denn A. war bekanntlich, was wir aus seinen Schriften, bes. der Rhetorik, sehen, kein Freund von langen Citaten. Zum Schlufs werden — man traut kaum seinen Augen — die Vögel nochmals in Klassen eingeteilt, nämlich in solche, die sich im Staub wälzen, in solche, die sich baden, in solche, die keines von beiden oder beides thun; beigefügt ist noch, dafs einige Vögel Töne von sich geben (ἀποψοφοῦσιν). Also eine Reihe abgerissener, unwissenschaftlicher Bemerkungen bildet den überaus matten Abschlufs. Sie machen den Eindruck, als ob die Abhandlung im Sande verliefe und die Fähigkeit des Verfassers, weitere Notizen zusammenzutragen, erschöpft sei.

Sollte jemand von diesen Ausführungen noch nicht überzeugt sein, so sei er auf einen neuen Gesichtspunkt hingewiesen. Zu den Gründen nämlich, die uns — nicht in letzter Linie — zur Athetese des Buches drängen, gehören auch die vielen Wörter,

die bei A. gar nicht, oder in anderer Form oder in anderem Sinn vorkommen. Wären es nur einige Dutzende solcher Wörter, so würde ich darüber keine Silbe verlieren. Sie belaufen sich aber auf Hunderte, so dafs man sie nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Sie fielen auch Lobeck, dem feinen Kenner der griechischen Sprache, auf, der zu Phrynichus p. 354 bemerkt: Βιωτικός primum offenditur apud Aristot. H. An. X. (so!) 16. 434. (Bekker 616ᵇ 27) hoc est in ea parte libri, quae plurima continet affectata et inusitate posita, non illa vulgari significatione, sed pro βιομήχανος s. εὐβίοτος. Es treten vor allem viele neue Tiernamen in diesem B. auf. Jeder Leser aber würde eher erwarten, dafs in dem Buch, in dem über die ἤθη der Tiere gehandelt werden soll, nur die früher nach ihren körperlichen Eigenschaften betrachteten Tiere genannt würden. Es mufs um so mehr befremden, wenn, was oft der Fall ist, über die ἤθη der jetzt erst genannten Tiere nichts angeführt wird. Namen solcher bei A. nicht vorkommender Tiere sind: 1. Die Vögel ποικιλίς, ὄρχιλος, πρέσβυς, πυραλλίς, λιβυός, βρένθος, ἅρπη, τύπανος, χάλαρις, κίρκος, αἰγυπιός, χλωρεύς, χλωρίων, σίττη (an der 2. Stelle des IX. B. erhält sie erst den Zusatz ἡ καλουμένη σ.), σχοινίων, λαεδός, πίφιγξ, σκολόπαξ, der vielleicht mit dem später genannten ἀσκαλώπας identisch ist, κύμινδις, ὕβρις, πτύγξ, der fabelhafte Zimmtvogel (τὸ κιννάμωμον ὄρνεον), αἴγιθος, ἐλέα, γνάφαλος, κέρθιος, φὼϋξ, λαιός, τριχάς, ἰλιάς, κύανος, μαλακοκρανεύς, πάρδαλος, κολλυρίων, ἀείσκωψ (was der nie verlegene Külb mit „Immerohreule" übersetzt), die Dohlenarten κορακίας und βωμολόχος, dann ἀτταγήν, ἶβις, κόψελος, αἰγοθήλας, die anderwärts besprochenen zahlreichen Adler- und Habichtarten, endlich φοινίκουρος und οἰνάνθη; 2. die Fische βῶξ (frag. 283, worin er noch erwähnt wird, ist nicht echt[1]) ἐλεγῖνος, σφύραινα, ἰουλίς, φωλίς; 3. die Spinnenart λύκος; 4. die Hymenopteren τενθρηδών, σειρήν, βομβύλιος (vielleicht identisch mit dem 555ᵃ 13 genannten βομβύκιον; Sundevall S. 216 nimmt dies als sicher an); endlich δαμάλης und die ἵπποι Νισαῖοι (cfr. Herod. 3, 106; 7, 40; 9, 20).

Sodann kommen viele Namen von Tieren, bes. Vögeln vor, die A. in andern Formen geläufig sind. Auch diese Erscheinung deutet auf einen nichtaristotelischen Ursprung des B. hin, da verschiedene Bezeichnungen einer Sache in weitaus den meisten Fällen nicht einem Individuum, sondern verschiedenen Zeiten oder Gegenden angehören. So gebraucht A. statt φάλαγξ, wie vornehmlich aus der zu 609ᵃ 5 benutzten Stelle des V. B. 552ᵇ 27 er-

[1]) Vergl. E. Heitz, die verl. Schriften des A. S. 225.

hellt, stets φαλάγγιον. Die nur im IX. B. vorkommenden Vögel κορυδών und πίπρα sind nach den Erklärern identisch mit den in den andern Büchern genannten κόρυδος und πιπώ. Im IX. B lesen wir φρῦνος, bei A. φρύνη (nur 530[b] 34 hat A[a] φρύνοις). Nur in diesem B. finden wir den κωλωτής, der dasselbe Tier ist wie der in den andern Büchern erwähnte ἀσκαλαβώτης. Da letzterer auch zweimal im IX. B. genannt wird, so hat dessen Verfasser ihn entweder für ein vom κ. verschiedenes Tier gehalten oder er hat — was wahrscheinlicher ist — seine Gewährsmänner gedankenlos ausgeschrieben. Nur im IX. B. 616[b] 5 heifst der Straufs ὁ ἐν Λιβύῃ στρουθός. A. nennt ihn stets (658[a] 13; 695[a] 17; 697[b] 14) ὁ στρουθὸς ὁ Λιβυκός, einmal 749[b] 17 στρουθὸς ὁ Λιβυκός. Nur im IX. B. findet sich ausser κόρυδος noch die Form κορύδαλος als Bezeichnung der Lerche. Weder aus den dem A. zugeschriebenen noch aus andern (bei Schneider IV 128 und Lob. Phryn. 338 erwähnten) Stellen kann ein Unterschied in der Bedeutung der beiden Wörter gefolgert werden. Im Gegenteil, wenn ein Unterschied existierte, so wäre keine Stelle einladender gewesen als 617[b] 20, wo die Arten der κορύδαλοι beschrieben werden, die Bedeutung von κόρυδος anzugeben, was aber nicht geschieht. Es ist also auch Grund vorhanden, Phrynichos nicht zu glauben, der zu κορύδαλος bemerkt, die attische Form sei κόρυδος. Und diese Form gebrauchte auch A., während der Verfasser des IX. B. je nach seinen Vorlagen bald κόρυδος bald κορύδαλος schrieb. — Der Selachier βάτραχος (der Seeteufel) hat, obwohl er sehr häufig von A. genannt wird, nie den Zusatz, den wir nur im IX. B. 620[b] 12 treffen, ὁ ἁλιεὺς καλούμενος. Ebenso erhält κηφήν (die Drohne) nur im IX. B. den Zusatz ὁ ἐν ταῖς μελίτταις; der Verfasser des IX. B. scheint also noch ein anderes Insekt unter dem Namen verstanden zu haben. Desgleichen ist nur an dieser Stelle der Wespe das Epitheton ὁ ἐπέτειος gegeben.

Ferner weist das IX. B. auch eine Reihe von Wörtern auf, die bei A. eine andere Bedeutung haben als dort. So kommt εὐαπάτητος sonst und auch bei A. (περὶ ἐνυπν. 460[b] 8 und 461[b] 7) in der Bedeutung leicht zu täuschen vor, im IX. B. 608[b] 12 mufs das Wort leicht täuschend heifsen; sonst würde es keinen Gegensatz bilden zu den Worten (608[b] 3 τὰ δ' ἄρρενα ... ἁπλούστερα καὶ ἧττον ἐπίβουλα) und den andern den Weibchen zugeschriebenen Eigenschaften (608[b] 1 κακουργότερα καὶ ἧττον ἁπλᾶ, 608[b] 12 ψευδέστερον) widersprechen. — μνημονικός bedeutet sonst mit gutem Gedächtnis begabt, hier dagegen (608[b] 13) nachträgerisch, welchen Begriff A. (rhet. 1381[b] 4; eth. nik. 1125[a] 3) mit μνησίκακος ausdrückt. — δραπέτης hat im 504. Ar. Fragment

(1560^b 34) wie gewöhnlich die Bedeutung entlaufener Sklave, dagegen heifst es im IX. B. 615^a 18 flüchtig, scheu. — ἀσινής entspricht sonst und auch A. 1150^a 4 unserem Adjektiv unschädlich, im IX. B. 617^a 3 bedeutet es, wie der Gegensatz χαλεπῶς beweist, leicht. Dafs κακός auch bei A. die Bedeutung dumm habe wie 610^b 24, ist mir nicht glaublich. — ἀμήχανος findet sich meines Wissens bei A. immer in der Bedeutung aufserordentlich grofs, nur im IX. B. 614^b 34 hat es den Sinn ungeschickt. — πτερύγιον bedeutet sonst Flosse, einmal an der von A. W. verdächtigten Stelle Ζιθ 597^b 22 Federbüschel. Nur im IX. B. 615^b 30 ist es gleich πτέρυξ i. e. Flügel.[1]) — ξενικός 616^b 18 scheint mir wie δραπέτης die bei A. nicht nachzuweisende Bedeutung argwöhnisch, scheu zu haben; so würde die Schwierigkeit der Stelle am leichtesten gelöst. An der ungewöhnlichen Bedeutung darf man bei diesem Schriftsteller keinen Anstofs nehmen; er gebraucht auch andere Wörter in einem aufsergewöhnlichen Sinn, so ist ihm βιωτικός (616^b 27), wie wir sahen, zweifellos synonym mit εὔβιοτος, 617^b 3 steht στόμα, wo man nach den Epitheten entschieden ῥύγχος erwartete, und auch 611^a 1 wünscht man für οἰκία eher σταθμός (Schafhürde). — ζεφύριος ist bei A. synonym mit ὑπηνέμιος (conf. Ζγγ 749^b 1 Ζιζ 560^a 6), nicht aber bedeutet es wie im IX. B. 618^a 7 den Westwind; den bezeichnet er mit ζέφυρος. — 618^b 30 wird dem Schwarzadler zu den vielen andern Eigenschaften — die Häufung ganz heterogener Beiwörter ist eine Spezialität des IX. B. — auch das Epitheton ἄφθονος = neidlos gegeben; diese Bedeutung aber hat bei A. das Wort nur als Adverb. — μοιχεύειν findet sich, von Tieren angewendet, nur IX 619^a 10. Die hier vorgetragene Meinung, dafs von allen Vögeln nur der γνήσιος ἀετός seine Race rein und unvermischt erhalten habe, ist freilich noch origineller. — In der Bedeutung Tierpaar treffen wir ζεῦγος IX. 619^a 30, sonst nirgends im corpus Aristot. Ebenso findet sich τρόπος in der Bedeutung Vorrichtung, Organ wie 620^b 20 bei A. nicht. — συντηκτικός hat bei A. aktiven, im IX. B. 622^a 15 aber passiven Sinn. — Ob ἱκανῶς gleichbedeutend mit σφόδρα bei A. vorkommt, wie 624^a 15, erscheint mir zweifelhaft, wohl aber ist es so gebraucht in den unechten Physiogn. 807^b 26. — βρύον ist bei A. Moos, IX 624^a 34 bedeutet es Blütenkätzchen. — νεοττεύειν gebraucht A. stets von Vögeln, 624^b 11 wird es in unpassender Weise von den Arbeitsbienen angewendet. — τὰ ἥμερα hat im Arist. corpus nur 624^b 28 die Be-

[1]) Ζπ 714^a 11, wo es nach dem Index auch diese Bedeutung haben soll, heifst es Flosse (pinna), und so übersetzt es auch der von Bekker und Bussemaker approbierte N. Leonicus Thomaeus.

deutung kultiviertes Land. Als Gegensatz aber zum folgenden τὰ ὀρεινά liefse der Sprachgebrauch des A. dafür τὰ πεδινά erwarten. — μόσχος bedeutet bei A. Kalb, nur 626^{b} 32 heifst es etwas ganz anders, am wahrscheinlichsten junger Bienenstock. — Das Krähen des Hahnes bezeichnet A. mit ᾄδειν oder φθέγγεσθαι, nur im IX. B. (631^{b} 9, 16, 28) liest man dafür κοκκύζειν. — Den Kamm eines Vogels nennt A. λόφος (z. B. 486^{b} 13; 504^{b} 9); wieder nur im IX. B. 631^{b} 10 und 28 findet sich dafür κάλλαιον.[1]) καπρία entspricht bei A. (Ζιζ 572^{a} 21 und 573^{b} 2) dem mucus vaginae, im IX. B. 632^{a} 21 aber bedeutet es Eierstock. — δασύς und δασύνεσθαι beziehen sich bei A. fast ausnahmslos auf Haare, von dicht belaubten Stellen im Walde angewendet erscheinen die Wörter nur im IX. B. 611^{b} 11 und 632^{b} 22. — οἰνάνθη bezeichnet im V. B. (549^{b} 33) eine Pflanze, im IX. dagegen (633^{a} 15) einen Vogel. Hier mag noch angefügt werden, dafs Giftmischerin VI 577^{a} 13 mit φαρμακίς, IX 616^{b} 23 dagegen mit φαρμάκεια ausgedrückt ist.

Die übrigen Wörter dieses Buches, die sich bei A. nicht finden, können wir in vier Klassen bringen. Es sind 1. zusammengesetzte Substantive, 2. zusammengesetzte Adjektive, 3. zusammengesetzte Verba, 4. sonstige Wörter. Die grofse Zahl der zusammengesetzten Wörter deutet an, dafs der Verfasser des Buches mindestens ein Menschenalter nach A. lebte. Viele der betreffenden Wörter gehören ganz der poetischen Diktion, wie das folgende Verzeichnis, das auf absolute Vollständigkeit keinen anspruch machen will, bestätigen wird. Beispiele der ersten Art sind: σκηνοπηγία, συναγανάκτησις, εἴσδυσις, ἁλοσάχνη, συναύξησις, συνύφεια, ἐμπύημα, πισσόκηρος, ἀφεσμός, ἀποφυγή, ἔκβρωμα, ἐξαγωγεύς, ἀμφικύπελλον, ἀνεπιστημοσύνη, ζωοφαγία, ἐπίδεσμος, ἡμίχοος, περίβολος, προκόμιον, κατακολυμβητής (A. sagt κολυμβητής), ἀναστροφή (Rückkehr) und einige unten aufgeführte Pflanzennamen. Zur zweiten Klasse gehören: εὔθικτος, εὐθήμων, εὐμήχανος, εὐάλωτος, εὔβιος, εὐβίοτος (nur von Vögeln gebraucht), εὐήλιος, εὐπρεπής, εὔφημος, εὐκρυφής, εὔσκοπος (628^{a} 11 doch vermute ich hier εὐσκεπής als die richtige Lesart); δυσεξεύρετος, δυσθήρατος; κακοπέτης, κακόποτμος, κακόβιος, κακόχροος, κακόπτερος; πολύιδρις, πολύτεκνος; φιλόστοργος, φιλοπαίγμων, ἀρίδακρυς, μεμψίμοιρος, ὁμοιοβίοτος (A. gebraucht Ζμ 662^{b} 15 ὁμοιόβιος), μεγαλόπους, φοινικόρυγχος, ὠκυβόλος, ὀξύπεινος, ὀξυλαβής, χθαμαλοπτήτης, μετεωρόθηρος, μελαγχρώς, οὐλότριχος (A. sagt οὐλόθριξ), εὐθύτριχος (A. sagt εὐθύθριξ), ὑγροκοίλιος, εὐρυστήθης,

---

[1]) περὶ χρωμάτων 799^{b} 14 mufs aufser Anschlag bleiben, da diese Schrift nach Prantl nicht echt ist und an der fraglichen Stelle keine sichere Lesart bietet.

δειπνοφόρος, ᾠοφόρος, ὀφθαλμοβόρος, ἰξοβόρος, ὀρνιθοθήρας, ὀρνιθοφάγος, θριποφάγος, ἀγκιστροφάγος, βιομήχανος, νυκτινόμος, ὑλονόμος, κυνόδηκτος, χαμαιτύπος, χονδρότυπος (A. gebraucht sehr häufig χονδρώδης, während χονδρότυπος (617^b 2) nach Schneider in der ganzen Gräcität sich nicht mehr nachweisen läfst.), τετράθυρος, ἑπτάκλινος, θολώδης (620^b 16 an einer Stelle, wo man nicht das Adjektiv trüb, sondern schlammig erwartet; übrigens sagt A. θολερός.) σκυτώδης, συκώδης, φαρμακώδης, θορυβώδης, ἐριώδης, κομμιώδης; ἀμενηνός, ἀμφίστομος, ἀπορρώξ, διαρκής, ἐκβλητικός, ἔξωχρος, ἔγκεντρος, ἐνόρχης, ἔπαγρος, ἐπάργεμος, ἐπισκεπής, ἐπιστρεφής, κατάστεγος, παραποτάμιος, πρόσριζος, συνοφρύς, ὑποπόρφυρος, ὑπόχλωρος, ὑποβολιμαῖος dazu das Adv. ἀναμίξ. In die dritte Klasse sind einzureihen: εὐμελιττεῖν, φιλοχωρεῖν, ὑλοκοπεῖν, ἰχθυοφαγεῖν, ὀψοφαγεῖν, κυνηγεῖν (mit dem Subj. Adler.), μελιττουργεῖν, ἀνθοφορεῖν, ὑδροφορεῖν, τεκνοτροφεῖν, ἀνθολογεῖσθαι, σκευωρεῖσθαι; ἀνταράττειν, (A. wendet in diesem Sinn ταράττειν an wie Ζῳθ 592^a 6), ἀναπλάττειν, ἀναστέλλειν, ἀνιχνεύειν; ἀντεκτρέφειν, ἀντιφρίττειν, ἀντιμηχανᾶσθαι; ἀπογυμνάζειν, ἀπερύκειν, ἀποψήχειν, ἀποφοιτεῖν, ἀφοδεύειν, ἀπομαλακίζεσθαι, ἀποπειρᾶσθαι; διακυλινδεῖν, διαχρίειν; εἰσπτύειν, εἰσπέτασθαι, εἰσπέτεσθαι, εἰστρέπεσθαι, ἐγκαθεύδειν; ἐκροφεῖν, ἐξατονεῖν, ἐκδιώκειν; ἐπιξύειν, ἐπικορίζειν, ἐπισυρίττειν, ἐπιδινεῖν, ἐπαΐσσειν, ἐπιγιγνώσκειν, ἐπικαταλαμβάνειν; κατασιγάζειν, καταδιώκειν, καθαμμίζειν, καθελκοῦν, καταγηράσκειν, καταπλάττειν, καταχρίειν, κατελεεῖν; μεταμείβειν, μεταθεῖν, παροχεύεσθαι; περινεῖν; προνεύειν, προδεικνύναι (621^b 34; A. gebraucht in diesem Sinne προΐεσθαι), προκυλινδεῖσθαι; προσάλλεσθαι, προσαναβαίνειν, προσαφοδεύειν, προςστέλλειν; συγκαταπλέκειν, συγγενᾶν, συσπειρᾶν; ὑπεράλλεσθαι; ὑποκάπτειν, ὑπονεῖν.

Endlich von den nicht zusammengesetzten Wörtern, die sich nur im IX. B. finden, sind zu nennen a) die Substantive: λόχμη, ἤρυγγον, παατταλίας, ἀμυντήρ, λήιον τοῦ σίτου (Saat auf dem Felde heifst bei A. nur σῖτος, so περὶ ζ. γεν. 750^a 25), ἀχύρωσις, παλεύτρια, λοχεία, κονίστρα, χαράδρα, χηραμός, κρημνός, κοίτη, στρῶμα, οἰστός (einmal auch in den unechten Probl.), σπήλυγξ, ῥητίνη, ἕρκος, κυψελίς, βῆσσα, ἄγκος, γαμψότης, πυγαῖον, ῥαβδίον, σπογγεύς und σπογγιά (einmal auch in den unechten Probl.), μυγμός, σκυμνίον (A. sagt σκύμνος), κελύφιον (A. sagt κέλυφος), φωλεός (A. gebraucht dafür θαλάμη), ἀτραπός, κηφήνιον, μελίττιον, ὀροφή (A. sagt ὄροφος), μίτος, τύμμα, ἀλοιφή, βοσκή (A. gebraucht νομή), τεῦχος, μελισσεύς, σίμβλος, κυψέλιον, λοπάς, σφηκία, σφηκωνεύς, ῥῆγμα, χοῦς (χόος), κόφινος (ein böotisches Mafs. A. aber hält sich an makedonische oder allgemeiner angewendete Mafse wie μέδιμνος, μετρητής, μάρις, κοτύλη, χούς), τενθρήνιον,

δελφινίσκος, καμηλίτης, ὄρεγμα, σειρά, σείριος und die Pflanzen παρδαλιαγχές, σύμφυτον, σέσελις, δίκταμνον, πικρίς, ἀτρακτυλλίς, μελίλωτον, ἀσφόδελος, φλέως, σπάρτον, ὤχρος, ἕρπυλλον; b) die Adjektive πολεμιστήριος, στέριφος (A. dafür am häufigsten ἄγονος), βιωτικός, πληκτικός, λιγυρός (einmal noch in der zweifelh. Schrift περὶ ἀκουστῶν), χῆρος, στεγνός, βλακικός, ἤπιος (auch in der unechten Schrift περὶ κόσμου.), ἀκανθηρός, ἐργατικός, ἐργάτης, ἐργάτις, λαγαρός, κεντρωτός, στερκτικός, παρῶος, θηλυδρίας, ἐμετικός (auch in den Probl.) ψαρός, κονιστικός, λινοῦς, λούστης, dazu die Adv. ἐσχάτως, ῥύβδην, βάδην; c) die Verba: εὐνάζεσθαι (vom Reiher gebraucht), μωροῦσθαι, ἠλιάζεσθαι, ὀπωρίζειν, ἑλμινθιᾶν, ἀγριαίνειν, ἀριχᾶσθαι, καλινδεῖσθαι, ἁλμυρίζειν, λοχεύεσθαι, μινυρίζειν, λάσκειν, γαμφοῦν, ἀμύττειν, αὐλίζεσθαι (vom Adler gebr.), ῥαβδεύεσθαι, ἐρύκειν, ᾄττειν, κυματίζειν, ναυτίλλεσθαι, στημονίζεσθαι, ὑδρεύεσθαι, πωμάζειν, ἑλκοῦν, κοκκύζειν, βύειν, παταγεῖν, θαυμαστοῦν.

Mit syntaktischen und stilistischen Einzelheiten, die mir nicht Aristotelisch erscheinen, will ich den Leser nicht behelligen, da in diesen Dingen dem subjektiven Ermessen ein zu weiter Spielraum gegeben ist und kaum jemand gerade durch derartige Gründe erst zur Athetese des B. gedrängt wird, wenn er nicht schon durch das früher Gesagte umgestimmt worden ist. Doch kann ich es mir nicht versagen hinzuweisen, wie schleppend und weitschweifig manche Ausdrücke sind, so die Anfangsworte τὰ ἤθη ἐστὶν ἔνδηλα κατὰ τὴν αἴσθησιν, die häufige Umschreibung eines Verbums durch ein Nomen mit ποιεῖν oder ποιεῖσθαι wie ποιεῖν δῆλον, π. ἕλκη, αὐτὸν φανερόν, π. τὴν δῆξιν; ποιεῖσθαι τὴν ζωήν, π. ἐπιμέλειαν, π. τροφήν, π. τὰς διατριβάς, π. τὰς ἀποφυγάς, π. ἔμετον (A. sagt 594ᵃ 29 ἀνεμεῖν.), π. τὰς οἰκήσεις, π. τὴν θήραν, π. τὴν ἀναφοράν, π. τὴν κοίτην καὶ τὴν ἀπόθεσιν, π. τὴν πορείαν, π. τὴν ἀναπνοήν. Im Satz 621ᵃ 15 ἁλίσκονται περὶ ἐνίους τόπους ἐν ῥοώδεσι καὶ βαθέσι τόποις ist das letzte Wort unerträglich; A. hätte es weggelassen, wie 568ᵃ 26, ᵇ 24 zeigen. Im Satz 622ᵃ 1 σηπία θηρεύει τοῖς μακροῖς τοῖς ἀποτείνουσιν nehmen A. W. mit Recht an dem letzten Ausdruck anstofs; A. hätte πλεκτάναις beigesetzt oder kurzweg προβοσκίσιν gesagt (cfr. Ζιθ 523ᵇ 29, Ζμδ 685ᵇ 2). 622ᵃ 16 lesen wir σημεῖον δ' ἐστίν, wozu Schneider IV 178 bemerkt: quod nunquam Noster nec reliqui Graeci scriptores in hac dictione addunt.[1]) Im IX. B. aber findet sich gar manches, wornach man in der ganzen Gräcität vergebens suchen dürfte. Für nicht Aristotelisch halte ich auch mit A. W. den Ausdruck 627ᵃ 3 τὸ μέλι ἀγαθόν

[1]) Übrigens ist dieser Ausdruck nicht einmal so unerhört. Ähnlich wenigstens liest man in der Nikom. Eth. 1142ᵃ 11: σημεῖον δ' ἐστὶ τοῦ εἰρημένου καὶ διότι κτλ.

ἐστι πρὸς ὀφθαλμούς, die ungeschlachte Zusammenstellung 628ª 28 οὐδὲ γῆρας οὔτε μήτρας οὔτε τῶν ἀγρίων σφηκῶν οὐδείς πω ὦπται ἑωρακώς, den unerträglichen Satz 628ᵇ 12 τροφῇ χρῶνται τὴν πλείστην ἀπὸ ζωοφαγίας. Wegen ihrer Häufigkeit sind mir auch die Ausdrücke verdächtig 617ª 15 τὸ μέγεθος μικρῷ ἐλάττων, 25 τὸ μέγεθος μείζων μικρῷ, ᵇ2 τὸ μέγεθος ἐλάττων μικρῷ, 618ᵇ 3 τὸ μέγεθος μικρῷ μείζων, 32 μεγέθει μέγιστος etc. etc. Sicherlich bewegte sich A. nicht in solchen Wiederholungen wie 620ᵇ 19—23: „Der Zitterroche betäubt die Fische, deren er sich bemächtigen will, fängt sie, nährt sich von ihnen. Er verbirgt sich im Sand, fängt die heranschwimmenden Fische, die er beim Herannahen betäubt hat." Ferner wird in diesem B. einem Tiernamen sehr häufig der Ausdruck ὁ καλούμενος beigefügt, z. B. ὁ πρέσβυς κ., ὁ κ. τύπανος, ὁ ἀστερίας κ., ἡ κ. φώϋξ, ὁ κ. αἰγοθήλας. Diese Thatsache ist nun an und für sich irrelevant, denn die Redeweise ist dem A. nicht fremd. Nun aber kommt häufig der Fall vor, dafs ein Tier, das A. in den echten Büchern schlechtweg mit seinem Namen nennt, im IX. B. in dieser Weise eingeführt wird. Da unser Buch, wie aus den Citaten hervorgeht, nach den andern abgefafst ist, so läfst sich auch diese Erscheinung nur dadurch erklären, dafs der Verfasser des IX. B. ein anderer ist als A. So wird die Schildviper 607ª 21 schlechtweg mit ἀσπίς bezeichnet, 612ª 16 aber mit ὁ ὄφις ἡ ἀ. κ.; der Regenpfeifer 593ᵇ 15 mit χαραδριός, 615ª 1 aber mit ὁ κ. χ.; die Sumpfmeise 592ᵇ 22 mit μελαγκόρυφος, 616ᵇ 4 mit ὁ μ. κ.; der Grünling 592ᵇ 17 mit χλωρίς, 615ᵇ 32 und 618ª 11 mit ἡ κ. χ.; eine Adlerart 563ᵇ 6 einfach mit πύγαργος, 618ᵇ 18 mit ὁ κ. π.; der Seeadler 593ᵇ 23 mit ἁλιαίετος, 619ª 4 mit ὁ κ. ἁ.; der graue Geier 563ª 27 und 592ᵇ 5 mit φήνη, so auch 619ª 13 und erst 619ᵇ 23 mit ἡ κ. φ.; die Meernesseln 548ª 23 mit κνῖδαι, 621ª 11 mit αἱ κ. κ.; ähnlich die Fuchshaie 565ᵇ 1 und 566ª 31 mit ἀλώπεκες, 621ª 12 mit αἱ ὀνομαζόμεναι ἀ.; die Meise 592ᵇ 17 mit αἰγιθαλός, so auch 616ᵇ 3, erst 626ª 8 mit οἱ αἰ. κ. τὰ ὄρνεα.

Aufgefallen ist mir auch, dafs gerade in diesem Buch wiederholt Tiere mit mehreren Namen belegt werden. Mit überflüssiger Gelehrsamkeit aber zu prahlen, ist nicht Sache des Philosophen. So werden 615ª 17 für den Zaunkönig gar drei Namen (τροχίλος, πρέσβυς, βασιλεύς) angegeben. Aufserdem sind zu beachten die Stellen 618ª 31 οἱ ἄποδες, οὓς καλοῦσί τινες κυψέλους; 618ᵇ 18 ὁ καλούμενος πύγαργος, ἔνιοι δὲ καλοῦσι νεβροφόνον αὐτόν; ᵇ 23 ἕτερον δὲ γένος ἀετοῦ ἐστίν, ὃ πλάγγος καλεῖται, ἐπικαλεῖται δὲ νηττοφόνος καὶ μορφνός· οὗ καὶ Ὅμηρος μέμνηται ἐν τῇ τοῦ Πριάμου ἐξόδῳ (So weitläufig citiert, um dies nebenbei zu bemerken, A. nicht).

^{b}28 ἕτερος καλεῖται μελανάετος καὶ λαγωφόνος. ^{b}32 ἕτερον γένος περκνόπτερος . . . ὀρειπέλαργος καλεῖται καὶ ὑπάετος. Bekanntlich kommt von all diesen Adlernamen in den echten Büchern nur πύγαργος vor; die schwarze Adlerart wird 563^{b} 6 nur οἱ μέλανες genannt.

Endlich sei noch bemerkt, dafs unser Anonymus für den Akkusativ der Beziehung eine Vorliebe hat und ihn auch da anwendet, wo er nicht pafst. Cfr. τὴν χρόαν καὶ τὴν φωνὴν φαῦλος, τὸ ἦθος ἀσθενής, τὴν διάνοιαν εὐβίοτος, τὸ μέγεθος βραχύς, τὴν διάνοιαν εὔθικτος καὶ εὐθήμων; vom Vogel κρέξ wird gesagt, er sei τὸ μὲν ἦθος μάχιμος, τὴν δὲ διάνοιαν εὐμήχανος πρὸς τὸν βίον. (A. gebraucht 663^{a} 13 μάχιμος allein, ohne τὸ ἦθος). Über die viel verrufene Nachlässigkeit der Aristotelischen Diktion scheinen mir doch noch hinauszugehen Sätze wie 610^{b}22 τὸ τῶν προβάτων ἦθός ἐστιν εὔηθες; ^{b}31 ἐγκαθεύδειν δὲ ψυχρότεραι ὄϊες αἰγῶν, 611^{a} 9 τῶν δ' ἵππων αἱ σύννομοι, ὅταν ἡ ἑτέρα ἀπόληται, ἐκτρέφουσι τὰ πωλία ἀλλήλων; 615^{b} 27 ἡ δ' ἰδέα τοῦ ὄρνιθος τῶν πτερῶν ἐστὶ τὰ μὲν ὑποκάτω ὠχρόν, τὰ δ' ἐπάνω ὥσπερ τῆς ἀλκυόνος κυάνεον, τὰ δ' ἐπ' ἄκρων τῶν πτερυγίων ἐρυθρά (die echten Aristotelischen Schriften haben meines Wissens stets die kontrahierten Formen der Stoff oder Farbe bezeichnenden Adjektive auf εος.) u. s. w. Für den Ausdruck bei Tag gebraucht A. nicht wie wir IX 611^{b} 10 lesen, τὴν ἡμέραν, sondern meines Wissens μεθ' ἡμέραν, τῆς ἡμέρας, καθ' ἡμέραν. Ferner läfst A., soweit ich weifs, beim Akk. der Beziehung τὸ μέγεθος nie den Artikel weg (vergl. 592^{b} 3 ἔστι δ' ὁ τριόρχης τὸ μέγεθος ὅσον ἰκτῖνος und die zahlreichen folgenden Stellen), dagegen trifft man im IX. B. 615^{b} 6 ὁ κύμινδίς ἐστι μέγεθος ὅσον ἱέραξ; 617^{b} 8 ὁ πάρδαλος μέγεθος παραπλήσιος ἐκείνοις; 618^{b} 27 ἕτερος δὲ μέλας τὴν χρόαν καὶ μέγεθος ἐλάχιστος. Im corpus Arist. findet sich βόσκεσθαι von Vögeln gebraucht nur im IX. B. (614^{b} 11 und 616^{b} 8), nur hier (619^{a} 16) die Zeitbestimmung μέχρι ἀγορᾶς πληθυούσης, nur hier (620^{b} 33) der Aorist ἑωράθην, während A. (1260^{b} 32 und 369^{b} 7) ὤφθην sagt u. s. w. Ob Aoriste wie 623^{a} 15 ἀπήνεγκεν, ἐξεχύλισε, welche die Raschheit der Handlungen bezeichnen sollen (Scaliger p. 1104), Aristotelisch sind, ist mir zum mindesten zweifelhaft. Was ich hier noch anführen könnte, dafs A. z. B. καταδύνειν und λυμαίνεσθαι nicht mit dem Genetiv konstruiert wie IX 622^{b} 14 und 623^{a} 20 u. drgl., übergehe ich, weil ich solchen Dingen keine Bedeutung beilege. Wichtiger scheint es mir zu sein, dafs Ph. Weber in seiner letzten Schrift (die Absichtssätze bei A. Progr. v. Speier 1885.) wider Wissen und Willen für unsere Ansicht Zeugnis ablegt. So schreibt er S. 6 und 7: „Für das parataktische μή

können wir nur vier Beispiele anführen . . . Diesen 4 Stellen mit parataktischem μή stehen 104 Stellen mit Hypotaxe (46 ἵνα μή etc. etc.) gegenüber. Daraus ergibt sich der Satz: A. hat im vollständigen Finalsatz die Parataxe so gut wie ganz aufgegeben." Von diesen 4 Stellen nun sind 2 auch nach Weber unecht, nämlich Rhet. ad. Al. 1421^{a} 4 und Oec. 1349^{a} 18. Die dritte Stelle Probl. 962^{b} 25 (διὸ εὐλαβούμεθα πταρεῖν, μὴ κωλύσωμεν ὡρμημένον) hält zwar Weber, sich auf die veraltete Ansicht K. H. Weise's berufend, für echt, während man jetzt die Autorschaft des A. nur in sehr beschränkter Weise annimmt.[1]) Und übrigens gibt auch Weber zu, „dafs das Verbum εὐλαβεῖσθαι bei Setzung des blofs parataktischen μή zugleich eingewirkt haben mag." Als 4. Stelle bleibt übrig unser IX. B. 621^{b} 23. Daraus folgt, dafs Weber in dem gesperrt gedruckten Satz die Beschränkung „so gut wie ganz" hätte weglassen sollen. — S. 22 sagt Weber: Der Gebrauch der unreinen Finalpartikel im vollständigen Absichtssatze ist bei A. auf fünf einzelne Fälle mit ὅπως ἄν eingeschränkt." Es sind dies de animal. histor. IX. 623^{a} 26 und 625^{a} 12, in den unechten Mor. m. p. 1198^{b} 14 und in dem kaum echten[2]) Bruchstück de aud. p. 802^{b} 18 und 803^{a}24. Zu dieser Aufstellung fügen wir die bescheidene Bemerkung: Es ist schwerlich zufällig, dafs A. in keiner seiner unzweifelhaft echten Schriften ὅπως ἄν verwendet, dafs dagegen diese Konstruktion wiederholt im IX. B. angetroffen wird. Weiterhin schreibt Weber S. 25: „Wir erhalten für Konjunktiv und Optativ in Absichtssätzen nach Nebenzeiten das Verhältnis 41 : 1." Da nun merkwürdigerweise dieser eine Optativ sich wieder im IX. B. 614^{b} 14 findet, so können wir noch getroster als Weber sagen: A. setzt nach Nebenzeiten nur den Konjunktiv.

Am Schlufs der Abhandlung müssen wir noch kurz dem Einwand begegnen, der gegen unsere Ansicht aus der Thatsache erhoben werden kann, dafs Antigonos von Karystos, Athenäus und andere Kompilatoren das IX. B. als echt citieren. Schwer würde dieser Einwand wiegen, wenn genannte Schriftsteller auf besondere Glaubwürdigkeit anspruch machen könnten. Wie wenig aber das Zeugnis dieser Sorte von Schriftstellern wert ist, sieht man u. a. daraus, dafs sie auch die θαυμάσια ἀκούσματα mit all ihren Lächerlichkeiten, eine Schrift, die heutzutage niemand als Aristotelisch

---

[1]) Vergl. Zeller, Phil. der Gr. II^{b} 100, ein Buch, das Weber p. 4 hätte nennen sollen. Heitz, Gesch. der gr. L. II, 2, 309.

[2]) Zeller a. a. O. pag. 95. Heitz a. a. O. II, 2, 307.

anerkennt, unbedingt dem A. beilegen.[1]) Noch weniger Glauben verdient bekanntlich der Katalog des Diogenes von Laerte, der (102) neun Bücher περὶ ζῴων aufzählt. Die Aufbewahrung der Arist. Schriften im übelberüchtigten Keller zu Skepsis, die nicht über jeden Zweifel erhabenen Verdienste um dieselben von Seiten eines Apellikon, Andronikos, Tyrannion hangen mit unserem Thema nicht zusammen, da ja schon vor diesen das IX. B. als Aristotelisch bekannt war, wie abgesehen von Antigonos aus der Epitome des Aristophanes von Byzanz und dem Katalog des Diogenes von Laerte hervorgeht, der den im 3. Jahrh. v. Ch. lebenden Hermippos von Smyrna kopiert.[2]) Über die Frage aber, wie dieses B. unter die Aristotelischen kam, können wir uns nur in Vermutungen ergehen. Nicht fern scheint die Annahme zu liegen, Neleus von Skepsis habe, als er Aristotelische Schriften an die Alexandriner Bibliothek verkaufte (Ath. I 3 a), aufser andern unechten auch das IX. B. darunter gemischt, entweder weil er diese Schülerarbeit für ein Werk des Meisters ansah, oder in der Absicht, einen höheren Preis bei dem Handel zu erzielen. Behutsam ging man überhaupt in Alexandrien bei neuen Erwerbungen nicht zu Werke. Wahrscheinlicher ist aber die Fälschung erst in Alexandrien vorgenommen worden; wir wissen ja, dafs man hier, um die Pergamener zu überbieten, vor Fälschungen nicht zurückschreckte.

Wer aber das IX. B. verfafste, können wir so wenig eruieren wie von den andern pseudarist. Schriften. Ein Peripatetiker mit mehr Wissen als Geist war es jedenfalls. Denn da die Schüler des A. den Meister nicht im Scharfsinn, nicht in der Tiefe der Gedanken nachzuahmen vermochten, suchten viele es ihm wenigstens in seiner Vielseitigkeit, in seiner πολυϊστορία gleichzuthun, wobei es ihnen vorzüglich darauf ankam, durch absonderliche Wundergeschichten und nie gehörte Neuigkeiten ihre leichtgläubigen Leser in Staunen zu versetzen. Nach dem Inhalt des B. zu urteilen, sind manche Abschnitte aus den Büchern Theophrasts περὶ τῶν λεγομένων φθονεῖν, περὶ τῶν μεταβαλλόντων τὰς χρόας, περὶ ζῴων φρονήσεως καὶ ἤθους, vielleicht auch aus einem der andern von Rose (A. P. p. 327) erwähnten Theophrastischen Bücher, die ja auch dem A. zugeschrieben wurden, direkt oder indirekt geflossen.

Aus der Art und Weise aber, wie Antigonos, wohl der erste uns bekannte Schriftsteller, der das IX. B. als Aristotelisch anführt, dasselbe benutzt, können wir schliefsen, dafs es ihm nicht als in-

---

[1]) Andere Beispiele bei Rose A. P. p. 279. Nach R. gibt Antig. überhaupt die zool. Schriften des Theophrast und anderer Peripat. für Aristotel. aus.

[2]) Heitz a. a. O. II, 2, 258. Zeller a. a. O. S. 146, 150.

härierender Bestandteil der Tiergeschichte, sondern als besondere Schrift vorlag. Denn er nennt es eine συναγωγή und nimmt ausschliefslich daraus § XXVII bis LX, nur § LVI ist dem VI. Buch entnommen; dagegen erscheinen die Exzerpte aus den andern Büchern in buntem Durcheinander. Wie aber das Exzerpt aus dem VI. Buch unter die Exzerpte aus dem IX. kam, können wir uns so erklären. Antigonos war mit § LV an das Ende des IX. B. (631ª 8 ff.) gekommen. Er sieht sich nun anderswo nach Beute um und greift zum VI. B. (580ª 14.)[1]) Nun erinnert er sich, dafs er aus dem Anfang des IX. B. (609ª 8 ff.) noch einiges verwerten könne und holt dies § LVII—LX nach. Auch das ist beachtenswert, dafs nur diese Exzerpte aus dem IX. B. von Antigonos mit einer Einleitung begonnen und einem Schlufswort beendigt werden. Auch nach Athenäus scheint es eine Sonderstellung einzunehmen; wenigstens citiert er es zweimal ἐν τῷ περὶ τῶν ζῴων ἠθῶν (Vergl. E. Heitz, verl. Sch. S. 226). Der Umstand aber, dafs das IX. B. eine selbständige Stellung einnahm, d. h. eine eigene Schrift war, dient sicherlich nicht dazu, Zweifel an seiner Authenticität zu beseitigen, sondern vielmehr die aus obiger Untersuchung gewonnene Ansicht zu bestärken. Der Verfasser desselben war nicht „der Vater der Zoologie", sondern ein kritikloser Sammler curieuser Nachrichten vom Schlag der Paradoxographen.

Würzburg. L. Dittmeyer.

Nachdichtungen zu Horaz.

I.

Od. IV 7.

Winters Schnee ist all zerflossen
Vor des Lenzes mächt'gem Hauch,
Frisches Grün beginnt zu sprossen
Auf der Flur, auf Baum und Strauch.
Ihr Gewand will Erde tauschen,
Nicht mehr wild die Flüsse rauschen.

---

[1]) Dieses Exzerpt aus dem VI. B. kann uns ein Beispiel sein, wie Antigonos die Arist. Werke malträtierte. Arist. sagt λέγεται δέ τις περὶ τοῦ τόκου λόγος πρὸς μῦθον συνάπτων· φασὶ γὰρ πάντας τοὺς λύκους ἐν δώδεχ' ἡμέραις τοῦ ἐνιαυτοῦ τίκτειν. τούτου δὲ τὴν αἰτίαν ἐν μύθῳ λέγουσιν, ὅτι ἐν τοσαύταις ἡμέραις τὴν Λητὼ παρεκόμισαν ἐξ Ὑπερβορέων εἰς Δῆλον, λύκαιναν φαινομένην διὰ τὸν τῆς Ἥρας φόβον. εἰ δ' ἐστὶν ὁ χρόνος οὗτος τῆς κυήσεως ἢ ἀεί ἐστιν, οὐδέν πω συνῶπται μέχρι γε τοῦ νῦν, ἀλλ' ἢ ὅτι λέγεται μόνον. οὐκ ἀληθὲς δὲ φαίνεται ὄν. ὃν οὐδὲ τὸ κτλ. Daraus macht Ant. durch unverschämte Verdrehung: Περὶ δὲ τοῦ τόκου τῶν λύκων μυθικόν τι τελείως διέρχεται (Ἀριστοτέλης) καὶ ὅμοιός ἐστι καὶ τῷ συνειδότι. φησὶν γὰρ αὐτοὺς ἅπαντας ἐν δεκαδύο ⟨ἡμέραις⟩ τοῦ ἐνιαυτοῦ τίκτειν, εἶναι δὲ τούτου αἴτιον, ὡς ὁ λόγος, ὅτι ἐν ιβ' ἡμέραις τὴν Λητὼ παρεκόμισαν ἐξ Ὑπερβορέων εἰς Δῆλον λύκαιναν φαινομένην.

Mit den Nymphen schlingt den Reigen
Schon der Grazien Schwesterschar,
Nackten Leibs, mit zartem Neigen —
Doch nicht ewig! — mahnt das Jahr,
Mahnt die Zeit mit eh'rnem Munde,
Raubend jede frohe Stunde.

Winter weicht dem Zephyrwinde,
Diesen scheucht des Sommers Glut,
Doch nur, dafs ihn überwinde
Bald der Herbst, der all sein Gut,
Früchte reichlich schüttet nieder,
Und dann — kommt der Winter wieder.

Den Verlust am Himmel heilet
Schnellen Wechsels stets der Mond.
Aber dort, wo Ancus weilet
Und Aeneas frommgewohnt,
Sowie Tullus auch, der reiche,
Sind wir Schattenbilder bleiche.

Weifst Du, ob die Götter geben
Auch das Morgen zu dem Heut?
Alles schwindet hier im Leben.
Doch, was Du zu Deiner Freud'
Selbst Dir gönnst, wirst Du entwenden
Deines Erben gier'gen Händen.

Bist Du dort hinabgekommen
Von der Erde Schein und Glück,
Hast Du Minos' Spruch vernommen —
Nichts mehr ruft Dich dann zurück:
Redegabe nicht und Adel
Noch ein Sinn, der ohne Tadel.

Nicht aus Todesfinsternissen
Löst Diana Hippolyt,
Ihn, den Keuschen, soll sie missen.
Den Pirithous, der stritt
Oft zur Seit' ihm, führet nimmer
Theseus zu des Tages Schimmer.

Zweibrücken. J. Herzer.

II. Abteilung.

Recensionen.

H. Nohl, M. T. Ciceronis orationes selectae. Vol. III: de imperio Cn. Pompei, in L. Catilinam orationes IV. Lipsiae. Freytag, 1886. XVI und 65 s.

Nohl hat hier dasselbe konservative Verfahren eingehalten, das er unter allgemeiner Zustimmung in pro S. Roscio Amerino sowie in Divinatio in Q. Caecilium und in Verrem IV, V befolgt hat.

Für die Rede de imperio Cn. Pompei betrachtet er als die besten Handschriften einen Turiner Palimpsest, der aber nur § 40—43 enthält und die von Guilelmus verglichenen, jetzt verschollenen Coloniensis und Werdensis, besonders da der Coloniensis (= C) an einer Stelle § 43 mit dem Palimpsest übereinstimme. Allein wenn man vergleicht § 21 studio atque odio inflammata C, alle anderen studio inflammata, § 24 eorum, qui se ex ipsius regno collegerant, nur C eorum opera, qui ad eum ex ipsius regno concesserant, wo Nohl selbst (nach Baiter) beisetzt: „aperta interpolatione,“ § 46 quod Cretensium legati, nur C quod communi Cretensium legati, weshalb Nohl sogar communi consilio schrieb, vgl. dagegen: se omnes Cretensium civitates; dedere velle dixerunt § 66, wo C allein hat: qui ab ornamentis fanorum atque oppidorum, eine offenbare Randbemerkung eines aufmerksamen Lesers aus § 40 und § 65: so scheint C an Wert hinter dem Erfurtensis und Vaticanus, ja hinter dem Tegernseensis zu stehen. Dazu kommt der Umstand, dafs er allein an einigen Stellen Partikeln eingesetzt hat, die nur dem Bedürfnisse der Schule dienen, während sie der Mann nicht vermifst, wie § 16 quo tandem igitur. Nohl gestaltet sonst, wo von C nichts bekannt ist, den Text nach EV, wie auch die neueste Ausgabe von C. F. W. Müller; Halm hatte T. bevorzugt. Die Verschiedenheit der Wortstellung macht den Hauptunterschied der beiden Klassen aus. T, der die Rede nur von § 46 extr. an enthält, wird ergänzt durch einen Hildesheimer codex S. Godehardi s. XI/XII nach W. Meyer (nach Nohl s. XIII), der vielleicht aus T abgeschrieben wurde, als dessen quaternio XIV (nicht XIII, wie Nohl sagt) mit dem Schlusse der XIV. philippischen Rede und dem ersten Teil der Pompeiana noch nicht verloren war. Ob aber jener direkt aus T stammt, läfst sich erst entscheiden, wenn man beider Lesarten ausführlich vor sich hat. So hat z. B. § 53 T capiebat und n nebst der bekannten Abkürzung von ur (von erster Hand?) übergeschrieben, der Hildesheimer hat nach Müller praef. XX capiebant, ferner hat T § 56 existimant, § 63 eius statt eiusdem, § 61 fehlt et concelebrandam u. a., während von H nichts erwähnt wird. Nohl, der die Handschrift verglich, hätte die Sachlage in dem im Buchhandel noch nicht erschienenen (April 1886), in der Einleitung angeführten Artikel (Hermes XXI) klar stellen können. Abgesehen von der Wortstellung sind in anderen Dingen die Lesarten von E V und T oft gleich gut oder schlecht. Doch mufs man der einen Klasse konsequent sich anschliefsen, wie es von Nohl mit Recht geschehen ist. Noch auffälliger kann die Verschiedenheit der Wortstellung in den Handschriften der Katilinarischen

Reden beobachtet werden. Es hat hier Nohl drei Klassen angenommen. Aber die Übereinstimmung in der Wortstellung, wie sie sich in der zweiten und dritten Klasse gegenüber der ersten zeigt, beweist, dafs nur von zwei die Rede sein kann. Man vergleiche I, 1 horum omnium α, omnium horum βγ, 2 fortes viri α, viri fortes βγ, 9 in qua urbe vivimus? quam rempublicam habemus? α, quam rempublicam habemus? in qua urbe vivimus βγ, 14 proximis Idibus tibi impendere α. impendere tibi proximis Idibus βγ u. a. Es wäre interessant, denselben Umstand auch in anderen Reden Ciceros zu verfolgen.

Nohl folgt mit Recht wie Müller vorzugsweise α und im ganzen konsequenter als Müller, doch vergleiche III, 16 neque manus neque lingua, III. 25 Quirites u. a. Es gilt jedoch für diese Handschriften dasselbe Urteil, wie über die der Pompeiana: es sind lauter durchkorrigierte und interpolierte Recensionen, deren Verderbnis wohl auf die Rhetorenschulen der Kaiserzeit zurückgeht.

Was nun einzelne Lesarten anlangt, so schreibt Nohl in der Pompeiana § 15 wie Müller nach Pluygers: pecuaria relinquitur für das handschriftliche pecora relinquentur oder relinquntur (pecua Servius?). Allein pecuaria hat an den zwei Stellen bei Cicero, wo es sonst noch vorkommt, Quinct. 12, Cluent. 198, res bei sich; da die Handschriften ferner den Plural bieten, ist die Stelle noch nicht sicher geheilt. — § 18 est igitur humanitatis vestrae magnum numerum eorum civium calamitate prohibere vermutet Nohl vestrorum für eorum. Allein es scheint unter eorum ein Adjektiv zu stecken, das dem vorhergehenden homines gnavi et industrii entspricht, wie sapientiae videre multorum civium calamitatem a republica seiunctam esse non posse auf den Anfang des Abschnittes zurückgeht. — Die folgende Stelle: etenim illud primum parvi refert nos publicanis amissa (amissis codd.) vectigalia postea victoria recuperare läfst Nohl unangetastet, während Müller unwahrscheinlich omissis schreibt. Es scheint bisher nicht beachtet worden zu sein, dafs recuperare nicht bedeutet: für einen andern etwas wieder erwerben, sondern die Beziehung auf den Handelnden selbst geht. Deshalb kann nos publicanis — recuperare nicht richtig sein. Mit der Ausmerzung von publicanis ist auch nichts geholfen, da ja der Staat, dem die Pachtsumme im voraus gezahlt werden mufs, keine Einbufse erleidet. Cicero begegnet einem Einwand auf seine Behauptung, der Bankerott der grofsen Kapitalisten ziehe auch den Staat in Mitleidenschaft, diese könnten ja nach dem sicher zu erwartenden Siege ihren jetzigen Verlust durch neue Pachtung der Staatsgefälle wieder einbringen; deshalb seien keine aufsergewöhnlichen Mafsregeln und keine Eile nötig. Cicero erachtet das für nicht stichhaltig; denn sie könnten die Pachtsumme nicht im voraus erlegen, weil sie selbst keine Mittel haben und andere aus Furcht vor einem gleichen Schicksale sich nicht dazu herbeilassen. Diesem Sinne entspräche (vgl. § 15 f.) allerdings mit gewaltsamer Änderung; posse publicanos amissa vectigalia postea victoria recuperare. — § 21 hat Nohl ohne Not und Konsequenz mit T satis opinor hoc esse laudis aufgenommen statt haec, d. h. die vorigen Worte der Anerkennung. — § 24 Mithridates autem et suam manum iam confirmarat et eorum, qui se ex ipsius regno collegerant, et magnis adventiciis auxiliis multorum regum et nationum iuvabatur. Der Redner hebt dreifach die jetzige günstige Lage des Mithridates hervor, er habe seine Truppen, die er in Armenien hatte, verstärkt; dann werde er unterstützt durch seine Parteigänger in Pontus selbst, die sich erhoben, und endlich durch den Zuzug anderer Stämme, die durch das Vordringen der römischen Herrschaft auch sich für gefährdet hielten. Es scheint

also ein Substantiv nach eorum ausgefallen zu sein. — Mit Recht ist dagegen § 28 mixtum ex civitatibus atque ex bellicosissimis nationibus als Interpolation ausgeschieden. Der Redner will hier durch pathetisches Aufzählen der Kriegsthaten des Pompejus den Zuhörer sozusagen erdrücken. Auch die rhetorische Konzinnität spricht gegen den Zusatz. Damit fallen natürlich die vielen wenig glücklichen Konjekturen zu dieser Stelle. — Warum dagegen § 44 in summa ubertate mit C geschrieben wurde, statt ex, nachdem ex summa inopia vorhergeht, ist nicht zu ersehen. — § 68 hat Nohl richtig quare videte ut („wie gut") — respondere posse videamur; vgl. Draeger, H. S. II.² 483.

In den schon von Alters her vielgelesenen, also auch viel versuchten Katilinarischen Reden ist auffallend I, 3: nam illa nimis antiqua praetereo, quod C. Servilius Ahala Sp. Maelium novis rebus studentem manu sua occidit. Darauf ist allerdings kein Gewicht zu legen, dafs die besseren Handschriften quodque statt quod C. haben; denn que wird häufig mit Q und G oder C verwechselt. Aber Cicero erwähnt nur ein Beispiel nach illa nimis antiqua. Auch wird der Redner in der Hitze des Augenblicks, wo es galt durch ein naheliegendes, treffendes Beispiel zu wirken, kaum ein so fernes Ereignis schleppend gegeben oder gar, wie Richter annimmt, um den Plural zu erklären, mehrere angeführt haben; vgl. § 29. Von einer praeteritio kann an dieser erregten Stelle keine Rede sein. Dagegen war für einen Leser Gelegenheit, sein antiquarisches Wissen aus Cat. M. 56, Mil. 8, 83 u. a. zu verwerten. Ebenso schleppend und verdächtig ist § 26: quibus te brevi tempore confectum esse senties, wie auch Nohl annimmt. Dagegen hat Nohl, wie es scheint mit Unrecht, beibehalten I. 15 vero (vgl. p. 23.13, 27.25), § 16 extr. hoc. (vgl. p. 28.29), § 33 omnium, da das selbstverständlich ist und doch nur boni cives darunter zu denken sind. — II. 19 hält Müller: maximam multitudinem für unecht, während Nohl nach IV. 15 maximam adesse multitudinem schreibt. Es verbietet hier das emphatisch wiederholte magnus: magnos animos — magnam concordiam — magnas praeterea copias die Zerreissung durch maximam adesse multitudinem; ferner kann die Volksmenge nicht eigens betont werden, da die Gesamtheit der boni cives diese Eigenschaften besitzen. Dagegen erscheint richtig II. 5 mallem secum suos milites eduxisset, das wohl nicht Glossem aus secum suas copias eduxisset sein kann. Hier wird die geringe militärische Brauchbarkeit dieser Leute ironisiert, um den Zuhörern ein Lächeln abzugewinnen und alle Furcht zu benehmen. Ebenso ist vielleicht beizubehalten mit Müller II. 9: qui se non intimum Catilinae esse fateatur, 10 reos iam pridem deseruit; zu § 11: non patiar ad perniciem civitatis manere vergleiche man die folgenden Worte; ein weiteres Umsichgreifen hält Cicero nach den von ihm getroffenen Mafsregeln nicht für möglich. Auffallend ist endlich die Zerreissung der kurzen Sätze § 17: quem, quia, quod semper volui, murus interest, non timeo.

In III. 4 sind die von W. Meyer angezweifelten Worte: cum litteris mandatisque vor eodemque itinere gestellt und in der Einleitung p. IX nach Plut. Cic. 18 begründet. Daraus folgt aber, dafs die überlieferte Wortstellung richtig ist. Die Gesandten hatten mündliche und schriftliche Aufträge an ihren Staat und zugleich an Katilina, zu dem sie der Hinweg führte; sie sollten ihre Reiterei nach Italien bringen und mit Katilina vereinigen; da mufsten sie sich doch vorher mit dem Haupte der Verschwörung auf grund der in Rom getroffenen Verabredung verständigen. Plutarch drückt bestimmt zwei Absätze der einzelnen (vgl. § 10 orare, ut item illi facerent, quae sibi eorum legati recepissent) Briefe aus καὶ

γράμματα μὲν αὐτοῖς πρὸς τὴν ἐκεῖ βουλήν, γράμματα δὲ πρὸς Κατιλίναν ἔδοσαν, τῇ μὲν ὑπισχνούμενοι τὴν ἐλευθερίαν, τὸν δὲ Κατιλίναν παρακαλοῦντες ἐλευθερώσαντα τοὺς δούλους ἐπὶ τὴν Ῥώμην ἐλαύνειν. Nachrichten, die sich auf die Vorgänge in der Hauptstadt selbst und die Mafsregeln der Verschworenen bezogen, hatte Volturcius zu bringen. Da also diese andere Dinge betrafen, konnte Cicero nicht atque huic quoque sagen, wie Nohl meint. § 6 ist wohl Mulvium mit Halm sowie Allobrogum unecht, ferner § 9 datas (iusiurandum et litteras) mit Müller vorzuziehen; in der Urhandschrift war die Endung durch einen Strich bezeichnet. Dafs § 17: coniuratio manifesto inventa atque deprehensa est richtig ist, zeigt § 16: captos iam et comprehensos, § 21 illustrata et patefacta, sowie Cluent. 43: scelus manifesto compertum atque deprehensum. Der Redner glaubt nicht oft und breit genug die unumstöfsliche Richtigkeit des Vernommenen versichern zu können.

Druckfehler stofsen nur wenige auf und lassen sich leicht verbessern, wie p. 41. 16 se statt sed, 63. 13 raeterea. Die Lesarten der Haupthandschriften sind nicht immer genau verzeichnet, so § 36 quanta felicitate H; doch kann man hierin eine Vollständigkeit von dem Herausgeber einer Schulausgabe nicht verlangen.

München. C. Hammer.

Vergils Gedichte. Erklärt von Th. Ladewig. III. Bändchen: Äneide Buch VII—XII. 8. Aufl. von C. Schaper. Berlin (Weidm.) 1886. 291 S. ℳ 2.25.

Der Text dieser neuen Auflage ist fast unverändert geblieben. IX 123 liest S. obstipuere animi Rutuli st. animis ('im Herzen erschraken die Rutuler') unter Berufung auf einen von mir gemachten Vorschlag cf. animi miseratus (VI 332). — X 857 lautet jetzt: quamquam vis alto volnere tarda est st. tardat (tardet). Ist dies die ursprüngliche Lesart gewesen, so würde sich allerdings das Schwanken der Handschriften zwischen tardat und tardet leicht erklären. — Die Anmerkungen sind, und zwar fast durchgängig zum Vorteil des Buchs, erheblich gekürzt worden. Abgesehen von zahlreichen, rein redaktionellen Änderungen ist da und dort Unrichtiges verbessert, falsch Zitiertes berichtigt und das aus den Scholien Entnommene nach der Ausgabe von Thilo-Hagen sorgfältig revidiert worden. Die nicht eben zahlreichen Zusätze schlagen hauptsächlich in das grammatische Gebiet ein; wie früher, liefert der Anhang die genaueren Nachweise über die in den letzten Jahren erschienenen einschlägigen Arbeiten. Neue Beiträge zur Sacherklärung haben z. B. VIII 505 zu coronam und 664 zu lanigeros apices erhalten. Gegenüber den verschiedenen Auffassungen der Worte pater Romanus IX 449 erklärt S. im Anhang zutreffend: 'An pater Romanus als Bezeichnung des höchsten Gottes ist ebensowenig Anstofs zu nehmen als an Romana Juno Cic. de nat. d. I, 30, 82 . . . Auf Augustus können die Worte wegen des Gedankens, auf die röm. Bürger wegen des Ausdrucks nicht bezogen werden.' — Was die Verweisungen betrifft, so sollten dieselben nach meiner Meinung eher beschränkt als vermehrt werden; namentlich sollten Zitate aus den Buk. und Georg. und andern Schriften, die der Schüler nicht besitzt, wegfallen. Aus dem gleichen Grund dürfte es sich empfehlen, die bisher dem I. Bändchen vorgedruckte 'Einleitung' künftig im Separatabdruck erscheinen zu lassen. Statt der vielen, aus Ladewigs (cf. 5. Aufl. p. III f.) Bestreben „den Schülern zu zeigen, wie

vielfach V. den Sprachschatz vermehrt hat" hervorgegangenen Bemerkungen wünschte man häufiger eine Anleitung zu einem passenden deutschen Ausdruck zu finden. Für nicht gelungen halte ich folgende neu eingefügte Übersetzungen. VII 307 'die Lapithen und Calydon, die für welches Verbrechen so schwer büfsten?' Das Relativum neben dem Interrogativum widerspricht dem deutschen Sprachgefühl. VII 320 ignis iugalis 'ein Brand durch die Ehe'; Brosin besser: 'ein hochzeitlicher Feuerbrand' d. h. eine Brandfackel zu der verderblichen Ehe zwischen P. u. H. XII 37 quo referor totiens? 'warum komme ich von meinem Entschlufs so oft zurück?'; dafür Binder: 'wohin schwank' ich so oft?' Warum lēvis VII 349. 815. XI 40 nicht wörtlich mit 'glatt' wiedergegeben werden soll, weifs ich nicht. VIII 297 u. XI 236 scheint mir eine Übersetzung entbehrlich. — Schliefslich noch einige kleinere Ausstellungen. Überflüssig sind die Noten zu VII 571. X 269. 445, zu breit die zu IX 193. XI 551. Ungern vermifst habe ich in der neuen Aufl. die frühere Erklärung von VIII 519 suo tibi nomine P. und X 152 humanis quae sit fiducia rebus. Das Verbum rapere (VII 725. X 14. XII 450) wäre in einer zusammenfassenden Note zu behandeln gewesen. Dasselbe gilt von den Perfekta V 145 corripuere ('Perf. präsent. Art'), IX 437 demisere ('Perf consuetudinis'), IX 564 sustulit ('gnomisches Perf.'); über die gleichartige Erklärung der Formen kann kein Zweifel bestehen. VII 409 wird der Schüler mit den Worten: 'Turnus auch IX 126. X 276 audax' genannt' nichts anzufangen wissen. VIII 419 wird incudibus als abl. loci mit validi ictus verbunden, während es natürlich als abl. separ. von referant gemitus abhängt. Dafs XII 896 ingens als nom. auf Turnus, 897 aber als acc. auf saxum zu beziehen sei, leuchtet mir nicht ein. — Von auffallenden Druckfehlern ist das Buch ganz frei. An einigen Stellen ist eine falsche Verszahl in die Noten eingedrungen. Das Zitat zu XI 795 sollte lauten: IX 313.

P. Vergili Maronis Aeneis schol. in usum ed. W. Klouček (bibl. script. graec. et rom. ed. cur. C. Schenkl). Lipsiae (Freytag) 1886. II u. 338 S. geb. ℳ 1.50 = 95 Kr. ö. W.

Im Anschlufs an das für die Schenkl'schen Textausgaben aufgestellte Programm (ad 3) bringt das Buch einen kritischen Apparat unter dem Text. Wenn dies, wie der Vf. in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, in der Erwartung geschieht, dafs auch Schüler daraus Gewinn ziehen, so mufs gegen die Neuerung entschieden Einspruch erhoben werden. Andere Ausgaben derselben Sammlung haben auch mit Recht an der alten Praxis festgehalten. — Demjenigen, welcher sich über den Stand der Kritik rasch und kurz orientieren möchte, bieten Kl.'s Angaben einen sehr willkommenen Ersatz für Ribbecks grofse Ausgabe. Sie zeichnen sich ebenso durch ihre Knappheit wie durch ihre Zuverlässigkeit aus. Da und dort ist auf die Varianten des von Kvičala verglichenen cod. Pragensis (II) Bedacht genommen. Auch die Lesarten der neueren Herausgeber sind gebührend berücksichtigt, wenn auch etwas gröfsere Gleichmäfsigkeit hierin wünschenswert wäre. Einen etwas zu breiten Raum nehmen Kloučeks eigene Vermutungen ein, zumal da die in 8 Gymnasialprogrammen niedergelegte Begründung derselben nur wenigen zugänglich ist. Die Zitate aus den Kommentarien des Servius und deren späteren Ergänzungen (‚ἀδέσποτον apud Servium') halten das richtige Mafs ein. Zuweilen ist das Stichwort aus dem oben stehenden Text den Noten nicht vorgedruckt cf. III 209. V 515. VI 407 u. a. That-

sächliche Unrichtigkeiten sind mir nur wenige aufgefallen. Wenn es III 386 heifst: . . . Brosinius spurium habet u. IX 91 ne st. neu als Ribbecks Lesart bezeichnet wird, so findet sich hiefür im Text der betr. Ausgaben kein Anhaltspunkt. Auch VI 383 liest Ribb. nicht terra, sondern terrae, XI 592 nicht Italusve, sondern Italusque. V 518 ist aetheriis nicht Lesart der Mss., sondern von Ribb. nach Wagner aufgenommen. VIII 666 gehört zu den von Peerlkamp für unecht erklärten Worten auch: in mollibus. X 386 incautus st. incautum zu lesen hat schon Bentley vorgeschlagen. II 142 hätte ausdrücklich erwähnt werden sollen, dafs sämtliche neueren Herausgeber (nicht blofs Ribb.) restet st. restat lesen; dasselbe gilt für VII 182: Martiaque st. Martia qui. — Was den Text betrifft, so ist demselben, so weit nicht besondere Gründe dagegen sprachen, der cod. M (Mediceus) zu grunde gelegt, ein Verfahren, das nur zu billigen ist. Es sind auf diese Weise zahlreiche Lesarten des cod. P (Palatinus), welchen Ribb. den Vorzug geben zu sollen meinte, aus dem Text verschwunden. An einigen Stellen freilich hat der Vf., wie es scheint, gestützt auf die Autorität des Scholiasten, die Spur des cod. M verlassen cf. II 448. III 484. VII 207 (s. Brosin zu d. St.) VIII 559. IX 274 (s. Schaper im Anh. z. d. St.). X 28. XI 268. XII 520 u. öfter. Ich glaube, auch an diesen und andern Stellen ist an der Lesart von M festzuhalten. III 82 liest Kl. adgnoscit, nachdem er in seinem Progr. Prag 1879 p. 11 adgnovit mit Nachdruck verteidigt hat. Von Kl.'s eigenen Konjekturen sind nur wenige in den Text aufgenommen, z. B. steht II 332 illi statt alii, IV 471 agitatur (st. agitatus), V 290 consessum in medium (st. cons. med.), X 366 aspera equos (st. aspera quis). Diese und ähnliche Änderungen erscheinen mir überflüssig. Auf einzelne Interpunktionsänderungen, welche Kl. selbständig vorgenommen hat (cf. I 354 f. 518. VI 60. XI 737), kann hier nicht näher eingegangen werden. XI 356 nimmt Kl. pater als Nominativ, nicht als Vokativ, was auch ich für richtig halte. Etwas sparsamer dürfte der Vf. mit der Unechterklärung von Versen umgehen: II 272. 73. XI 169—171. 205. 404 steht er in dieser Hinsicht ganz allein. Umgekehrt wird von VI 743 u. 744, wo Gebh. u. Bros. mit Heyne u. Peerlkamp eine Interpolation annehmen, gerade das als echt festgehalten, was am meisten Bedenken erregt: quisque suos patimur Manes cf. dazu Gebhardi. Die an einigen Stellen vorgenommenen Versumstellungen können ebenfalls entbehrt werden; nur dafs X 717 u. 718 wegen des tergo decutit hastas vor 714 zu stellen und zu dem Gleichnis zu ziehen sind, scheint zweifellos. — Den Schlufs des Buches bildet ein 'Index nominum' von 20 Seiten. Selbst wenn man von der Notwendigkeit desselben nicht überzeugt ist, zumal da er wohl den Preis des Buches etwas erhöht, mufs man anerkennen, dafs die vielen falschen Zitate bei Ribbeck beseitigt, einzelne dort ausgelassene neu eingefügt und sachliche Irrtümer getilgt sind. Der Vollständigkeit halber trage ich folgendes nach. Die Namen Arethusa, Batulum, Bellum, Hiems, Populonia und das Adj. Thracius fehlen; Sidicinus steht an falscher Stelle; zu streichen ist Mephitis. An Zitaten sind zu ergänzen: Aeneas VI 635. X 637. Alba VI 770. Juppiter VIII 320. Juno XII 841. Italia IV 346. Latinus (rex) VIII 17. Latonius IX 405. Olympus X 115. Phoebus I 329. VI 6. 70. Rutulus XII 216. Von Tartarus war Tartara auszuscheiden; ebenso war unter Aeolides und Rhoetus eine Trennung vorzunehmen; Romanus, Rutulus, Saturnius und Sicanius waren als subst. u. adj. auseinanderzuhalten. An andern Stellen war der Grund der Trennung, wie bei Ribbeck, kurz anzudeuten z. B. Thymbraeus (Apollo), Thymbraeus (Troianus); Assaracus (Troianus subst., dass. adi.), Assaraci (comites Aeneae). — Der Druck empfiehlt sich durch

tadellose Korrektheit und Sauberkeit; es kann deshalb das Buch auch nach dieser Seite hin als sehr brauchbar bezeichnet werden. Zum Schlufs sei der Wunsch ausgesprochen, es möchten künftig, um die Orientierung zu erleichtern, kurze Inhaltsangaben dem Text vorgedruckt werden, ähnlich wie dies in der Homer-Ausgabe von Rzach geschehen ist.

Nürnberg. Hans Kern.

Dr. J. Lattmann, Lateinisches Übungsbuch mit Formenlehre und Satzlehre für Quinta. 6. vermehrte Auflage. 1 ℳ 20 ₰ Göttingen 1884. Vandenhöck u. Ruprecht. —

Dr. J. Lattmann, Lateinisches Übungsbuch mit stilistischen Regeln und einem grammatischen Repetitorium für Quarta. 6. verbesserte Auflage. 1 ℳ Göttingen 1885. Vandenhöck und Ruprecht. —

Dr. J. Lattmann, Lateinisches Lesebuch für Quinta. Mit erklärenden Noten und einem Lexikon. 7. verbesserte Auflage. Mit zwei Karten von Hellas und Rom. 1 ℳ Göttingen 1884. Vandenhöck u. Ruprecht.

Die vorliegenden Übungsbücher geben auch in der neuen Auflage Zeugnis von dem Geschicke und dem rastlosen Eifer des in weiten Kreisen bekannten Verfassers. Da ich früher schon auf die Lattmann'sche Methode in diesen Blättern aufmerksam machte und das Praktische derselben vollkommen würdigte, kann ich mich bei der Besprechung der neuen Auflage vorliegender Übungsbücher auf einige Hauptpunkte beschränken.

Überzeugt von der Notwendigkeit der Konzentration des Unterrichtes und durch reiche Erfahrung in seinem Streben bestärkt, hat der V. eine wesentliche Änderung bei der neuen Bearbeitung nicht vorgenommen, wohl aber einigen Mängeln abgeholfen, auf welche er mittlerweile von befreundeter Seite aufmerksam gemacht wurde.

Besonders praktisch erweist sich die Satzlehre, welche in dem Übungsbuche für Quinta enthalten ist. Der Verf. hat in möglichster Kürze unbeschadet der Klarheit und Übersichtlichkeit das absolut Notwendige aus der Satzlehre zusammengestellt und durch einfache Beispiele erläutert. Zur Einübung bietet er, wie bisher, zunächst die dem Schüler aus dem Elementarbuche bekannten und geläufigen Beispiele zur Retroversion, um das bereits Gelernte zu wiederholen und dadurch zum bleibenden Eigentum der Schüler zu machen, und daran reiht er eine stattliche Anzahl gutgewählter Übungssätze, welche den Schüler zugleich wieder auf die nächstfolgende Lektüre vorbereiten sollen. Es steht also das Übungsbuch in engster und innigster Beziehung zur vorausgehenden und nachfolgenden Unterrichtsstufe, eine Einrichtung, welche gewifs von jedem Schulmanne mit Freuden begrüfst wird. Den syntaktischen Übungen für Quarta sind nunmehr stilistische Regeln vorangestellt, auf deren Erlernung und Einprägung der Vf. grofses Gewicht zu legen scheint, da er bei der Korrektur die Nichtbeachtung derselben den Fehlern gegen die Grammatik gleichachten will. In diesem Punkte kann ich die Ansicht des Vf. nicht teilen. Ich halte die Zeit, welche man in Quarta auf systematische Stilistik verwendet, geradezu für verloren. Was der Schüler auf dieser Altersstufe von Stilistik braucht, lernt er aus der Lektüre und aus den deutsch-lateinischen Übungen ohne jegliche Schwierigkeit. Wozu also das Gedächtnis mit einer Anzahl Regeln belasten, von denen die einen unbewufst jeden Tag angewendet werden, die andern aber zu schwer sind wie z. B. No. 22, durch

welche dem Schüler der Unterschied von et - atque und que klar gemacht werden soll. Die hiezu nötige Zeit wird man jedenfalls mit mehr Nutzen auf das grammatische Repetitorium verwenden, welches den Übungen angehängt und trefflich zusammengestellt ist.

Aus dem lateinischen Lesebuche für Quinta sind mehrere Lesestücke entfernt worden, weil sie zu schwer waren, im übrigen wurde nichts daran geändert. Dieses Buch ist nach Inhalt und Form als eine gediegene Leistung zu betrachten nnd verdiente eine weitere Verbreitung.

Dr. J. Lattmann und H. D. Müller, Prof., Kurzgefafste lateinische Grammatik. 5. verb. Auflage. 3 ℳ 20 ₰. Göttingen 1885. Vandenhöck u. Ruprecht. —

Dr. J. Lattmann und H. D. Müller, Prof., Lateinische Formenlehre u. Hauptregeln der Syntax in stystematischer Ordnung für alle Klassen des Gymnasiums. 2 ℳ Göttingen 1885. Vandenhöck u. Ruprecht. —

Die 5. Auflage der kurzgefafsten lateinischen Grammatik hat sowohl an äufserer Ausdehnung gewonnen, welche durch den Druck herbeigeführt wurde, als auch eine inhaltliche Vermehrung erfahren durch eine reichhaltigere Beispielsammlung, worauf die Verf. eine besondere Sorgfalt verwendeten. Unter den Veränderungen, welche in der Syntax vorgenommen wurden, sind hervorzuheben die Lehre vom Ablativus absolutus und von der Konsekutio temporum. Beide Partien wurden auf Grund der neueren Forschungen umgestaltet, um die wissenschaftlichen Resultate jüngerer Forscher für die Schule möglichst zu verwerten. Bezüglich der Konsekutio temporum, welche §§ 115—125 umfafst, hege ich die Befürchtung, dafs dieser Abschnitt für eine Schulgrammatik doch etwas zu ausführlich behandelt ist. Sehr zweckmäfsig scheint mir die Einrichtung zu sein, dafs durch den Druck und überdies durch besondere Zeichen die Pensen der verschiedenen Klassen ausgesondert sind.

Um dem immer stärker hervortretenden Verlangen nach kürzerer Fassung und zugleich den Bedürfnissen der Realgymnasien entgegenzukommen, haben sich die Verf. entschlossen, eine zweite Ausgabe ihrer „Kurzgefafsten lateinischen Grammatik“ zu veranstalten. Der erste Teil, die Formenlehre, ist ein fast unveränderter Abdruck der ausführlicheren oben besprochenen Grammatik mit Weglassung der systematischen Lautlehre, der zweite Teil dagegen, die Syntax, ist bedeutend abgekürzt und auf das Notwendige beschränkt. Das Ganze stellt sich dar als ein gelungener Auszug aus der gröfseren Grammatik und dürfte sich für die Schüler wohl besser eignen als jene. Anlage und Einrichtung stimmt mit dem Hauptwerke bis auf die §§ genau überein, die Ausstattung ist sehr hübsch und zugleich praktisch.

Freising. G. Gürthofer.

Dr. G. Weller, latein. Lesebuch für Anfänger, enthaltend zusammenhängende Erzählungen aus Herodot, 16. Aufl. Hildburghausen. Kesselring'sche Hofbuchhandlung. 1884.

Dr. G. Weller, lateinisches Lesebuch aus Livius für die Quarta, 11. Aufl. Hildburghausen. Kesselring'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Das an erster Stelle genannte, für Quinta bestimmte Lesebuch, welches auf 126 S. 20 Erzählungen über Crösus, Cyrus, Darius und Xerxes enthält,

erscheint bereits in 16. Auflage, hat also schon so vielen Beifall sich erworben, dafs es den unsern leicht entbehren kann. Ref. hat allerdings auch schon die Erfahrung gemacht, dafs der allzu bunte Inhalt der meisten lateinischen Lesebücher viele Schwierigkeiten für den Schüler und nachteilige Hemmnisse für den Unterricht im Gefolge habe; aber er fürchtet viel weniger, dafs durch dieses Mancherlei die Schüler zerstreut, als dafs sie durch lange Erzählungen abgestumpft werden. Besonders bedenklich aber erscheint die Erklärung: „Ein Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren ist nicht beabsichtigt“; denn für diese Stufe ist doch wohl nicht die nächste Aufgabe des lat. Lesebuches, dafs „dem fleifsigen und aufmerksamen Schüler Gelegenheit gegeben werde, seine Fertigkeit im Übersetzen und Verstehen sich rasch steigern zu sehen“, sondern dem Schüler soll an lateinischen Beispielen der Gebrauch der Formen vorgeführt und eingeprägt werden, welche er zu merken und beim Übersetzen ins Lateinische zu verwenden hat. — Für unsere 2. Lateinklasse pafst das Büchlein schon deshalb nicht, weil es die Kenntnis sämtlicher Konjugationen voraussetzt.

Die Bedenken, welche gegen das Lesebuch für Quinta vorgebracht worden sind, gelten nicht zugleich für das Lesebuch aus Livius, welches für Quarta berechnet auf 231 S. 30 Erzählungen aus der römischen Geschichte bis zur Schlacht von Sentinum bietet. Denn einerseits sind die Schüler dieser Klasse hinlänglich reif und bewandert, um längere Erzählungen rascher lesen und behalten zu können, andererseits kann die Kasuslehre viel leichter als die Formenlehre in zusammenhängenden Lesestücken verwertet werden. Da sich aber gegen die Lektüre des Cornelius Nepos überhaupt, besonders aber gegen dessen Gebrauch in der 3. Lateinklasse, wie Weller in seiner Vorrede ausführt, Gewichtiges vorbringen läfst, so ist man, da aufser Nepos kein anderer lateinischer Autor für diesen Zweck in frage kommen kann, auf den Gebrauch eines für die Fassungskraft und das Sprachverständnis der Quartaner zurechtgemachten Lesebuches angewiesen. Diesem Bedürfnis nun entspricht Wellers schon in 10 Auflagen erprobtes Werkchen und sei daher zur Prüfung unsern bayrischen Kollegen bestens empfohlen.

Dr. E. Lammert, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen Kursus der Sexta, 2. Aufl. Leipzig. Fues. 1885.

Die methodische Anlage dieses Übungsbuches verdient grofsen Beifall. Dazu ist die Ausstattung desselben eine so gute, dafs es einem nur leid thun kann, wegen des abweichenden Lehrpensums, das Büchlein nicht in unsern bayrischen Schulen gebrauchen zu können. So sei es wenigstens den Lehrern und besonders den Herausgebern der bei uns im Gebrauch befindlichen Übungsbücher angelegentlich empfohlen: man kann manches daraus zur eignen Vervollkommnung gewinnen.

Nürnberg. Fr. Vogel.

Ausgewählte Tragödien des Euripides. Drittes Bändchen: Medea. Zweite Auflage. Erklärt von Hans v. Arnim. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1886. (XXVI, 120 S.). ℳ 1,50.

Arnims Medea ist keine Revision, sondern eine völlige Umgestaltung der Schöneschen Ausgabe. Nicht in den neuen Textänderungen, die Arnim bringt, liegt der Wert des Buches; es sind ihrer wenige und Ref. kann mit denselben nicht einverstanden sein. Dazu gehört die Gestaltung der

vielbesprochenen Stelle, in welcher Medea erklärt, weshalb sie von Aegeus die eidliche Bekräftigung seiner Zusage wünscht. Der Kausalsatz (v. 739): τἀμὰ μὲν γὰρ ἀσθενῆ, τοῖς δ' ὄλβος ἐστὶ καὶ δόμος τυραννικός beweist, daſs unmittelbar vorher von Aegeus Nachgiebigkeit gegenüber Medeas Widersachern, nicht aber von einer Zurückweisung der Ansprüche dieser die Rede ist. Somit erscheint jede Anordnung der Verse (und die Arnim'sche gehört dazu) verfehlt, welche den Fall des Nichtschwörens in erster, den des Schwörens in zweiter Linie bringt; denn so geht der natürliche Anschluſs für den Kausalsatz verloren. Die Stelle enthält noch Rätsel genug; jedenfalls aber darf man ὁρκίοισι μὲν ζυγείς (735) nicht in ὁρκ. μὴ ζυγείς ändern und muſs für καὶ θεῶν ἐνώμοτος (737) entweder καὶ θεῶν ἀνώμοτος oder κοὐ θεῶν ἐνώμοτος schreiben. — Unnötig ist ἐρεύνης (v. 1084) für ἐρευνᾶν: nach vorhergehendem διὰ λεπτοτέρων μύθων ist die besondere Art der ἅμιλλαι klar, auch ohne nähere Bestimmung. — v. 1110 findet Ref. keinen Gewinn in der Umstellung: εἰ δὲ κυρήσει δαίμων οὗτος, θάνατος προφέρων σώματα τέκνων φροῦδος ἐς Ἅιδην. Ref. gehört zu denen, welche δαίμων οὗτος auf das folgende beziehen, mit πῶς οὖν λύει die Apodosis zu εἰ δὲ κυρήσει beginnen lassen, σώματα τέκνων (1111) nach σῶμα τέκνων (1108) für unmöglich halten. Vielleicht ist aber v. 1108 zu ändern in τέκνα τ' ἐς ἥβης ἤλυθεν ἀκμήν oder in παῖδές θ' ἥβης ἦλθον ἐς ἀκμήν (vgl. Alc. 316 und die Worte des Scholiasten: καὶ εἰς ἀκμὴν ἡλικίας προῆλθον οἱ παῖδες). — In πείσει χάρις ἀμβροσίας τ' αὐγὰς πέπλων etc. (v. 982) ist der Ausdruck αὐγὰς περιθέσθαι sehr gewagt und das zusatzlose Subjekt χάρις zu farblos.

v. Wilamowitz ist Arnims Lehrer; dieses erklärt die Berücksichtigung, welche Wil. „Excurse zu Euripides Medeia“ in Arnims Ausgabe finden. Auch nach Arnim soll v. 36 ὁρῶσ' zu στυγεῖ und εὐφραίνεται gehören (da sie „nur augenblicklich bei ihrem Anblick Ekel empfindet“!); mit Wil. wird v. 106 ἀρχῆς ἐξαιρόμενον νέφος gehalten (die „über den Anfang sich erhebende Wolke“ lautet Arnims Übersetzung, welcher eine Erklärung des Genetivs nicht beigefügt ist); man mag v. 246 verwerfen, aber man hat darum nicht v. 245 ἔξω μολὼν ἔπαυσε καρδίαν ἄσης in dem von Wilamowitz Anal. Eurip. S. 207 angegebenen Sinn zu fassen, als ob hier gesagt sein müſste, daſs der Mann Vergessen der häuslichen Misere nur im Umgang mit „einer Kebse“, nicht überhaupt in einer zerstreuenden Thätigkeit auſser dem Hause finden könnte. Für V. 1251—60 und 1261—1270, wo Strophe und Antistrophe unverkennbar vorliegen, leugnet Arnim wie Wil. die Responsion. V. 1269 ist ξύνοιδα gesetzt, wie Wil. verlangt; nur konstruiert Arnim anders, indem er mit αὐτοφόνταις einen neuen Satz asyndetisch anreiht, also ἐπὶ γαῖαν nicht mit πίτνοντ' verbindet. Dies letztere ist allerdings unmöglich; allein in Verbindung mit χαλεπὰ βροτοῖς ist ἐπὶ γαῖαν ein bedeutungsloser oder den Gedanken abschwächender Zusatz, als ob Verwandtenmord nur auf der Erde, nicht unter der Erde bestraft werde: vgl. Eum. 340 θανὼν δ' οὐκ ἄγαν ἐλεύθερος. Ref. hält mit Weil u. a. ἐπὶ γαῖαν für verderbt; vielleicht hat Barthold mit ἐπάγειν das richtige gefunden (nur ist wohl nicht ἐπάγει γὰρ für ἐπὶ γαῖαν zu schreiben, sondern ἐπάγοι δ' ἄν, wobei man χαλεπὰ γὰρ nicht in χαλεπά τοι mit B. zu ändern braucht). — Arnim hält mit Wil. v. 234; er schreibt nach dem Laurent. κακοῦ γὰρ τοῦδ' ἔτ' ἄλγιον κακόν. Hier soll τοῦδ' auf das erste entferntere Glied (χρημάτων ὑπερβολῇ πόσιν πρίασθαι) gehen; Ref. hält dies für unmöglich, und Arnim hätte wenigstens das Brunck'sche κακοῦ γὰρ τοῦτ' ἔτ', das ja auch von Wilam. befürwortet wird, aufnehmen müssen, wenn ihm Weckleins ἐκείνου γὰρ τόδ' ἄλγιον κακόν zu gewaltsam erscheint. Ref. verwirft den Vers mit Prinz: λαβεῖν ist eine Abschwächung von πρίασθαι, und-

wem könnte das Zusammentreffen von κακὸν λαβεῖν (v. 235) mit λαβεῖν-κακοῦ-κακόν (v. 234) gefallen? — Die Worte θεῶν δ' αἷμα πίτνειν φόβος ὑπ' ἀνέρων (v. 1257) will Arnim wie Wil. nicht auf den Mord der Kinder, sondern auf die der Medea drohende Gefahr beziehen; aber ist es „natürlich", dafs dem Chor in dem Moment, wo die Mutter ihre Kinder töten will, in erster Linie um das Leben der Mörderin bangt? nicht viel natürlicher, dafs jedes Gefühl zurückgedrängt wird von der Besorgnis, dafs das Blut der Kinder von der Mutter vergossen werde? Allerdings kann ὑπ' ἀνέρων nicht stehen; dafs die Stelle lückenhaft ist, zeigt die Antistrophe; man hat verschieden ergänzt; Ref. möchte vorschlagen:

ἔβλαστεν· θεῶν δ' αἷμα πίτνειν φόβος

⟨ματέρος⟩ ὑπὸ χερῶν oder ⟨χθόν'⟩ ὑπὸ νερτέραν (cfr. Alcest 47, Herc. fur. 345).

Andererseits hat Arnim Beachtenswertes übersehen. Er schreibt v. 926: θάρσει νῦν· εὖ γὰρ τῶνδ' ἐγὼ θήσω πέρι. Der Spondeus im zweiten Fufs ist offenbar Druckfehler, Arnim meint wohl θάρσει νυν. εὖ etc; zu εὖ θήσω ist die von Wil. citierte Stelle aus Agamemnon (1673) beigesetzt. Mag hier θήσομεν — καλῶς richtig sein (indes ist καλῶς nicht überliefert, sondern dem Scholion entnommen), für die Zulässigkeit von εὖ τιθέναι πέρι beweist die Stelle nichts. Die Annahme scheint berechtigt, dafs πέρι aus dem vorhergehenden Verse (ἐννοουμένη πέρι) eingedrungen ist, wenn man auch über die Ergänzung im Zweifel bleibt. — V. 778 hält Arnim; er nimmt keinen Anstofs an dem ungeschickten οὓς προδοὺς ἡμᾶς ἔχει (das man leichter οὓς προδοὺς | ἡμᾶς ἔχει als in der vom Sinn geforderten Verbindung liest), nicht an dem wiederholten ἔχει, nicht daran, dafs mit ἡμᾶς προδοὺς Medea aus ihrer Rolle fällt. — V. 942 und 943 bleiben bei Arnim unverändert, ohne dafs ein Wort gesagt ist über das auffallende αἰτεῖσθαι πατρός. — Gezwungen lautet die Erklärung von δι' ὤτων (1139), wofür die anderen Herausgeber das sinngemäfse und durch den Scholiasten bestätigte δι' οἴκων von Weil mit Recht aufgenommen haben. — Arnims Stellung zu dem Laurentianus könnte v. 487 die Fassung πάντα δ' ἐξεῖλον δόμον für φόβον erwarten lassen: jedenfalls verdient das von Ew. Bruhn (Lucubr. Eurip. p. 254) für δόμον Gesagte Beachtung, und dem Schüler wird zu viel zugemutet, wenn er finden soll, „warum φόβον an und für sich und im Zusammenhang vorzuziehen ist."

Die auf den Zusammenhang, das psychologische Moment und die Charakteristik bezüglichen Erläuterungen sind meist geschickt und geschmackvoll, wenn auch Ref. nicht immer einverstanden sein kann, z. B. mit dem zu v. 330 und v. 1076 über Medea Gesagten. Besonders auffallend ist, dafs in der Zeichnung Glaukes — „das kleine, leichtfertige Ding" nennt sie Arnim (Einleitung XXIV) — ein bedeutsamer Zug übersehen wird: die wohl berechneten Verse (1146 ff.), die Glaukes herzloses Verhalten beim Anblick der Kinder Medeas schildern. — In der Einzelerklärung findet sich neben Gutem manches Bedenkliche und Verfehlte. v. 1220 heifst es: der tote Vater ruht neben der toten Tochter, ποθεινὴ δακρύοισι συμφορά. Diese Worte sollen nach Arnim bedeuten ein unter Thränen (von Kreon) ersehntes Geschick; er bezieht sie auf den v. 1210 von Kreon ausgesprochenen Wunsch, mit der Tochter zu sterben. Ref. glaubt nicht, dafs jene Worte einen solchen Sinn überhaupt haben können; jedenfalls ist die Beziehung auf 1210 unmöglich; die Verse zwischen 1210 und 1220 schildern ergreifend Kreons furchtbares Ringen, sich der tötenden Umarmung der Tochter zu entwinden; wenn nun das nach vergeblichem Gegenkämpfen erfolgte Ende des Kreon als das Ziel seiner Sehnsucht bezeichnet würde, so läge darin eine in der Rolle des Sprechenden keineswegs begründete Verhöhnung des Toten. Der euripideische Ausdruck

mag einen Anklang enthalten an das homerische γόου ἵμερον ὦρσε, er bezeichnet aber ein den Thränen willkommenes, für Thränen wie geschaffenes Geschick, ein solches, dem man Thränen zu weihen sich gedrängt fühlt. — Die bekannte Stelle πονοῦμεν ἡμεῖς κοὐ πόνων κεχρήμεθα (334) soll besagen: „Mühe und Sorge trage ich allein, es bedarf nicht Deiner Bemühung". Was sollen hier „Bemühungen, die Kreon auf M. verwendet"? Ref. erklärt die Überlieferung so, dafs Medea Kreons Worte καί μ' ἀπάλλαξον πόνων in dem Sinne fafst von „nimm mir die Sorgen ab" und darauf erwidert: „Sorgen, Mühen habe ich genug und bedarf nicht weiterer, bin also nicht in der Lage, dich von deinen Sorgen zu befreien." Diese spitze Interpretation seiner Worte reizt Kreon zu der Drohung: τάχ' ἐξ ὀπαδῶν χειρὸς ὠσθήσει βίᾳ; will sie nicht durch freiwilligen Weggang ihn seiner Besorgnisse entheben, so wird er mit Gewalt gegen sie vorgehen. — V. 445 mag man eher an der Richtigkeit von δόμοις zweifeln als dieses mit τῶν λέκτρων verbinden; τῶν λέκτρων δόμοι „das Haus, dem sie durch ihre Ehe angehört" scheint dem Ref. unmöglich. — Manche erklärungsbedürftige Stelle bleibt unerläutert: dafs z. B. zu ὄλβιος θάνοις (v. 715), zu αὐτή (v. 393), zu πέδον (1359), zu dem accus. τινά (94) ein Wort nötig ist, beweisen doch wohl die zu diesen Stellen gemachten Verbesserungsvorschläge, wenn auch einige derselben (so jede Änderung von θάνοις) entschieden verfehlt sind. Dagegen finden sich elementar grammatische Bemerkungen (z. B. zu ἔγνωκε 31, ἐξόν 372 u. a.), die aus dem Kommentar zu einer griechischen Tragödie besser wegbleiben.

Zu loben ist die Beschränkung in den Citaten; nur für die Bedeutung von ἅλις in v. 630 (εἰ δ' ἅλις ἔλθοι Κύπρις) möchte Ref. auf eine auch von andern Herausgebern übersehene Stelle hinweisen, Alc. 906 ἀλλ' ἔμπας ἔφερε κακὸν ἅλις. Ferner dürften für das verschiedenartig aufgefafste ὅτῳ δὲ μὴ | θέμις παρεῖναι τοῖς ἐμοῖσι θύμασιν, αὐτῷ μελήσει (1053) die Worte im Hippolyt von Wichtigkeit sein, mit welchen Artemis von dem Sterbenden scheidet v. 1437: ἐμοὶ γὰρ οὐ θέμις φθιτοὺς ὁρᾶν | οὐδ' ὄμμα χραίνειν θανασίμοισιν ἐκπνοαῖς. Darnach sind Medeas Worte doch eher an die Götter als an den Chor gerichtet; auf Jason wird sie aufser Arnim wohl Niemand beziehen. — Auf die genaue Stellenangabe scheint der V. bei seinen Citaten kein grofses Gewicht zu legen; so wird zu 1075 eine Euripidesstelle (Troad. 757) ohne Nennung der Tragödie citiert, v. 313 zu προτιμᾷ auf den Prolog des Hippolyt, anstatt auf Hipp. 48 verwiesen. Diesem Verfahren entspricht, dafs z. B. zu v. 1013 τοῖα vorgeschlagen wird für ταῦτα ohne Nennung Weils, in dessen Ausgabe jenes aufgenommen ist (übrigens hält Ref. τοῖα für ganz überflüssig; wer ταῦτα — ἐγὼ κακῶς φρονοῦσ' ἐμηχανησάμην sagt bezeichnet nicht allein „den Urheber" der That, sondern auch ihre Beschaffenheit, da κακῶς φρονοῦσα dasselbe besagt wie ein auf ταῦτα bezügliches κακῶς βεβουλευμένα). —

Versehen und Druckfehler finden sich ziemlich zahlreich; v. 317 ist βουλεύῃς, v. 416 στρέψουσι nicht überliefert, sondern Konjektur; wenn v. 767 gestrichen wird, was für einen Sinn hat es dann νῦν ἐλπὶς mit Matthiae anstatt des überlieferten νῦν δ' ἐλπὶς zu setzen? p. VIII steht διασκευασάμενος anst. διασκευάσας; man liest λῷστα (v. 127), ἀνδικεῖν (v. 165), κακή τ' (v. 264), ἐποδῶν (zu v. 561), λαμπρὸν θ' ἡλίου (zu v. 752), θέοθεν (zu v. 1268), λοῦτρ' für λούτρ' (zu v. 1349), τινίς für τινός und ἀξιολόγον (zu v. 962) u. s. w.

Arnims Medeaausgabe bietet, alles zusammengefafst, manches Gute und Interessante; was Wert und Brauchbarkeit derselben wesentlich beeinträchtigt, ist die einseitige Beurteilung der einschlägigen Arbeiten, die teils überschätzt teils ignoriert werden, dann das Bemühen des V., auch da Neues zu sagen, wo das Richtige gesagt ist und anzuerkennen war.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Dr. Moritz Seyffert's Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. Durchgesehen und erweitert von Dr. A. v. Bamberg. 2. Teil. Neunte vermehrte Auflage. Berlin. Springer. 1887. X und 238 S. Preis ℳ 2.

Das Buch enthält in zwei Abteilungen zuerst (S. 1—53) einzelne Beispiele zur Einübung der Syntax, sodann (S. 54 — 148) zusammenhängende Stücke, woran sich noch (S. 149—165) Metaphrasen aus den vier ersten Büchern von Xenophons Anabasis anschliefsen. Der Übersetzungsstoff beider Abteilungen ist in der neuen Auflage nicht unbeträchtlich und, wie zu erwarten war, in trefflicher Weise vermehrt. Neu ist die Verpflanzung der Übersetzungshülfen an das Ende des Buches. Mir will die Neuerung, mit der übrigens „mehrfach geäufserten Wünschen“ Rechnung getragen wurde, recht unbequem erscheinen. Wenn ich ferner die Angaben etwas reichlich bemessen finde, so glaube ich aus dem Umstande, dafs in allen neueingefügten Stücken sehr viel weniger angegeben ist, schliefsen zu dürfen, der Herausgeber sei in diesem Punkte mit mir einverstanden. Auf jeden Fall aber dürfte, da nunmehr am Ende des Buches ein Wörterverzeichnis angehängt ist, künftig aus den Anmerkungen alles zu streichen sein, was sich in diesem findet. Dadurch würden z. B. von den 56 Noten zu Abschnitt I der ersten Abteilung 13 fallen. Der Inhalt der Noten ist korrekt; indessen ist doch wohl die Angabe (I, 40 S. 166) ἡ Ἀφρική für Afrika statt ἡ Λιβύη, wie im Verzeichnis der Eigennamen steht, zu beanstanden; ebenso ist mir aufgefallen, dafs das Wörterverzeichnis s. v. achten und aufmerken (νοῦν) προσέχειν τινί für (τὸν ν.) angibt. Unter den im ganzen trefflich ausgewählten Einzelsätzen sind doch auch manche von zweifelhaftem Werte, so z. B. IVb, 70: Unähnliches begehrt und liebt Unähnliches. IVb, 119: In Lakedämon sind die Knaben niemals ohne einen Befehlshaber. Vc, 42: Herakleitos sagt, dafs du wohl nicht zweimal in denselben Flufs hineingehen könntest. Vc, 112: Wenn ich nicht Alexander wäre, würde ich Diogenes sein, und dgl. mehr. Der Muttersprache ist in Beziehung auf Wortstellung und Ausdruck vielfach Gewalt angethan. Hiefür nur ein paar Beispiele: Habt nicht Achtung vor denen, die das Meiste besitzen, sondern die sich nichts Schlechtes bewufst sind (IVa, 12). Nachdem Lysandros eine Besatzung geschickt hatte, begehrte Kritias zu töten, wenn einer von dem Volke geehrt wurde (IVc, 68). Der aber . . . erzählte, . . . dafs er und seine Kameraden wegen des starken Regens in solche Notwendigkeit versetzt worden seien, dafs sie die Wache verlassen hätten (S. 73 Z. 9 ff. v. o.), u. s. w. u. s. w. Der Verfasser des Buches hat zwar im Vorwort zur ersten 1864 erschienenen Auflage dieses Vorgehen als durch Nützlichkeitsgründe geboten zu rechtfertigen gesucht, würde aber heute vielleicht selbst anderer Ansicht sein. Die Form der neu aufgenommenen Sätze und Stücke läfst vermuten, dafs der gegenwärtige Herausgeber meine Meinung teilt. Vielleicht schafft eine künftige Auflage in diesem Punkte Wandel. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig; Druckfehler sind mir nur wenige aufgestofsen, darunter keine sinnstörenden.

In Bayern ist das Buch in seiner jetzigen Gestalt nur für die zweite Gymnasialklasse (Obersecunda) verwendbar, da das Übungsmaterial für das Pensum der vorhergehenden Klasse nur 23 Seiten umfafst, also auf keinen Fall ausreicht und nur aus einzelnen Sätzen besteht. Den Kollegen aber möchte ich das Buch, das ich seit Jahren privatim benütze, zu gleichem Gebrauche angelegentlichst empfehlen.

Regensburg. Zorn.

Prof. Dr. Worbs, Deutsches Lesebuch für die obern Klassen höherer Lehranstalten. II. Auflage. Köln 1885. Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung.

Die zweite Auflage dieses zweckdienlichen Lesebuches wahrte selbstverständlich die Prinzipien, auf denen die erste Ausgabe aufgebaut war; nur wo die preufsische Zirkularverfügung v. 31. März 1882 (Kenntnis des Mittelhochdeutschen betr.) eine Abänderung erheischte, mufste der Herausgeber nolens volens sich accommodieren und an die Stelle der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichtungen gute Übertragungen derselben aufnehmen; gleichwohl wurden im Anhang einige besonders markante Gedichte aus dem Althochdeutschen mit neudeutscher Übertragung, desgleichen auch der mittelhochdeutsche Text der im ersten Teil enthaltenen Übertragungen aus dem Nibelungenlied und Walther von der Vogelweide gegeben; und dies mit vollem Recht, da ja in andern deutschen Staaten das Mittelhochdeutsche noch immer einen obligaten Lehrgegenstand bildet.

Recht lobenswerth scheint mir die Berücksichtigung von didaktischen Lesestücken aus Scherer und Vilmar, welche den Inhalt der Hauptwerke mittelhochdeutscher Litteratur in schöner Sprachform dem Schüler vor Augen führen.

Entschiedene Billigung dürfte auch die Weglassung von „Erzählungen“ verdienen; denn diese Gattung der Prosadarstellung mufs ja schon in den Lehrbüchern der untern Gymnasialklassen zur Genüge vertreten sein. Was übrigens den Ausfall mancher anderen Lesestücke betrifft, die in der I. Auflage ihre Stelle gefunden haben, so kann ich den Herausgeber nicht in jeder Hinsicht beipflichten; freilich wird in solchen Fragen immer und immer der subjektive Geschmack in erster Linie bestimmen.

Im ganzen und grofsen bekundet das Lesebuch v. Worbs eine gute Anlegung sowie Fleifs und Achtsamkeit in der Durchführung.

Fr. Linnig, Deutsches Lesebuch. Zweiter Teil. Fünfte verbesserte Auflage. Paderborn und Münster. Ferdinand Schöningh. 1886.

Linnigs Lesebücher haben in der Schulwelt einen gar guten Klang. Heute liegt vor uns die 5. Auflage des II. Teiles, der den mittleren Klassen höherer Lehranstalten zum Gebrauche dienen soll. Eine wesentliche Änderung besteht darin, dafs von den Prosalesestücken wiederholt eine erhebliche Ausscheidung vorgenommen wurde, um den inhaltlichen Wert besonders der 1. Abteilung zu steigern. Prinzipiell nun kann ich mich mit dem blofsen Weglassen nicht so recht befreunden. Denn will der Herausgeber die Lesestücke von zweifelhaftem Werte ausmerzen, so ist das ganz wohlgethan; aber einen Ersatz dafür soll er uns doch leisten. Ein Lesebuch für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten soll immerhin einen gewissen Reichtum, eine gewisse Fülle von Lesestoff aufweisen. Nun ist allerdings Linnigs Lesebuch immer noch voluminös genug und enthält eine so stattliche Auswahl, dafs wir in diesem besonderen Falle den Ausfall weniger vermissen. Recht praktisch erscheint der Vorschlag der einzelnen Lesenummern zur Verteilung auf die einzelnen Klassen und Kurse. Im übrigen läfst die neue Auflage eine sorgfältige Revision des Textes ersehen; die bibliographischen Notizen über die Autoren sind mit Recht vervollständigt. Nur in der Interpunktion, die freilich immer eine heikle Sache bleiben wird, scheint mir der Verfasser von den gebräuchlichen Normen doch etwas gar zu häufig und zu weit abzugehen. Ich nehme

aufs Geratewohl das 211. Gedicht „Ein deutscher Postillon". In de 3. Strophe erwartet man am Schlusse doch sicher ein Ausrufzeichen. In der 5. Zeile der 4. Strophe ist nach „gleich" ein Komma unbedingt erforderlich, weil der komparative Kondicionalsatz ein neues Subjekt hat. Desgleichen dürfte nach der unterbrochenen Rede in der 6. Str. das Schlufszeichen und vor „Du" wieder das Anführungszeichen zu stehen haben, zudem ja diese Beseitigung des Zeichens doch nicht überall beliebt wird. Vgl. 57. Dichtung, 4. u. 6. Zeile der 1. Strophe! Das Gleiche gilt von der vorletzten Strophe. Im 14. Gedichte, S. 377 sehe ich die Notwendigkeit eines Beistrich's nach „Vernimm's" und „Ich bin's" nicht ein, wogegen ich am Schlusse ein Rufzeichen vermisse. Ebenso hätte ich in Hagedorns „Johann, der Seifensieder" u. v. a. eine Menge Ausstellungen bezüglich der Unterscheidungszeichen; denn diese dürfen doch wahrhaftig nicht in allen Fällen nach dem Original der früheren Ausgaben beibehalten bleiben, soll der Schüler nicht an jeder heutigen grammatischen Satzung irre werden.

München. Dr. Karl Zettel.

Montesquieu, Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence, erklärt von Dr. G. Erzgräber, ordentlichem Lehrer am Realgymnasium zu Güstrow. Zweite Auflage. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1885.

Die Einleitung gibt aufser dem Leben und den Werken Montesquieus eine sehr beachtenswerte Inhaltsangabe und Würdigung der letzteren. Bei der Besprechung der Lettres Persanes wäre es wohl besser gewesen, den Angriff Montesquieus auf den Papst nicht wörtlich anzuführen; es hätte sicher auch ein einfacher Hinweis genügt. Diese in den Considérations unnötiger Weise zitierte Stelle aus dem 24. Briefe macht es bedenklich, diese Ausgabe katholischen Schülern in die Hände zu geben. Dagegen sind die Besprechung des Inhaltes der Considérations und des Esprit des Lois äufserst anregend und belehrend.

Die erklärenden Anmerkungen unter dem Texte sind ganz in dem richtigen Mafse. Sie geben genauen Aufschlufs an Stellen, wo Montesquieu nach dem Stande der damaligen Geschichtsforschung sich im Irrtum befindet, erklären gebräuchliche Synonyma gröfstenteils auf den Grund ihrer lateinischen Abstammung und machen hie und da auf grammatische Schwierigkeiten aufmerksam.

Michaud, histoire de la première croisade, erklärt von Dr. F. Lamprecht, Oberlehrer am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Mit einer Karte. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1885.

Die Einleitung enthält eine genaue Darstellung des Lebens, des Charakters und der Werke Michaud's. Der Text ist der Übersichtlichkeit wegen in 8 Bücher geteilt und jedem Buche geht eine kurze Inhaltsangabe voraus. Was der Herausgeber in seinem Vorworte andeutet, ist in den einzelnen Büchern aufs genaueste eingehalten. Die Erklärung bezieht sich auf die Grammatik, auf gebräuchliche Synonyma, auf die Übersetzung einzelner Wörter, öfter auf die Aussprache und Bindung, namentlich aber gibt sie ganz zuverlässige, aus den besten Quellen geschöpfte sachliche Erklärungen, die sich begreiflicher Weise auf die

Ergänzung und Feststellung der historischen Thatsachen beziehen, was ein eingehendes Studium der auf den ersten Kreuzzug bezüglichen Werke voraussetzt. Sicherlich ist vom Herrn Herausgeber durch diese Ausgabe der Schule ein wirklich guter Dienst geleistet worden, da die Durchlesung der einzelnen Kapitel dem Schulmanne die Überzeugung gibt, dafs in diesen Anmerkungen alles geboten ist, was dem Schüler das Verständnis erleichtert und eine rasche Lektüre ermöglicht.

William Robertson, the History of Scotland during the reigns of queen Mary and of king James VI, im Auszuge erklärt von Dr. Emil Grube, Oberlehrer an der Sophienschule zu Berlin. Erster Teil. Mit einer Karte von H. Kiepert. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1885.

Die vorliegende Ausgabe bietet die Robertsonsche History of Scotland in gekürzter Form mit Weglassung der Vorgeschichte und der langen Abschnitte über die schottische Reformation, die zur Schullektüre wenig geeignet erscheinen. Natürlicher Weise wurden deshalb die wichtigsten Vorgänge der früheren Zeiten ziemlich ausführlich als historische Einleitung gegeben. In der ebenfalls voranstehenden Behandlung des Lebens und der Werke Robertson's führt der Herausgeber in wenigen Worten auch die Anschauungen Ranke's, Mignet's und Gädeke's über die so oft behandelte Schuldfrage der Maria Stuart an und rühmt die Unparteilichkeit und Objektivität Robertson's, der uns die unglückliche Schottenkönigin so darstellt, dafs wir trotz ihrer Schuld ein lebhaftes Mitgefühl empfinden.

Die erklärenden Anmerkungen beziehen sich vielfach auf die etwas schwierigen Teile der englischen Aussprache; bei Bezeichnung derselben folgt der Herausgeber der von Dr. Pfundheller in seiner Tales-Ausgabe gewählten Accentbezeichnung. Da der Text mit dem Tode Franz II. beginnt, so verweisen die historischen Notizen anfangs öfter auf die voranstehende historische Einleitung, deren genaue Kenntnis vorausgesetzt wird. Teilweise sind auch grammatische Erläuterungen, die Übersetzung einzelner Wörter und die Erklärung von Synonymen gegeben. Wir können deshalb diese Ausgabe als wohlgelungen mit Freude begrüfsen.

München, 1886. Dr. Wallner.

Dr. Hubert Müller, Professor, Oberlehrer am Lyzeum in Metz, Besitzt die heutige Schulgeometrie noch die Vorzüge des Euklidischen Originals? Eine Betrachtung. Metz und Diedenhofen. Verlag von G. Scriba, Hofbuchhändler. 1887. 16 S.

Dr. H. Müller, etc., Die Elemente der Planimetrie; ein Beitrag zur Methode des geometrischen Unterrichts. Ebenda. 1887. 2. Auflage. VI. 75 S. 2 Tafeln.

Wir haben im 20. Bande dieser Zeitschrift (S. 253 ff.) die erste Ausgabe der Planimetrie bereits einer eingehenden Betrachtung unterzogen und können uns deshalb heute kürzer fassen. Mit Recht nämlich hat der Verf. tiefer einschneidende Veränderungen unterlassen, doch beweist schon der Mehrbetrag von 16 S., dafs verschiedene Bereicherungen des Inhaltes zu verzeichnen sind. So ist einem vom Referenten damals ausgesprochenen

Wunsche rechnung getragen und das Thibautsche Prinzip für den Beweis des XI. Axioms auf einen Grundsatz begründet worden, gegen welchen sich in dieser Form nichts mehr einwenden lassen dürfte. Dafs die Ortseigenschaften von gerader Linie und Kreis jetzt erst an etwas späterer Stelle, wie früher, zur Behandlung gelangen, billigen wir gleichfalls, da wir aus Erfahrung zu wissen glauben, dafs kein Begriff so schwer von der Mehrzahl der Schüler aufgefafst zu werden pflegt, wie eben derjenige des geometrischen Ortes. Möge das Werkchen auch in seiner Neugestaltung zahlreiche Freunde sich erwerben, die bereits gewonnenen aber behalten!

Die erstgenannte Schrift, welche gewissermafsen einen programmatischen Charakter besitzt und die dem Lehrbuche zu grunde gelegten methodischen Ansichten zu erläutern bestimmt ist, will besonders auf die Inkonsequenz aufmerksam machen, welche viele Schriftsteller dadurch begehen, dafs sie euklidische Beweisarten ohne Rücksicht auf die eigentümlichen Voraussetzungen des Euklides verwenden. Insbesondere verdienen die Erörterungen über die beste Fundierung der Parallelentheorie alle Beachtung. So entschieden, wie es seitens des Verf. geschieht, möchten wir uns freilich nicht dahin aussprechen, dafs die moderne Schulgeometrie etwas von der Geometrie der Alten grundverschiedenes sei und sein müsse, vielmehr glauben wir, dafs auch die Darstellungsweise des Verf. als eine im guten und zeitgemäfs modifizierten Sinne „euklidische" bezeichnet werden darf.

München. S. Günther.

Gaston Planté, Untersuchungen über Elektricität. Übersetzung von Dr. J. G. Wallentin. Wien. Hölder. 1886. gr. 8⁰. 270 S. 5,60 ℳ.

Der Verfasser dieses Buches hat bekanntlich zuerst den sogenannten Polarisationsstrom, welcher in den gebräuchlichen galvanischen Elementen den Wirkungen des elektrischen Stromes hemmend und schliefslich sogar vernichtend entgegentritt, als Ordnungsstrom in praktisch ausführbarer Weise benützt und mit Hilfe desselben seinen Akkumulator konstruiert. Wie er zu dieser Konstruktion gelangte und warum gerade diese die beste sei, wird am Anfange ausführlichst erläutert. Die Anwendung seines Sekundärelementes empfiehlt sich nach seiner Angabe insbesondere da, wo es sich um Ströme von grofser Spannung handelt; die Spannung im Sekundärelemente ist nämlich ungefähr 1,5 mal so grofs als im primären, während der Widerstand unter sonst gleichen Umständen bei beiden Arten von Elementen fast der gleiche ist. Dafs sich hieran eine Aufzählung von praktischen Anwendungen reiht, versteht sich von selbst. Gaston Planté hat mit seinen Sekundärelementen und zwar mit Batterien bis zu 800 Elementen experimentiert; die Resultate dieser Experimente sind ebenfalls in dem Buche niedergelegt; sie beziehen sich namentlich auf Fälle, in welchen Ströme hoher Spannung nötig sind. Der sich daran knüpfende Teil, in welchem Vergleiche dieser Experimente mit gewissen Erscheinungen in der Natur angestellt werden, scheint mir weitaus der interessanteste zu sein; es ergeben sich hiebei Analogien zwischen den Kugelblitzen, dem Hagel, den Tromben, dem Polarlichte, den Nebelspiralen und Sonnenflecken zu den Erscheinungen hochgespannter Ströme. Die Vergleiche sind bis ins Kleinste durchgeführt und daran vielfach Versuche zur Erklärung dieser Naturerscheinungen geknüpft. — Ferner gibt der V. die Konstruktion einer Maschine an, die nach dem Prinzip der Sekundärelemente hergestellt, ähnlich wie die Induktionsapparate, statische Wirkungen erzeugt, welche

kontinuierlich und von grofser Intensität sind. Es gibt seiner „rheostatischen Maschine“ wegen des geringeren Verlustes an elektromotorischer Kraft den Vorzug vor den genannten Apparaten. Hieran reiht sich die Mitteilung von Experimenten, welche mit dieser Maschine angestellt wurden, worauf eine Diskussion über die Analogie zwischen elektrischen Erscheinungen und den Effekten, welche durch mechanische Wirkungen erzeugt werden, folgt, die manche beachtenswerte Idee enthält; unter anderem kommt Planté zu dem Schlusse, dafs man die Elektricität als eine rein mechanische Bewegung der ponderablen Materie betrachten müsse.

Man sieht, das Buch hat einen reichen Inhalt; aber es nimmt in der, wenigstens mir bekannten, modernen Litteratur der Physik eine eigentümliche Stellung ein; wir sind so sehr an eine ziffernmäfsige und zwar genaue Angabe der Resultate eines Experimentes gewöhnt, dafs es uns höchst sonderbar anmutet, in dem ganzen Werke nur selten einer Zahl zu begegnen, und wenn einmal, sie fast regelmäfsig von dem bescheidenen Wörtchen „ungefähr“ begleitet zu sehen. Eine fernere Schwäche des Buches sehe ich auch darin, dafs für jede, auch die kleinste Erscheinung, sofort mit einer Hypothese aufgewartet wird; dieser Umstand gibt dem Buche eine unmäfsige Breite und ermüdet den Leser. Diese vielen „meine ich“ „stelle ich mir vor“ drängen sich dabei trotz der Bescheidenheit, mit der der V. seine Gedanken mitteilt, oft in unangenehmster Weise auf. Freilich, wir kommen bei Erklärung von Naturerscheinungen niemals ohne Hypothese durch; aber es mufs eben alles eine Grenze haben und ich halte es geradezu für schädlich, Erscheinungen, in denen sich ein kaum noch zu erkennendes Gesetz ausspricht, sofort theoretisch erklären zu wollen. Ja, hätte man Gelegenheit, zifferngemäfs das Experiment kennen zu lernen, so liefse sich ein Urteil über die Berechtigung oder Nichtberechtigung einer Hypothese fällen, in der vorliegenden Form des Buches aber kaum.

Also das Buch hat verschiedene Mängel, aber es bietet eine solche Summe des Neuen, Wissenswerten, dafs trotzdem kein Physiker versäumen wird, den Inhalt desselben kennen zu lernen.

Würzburg. Dr. M. Zwerger.

Victor Duruy, Mitglied der Académie française, früher Unterrichtsminister. Geschichte des römischen Kaiserreichs. Übersetzt von Prof. Gustav Hertzberg. Lief. 9—42. (Von Augustus bis Markus Aurelius). à 80 ₰ Leipzig. 1885—1886. Schmidt und Günther.

Nachdem über die Anlage des Werkes wiederholt in diesen Blättern (B. XX. S. 513. XXI. S. 201) berichtet worden, können wir auch von den vorliegenden Lieferungen konstatieren, dafs Duruy in denselben ein lebhaftes, farbenreiches Gemälde einer hochbedeutsamen Zeit vor unseren Augen aufrollt. Seine Sprache ist gewählt und geistvoll, ohne affektiert zu sein, seine Darstellung erschöpfend, ohne sich in Weitschweifigkeiten zu verlieren.

Wir wollen nur einige Punkte hervorheben, um Duruys Auffassungsweise zu veranschaulichen und hie und da unsere abweichende Meinung darzulegen. Vom Kaiser Augustus hat er unseres Erachtens doch eine zu bagatellmäfsige Ansicht, wenn er ihn einen kümmerlich veranlagten Menschen nennt. Treffender ist wohl sein Urteil, wenn er sagt: „Cäsar und Alexander sind genial veranlagte Naturen von liebenswürdiger, Napoleon I. von furchtbarer Art. Augustus aber, der uns weder zur

Sympathie noch zur Bewunderung zwingt, gehört nicht zu ihrer Familie." Wie ein roter Faden, zieht sich durch Duruys Schilderung der ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit die Annahme, dafs das römische Reich an dem Mangel fester organischer Einrichtungen, wie sie nach dem Sturze der Republik die neue Monarchie erfordert hätte, zu grunde ging. Nach seiner Meinung würde, wenn im Senat die Provinzen auf Grund einer bestimmten Rechtsordnung vertreten gewesen und derselbe somit zu einer repräsentativen Versammlung des ganzen Reiches geworden wäre, das Reich einen geschlosseneren Zusammenhang und gröfsere Festigkeit erlangt haben. Augustus sei ein kurzsichtiger Politiker gewesen, der nur für den Augenblick schuf. Mag sein; es unterliegt wohl keinem Zweifel, dafs der Widerspruch zwischen den fortbestehenden republikanischen Formen und dem despotischen Regiment, sowie der Mangel einer geordneten Thronfolge den Bestand des Reiches untergrub. Aber wenn man erwägt, wie sehr nach Duruys eigenen drastischen Schilderungen das Römertum schon unter den ersten Kaisern verrottet war, so dürfte man doch der Form keine allzu grofse Bedeutung beilegen. Fraglich bleibt es, ob eine Reform auf Grund des Vorwiegens der noch unverdorbenen Provinzialen im I. Jahrhundert des Kaisertums möglich gewesen wäre: dazu war doch das eigentliche Römertum noch zu mächtig und der Verband unter den Provinzen zu locker. Duruy läfst auch durchblicken, dafs Augustus selbst nach einer bestimmten Zeit die Gewalt hätte niederlegen, in andere Hände geben und durch feste Institutionen seine Nachfolger dazu hätte anhalten sollen. Aber selbst angenommen, Augustus hätte dieses Opfer gebracht, die Geschichte der ganzen folgenden Zeit beweist, dafs er kaum viele Nachfolger von gleich heroischer Gesinnung gefunden haben würde.

In der Schilderung der Regierungszeit des Tiberius hat Duruy Licht und Schatten so verteilt, dafs er den Vorzügen des grofsen Regenten und den Fehlern des schrecklichen Menschen möglichst gerecht wurde. Er unterscheidet scharf zwischen den ersten 9 guten Jahren seiner Herrschaft und seiner Sinnesänderung seit dem Tode seines Sohnes Drusus, insbesondere seit Sejans Sturz. Er spricht ihn von jeder Mitschuld an dem Tode des Germanikus frei, bezweifelt auf Grund der Überlieferung, ob dieser überhaupt eines gewaltsamen Todes starb. Auch die Anschuldigungen gegen Tiberius wegen seiner Ausschweifungen auf Capri sind nach Duruy jedenfalls stark übertrieben, doch spricht er ihn nicht von dem Vorwurfe blutiger Tyrannei in seiner letzten Lebenszeit frei.

Die Zeit des Nero, dessen Urheberschaft bezüglich des Brandes Roms geleugnet wird, bezeichnet er als besonders trostlos wegen der sittlichen Verkommenheit der vornehmen römischen Welt. Der Senat war viel schlechter als das Volk, das z. B. bei dem Schicksale der edlen Oktavia Anwandlungen von Gerechtigkeitssinn zeigte. Die vornehmen Römer wufsten zwar mutig zu sterben, aber nicht würdig zu leben, wie denn auch keiner den Mut fand, den unerträglich gewordenen Zuständen ein gewaltsames Ende zu bereiten und eine bessere Zukunft anzubahnen. Der Stoicismus lehrte Ergebung in den Tod, aber er hatte keine positiv schaffende Kraft.

Von den folgenden Kaisern erwecken das meiste Interesse Domitian, Trajan und Hadrian. Den erstgenannten schildert Duruy allerdings als einen grausamen Tyrannen, dessen Blutgier übrigens erst in den drei letzten Regierungsjahren zur vollen Erscheinung kam, dagegen erkennt er seine Umsicht und Tüchtigkeit in der Fürsorge fürs Reich an. Grofse Sympathie bringt er dem Trajan und Hadrian entgegen, welchen letzteren er gegenüber mancherlei böswilligen Anekdoten als einen kriegstüchtigen

und pflichtgetreuen Regenten feiert, der strenge auf Disziplin hielt und doch der Liebling des Heeres wurde, weil er gerecht war und in der Ertragung von Strapazen, in Einfachheit der Kleidung und Lebensweise mit dem besten Beispiele voranging.

Gegenüber dem Tacitus verhält sich Duruy ziemlich skeptisch; bei Seneka und Lukan findet er das nämliche rhetorische oder deklamatorische Element, wie bei Tacitus, nur dafs es bei diesem einen genialen Zug habe.

Vom philologischen Standpunkt aus wären allerdings manche Ausstellungen zu machen. Duruy citiert z. B. Dichterstellen und verwertet diese ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, in welchem sie bei dem betreffenden Dichter vorkommen. So hat schon Hertzberg S. 313 I. B. in der Anm. zu Scelerata insania belli (Verg. Aen. VII, 461.) bezweifelt, ob die Stelle in dem Sinne der Duruy'schen Auffassung „Die frevelhafte Thorheit eines Krieges" verwertet werden könne. In der That bezeichnen die citierten Worte die „verbrecherische Kriegswut", die den Rutulerkönig Turnus ergriff. Ebenso fafst Duruy die Worte Vergils Aen. I, 462. Sunt lacrimae rerum ganz falsch auf. „Was der Dichter sieht", meint er, „dem verleiht er ein eigentümliches Leben, er läfst es lieben, dulden und weinen." Nun aber bedeuten Vergils Worte nicht „Die Natur hat Thränen wie der Mensch", sondern „es gibt noch Thränen für das Unglück" (1), d. h. Menschen, welche Thränen haben für die vom Unglück Betroffenen. Das zeigen deutlich die folgenden Worte: et mentem mortalia tangunt, wo gleichfalls fälschlich erläutert wird: „wenn der Dichter in Erregung kommt, gerät er in Unruhe über alles, was stirbt", während Vergil doch nur sagt, dafs die Schicksale der Sterblichen (hier: der Trojaner) Eindruck machen auf den Geist (anderer). So kommt es, dafs die dem römischen Dichter zugeschriebene sentimentale und unrömische Denkweise zum Teil auf einer unrichtigen Auffassung des modernen Geschichtschreibers beruht.

Wenn ferner Duruy (1. B. S. 375) von Augustus sagt: Auf die Sitten wirkte er ein durch Mäcenas, durch Sallustius, überhaupt durch alle jene unter seinen Freunden, die sich von den Staatsämtern fernhielten, so kann Sallustius bei dem Werke der Umformung der Republik in eine Monarchie, wovon an dieser Stelle die Rede ist, nicht in betracht kommen; denn er starb schon 35 v. Chr.

S. 642 (B. I) wird niemand durch die Übersetzung von Ἀποκολοκύντωσις mittels des Curiosums „Verkoloquintung" klüger. Verständlicher wäre „Verkürbissung", wobei immerhin noch die Erläuterung durch „Versetzung unter die Kürbisse, d. h. Dummköpfe" nötig wäre.

Dem Geschmacke unserer Zeit ist durch zahlreiche und treffende Abbildungen, z. B. des Monumentum Ancyranum, der Münzen, Triumphbögen, Tempel, Thermen rechnung getragen. Aber zu gewaltsam ist diese Herbeiziehung der Abbildungen, wenn z. B. bei Gelegenheit der Erwähnung der Abkunft Galbas, welcher in der Nähe von Tarracina geboren wurde, berichtet wird, sein Grofsvater sei ein Mann von litterarischen Neigungen gewesen, und hiebei die Abbildung einer in unseren Tagen bei Tarracina gefundenen Bildsäule des Sophokles sich findet nebst der Bemerkung: vielleicht habe sie dem Grofsvater Galbas gehört.

Endlich wäre zu wünschen, dafs in den Anmerkungen, wo manche wichtige Fragen kritisch behandelt werden, ersichtlich gemacht würde, was in denselben Duruy, was dem Übersetzer angehört.

Indes diese Ausstellungen verschwinden im Zusammenhalt mit den Vorzügen des grofs angelegten Werkes, das wir hiemit aufs neue der Beachtung warm empfehlen. δ.

Dr. Wilhelm Götz, Übersicht über die deutsche Geschichte in Fragen und Antworten. Ein Hilfsmittel für Präparation und Repetition. Zweite erweiterte Auflage. Nürnberg. Friedr. Korn'sche Buchhandlung 1886. 8⁰.

Kaum in einem Zweige des Unterrichts sind die Meinungen über Umfang und Art des Lehrstoffes so vielseitig und verschieden als über die Behandlung dessen, was der Jugend aus der Gesamtheit unseres geschichtlichen Wissens geboten werden darf und geboten werden mufs. Darüber aber sind jetzt alle Stimmen einig, dafs der frühere Betrieb, nach welchem die Geschichte nur als Gedächtnissache behandelt wurde, mit Recht in Vergessenheit geraten ist, und auf den Nachweis des innern Zusammenhangs der geschichtlichen Begebenheiten schon beim Beginn des Unterrichts das Hauptgewicht gelegt werden müsse, womit aber ein bestimmtes, sicheres Erlernen der wichtigsten und folgenreichsten Ereignisse zu verbinden sei. Erfahrungsgemäfs finden nun die Schüler darin die gröfste Schwierigkeit, wenn sie aus der Gesamtheit dessen, was der Lehrer oder ein Lehrbuch der Geschichte bietet, diejenigen Sätze herausfinden sollen, welche für die geschichtliche Entwickelung wichtig sind; es fällt ihnen schwer, ihre eigenen Kenntnisse in einem bereits gehörten oder auch gelernten Stoff, wenn ihnen die Beihilfe des Lehrers nicht zur seite steht, zu prüfen und die Lücken ihres Wissens auszufüllen. Diesem Bedürfnis, den Schüler beim Selbststudium zu unterstützen sucht die vorliegende Schrift entgegenzukommen, indem sie in Gestalt von Fragen den Lernenden auf die Hauptereignisse aufmerksam macht und in knappen, meist substantivisch abgefafsten Antworten den gelernten Stoff ins Gedächtnis zurückruft. Der V. hat diese trockene knappe Form gewählt, um dem Schüler Gelegenheit zu geben, die in den Antworten angedeuteten Ereignisse selbständig in brauchbare deutsche Sätze umzuwandeln und nicht, wie es so gerne geschieht, den Wortlaut des Lehrbuchs sich sklavisch dem Gedächtnisse einzuprägen. Dafs die dem V. bei Abfassung seiner Schrift vorschwebende Art des Selbstunterrichts vielen fruchtbringend und nützlich erscheint, ersehen wir schon daraus, dafs in kurzer Zeit eine zweite Auflage derselben nothwendig war, welche nicht wie die erste mit 1648 abschliefst, sondern bis zum Jahre 1875 ausgedehnt ist.

Die Fassung der Fragen und der Antworten zeigt, dafs sich der V. mit dem, was die Schule und das Leben an geschichtlichen Kenntnissen bedarf, gründlich beschäftigt hat und eifrig bemüht war, in möglichst kleinem Umfang möglichst viel Belehrung zu bieten und dabei den Schüler zu eigener selbständiger Thätigkeit anzuregen.

Man mag vielleicht über Umfang und Fassung einzelner Fragen mit dem V. nicht übereinstimmen und es gibt ja kein Buch derart, welches alle Wünsche zu befriedigen im stande wäre, im Ganzen aber wird man mit seinem Verfahren einverstanden sein und zugestehen müssen, dafs dasselbe von dem Schüler bei Einübung und Wiederholung des geschichtlichen Lehrstoffs mit grofsem Nutzen angewendet werden kann.

F. O.

Dr. K. Götze, Geographische Repetitionen für die obersten Klassen der Gymnasien und Realschulen. 3. Aufl. Wiesbaden. 1885. C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jakoby).

Das Büchlein gibt in grofsen Zügen (auf nur 147 S.) ein Resumé über den ganzen geographischen Lehrstoff in der Art, dafs es die natürlichen Verhältnisse der einzelnen Länder in Zusammenhang zu bringen

sucht mit der Kultur und Geschichte ihrer Bewohner, wodurch, wie der V. sagt, dem Geschichtsunterricht auf der obersten Stufe eine feste geographische Grundlage gegeben werden soll. Nach dieser Hinsicht werden in Form von Repetitionen die Länder der Germanen, Romanen und Slaven, die Balkanhalbinsel und Amerika ziemlich eingehend und unter steter Betonung des Einwirkens der einzelnen geographischen Objekte auf einander abgehandelt; den Schlufs bildet eine Übersicht über Asien und Afrika. Die flüchtige Behandlung dieser Kontinente erklärt sich daraus, dafs diejenigen Teile derselben, welche Kolonien von europäischen Ländern bilden, schon bei diesen durchgegangen wurden, was allerdings dem Überblick über dieselben wesentlichen Eintrag thut. Diese Repetitionen können speziell den Lehrern unserer 5. Klasse empfohlen werden, da dieselben für die Behandlung der Allgemeinen Erdkunde in dieser Klasse in vieler Beziehung instruktiv sind, wenn sie auch nach den epochemachenden Arbeiten Peschels und dem Erscheinen der trefflichen darauf fufsenden Lehrbücher Kirchhoffs und Wagners (Guthe) nichts wesentlich Neues bieten.

Im Einzelnen wäre Folgendes zu bemerken: Bisweilen scheint der V. den natürlichen Verhältnissen der einzelnen Erdräume zu viel Einflufs auf die Geschichte beizulegen und in den Fehler zu verfallen, vor dem Peschel warnt, wenn er sagt, dafs man geschichtliche Erscheinungen durchaus nicht allein von dem Walten physischer Gesetze ableiten dürfe, sondern vorsichtig ausscheiden müsse, was von den eingetretenen Erfolgen der begünstigten Örtlichkeit, was davon den Anstrengungen der Bewohner zuzuschreiben sei. Z. B. wenn der V. von Franken sagt, dafs seine geringe Gliederung das Zusammenschliefsen desselben mit der schwäbisch-bayerischen Hochebene zu einem politischen Ganzen unter den Wittelsbachern (Königreich Bayern) erleichtert habe, eine Thatsache, die doch wohl einzig auf geschichtlichen Vorgängen beruht (Napoleon I. und die politische Zersplitterung der fränkischen Gebiete).

Auffallend sind Ausdrücke, wie: Mit aufliegenden bewaldeten Höhen, Wasser- und Menschenströme, das charaktervolle Höllenthal, die von Kranken aus allen Erdteilen besuchte Badegasse (längs des Erzgebirges und der Eger), Marmelarbeiter u. dergl.

Eine ungenaue Vorstellung geben Ausdrücke, wie: Nürnberg liegt in einer weiten Vertiefung am erhöhten Ufer der Pegnitz; der Main windet sich mit breitem und reichem Uferland um die Höhen (um welche?) durch die Bistümer Bamberg und Würzburg; der fränkische Jura, eine nur durch Felskuppen und tief eingeschnittene Thäler . . . unterbrochene ärmliche Ebene (!).

Unrichtig sind folgende Sätze: „Vom Durchbruch der Altmühl an der fränkische Jura". Denn dieser beginnt schon an der Wörnitz, wo die tief nach S. eindringende Ebene des Ries deutlich den schwäbischen vom fränkischen Jura trennt; auch ethnographisch ist dort allein die Scheidung anzusetzen. — „Der Rhein behält die grüne Farbe des Gletschereises" (!), während er bis Rheineck schmutzig grau ist und, wie alle Gletscherströme, die grüne Farbe erst durch den von ihm durchströmten See erhält. — Auch der Satz: „Ägypten gehörte im Altertume zu Asien" ist in dieser Fassung ungenau. Allerdings wurde in den ältesten Zeiten (wie noch von Hekataeos) das Nilthal zu Asien gerechnet, aber schon von Eratosthenes wird der arabische Meerbusen (also mit seiner Verlängerung der heutige Meerbusen von Suez) als natürliche Kontinentalscheide zwischen Asien und Afrika anerkannt. — Die Schilderung endlich, die der V. von München entwirft, wenn er sagt: „München, der in flacher, reizloser Gegend zwischen zwei „Mösern" durch Königsgunst gehobene Mittelpunkt der Künste", ist, abgesehen von der Stilisierung, doch wohl zu mangelhaft

und macht den Eindruck, als ob München ein einziges grofses Atelier wäre, in dem Alles mit Pinsel und Palette einherginge, während doch ein richtiger Münchner auch noch ganz andere Genüsse und Beschäftigungen kennt. Dergleichen einseitige, aber sehr häufig sich findende Schilderungen kommen wohl nur daher, dafs fast nie ein aus dem Norden kommender Reisender das herrliche Isarthal auf- und abwärts von München besucht, um das uns selbst die Berliner trotz ihres Tiergartens beneiden könnten. Dafs übrigens die Lage dieser Stadt nicht gar so reizlos sein kann, beweisen gerade die Hunderte von Malern, die jährlich, nicht in den Alpen, sondern namentlich in der Umgegend von München sich die schönsten Studien zu ihren Bildern holen! Und sogar die „Möser“ entbehren im Frühling und Herbst wegen ihrer Blüten- und Farbenpracht nicht eines gewissen Reizes.

München. G. Biedermann.

Max Strack, Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Weltteilen. I. Sammlung. Herausgegeben von Dr. H. Strack. Leipzig. H. Reuther. 1885. 314 S.

Dr. Max Strack, Professor und Realschulrektor in Berlin, hat sich in den Kreisen deutscher Schulmänner durch die von ihm 1873 begründete und geleitete Zeitschrift „Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens“ die sympathischste Anerkennung erworben, da er durch dessen Hefte in gediegenster Weise sowohl für Methodik als für Wissensbereicherung dem Lehrerstande das Beste zu bieten erfolgreich bemüht war. Bei seinem Tode i. J. 1883 hinterliefs er die begonnene Bearbeitung der Reisepublikationen über Erlebnisse von 1878—82, die wir in dem oben bezeichneten Kleinoktavband vor uns haben, welchen sein würdiger Nachfolger in der Redaktion genannter Zeitschrift, Prof. Dr. Herm. Strack, vorlegt.

Das Buch behandelt 1. die Einflüsse der Neugestaltung Italiens auf Land und Leute; 2. Sicilien; 3. Griechenland; 4. Plätze Kleinasiens. In den 6 Artikeln des ersten Abschnittes befleifsigt sich der Autor mit Recht besonderer Knappheit, damit er nicht Bekanntes nur wiederhole, und weil er nur die Symptome der neuen Ära, nicht ein Gesamtkulturbild wiedergeben will Besonders stark zeichnete sich ihm der Kontrast von Jetzt und Sonst auf dem Gebiete des Schulwesens. Bei Artikeln wie „Handel und Schiffahrt“ möchte freilich ein bescheidenerer Titel richtiger sein, umsomehr, da ja Strack in dem Aufsatz „Kirche und wirtschaftliches Leben“ den Leser vollgenügend überzeugt, dafs ihm Horizont und Beobachtungsvermögen in bezug auf die wirtschaftlichen Erscheinungen des bereisten Gebietes aufs beste zu gebote stehen. Die Mängel im Agrikulturwesen, die Fortschritte der Weinkellerei z. B. führt er ebenso klar als zureichend vor.

S. 59—149 handelt von Sicilien. Neben der ästhetisch-historischen Betrachtung der wichtigsten Seestädte sehen wir hier namentlich auch zwei Wege durch das Innere ebenso anschaulich als inhaltsreich in kurzen Worten meisterlich geschildert. Von Palermo nach Girgenti ging es mit der Eisenbahn; von letzterem Platze, der auch vorzüglich abgezeichnet ist, nach Catania fuhr man gröfstenteils mit Omnibus von der wichtigsten Schwefelerzregion der Insel aus. Man freut sich, mit wie wenig Worten Licht und Deutlichkeit über das landschaftliche Aussehen und die Kulturerscheinungen über das verhältnismäfsig wenig bekannte Binnengebiet hier verbreitet wird.

Die „Bilder aus Griechenland" (Abschn. III S. 155—258) sind mit einer erklärlich noch gesteigerten Hingebung an die geschaute Wirklichkeit entworfen. Allerdings begegnet auch hier in „Leben und Tod im heutigen Athen" (Nr. 4) eine zu stark aphoristische Behandlung, die dem Thema nicht hinreichend gerecht wird; allein dies verschwindet gegenüber den Vorzügen der übrigen 6 Stücke hinsichtlich ihrer stilistischen Form, ihrer Allseitigkeit in der Auffassung und ihrer Gedankenfolge. Namentlich zeigt die Beschreibung von Athen (Nr. 2 und 3) eine vorzügliche Komposition und schafft dem Leser in angenehmster Weise Lokalkenntnis und -verständnis sowohl über die umgebende Landschaft als über die Örtlichkeiten der Stadt. Die spezielle Behandlung der heutigen Akropolis wird durch einen recht sauberen Abdruck einer Zeichnung von J. A. Kaupert aufs beste unterstützt. Die übrigen Artikel beschäftigen sich mit ehrwürdigen und schönen Punkten des nördlichen und westlichen Attika und Nr. 7 neben anderen Peloponnesiacis besonders vorteilhaft mit den lokalen Resultaten der Schliemannschen Ausgrabungen in Mykenä.

Die Schilderung der Fahrt über Syra nach Kleinasien (Abt. IV) und die Berichte über Smyrna, Magnesia am Sipylos und über Ephesus zeigen gleichfalls sowohl den gemütvollen ästhetischen Reisenden und Naturbetrachter, als den wahren Darsteller. Es thut immer wohl, wenn man jemanden über den Orient schreiben sieht, der sich sowohl der üblichen Malerei ins Buntscheckige und Süfspikante, als des Kokettierens mit Schmutzfarbentönen enthält und doch mit nüchterner Kritik die Empfänglichkeit für das Löbliche jener fremden Welt verbindet. Wenn da z. B. Strack die von ihm erfahrene opferwillige Aufmerksamkeit des gebildeten griechischen Orientalen (wie des Dänen und des Norwegers) dem Deutschen gegenüber rühmt (S. 275 u. a. a. O.), so möchte auch Rezensent bezüglich der Südslaven und der Türken bestätigen, dafs sie meist höflicher und opferbereiter sich dem Fremden erweisen, als der Deutsche, und zwar gilt dies vom Gebildeten wie vom Landbewohner.

Wir fassen unseren Gesamteindruck dahin zusammen, dafs wir das Ergebnis einer aufmerksamen Beobachtung und einer mit reicher kulturhistorischer Bildung arbeitenden Persönlichkeit in sehr vorteilhaftem Gewande an dem Buche besitzen, gewifs für die reifere Gymnasialjugend, wie für die erholende Unterhaltung der Lehrer wahrhaft empfehlenswert.

München. Dr. W. Götz.

Drbal, Dr. Matthias, k. k. Landesschulinspektor. **Propädeutische Logik.** Lehrbuch zum Gebrauch für den Gymnasialunterricht und zum Selbststudium. Vierte, verb. Aufl. Mit 45 Holzschnitten. Wien 1885. W. Braumüller. 169 u. X Seiten. 8⁰. 1 fl. 30 kr.

An Lehrbüchern für Propädeutik ist gerade kein Mangel; in Deutschland erscheint jetzt fast jedes Jahr ein neues, oder es wird ein altes neu aufgelegt. Dafs aber unser vorliegendes Buch zu den besseren Erzeugnissen dieser Art gehört, dürfte schon deshalb nicht zu bezweifeln sein, weil es seit 20 Jahren in Österreich eingeführt ist und nunmehr die 4. Auflage erlebt hat. Wesentlich Neues bringt es zwar nicht, trägt aber doch die alten Sachen in meist recht guter Form vor und sucht durch zahlreiche und sorgfältig ausgewählte Beispiele über dieselben Licht zu verbreiten. Bei der Lehre vom Schlufs bringt es den ganzen scholastischen Plunder (Barbara, Celarent u. s. w.) und ist überhaupt so ausführlich, dafs man viele Streichungen vornehmen müfste, wenn man es zu einem

schulordnungsmäfsigen Lehrbuch für unsere Gymnasien herrichten wollte. Dagegen könnte man es einer akademischen Vorlesung über Logik recht wohl zu Grunde legen.

Im grundlegenden Teil sind mir einige Widersprüche aufgestofsen. § 1 heifst es: „Unter Vorstellung im logischen Sinne versteht man alles das, was als Bestandteil in einem Urteil vorkommen kann, ohne aber für sich schon ein Urteil zu bilden.“ Dagegen § 30 steht Z. 3 u. 4, dafs im Urteil zwei Begriffe hinsichtlich ihrer Einstimmigkeit auf einander bezogen werden. Während also zuerst (wohl nach Sigwart) Vorstellungen als Bestandteile des Urteils angegeben werden, erfährt man später, dafs zum Urteil auch 2 Begriffe gehören. Nun ist aber nach § 5 nur diejenige Vorstellung ein Begriff, worin Merkmale gedacht werden, die mehreren zusammengehörigen Vorstellungen gemeinsam sind, und kann ein Begriff nur dadurch entstehen, dafs „mehrere Vorstellungen vorhanden sind, die, obwohl von einander verschieden, doch zusammengehören und gleiche, also gemeinsame Merkmale haben.“ Folglich wäre der Satz: „Wien ist grofs“ kein Urteil, weil nach Obigem Wien blofs eine Vorstellung, aber kein Begriff ist, und darum dieses Urteil blofs einen einzigen Begriff enthielte. § 15 Abs. 2 ist ausdrücklich gesagt, dafs es Begriffe gibt, deren Umfang so klein ist, dafs sie nur eine einzige Vorstellung unter sich befassen, weshalb sie Einzelbegriffe heifsen. Wie stimmt das zu dem aus § 5 Zitierten, dafs jeder Begriff auf mehreren Vorstellungen beruhe? § 19 Anm. 1 sucht diesen Widerspruch durch die Bemerkung zu vertuschen, dafs dem Einzelbegriff immer noch eine relative Allgemeinheit zukomme, insofern er die verschiedenen Entwickelungsstufen des Einzeldings oder Einzelwesens vorstelle. Allein das ist Sophisterei. Wenn ich urteile: „Cäsar wurde am 15. März des J. 44 v. Chr. ermordet,“ so meine ich Cäsar, wie er im Augenblick der Ermordung war, aber nicht das Kind Cäsar; denn dieses wurde doch wohl nicht ermordet.

§ 6 sagt Drbal: „Das Urteil ist die Form der Verknüpfung oder Trennung zweier Begriffe.“ Dagegen § 31: „Subjekt und Prädikat machen die Materie (den Stoff) des Urteils aus; die Form (desselben) aber besteht in der Art und Weise, wie das Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat gedacht wird.“ Daraus ist klar, dafs das Urteil eine Form hat. Nun ist aber nach § 6 das Urteil selbst eine Form. Folglich ist die Form des Urteils die Form der Form der Verknüpfung etc.

§ 9 wird zwischen den psychischen Naturgesetzen und den logischen Normalgesetzen des Denkens unterschieden. Wer dies liest, mufs auf den Gedanken kommen, dafs die logischen Gesetze unnatürlich und die psychologischen Gesetze abnorm sein könnten, was beides nicht wohl angeht.

Zu dem nämlichen Paragraphen zitiert D. eine Stelle aus Kants Werken, welche eher die Einseitigkeit des Kantischen Standpunktes blofslegt als für die Notwendigkeit einer strengen Scheidung der Logik von der Psychologie etwas beweist. Dort sagt nämlich Kant, es sei ebenso ungereimt, psychologische Prinzipien in die Logik zu bringen, als Moral vom Leben herzunehmen. Das sind eben die Wolkenkuckucksheimer Philosophen, welche die Moral nicht aus dem Leben, sondern aus eigenen Hirngespinsten hernehmen; sie haben der Philosophie die grinsende Verachtung der materialistischen Atheisten mit dem Seziermesser und Mikroskop zugezogen. Die weiter unten zitierte Aeufserung Herbarts: „In der Logik ist es notwendig, alles Psychologische zu ignorieren“ ist ebenso verkehrt, wie wenn man sagte: „In der Diätetik mufs man alle Physiologie ignorieren.“ Das, was sein kann und sein soll, läfst sich nicht aus den

Fingern saugen, sondern ergibt sich aus der Betrachtung dessen, was wirklich ist und wirklich war.

§ 30 ist die Lehre von der Kopula im alten Stil vorgetragen, gerade wie wenn Überweg nicht längst ihre Verkehrtheit nachgewiesen hätte. In dem Urteil: „die Körper sind teilbar“ soll „die Körper“ das Subjekt, „teilbar“ das Prädikat, und „ist“ die Kopula sein. Dortselbst steht auch Anm. 1, dafs Fragesätze und Wunschsätze noch kein fertiges Urteil sind. Allein D. bedenkt nicht, dafs diese Arten von Sätzen abhängig zu machen sind von einem „ich frage“ oder „ich wünsche“ oder „es ist fraglich, es ist zu wünschen“. In solchen Sätzen ist also recht wohl ein fertiges Urteil enthalten. Überhaupt darf man getrost die allgemeine Behauptung wagen, dafs in jedem grammatischen Hauptsatz, gleichviel von welcher Art, ein logisches Urteil stecken mufs.

Zu § 163 ist bemerkt, Prof. Knar habe scherzweise zu sagen gepflegt: „Mit dem 30. Lebensjahr hat man $\frac{1}{30}$, mit dem vierzigsten $\frac{1}{40}$, mit dem fünfzigsten $\frac{1}{50}$ seines Lebens verlebt. Da nun bekanntlich $\frac{1}{30} > \frac{1}{40} > \frac{1}{50}$ ist, so ist klar bewiesen, dafs unsere letzten Lebensjahre kürzer sind als die ersten.“ Die Sache scheint mir aber keineswegs ein Scherz, sondern eine ganz richtige Erklärung der psychologischen Erscheinung zu sein, dafs uns in höherem Alter die Zeit kürzer vorkommt wie in der Jugend. In der That werden die höheren Lebensjahre ein immer kleinerer Bruchteil des ganzen zurückgelegten Lebensweges und müssen im Vergleich mit diesem immer kürzer erscheinen, wie in den Augen dessen, der sich immer mehr verdient, die einzelne Mark einen immer geringeren Wert annimmt.

§ 27, Z. 7 ist ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben. 3^4 und 4^3 sind nämlich als äquipollente Begriffe angeführt. Es mufs offenbar heifsen: 3×4 und 4×3.

Bayreuth. Ch. Wirth.

III. Abteilung.

Miscellen.

Aufruf.

Am 6. Oktober 1886 ist in Hannover ein „Deutscher Einheitsschulverein“ begründet, dessen Ziele der erste Paragraph der Satzungen in folgenden Worten zusammenfafst:

§ 1 a. Der Zweck des Vereins ist, für die innere Berechtigung einer Gymnasium und Realgymnasium verschmelzenden höheren Einheitsschule mit Beibehaltung des Griechischen für alle Schüler einzutreten und auf die Herbeiführung einer solchen hinzuwirken.

§ 1 b. Der Verein stellt sich zu diesem Zweck die Aufgabe, einen entsprechenden Lehrplan auszubilden und an der Vervollkommnung der Lehrweise zu arbeiten.

§ 1 c. Er will durch Behandlung der die Einheitsschule betreffenden Fragen in Wort und Schrift eine Klärung der Ansichten über dieselbe, insbesondere auch über ihr Verhältnis zu dem sogen. Berechtigungswesen herbeiführen.

Die innere Berechtigung seiner Bestrebungen leitet der Verein aus der anerkannten Aufgabe der höheren Schulen ab, durch erziehenden Unterricht zu einem tieferen Verständnis der gegenwärtigen Kultur und

zu einsichtsvoller, von humaner und christlicher Gesinnung getragener Mitarbeit an derselben die grundlegende Vorbildung zu geben.

Eine solche allgemeine Bildung hält der Verein zugleich auch für die richtige Grundlage jeder höheren Berufsbildung. Aber weder das Gymnasium noch das Realgymnasium ist nach seiner Überzeugung imstande, dieselbe vollständig zu gewähren; darum tritt er für eine Verschmelzung dieser beiden Schularten ein.

Dieselbe scheint ihm mit Beibehaltung sämtlicher Unterrichtsfächer beider Schulen, insonderheit des Griechischen und Englischen, ohne Vermehrung der Gesamtzahl der Lehrstunden und ohne Überanstrengung der Schüler möglich unter folgenden Bedingungen:

1. Ausscheidung von allem für die Aufgabe der Schule Unnötigen und Fachwissenschaftlichen aus dem Lehrstoffe.
2. Verteilung der pädagogisch-didaktischen Aufgaben des fremdsprachlichen Unterrichts auf die einzelnen Sprachen nach der Eigentümlichkeit einer jeden.
3. Herstellung einer möglichst fruchtbaren Beziehung der Unterrichtsgegenstände unter einander.
4. Ausbildung einer zweckentsprechenden Lehrweise in jedem Fache.
5. Herbeiführung einer besseren theoretischen und praktischen Vorbildung der Lehrer für das höhere Lehramt.

Auf die Erfüllung dieser Bedingungen hinzuarbeiten und einen der Idee einer höheren Einheitsschule entsprechenden Lehrplan auszubilden, wird unsere erste und nächste Aufgabe sein. Weiter wollen wir dann durch Mitarbeit an einer befriedigenden Lösung der Berechtigungsfrage darauf hinwirken, dafs die höheren Schulen von den „ungeeigneten Elementen" befreit werden, welche die wissenschaftlichen Unterrichtserfolge derselben gehemmt und ihren sittlich bildenden Einflufs beeinträchtigt haben.

Alle Gebildeten jedes Standes und Berufes, welche die Überzeugung teilen, dafs eine nach diesen Grundsätzen durch Verschmelzung von Gymnasium und Realgymnasium geschaffene Einheitsschule dem Vaterlande zum Segen gereichen würde, fordern die Unterzeichneten hierdurch zum Beitritt und zur Mitarbeit auf.

Beitrittserklärungen werden von allen Vorstandsmitgliedern entgegengenommen, der Beitrag beträgt jährlich 3 ℳ. Anfragen betreffend den Verein bitten wir an Gymnasiallehrer F. Hornemann in Hannover, Marschnerstrafse 51, zu richten.

Dr. G. Berendt, Kgl. Landesgeol. u. Prof. a. d. Univ. Berlin (Vorsitzender). Prof. Dr. Capelle, Gymnasial-Direktor in Hannover (Vorsitzender). Dr. G. Koerting, Prof. a. d. Akademie in Münster in Westf. (Vorsitzender). Dr. R Steinmeyer, Realgymnasial-Direktor in Aschersleben (Vorsitzender). F. Hornemann, Gymnasiallehrer in Hannover (Schrift- und Rechnungsführer). Dr. Vollbrecht, Gymnasial-Oberlehrer in Ratzeburg (Schriftführer).

Programm
der ersten Hauptversammmlung des Deutschen Einheitsschulvereins in Halle a. S. am 13. und 14. April 1887.

12. April, Abends 8 Uhr. Empfang der Gäste. Zwanglose Vereinigung im Hotel zum Kronprinzen (nahe dem Markte).

13. April, Morgens 9 Uhr. Erste Sitzung (öffentlich) im Saale des Hotels zum Kronprinzen.

1. Bericht des Schriftführers. Rechnungsablage.

2. Vortrag des Dr. O. Frick, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S.: Die Möglichkeit der Einheitsschule.
Verhandlung.
3. Vortrag des Gymnasiallehrers F. Hornemann aus Hannover: Die Pflege des Auges und der Anschauung in der Einheitsschule.
Verhandlung.

14. April, Morgens 9 Uhr. Zweite Sitzung (öffentlich) im Saale des Hotels zum Kronprinzen.

1. Vortrag des Prof. Dr. G. Koerting aus Münster i. W.: Der neusprachliche Unterricht in der Einheitsschule.
Verhandlung.
2. Vortrag des Prof. D. Lothar Meyer aus Tübingen: Die Mathematik und die Naturwissenschaften in der Einheitsschule.
Verhandlung.

An beiden Tagen gemeinsames Mittagessen (à Couvert 2 Mark).

Fremde sind als Zuhörer willkommen. Anmeldungen zur Teilnahme an der Versammlung bitten wir bis zum 3. April an den Schriftführer Gymnasiallehrer F. Hornemann in Hannover, Marschnerstrafse 51, zu richten.

Entgegnung

auf die Besprechung von Steinmetz, Übungsstücke f. d. 2. L.-Kl. in den Bl. f. d. B. G. XXIII, H. 1. S. 40.

1. Die Kritik hat das unbeanstandete Recht freier Meinungsäufserung; sie soll Mängel aufdecken und auf ihre Abstellung dringen; sie hat aber auch die Pflicht, den Intentionen des zu besprechenden Werkes nachzugehen und diese auf ihren Inhalt zu prüfen. Dafs sie sich dabei streng an die Sache zu halten und alle persönlichen Momente abzuweisen hat, ist selbstverständlich. Deshalb mufs sowohl der vergleichende Hinweis auf Zirkusreiterei als auch der freilich hypothetisch verklausulierte Vorwurf des „agent provocateur“ als unsachlich, auch als unkollegial zurückgewiesen werden.

2. Eine Verdrängung des E. Lehrbuches war nicht beabsichtigt. cf. Titel und Vorwort.

3. Über die Prinzipien bei der Abfassung von Übungsbüchern kann man verschiedener Meinung sein. Wenn es aber möglich ist, die Forderung der formalen Bildung des Schülers in zusammenhängenden Stücken ebenso zu erfüllen, wie in Einzelsätzen, so wird die Mehrzahl der Lehrer die ersteren vorziehen. Wenigstens zeigt die Erfahrung, dafs die meisten Lehrer in Haus- und Schulaufgaben möglichst bald zu zusammenhängenden Übungen schreiten und die Schüler diesen gröfseres Interesse entgegenbringen. Fast durch das ganze deutsche Gymnasium geht z. Z. das Streben, den Einzelsatz nach Möglichkeit zu beschränken; das besprochene Übungsbuch ist nur in Bayern das erste, welches auf der Lernstufe des 2. Jahres diesen Gedanken konsequent durchzuführen sucht. Die Äufserung über das „Vorgreifen in die Aufgaben späterer Jahre“ und die „gewisse Blasiertheit der Jugend“ ist unverständlich.

4. Kein Übungsbuch in der Welt wird den Schüler des Übersetzens Schwierigkeiten vergessen lassen. Sein Geist soll ja angeregt, geübt, geschärft werden; ist das ohne Anstrengung denkbar? Dafs aller Anfang schwer ist, bleibt unbestritten. Worin aber die gröfseren Schwierigkeiten zusammenhängender Stücke bestehen sollen, ist nicht gesagt. Unter den vielen Aeufserungen über das Büchlein ist dem V. auf seine jedesmalige Frage nach dem Grade der Schwierigkeit nie der Vorhalt der Überanstrengung gemacht worden. Dafs an keiner Stelle der Rezension eine

Äuſserung über den positiven Gehalt des Buches, über die Art der Verarbeitung des gegebenen grammatischen Materiales sich findet, sei nur nebenbei erwähnt.

5. In betreff der Proben sprachlicher Sünden ist folgendes zu bemerken:

Ob die Bearbeitung der Übungsstücke, besonders die der Fabeln, eine Versündigung gegen den guten Geschmack ist, ob dieser Vorwurf nicht auch gegen Lehrbücher, die hauptsächlich aus Einzelsätzen bestehen, erhoben werden könnte, ist eben Geschmacksache. Es wird wohl häufig die 1. Auflage eines Buches — besonders bei so beschränktem sprachlichen Material — Härten des Gedankens und der Diktion an sich tragen, ohne daſs sie dem Buch das Todesurteil einbringen.

Aufrichtig dankbar aber ist der V. für jede begründete Ausstellung, und sollte eine 2. Auflage nötig werden, so wird er jedem guten Winke rechnung zu tragen suchen. Etwas anderes ist es, ein langes Verzeichnis von Stellen zu fertigen, die man aus dem Zusammenhange reiſst, wobei denn freilich so mancher Ausdruck eine andere Färbung annimmt. Es dürfte nicht so schwer sein, aus vielen Übungsbüchern derartige Sündenregister anzufertigen, ohne daſs sie jedesmal die Beschränkung auf einen bestimmten Stoff, die Knappheit des Wortvorrates und die Nötigung, ein bestimmt abgegrenztes gramm. Kapitel zu behandeln, als Rechtfertigungsgrund für sich anführen könnten. Die Mehrzahl der gerügten Wendungen hätte der V. in einem Übungsbuch für Primaner oder auch Tertianer wahrscheinlich nicht stehen lassen; es können ja mit Leichtigkeit andere geläufigere Wendungen dafür eingesetzt werden. Aber 1. wollte der V. dem Schüler einen gleich übersetzbaren Text vorlegen, um die Stücke nicht durch zu viele Anmerkungen zu belasten; so muſste manches, vom üblichen deutschen Ausdruck abweichend, wortgetreu gegeben werden. 2. fürchtete er, gerade durch — sagen wir — eleganteres Deutsch sich dem Vorwurf auszusetzen, er verletze die Einfachheit des gelernten Wortschatzes, er greife voraus und verlange zu viel. Daſs ein Rabe nicht singt, ist auch dem V. bekannt; aber in jener Fabel preist der Fuchs fortwährend den Gesang des Raben; so hat das Wort seine Berechtigung und die leise Ironie darin hat schon manchem Schüler ein herzliches Lachen abgelockt. Daſs man statt „oberstes Dach“ besser der Giebel (nicht „Gipfel“, Herr Rezensent!) sagt, ist ihm ebenfalls nicht neu. Eine den Intentionen des Buches in allem getreu nachgehende Kritik wird in betreff der meisten der gerügten Stellen zu einem maſsvolleren Urteil gelangen als der Herr Rezensent.

6. Im Schluſswort wird dem Büchlein, falls die gemachten Ausstellungen berücksichtigt werden, eine tröstliche Aussicht auf die Zukunft eröffnet, nachdem ihm zuerst aus prinzipiellen und praktischen Gründen — freilich in hypothetischer Form — das Recht auf seine Existenz abgesprochen worden ist. Wie reimt sich das zusammen?

7. Der Unterzeichnete hätte gern geschwiegen, um dem Verdachte zu wehren, als sei ihm eine offene Kritik unbequem. Aber er glaubte sich den zahlreichen Freunden des Büchleins gegenüber zu dieser sine ira et studio geschriebenen Erklärung verpflichtet. Die günstige Beurteilung desselben in einer Anzahl von Rezensionen und der unerwartet rasche Absatz des gröſsten Teiles der Auflage dürfte zum Beweise dienen, daſs die Anschauungen des Herrn Rezensenten nicht allgemein geteilt werden.

Regensburg. Gg. Steinmetz.

Druck von H. Kutzner in München.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Die neueren Sprachen an den bayerischen Studienanstalten.

Wenn die Anzeichen nicht trügen, beginnt allmählich das Eis sich zu brechen, welches einen endlos scheinenden Winter lang auf dem Felde des Unterrichtes in den modernen Sprachen an unseren Studienanstalten gelegen ist.

Seitdem die durch Friedrich Diez inaugurierte wissenschaftliche Betrachtung der romanischen Sprachen auf den deutschen Universitäten eine immer sorgfältigere und erfolgreichere Pflege findet, ist die französische Sprache ein des Gymnasiums würdiger Lehrgegenstand geworden, und es tritt an dasselbe mit doppelter Berechtigung die vorher nur auf Nützlichkeitsrücksichten gestützte Forderung heran, dieser Sprache in seinem Lehrplane einen entsprechenden Raum zu gewähren.

Über die Unzulänglichkeit des dem Französischen an den Studienanstalten gegenwärtig zugewiesenen Raumes hat jüngst Kollega Eidam in diesen Blättern (22. B. 9. H. S. 477) sich verbreitet; es sei mir gestattet, seine Ausführungen, deren sachlicher Teil den Beifall wohl fast aller Fachgenossen gefunden haben wird, etwas näher zu beleuchten.

Das Mafs der dem französischen Unterrichte einzuräumenden Zeit hängt selbstverständlich in erster Linie von der Beantwortung der Frage ab: Welches Mafs von Kenntnissen in der französischen Sprache und Literatur kann und mufs das Gymnasium als höhere allgemeine Bildungsanstalt vermitteln?

Die hohe Kulturstufe, welche die französische Nation und deren Litteratur einnehmen, die in ihrer Klarheit, Formvollendung und logischen Durchbildung beruhende bildende Kraft der französischen Sprache, sowie der hervorragende praktische Nutzen, den ihre Kenntnis gewährt, führen mich dazu, diese Frage in folgender Weise zu beantworten:

a) Das Gymnasium mufs seine Schüler in das Verständnis eines der hervorragendsten Vertreter der historischen, dramatischen,

erzählenden und lyrischen Litteratur einführen, und sie befähigen, französische Autoren ohne Schwierigkeit lesen zu können;

b) der Abiturient des Gymnasiums mufs imstande sein, auf der Grundlage der zum unbedingten Besitz gewordenen Formenlehre, der Kenntnis und Erkenntnis der wichtigsten Sprachgesetze und eines durch Lektüre möglichst geweckten Sprachgefühles einen einfachen freien Aufsatz (historische Erzählung, leichtes reflektierendes Thema, Brief) in französischer Sprache zu schreiben;

c) in den mündlichen Gebrauch der Sprache mufs der Schüler soweit eingeführt sein, dafs er fähig ist, ohne besondere Schwierigkeiten und in kurzer Zeit zur Sprechfertigkeit zu gelangen.

Ich setze mit Absicht die Litteratur an die erste Stelle, weil die Erschliefsung des Geisteslebens der verschiedenen Kulturvölker doch stets das vornehmste Ziel und die lohnendste Frucht des sprachlichen Unterrichtes bleiben mufs, und weil ein Sprachunterricht, der dieses ideale Ziel aus den Augen verliert, nach meiner Meinung an einer allgemeinen Bildungsanstalt keinen Platz verdient.

Der lebendigen Sprache gebührt entschieden eine viel sorgfältigere Pflege in der Schule, als ihr bisher zu teil geworden ist; zweifellos mufs der ganze Unterricht in den neueren Sprachen darauf abzielen, dem Schüler das Verständnis nicht nur des geschriebenen, sondern auch des gesprochenen Wortes zu vermitteln. Allein so sehr ich diese Forderung anerkenne, so sehr ich überzeugt bin, dafs die geistige Leistung, welche zum Sprechenkönnen — das man freilich nicht mit „parlieren“ verwechseln darf — gehört, durchaus nicht zu verachten ist, ebenso sehr mufs ich mich gegen die meines Erachtens übertriebene Schätzung und Berücksichtigung der Aussprache wenden, welche in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Schullitteratur sich geltend gemacht hat. Der Klassenunterricht, am humanistischen Gymnasium wenigstens, kann in dieser Beziehung nicht mehr erstreben und erreichen, als eine Schulung der Sprech- und Hörorgane, welche den Lernenden befähigt, die französischen Laute richtig hervorzubringen und aufzufassen, sowie dieselben in Wort und Satz richtig und gewandt mit einander zu verbinden. Sprechfertigkeit kann nicht das Ziel des Schulunterrichtes sein, zum mindesten nicht an den Gymnasien; dieselbe ist hier nicht erreichbar, und wenn sie auch erreicht werden könnte, so würde sie für die meisten Schüler nicht jene praktische Bedeutung haben, die doch ihr Hauptzweck sein müfste.

Es entsteht nun die weitere Frage: In welcher Weise ist der französische Unterricht an den Studienanstalten einzurichten, wenn ihm die Möglichkeit nicht abgeschnitten sein soll, die bezeichneten Ziele zu erreichen, ohne in den jetzigen Unterrichtsgang dieser

Anstalten eine empfindliche Störung zu bringen? Bei dem Versuche, diese Frage zu beantworten, ist vor allem die mit Naturnotwendigkeit sich ergebende Forderung zu berücksichtigen, dafs die dem Anfangsunterrichte zugewiesene Zeit so bemessen sei, dafs der Schüler sich in den neuen Stoff hineinleben, in ihm heimisch werden kann; ohne Kontinuität des Unterrichtes kann aber von einem Hineinleben in den Gegenstand desselben unmöglich die Rede sein, und dafs diese Kontinuität ein Minimum von etwa 4 Wochenstunden voraussetze, wird kaum Jemand ernstlich bestreiten wollen. Es ist eben, um nur von einer Seite des Unterrichtes zu reden, undenkbar, dafs die Sprech- und Hörorgane sich an die Laute einer Sprache gewöhnen sollen, die nur etwa 2 Stunden wöchentlich gehört und von den einzelnen Schülern vielleicht 1—2 mal in einem Monate gesprochen wird. Thatsächlich ist dieser Forderung auch in fast allen gröfseren deutschen Staaten bereits rechnung getragen[1]).

Eine weitere von dem Gedeihen des Unterrichtes untrennbare Forderung ist die nach Konzentrierung der Unterrichtsstunden auf eine der Stundenzahl entsprechende, mäfsige Zahl von Jahreskursen. Einmal kann die für den Anfangsunterricht ganz besonders nötige Kontinuität bis zu einem gewissen Grade auf keiner Stufe des Unterrichtes ohne Nachteil entbehrt werden, dann hat aber die Verteilung des Lehrpensums auf eine zu grofse Zahl von Jahren noch einen weiteren, bedeutenden Nachteil im Gefolge. Beginnt man nämlich das Französische etwa in der 3. Lateinklasse mit 2—3 Stunden und setzt dasselbe mit je 2 Stunden fort, so hat ein Lehrer an Anstalten ohne Parallelklassen in 7 Klassen ungefähr 250 Schüler, an gröfseren Anstalten in vielleicht 10 Klassen gegen 400 Schüler in einer Sprache zu unterrichten. Mufs nun ein Lehrer schon ein mehr als gewöhnliches Mafs von Energie und Takt besitzen, um in einer solchen Zahl von Klassen, die er nur je zweimal wöchentlich betritt, und bei einer solchen Zahl von Schülern Zucht und Ordnung zu halten, so übersteigt es die Kraft geradezu eines jeden Menschen, eine solche Schülerzahl in der nötigen Weise einzeln zu unterrichten, individuell zu behandeln, bei ihnen die geforderten Unterrichtserfolge zu erzielen[2]). Ist der Unterricht endlich nicht auf zu viele Klassen verteilt, so kann auch die deprimierende Beschneidung der Stundenzahl in den letzten Unterrichtsjahren erspart bleiben, auf jener Stufe des Unter-

[1]) Preussen hat 4 Wochenstunden im I., 5 im II. Unterrichtsjahre; Sachsen 3 im I., 5 im II., Baden 4 im I., 3 im II., Hessen 4 im I., 2 im II.

[2]) Mit vollem Rechte macht darum auch Eidam gegen die Zersplitterung des französischen Unterrichtes durch die neue preufsische Schulordnung Bedenken geltend.

richtes, auf der Schüler und Lehrer erst die Früchte ihrer Arbeit ernten können, auf welcher der Schüler erst den Wert des Gegenstandes zu schätzen beginnt.

Aus diesen Gründen und mit Rücksicht auf das gegenwärtig erreichbar Scheinende schliefse ich mich jenem Vorschlage des Kollegen Eidam an, welcher dahin geht, man möge den französischen Unterricht in der I. Gymnasialklasse beginnen, und ihm in I und II je 4, in III und IV je 3 Stunden zuweisen.

Dem Einwande, dafs dieser Vorschlag den Unterricht zu spät beginnen lasse, und damit der mit der Zunahme der Jahre abnehmenden Geschmeidigkeit der Sprechorgane nicht gehörig rechnung trage, darf ich wohl die von Eidam angeführte, und durch mehrfache Erfahrung bestätigte Thatsache entgegenstellen, dafs ein mit etwas bildsamen Organen ausgestatteter Schüler im Alter von 15 Jahren — wohl das Durchschnittsalter der in die I. Gymnasialklasse Eintretenden — noch gut imstande ist, sich an die fremden Laute zu gewöhnen; die Hauptschuld an der bisher häufig so mangelhaften Aussprache tragen nach meiner Ansicht der Mangel an Übung, der fast allenthalben mangelnde Sinn für richtige und reine Aussprache überhaupt, sowie das Fehlen einer Schulung der deutschen Aussprache.

Dem Beginne des französischen Unterrichtes in der 5. Lateinklasse stellt sich vor allem die Schwierigkeit entgegen, in dieser Klasse etwa 4 neue Stunden unterzubringen. Ein nicht minder ins Gewicht fallendes Hindernis bilden aber auch die isolierten Lateinschulen. Für die meisten derselben würde wohl kein Fachlehrer der neueren Sprachen vorhanden sein; da aber die lautliche Schulung, sowie das Einführen des Schülers in die lebendige Sprache unbedingt im ersten Unterrichtsjahre geschehen mufs und nur hier geschehen kann, so ist das Heranziehen von nicht fachmännisch gebildeten Lehrern vollständig ausgeschlossen, wenn nicht der Dilettantismus, der gerade in diesem Fache sich von jeher so breit gemacht, und dasselbe in Mifskredit gebracht hat, neue Nahrung erhalten soll.

Ich zweifle keinen Augenblick, dafs bei der vorgeschlagenen Stundenverteilung sich ungefähr das Lehrziel erreichen liefse, welches in anderen Staaten, die in der Stundenzahl immer noch einen Vorsprung hätten, thatsächlich erreicht wird.

Nun würde aber das nur mühsam gebannte Gespenst der Überbürdung wohl sofort von neuem an die Thüre klopfen, wenn man die zur Durchführung des obigen Vorschlages erforderliche Unterrichtszeit durch Vermehrung der Stundenzahl gewinnen wollte, obwohl Bayern auch dann noch unter der Zahl der in den übrigen

gröfseren Staaten Deutschlands den sprachlichen Fächern allein gewidmeten Unterrichtsstunden stehen würde.[1]) Allein eine Vermehrung der Stundenzahl würde sich leicht umgehen lassen, wenn schon jetzt der Gedanke mehr Beachtung fände, dafs die gegenwärtige Stundenzahl im Lateinischen und Griechischen bei der durch die Zeit geforderten Entwickelung des Gymnasiums unmöglich dauernd festgehalten werden kann. Dafs die ganze Überbürdungsfrage — zunächst aufserhalb Bayerns — ihren Hauptgrund darin habe, dafs in den alten Sprachen die früheren Ziele geblieben sind, während auf den übrigen Gebieten der Lernstoff bedeutend vermehrt worden ist, und vermehrt werden mufste, dies wird wohl Jeder zugeben, allein die Konsequenz daraus will man nicht ziehen: Eine Minderung der Stundenzahl könnte vielleicht zunächst bezüglich des griechischen Stiles eintreten, ohne dafs das Griechische an Bedeutung verlieren würde, und ohne dafs dadurch dem jetzigen Charakter des Gymnasiums auch nur der geringste Eintrag geschähe.

Was nun den Unterricht in der englischen Sprache anbelangt, so ist es zwar besonders mit Rücksicht auf die überreiche, herrliche englische Litteratur entschieden zu bedauern, dafs diese Sprache nur fakultativ gelehrt werden kann, allein im Rahmen des jetzigen Gymnasiums hat einmal eine zweite moderne Sprache keinen Platz. Etwas mehr Licht und Luft könnte man vielleicht diesem Unterrichtszweige verschaffen, indem man dem Anfangskursus eine Stunde hinzufügen würde; es wäre dann eher möglich, den Schülern im 2. Jahre von der Litteratur, der sie sich fast ausnahmslos mit grofser Liebe zuwenden, etwas mehr zu bieten. Freilich liest man auch jetzt schon manchmal in Katalogen selbst von der Lektüre des Shakespeare, allein den Mut zu diesem Wagnisse kann doch wohl in den meisten Fällen nur der gute Wille und der fromme Wunsch eingeflöfst haben.

Bezüglich des Italienischen endlich stimme ich gleichfalls vollständig mit Kollega Eidam überein. Diese Sprache kann sich mit dem Englischen weder in ihrer Litteratur, noch in ihrer Bedeutung als Verkehrssprache auch nur im entferntesten messen; aufserdem stellen sich dem des Lateinischen Kundigen und in den französischen Lauten Geschulten bei der Erlernung derselben durchaus keine unüberwindlichen Hindernisse entgegen, so dafs man dieses Studium recht wohl dem Privatfleifse überlassen kann. Ich habe die Erfahrung gemacht, dafs die Gelegenheit, drei fakultative Sprachen

[1]) Die Summe der für Deutsch, Latein, Griechisch und Französisch angesetzten Wochenstunden beträgt an den hum. Gymnasien in Württemberg 186, in Sachsen 161, in Preufsen 159, in Baden 153, in Hessen 153, in Bayern 149 (bei 14 franz. Stunden).

am Gymnasium lernen zu können, manchen Schüler zur Zersplitterung seiner Kräfte und zur unrichtigen Anwendung seiner Zeit verleitet. Das gleichzeitige Beginnen des Französischen und Englischen (Italienischen) sollte nur besonders begabten und tüchtigen Schülern gestattet sein, denn es führt fast immer zur Oberflächlichkeit in beiden Sprachen, oder zu einem gänzlichen Mifserfolg in der einen. Mich überkommt jedesmal ein Gruseln, wenn ich sehe, wie neugebackene Gymnasiasten, die mit Französisch mehr als genug zu thun hätten, fröhlich und wohlgemut sich auf Englisch und Hebräisch inscribieren. Käme aber die I. G. Klasse für den fakultativen Sprachunterricht überhaupt nicht in betracht, und berücksichtigt man, dafs das 2. Semester der Oberklasse hierin ebensowenig gerechnet werden kann, so bleiben zu diesem Zwecke noch 5 Semester übrig. In dieser Zeit in zwei modernen Sprachen auch nur einen tüchtigen Grund zu legen, ist fast allen Schülern unmöglich, und deshalb glaube ich, dafs man denselben geradezu eine Wohlthat erwiese, wenn man sie darauf hinweisen würde, ihre knappe Zeit der englischen Sprache zu widmen, und nicht dem Italienischen.

Der Vorschlag, das Italienische zu streichen, findet aber auch überdies seine Begründung in der notwendigen und billigen Rücksicht auf den Lehrer der neueren Sprachen, dem dieser Unterricht naturgemäfs zufällt. Wer eine Ahnung davon hat, welches Mafs von Zeit und Kraft erforderlich ist, um neben dem Unterrichte und den durch denselben bedingten Arbeiten sein Wissen in zwei fast unübersehbaren Litteraturen zu ergänzen, und ihre Entwickelung in den hervorragendsten neuen Werken zu verfolgen, um im Gebrauche zweier lebenden Sprachen auf der erforderlichen Höhe zu bleiben, um die seit den letzten Jahren — jedenfalls zum Heile des Faches — so sehr anwachsende Schullitteratur kennen zu lernen und zu prüfen, um dem Fortschritte der noch in der ersten Entwickelung befindlichen Fachwissenschaft nicht fremd gegenüber zu stehen, wer davon eine Ahnung hat, der kann keinen Augenblick zweifeln, dafs es einem gewöhnlichen Menschen unmöglich ist, auch noch der Pflege einer dritten modernen Sprache und Litteratur sich in dem Grade zu widmen, den das erfolgreiche Lehren einer Sprache erfordert.

Wenn diese Zeilen, zu denen mich nur der Wunsch veranlafst hat, mein Fach in würdiger und ernster Weise betrieben zu sehen, nicht ganz umsonst geschrieben sind, so kann wohl auch noch einmal die Zeit kommen, in der es ein befriedigender Beruf genannt werden kann, Vertreter der neueren Sprachen an einer Studienanstalt zu sein.

Landshut. Dr. Ph. Ott.

Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch an den bayrischen Schulen.

Nur Unkenntnis oder Unverstand, dünkt mich, kann den hohen Wert der Versuche zur Erzielung einer einheitlichen deutschen Orthographie verkennen oder gar in den billigen Spott miteinstimmen, dafs statt einer einheitlichen Orthographie nun erst recht eine heillose Verwirrung geschaffen worden sei, indem Bayern, Preufsen, Sachsen, Baden, Württemberg und Mecklenburg, jedes seine eigene Schreibweise habe. Selbst wenn dem so wäre, wäre doch wenigstens für diese einzelnen Länder eine feste Norm geschaffen, und für das ganze Deutschland wäre eine sechsfältige Festsetzung immerhin noch besser als eine völlige Anarchie, wie sie bis vor wenigen Jahren allgemein war und auch jetzt noch überall da herrscht, wo man orthographischer Gesetze nicht zu bedürfen meint. Selbst in diesem Falle müfsten alle, die nicht blofs schreiben, sondern auch Geschriebenes zu korrigieren und Orthographie zu lehren haben, jenen Männern dankbar sein, die mit viel Mühe und Einsicht allgemein giltige Gesetze für die deutsche Rechtschreibung zu gewinnen suchten.

Wie geringfügig aber in Wahrheit die Abweichungen der genannten sechs Schreibweisen sind, geht aus der Zusammenstellung hervor, welche Herr Geh. Rat Dr. Brix im 1. Hefte d. J. der Zeitschrift für das Gymnasialwesen auf Grund einer Schrift Dudens (Die Verschiedenheiten der amtlichen Regelbücher über Orthographie, Nördl. 1886) gibt. Die Abweichungen finden sich nicht nur selten, sondern auch fast ausschliefslich nur in seltenen Wörtern, zumeist in Fremdwörtern. Vlies oder Vliefs, Verlies oder Verliefs, Fufstapfe oder Fufsstapfe, gescheid oder gescheit, Drechfler oder Drechsler (so dann auch wohl Wechfler und Wechsler): das sind die hauptsächlichsten Unterschiede der bayrischen und preufsischen Schreibweise in deutschen Wörtern!

Gewifs ist zu wünschen, dafs auch über diese wenigen und verhältnismäfsig unerheblichen Abweichungen eine Einigung erzielt werde. Brix urteilt darüber: „Am geratensten wäre es, wenn die Ausgleichung allmählich von den einzelnen Staaten bei dem neuen Abdruck ihrer Regelbücher angebahnt würde. Sachsen und Mecklenburg stimmen mit Preufsen fast durchaus überein; es käme darauf an, dafs die süddeutschen Staaten, namentlich Bayern ihre Besonderheiten einer Revision unterzögen. Wenn bei ihnen die Neigung zu einer Annäherung in den streitigen Punkten so grofs wäre, wie es in Preufsen der Fall ist, so würde sich eine völlige Übereinstimmung bald herbeiführen lassen.“

Falls diesem Wunsche entsprochen und eine revidierte Ausgabe des bayrischen Regelbüchleins in Angriff genommen würde (was vor allem im Interesse der Verleger von Schulbüchern wäre), so sei die Aufmerksamkeit nebenbei auch auf einige wenige Mängel gelenkt, die in dem tausendfach verbreiteten Büchein Anstofs erregen:

§ 33 steht unter den Wörtern mit ph Anthropologie (statt im folgenden Abschnitt.)

§ 24 Der Doppellaut x ist ebensowenig eine Buchstabenverbindung als z; er gehört darum auch nicht unter die dort aufgezählten Buchstabenverbindungen, wo auch weder z noch fs noch qu genannt sind, obwohl die letzten beiden mit besserem Grunde hätten beigesetzt werden können.

§ 12 Säbel und zäh stehen als Beispiele für zwei als verschieden bezeichnete Wortklassen. Wie diese im zweiten Abschnitt zu streichen sind, so sind aus dem zweiten in den ersten Abschnitt zu versetzen die Wörter: Käse, gebären, täuschen, mähen; letzteres um so mehr, als auf der gegenüberstehenden Seite ausdrücklich hinter mähen eingeklammert ist Mahd.

Fordern die berührten Versehen eine Verbesserung, so empfiehlt sich eine solche vielleicht auch in folgenden Punkten:

§ 2 statt des Beispieles stützen (dagegen reizen) wäre lehrreicher das Beispiel Hitze (dagegen heizen.)

§ 5 statt Gespinst und du spinnst wäre noch anschaulicher Gewinst und du gewinnst.

§ 7 wäre es wünschenswert, den drei Abschnitten in Klammern beizusetzen:

a, dagegen Schar, Star, Wage, Ware
b, dagegen Herd, Herde, Kamel, Schere
c, dagegen Los, Schofs.

§ 12 wird ein Hinweis auf den analogen Unterschied von e und ö, i und ü vermifst.

§ 15 beifügen: Rettich (auch Rettig).

§ 17 beifügen: Taube und Daube; Brot (auch Brod).

§ 18 ‚Inlautend steht v nur in Frevel‘; wenn man Beispiele wie Sklave, Pulver u. s. w. als nichtdeutsche Wörter zurückweist, so bleibt doch Möve, und gegen Frevel wage ich die Ansicht auszusprechen, dafs es, wie frivol, vom lateinischen frivolus abzuleiten, also selbst ein Lehnwort ist.

§ 19 Wenn die zahlreichen Wörter mit Dehnungs-h aufgezählt zu werden verdienten, so dürfen auch die wenigen (und so oft falsch geschriebenen) Wörter, in denen fs zwischen einfachen Vokalen steht, eine Stelle beanspruchen; es sind etwa folgende:

Strafse, Mafse, Gefäfse, Späfse, Schlofsen, Blöfse, Flöfse, Gröfse, Klöfse, Schöfse, Stöfse, Bufse, Mufse, Rufses, Grüfse, Füfse.

§ 19 Anm. 1. beifügen: heiser und heifser; gleifsen, aber Gleisner.

§ 25 beifügen: Ein einzelner Buchstabe wird nie von seinem Worte abgetrennt und auf eine andere Zeile gesetzt; also nie Meng-e, a-bends.

Betreffs der Silbentrennung wünschte man überhaupt etwas festere Regeln oder wenigstens eine reichere Kasuistik. Es wird zwar gelehrt die Trennung: voll-enden, kind-lich; soll aber auch getrennt werden: voll-ends, völl-ig, kind-isch? — Wer Schulhefte zu korrigieren hat, weifs, wie oft man gerade über diesen Punkt in Zweifel gerät, und wird Herrn Geh. Rat Brix nicht beistimmen, der geringschätzig äufsert: ‚kleine Unterschiede über die Silbentrennung, welche wir näher zu besprechen nicht für der Mühe wert halten.‘

Leichter zu tadeln als zu vermeiden ist der fast akademische Ton, worin das kleine Büchlein zu den kleinen Abc-Schützen spricht; wie schwer eine populäre Fassung ist, wissen wir Elementarlehrer am besten, die wir uns mühen, jenen den Lehrstoff mundgerecht zu machen; um so dankenswerter wäre es, wenn sich eine schlichtere Fassung finden liefse.

Nürnberg. Fr. Vogel.

Horazstudien*).

I.

An Mäcenas. Od. II, 12.

Verlange nicht, ich solle der Lyra zarten Klang
Zu neuer Weise stimmen, zum kriegerischen Sang
Von Hannibal dem Grimmen, von Numantiner-Not,
Und wie vom Pönerblute das Meer so purpurrot;

Vom Streite der Lapithen, der beim Gelag entstand,
Wie Herkules im Kampfe die Riesen überwand —
Da zitterte Kronion im schimmernden Palast
Vor manchem ungefügen und ungebetnen Gast.

*) Diese Studien und Uebertragungen bilden einen Teil des Materials, welches ich für das vorjährige Programm des alten Gymnasiums Regensburg fertiggestellt hatte. Als dasselbe bereits dem Drucke übergeben war, wurde ich durch Gründe, die aus den eigentümlichen hiesigen lokalen Verhältnissen resultieren, genötigt, von den zwölf bearbeiteten Oden sieben zurückzuziehen. Einen Teil derselben möchte ich als Ergänzung in diesen Blättern veröffentlichen.

Du führst in schlichter Rede, in ungebundnem Wort,
Weit besser Cäsars Schlachten und seine Siege fort,
Und wie gesenkten Hauptes so mancher in dem Zug
Zum Kapitole schreitet, der einst die Krone trug.

Mir aber wies die Muse als meiner Dichtung Ziel,
Der Herrin leuchtend Auge, ihr süfses Saitenspiel,
Ihr treues Herz zu preisen, das nichts von Wanken kennt,
Das stets in gleicher Liebe dem Liebenden entbrennt.

Wie hebt sie den Fufs so zierlich im holden Reigentanz,
Wie scherzt sie um die Wette im schönen Mädchenkranz,
Wie schmiegt im Spiel den Arm sie um ihrer Schwestern Leib
Am hohen Fest Dianas, das minnigliche Weib!

Sprich, gäbst Du für den Reichtum, der Persiens Schah umblitzt,
Für alles, was an Schätzen das Phrygerland besitzt,
Vom Haare der Geliebten auch nur den kleinsten Teil,
Ist für Arabiens Fülle die Seligkeit Dir feil,

Wenn sie zu heifsen Küssen hin das Gesichtchen kehrt,
Wohl auch, ein wenig grausam, dem Fordernden verwehrt,
Was, wenn es ihr entrissen, sie mehr als diesen freut,
Mitunter selber Küsse zu rauben sich nicht scheut?

So freundschaftlich und uneigennützig auch das Verhältnis des Mäcen zu Horaz war, so wollte er doch den Dichter zur Besingung der Thaten des Augustus, seiner Stiefsöhne oder seines grofsen Feldherrn aneifern. Auch von anderen dem Augustus oder Mäcenas nahestehenden Personen mochte er derartige Aufforderungen erhalten haben, denn wir finden in I, 6 eine Abweisung an Aprippa und in IV, 2 eine solche an Antonius. Horaz nun suchte sich solchen Zumutungen auf feine Weise zu entziehen, hauptsächlich dadurch, dafs er sich das Talent zu solchen Leistungen absprach und nur als Lyriker im engsten Sinne, namentlich als Dichter der Liebe gelten wollte. Eine solche Abweisung enthält denn auch die an Mäcenas adressierte Ode II, 12. In Epod. 14 scheint es sich um Herausgabe der Epodensammlung zu handeln, denn Horaz spricht von Jamben, worunter man weder epische noch lyrische Gedichte von höherem Schwung verstehen darf.

Unser Gedicht zerfällt in zwei dem Inhalt und Tone nach sehr verschiedene Teile. Der erste umfafst drei, der zweite vier Strophen. In jenen erklärt Horaz, dafs man von ihm nicht verlangen möge, er solle erhabene Stoffe, deren er einige aufzählt, für seine Lyra wählen. Zum Schlufs kommt er namentlich auf die Thaten des Augustus zu sprechen und bezeichnet den Mäcen

selber als den Mann, der am geeignetsten in Prosa eine Geschichte der Siege des Kaisers schreibe. Indem nun der Dichter die verschiedenen Stoffe, für deren Behandlung er sich unfähig erachtet, aufzählt, gerät er bereits, wie auch in I, 6 und IV, 2, in einen erhabenen Schwung, der sich wesentlich von dem im zweiten Teil herrschenden Ton unterscheidet. Da der Dichter in diesem Teile die Darstellung der Liebe — noch will ich nicht sagen seiner Liebe — als die ihm zugewiesene Aufgabe bezeichnet, so ist der Charakter dieser Strophen der einer tändelnden Anmut. Dieser scharf hervortretende Unterschied in beiden Abteilungen hat mich bei der Wahl des Versmafses auf die Nibelungenstrophe geführt, die, wie kein anderes Metrum, geeignet ist, Erhabenheit und Lieblichkeit zugleich auszudrücken. Bei dieser Wahl aber war ich auch genötigt, in freierer Weise den Text wiederzugeben, da es mir hauptsächlich darauf ankam, den Charakter der Dichtung richtig zu treffen.

So klar das Gedicht sonst ist, so viel Schwierigkeiten hat es den gelehrten Herausgebern und Kommentatoren gemacht, herauszubringen, wer unter domina Licymnia zu verstehen sei. Die meisten, darunter auch Kiefsling, sind der Ansicht, Horaz habe damit die Gemahlin oder Braut des Mäcenas, Terentia, bezeichnen wollen. Als Gründe führen sie hauptsächlich an, dafs Terentia und Licymnia die gleiche Silbenmessung aufweisen; dafs domina nur von einer vornehmen Dame gebraucht werden könne, dafs die Teilnahme am Feste der Diana nur freien, unbescholtenen Mädchen gestattet war; dafs ferner Horaz über diese Schöne den Mäcenas apostrophiert. — Alles das aber scheint mir gegenüber den Bedenken, die dieser Annahme entgegenstehen, nicht stichhaltig zu sein.

Vor allem sind es schon äufsere Gründe, welche der Identifizierung der Licymnia mit einer dem Mäcenas nahe stehenden Dame widersprechen. Während Horaz in allen Oden, welche er an Freunde richtet, ihre wirklichen Namen gebraucht, während wir über die Träger derselben auch sonst häufig aus der Geschichte oder aus gelegentlicher Erwähnung bei anderen Schriftstellern unterrichtet sind, ist die Bezeichnung der Persönlichkeit in all jenen Gedichten, in denen es sich um Erotisches handelt, eine umschriebene. Als Adressaten von Oden sind in den Texten selber beglaubigt: Maecenas, Augustus, Vergilius, Sestius, M. Vipsanius Apripp a, Munatius Plankus, Varus, Aristius Fuskus, Aelius Lamia, Iccius, Plotius Numida, Asinius Pollio, Sallustius Crispus, Dellius, Septimius, Pompejus (Varus?), Pompejus Grosphus, Licinius Muraena, Quinctius Hirpinus, Postumus, Antonius, Torquatus, Censorinus, Lollius, Maevius, Pettius. — Das alles sind echtrömische Namen,

Doch welche Gesellschaft tritt uns in den erotischen Gedichten entgegen! Ein Sybaris I, 8 — der Name ist offenbar mit Rücksicht auf den Inhalt des Gedichtes erfunden —; ein Telephus I, 13; III, 19; ein Cyrus I, 17; I, 33; ein Bruder der opuntischen Megilla I, 27; ein Xanthias Phoceus II, 4; ein Gyges III, 7; ein Nothus III, 15; ein Pyrrhus und Nearchus III, 20; ein Ligurinus IV, 1; IV, 10,— Sind wir denn plötzlich nach Hellas versetzt? Mag es immerhin eine bedeutende Anzahl von Griechen in Rom gegeben und Horaz mit manchem derselben Umgang gehabt haben, so ist es doch mehr als unwahrscheinlich, dafs der Dichter nur von solchen Freunden Liebesgeschichten zu berichten hatte, während seine römischen Bekannten in keiner Weise Stoff dazu boten. Ebensowenig läfst sich annehmen, dafs Horaz in Nachahmung der Griechen so weit ging, dafs er auch nichtssagende griechiche Namen gewählt habe, denn dieser Annahme widersprechen zu sehr die vielfach eingeflochtenen persönlichen Beziehungen des Dichters zu den Genannten. Es bleibt logischer Weise nur das eine übrig: Horaz hat es sich zum Gesetz gemacht, in allen Gedichten erotischen Inhalts die Personen durch fremde Namen zu verschleiern, um keinerlei Anstofs zu erregen. In vertrauten Kreisen mochte man allerdings wissen, wer hinter einem Cyrus, Sybaris u. s. w. zu suchen sei, wie es ja auch in unserer modernen Literatur Dichtungen gibt, welche wirklich bestehende Verhältnisse mit einer Zuthat von mehr oder weniger Erfindung darstellen und deren Helden und Heldinnen, ja deren geringste Nebenfiguren die meisten Leser, welche dem Schauplatz der Dichtung nicht allzuferne stehen, ganz leicht erraten.

Zwei Gedichte machen eine Ausnahme. Sie sind an Römer mit römischen Namen gerichtet, deren historische Persönlichkeit über allem Zweifel steht, an Albius Tibullus I, 33 und an Valgius II, 9 — wobei ich unentschieden lasse, in welchem Verhältnisse Valgius und Mystes zu einander standen. Diese zwei Männer aber waren Dichter und hatten als solche durch schriftliche Bekanntgabe ihrer Gefühle und Stimmungen das Recht verwirkt, ihre Herzensangelegenheiten von anderen mit der sonst gewöhnlichen Reserve behandelt zu sehen. Und die Rücksicht, die Horaz auf jeden anderen nahm, die sollte er seinem Freund und Gönner, dem wohlwollenden und mächtigen Mäcen, gegenüber so ganz aufser acht gelassen haben? Credat Judaeus Apella, non ego.

Es sprechen aber auch innere Gründe, die in der Sache selbst liegen, gegen die von mir beanstandete Meinung.

Ich will mich zunächst gegen die Anschauung wenden, dafs es sich um die dem Mäcen angetraute Gattin Terentia handelt.

Ich gebe gerne zu, dafs sich Geschmack und Gewohnheiten der Menschen in Jahrhunderten stark verändern, aber ich glaube nicht, dafs es zu Horazens Zeit geschmackvoll war, auf die Aufforderung eines Freundes, den Augustus zu feiern, seine abschlägige Antwort damit zu motivieren: Ich besitze keine epische Ader, meine Aufgabe ist es, deine Gemahlin zu besingen. Und wie besingt er sie nun? Etwa so, wie er hochangesehene Männer, z. B. den Pollio, Lollius oder den Mäcenas selbst feiert, von Seiten ihrer hohen Abkunft, ihrer edlen Gesinnung und so weiter? Nicht im mindesten. Er rühmt an ihr ihren süfsen Gesang, ihre leuchtenden Augen, ihre beständige Liebe, ihre Anmut bei Tanz und Spiel, ihr wunderbares Haar und die kokette Art, wie sie zu küssen oder sich küssen zu lassen versteht. Das alles soll ein Lob sein für eine der angesehensten Frauen ihrer Zeit? Im Gegenteil sind das aber gerade Dinge, die keine Empfehlung waren für eine ehr- und tugendsame Matrone, als welche jede hochstehende Frau gelten wollte und mufste, wenn sie auch darauf verzichtet hätte es zu sein, zumal eine Frau, die am Hofe des Augustus, der über das Dekorum nach aufsen so streng wachte, eine grofse Rolle spielte. Man lese was Sallust conj. Cat. cap. 25 über Sempronia sagt: psallere, saltare elegantius quam necesse est probae; man vergleiche, was der Dichter selbst für ein Urteil über Frauen von solcher Bildung in III, 6, 21—24 fällt, und man wird sich hinlänglich überzeugen, dafs Horaz dem Mäcen mit einem solchen Lobe seiner Gemahlin keinen Gefallen erwiesen habe. Ich möchte aber auch den Mann sehen, der ein Vergnügen daran findet, die Reize seines Weibes und die Schilderung seiner geheimen Liebesfreuden in die Welt hinausgeschrieben zu sehen. Solche Dinge sind zu delikater Natur. Horaz spricht von dieser domina Licymnia um nichts respektvoller als von der Phyllis flava des Xanthias in II, 4. Diesem gegenüber hält er eine scherzhafte Abweisung jeglichen Verdachtes noch für nötig, dem Mäcenas gegenüber jedoch, dessen Gemahlin er wie ein verliebter Jüngling besingt, findet er das überflüssig. Wenn nun Licymnia gleich Terentia ist, wie kommt sie dazu, am Feste der Diana mitzutanzen, da zwar Mädchen, nicht aber matronae sich an diesem Tanz beteiligen? Auf das dedecuit darf man sich kaum berufen und sagen: sie h a t mitgetanzt, denn dieses Perfekt sieht sehr verdächtig aus, es ist wohl kaum etwas anderes als ein dichterischer Gebrauch im Sinne eines Präsens, wofür sich ja bei Horaz selbst und anderen Dichtern Beispiele genug finden. Und was soll da die Verschleierung des Namens in diesem Falle? War einmal Mäcen genannt, so konnte seine Gemahlin ebenso gut genannt werden, denn fast jeder Römer sah ja durch die allzudünne Maske

sofort das wahre Gesicht. Dafs also Horaz die Frau Terentia besungen habe, scheint mir nach diesen Erwägungen höchst unwahrscheinlich. Ich möchte aber auch ebensowenig annehmen, dafs er die Braut Terentia gemeint habe. Es ist gleicherweise gewagt von der Braut eines hochstehenden Mannes in der angeführten Weise zu sprechen wie von der Frau eines solchen. Wir wissen zwar nicht, was die Sitte jener Zeit einem verlobten Paar alles gestattete, jedenfalls aber war keines von beiden darüber entzückt, wenn man sein Liebesgetändel an die grofse Glocke hing. Was konnte es dem Mäcenas für ein Vergnügen sein, sich von einem andern Dinge erzählen zu lassen, zu deren Zeugen er ihn kaum gemacht haben wird und die er jedenfalls selbst am besten wufste? Wie verhält es sich nun mit der Ansicht, dafs Licymnia eine Geliebte des Mäcenas gewesen sei? War sie eine Libertine, wie konnte sie am Dianenfeste sich dann betheiligen? War sie aber eine ingenua, warum sollte dann nicht auch Horaz eine solche haben lieben können? Es ist ferner der menschlichen Natur entsprechend, dafs Mäcen, ohne gegen den Dichter Verdacht zu hegen, sich noch viel eher ein zweifelhaftes Lob seiner Gattin als seiner Geliebten gefallen liefs. Und dann: Entsprach es der Stellung eines Mäcenas, sich in Horazens Oden, die jeder sich verschaffen konnte, in dieser Richtung genannt zu wissen, mochte er damals noch Junggeselle oder schon Ehemann sein? So konnte Horaz mit Tibull scherzen, mit anderen, die er vielleicht unter erdichtetem Namen besang, aber nimmer mit dem mächtigen Gönner, auch wenn er noch so vertraut mit ihm stand. Was das Wort domina betrifft, so kommt dasselbe bei Horaz allerdings nur an dieser Stelle vor, ist aber den übrigen Dichtern seiner Zeit im Sinne einer Geliebten sehr geläufig. Das Wort hier zu gebrauchen, mag Horaz auch seine besonderen Gründe gehabt haben, auf die ich noch zu sprechen komme.

Die einfachste und natürlichste Erklärung ist die: Licymnia ist eine der vielen Freundinnen des Dichters, dafür spricht vor allem die Analogie mit Epod. 11 und namentlich 14, in welcher er geradezu sagt, er komme nicht dazu die versprochenen Verse zum Abschlufs zu bringen, da ihm die Liebe zur Phryne keine Ruhe lasse. Es braucht das aber nicht auf Wahrheit zu beruhen, denn der Dichter will einfach für seine Abneigung, Bequemlichkeit oder wirkliche Unfähigkeit eine Entschuldigung. Das nemliche sagt er in unserer Ode. Ich bin nicht der Mann, heroische Stoffe zu behandeln, das kannst Du besser in Prosa; meine Bestimmung ist es, nur der Dichter der Liebe zu sein und jetzt speziell meiner Liebe zu Licymnia. Und das wirst Du ganz begreiflich finden,

wenn ich Dir sage, was sie für ein bezauberndes Mädchen ist. Und nun schwärmt er ihm ein Langes und Breites von seiner Angebeteten vor. Ob es auch wahr ist? Er hat uns selbst sehr mifstrauisch gemacht durch sein Geständnis am Schlusse von I, 6, wo er sagt: Ich besinge Gastmähler, ich die ungefährlichen Kämpfe der Mädchen gegen die Jünglinge, leicht, wie es meine Art ist, ob frei von Amors Fesseln oder verliebt. Daraus ergiebt sich, dafs Horaz sympotische und erotische Stoffe wählt, ohne gerade besonders von ihnen ergriffen zu sein. Ich möchte daher die letzten vier Strophen von II, 12 am liebsten als eine poetische Fiktion gelten lassen, allein daran hindert mich vor allem seine Apostrophe an Mäcen, die voraussetzen läfst, dafs dieser um seine Liebe gewufst, ja die besungene Persönlichkeit sogar gekannt habe. Anstatt zu sagen: Nicht für alle Schätze des Perserkönigs gäb' ich eine Locke von Licymnias Haar und alle Reichtümer Arabiens möchte ich nicht für einen ihrer Küsse nehmen, springt Horaz in seinem Enthusiasmus in die Frageform über. Wir machen es ja ebenso. Man denke sich nur zwei Freunde, von denen der eine verliebt ist, in traulichem Gespräche beisammen. Da wird der Verliebte möglichst bald auf seine Erwählte zu reden kommen und nach wenigen Worten wird er dem Freunde ein Urteil über den geliebten Gegenstand entlocken. „Und sage, gefällt sie dir nicht auch? Könntest du um ihretwillen nicht alles auf dich nehmen?“ Und so geht es, ohne eine Antwort ruhig abzuwarten, immer weiter. Wollen wir nun Licymnia Fleisch und Blut annehmen lassen, wie vereinigen sich dann die verschiedenen Eigenschaften in einer Geliebten des Horaz? Nach Vs. 17—20 nimmt sie teil am Festreigen zu Ehren der Diana. Nun durften sich daran nur freigeborne Mädchen beteiligen, denn IV, 6, 31 u. 32 heifst es: Virginum primae puerique claris patribus orti und im carmen saeculare: Virgines lectas puerosque castos. Die Freundinnen des Horaz aber waren nach den Biographien von Karsten und Lucian Müller ausnahmslos aus dem Stande der Libertinae, der Demimonde. Wenn das wirklich so ist, dann ist allerdings eine Licymnia nicht wohl unter den Liebchen des Dichters unterzubringen. Ich bin aber von der absoluten Richtigkeit dieses Urteils nicht so ganz überzeugt. Die Lyce in III, 10 ist unstreitig eine Frau und zwar eine vornehme Frau. Es gibt aber gewisse Wendungen in den Oden, die es durchaus nicht als selbstverständlich erscheinen lassen, dafs alle Damen, zu denen er in Beziehungen stand, Freigelassene gewesen seien.

In I, 33, 13—16 sagt er: Mich selbst, um den ein besseres Mädchen buhlte, hielt Myrtale, die Libertine, in angenehmer Fessel. Da der Dichter zu Myrtale das Wort libertina fügt, welches durch

seine Stellung noch einen besonderen Nachdruck erhält, so mufs dies libertina einen Gegensatz zu melior Venus bilden, es mufs diese melior Venus eben keine Libertine, sondern eine Freigeborene gewesen sein, wie auch der Schol. Cruqu. sagt: melior, nobilior. Dies ergibt sich auch noch aus der Vergleichung dieser Strophe mit Epod. 14, 13—16, wo Horaz ebenfalls der Liebe des Mäcenas, die eine edle war, seine Neigung zur Phryne, die er wieder mit Nachdruck eine Libertine nennt, entgegensetzt. In IV, 11, 21—24 heifst es: Den Telephus, einen Jüngling, der für dich viel zu hoch steht, hat dir ein reiches liebesbedürftiges Mädchen weggenommen. Da das Mädchen reich genannt und der Phyllis ihr niedriger Stand vorgehalten wird, so mufs es sich wohl um ein Verhältnis zu einem freien Mädchen handeln, das man allenfalls auch heiraten konnte, da es doch bei einer Hetäre gleichgiltig sein mufste, ob sie reich war oder nicht, denn Geld kostete sie in jedem Falle. In I, 27, 14—17 sagt Horaz zum Bruder der Megilla: Quae te cunque domat Venus, non erubescendis adurit ignibus ingenuo que semper amore peccas. Was soll ingenuoque amore hier anderes heifsen als „Liebe zu einem freien, anständigen Mädchen“, da in den folgenden Versen davon die Rede ist, er sei einer der gefährlichsten Hetären in die Hände gefallen, da er doch einer besseren Liebe wert sei? Es folgt daraus, dafs Horaz und seine Freunde, wie das ja auch bei Tibull der Fall war, nicht blos zu Libertinen, sondern auch zu freien, möglicherweise vornehmen Mädchen in Beziehungen trat. Warum auch sollte der Mann, der selber von sich sagte, dafs er der räuberischen Cinara, ohne von ihr besteuert worden zu sein, in seinen guten Jahren gefallen habe, nicht auch einmal Gnade in den Augen eines hübschen römischen Mädchens von guter Familie gefunden haben? Die Ode fällt offenbar in seine beste Zeit, da er sich späteren Zumutungen gegenüber, den Augustus zu besingen, weniger zurückhaltend bewies. Da I, 30 noch vor Tibulls Tode, der in das Jahr 19 v. Chr. fällt, geschrieben ist und sein Verhältnis zu Myrtale und zur Ungenannten damals bereits der Vergangenheit angehört, so ist es nicht unmöglich, dafs Licymnia eben diese melior Venus war, welcher er denn auch das ehrende Beiwort domina gibt. Dafs Horaz in I, 30 von ihr so nebensächlich spricht, während er sie hier so hoch verehrt, hat seinen Grund in den verschiedenen Zwecken, die er in beiden Gedichten verfolgt. Dort handelt es sich darum, einen Freund über seine unglückliche Liebe zu trösten und dazu führt er die Launen und das Schicksal der Verliebten überhaupt und besonders sein eigenes Verhalten als Beispiel an. Hier will er sich mit seiner Liebe und deren Besingung einem Antrage gegenüber entschuldigen

und deshalb mufs er diese Liebe als tief und leidenschaftlich schildern. Ob es ihm dort mit der Leichtigkeit, womit er über seine melior Venus hinweggeht, und hier mit der Schwärmerei, die er zur Schau trägt, ernst ist, wer möchte dies bei einem Dichter, namentlich bei Horaz, entscheiden?

Wenn ich durch diese meine Ausführungen nur nachgewiesen haben sollte, dafs Licymnia in keinem Verhältnis zu Mäcenas stand, ohne beweiskräftig dargethan zu haben, wer sie war und welche Beziehungen zwischen ihr und Horaz obwalteten, so ist mir das schon genug, denn ich glaube dem Dichter einen Dienst erwiesen zu haben, indem ich ihm eine Geschmacklosigkeit abspreche, die ihm jene imputieren, welche ihn die Gattin, Braut oder Geliebte seines Freundes in diesem Gedichte besingen lassen.

Über Einzelheiten der Ode habe ich noch zu bemerken: Horaz sagt: Grofsen Stoffen bin ich nicht gewachsen, und teilt dieselben in historische und mythologische. Als erstere nennt er die punischen Kriege und die Kämpfe um Numantia. Die Bürgerkriege vermeidet er kluger Weise; erwähnt er sie ja einmal, so geschieht es nur mit dem Ausdruck des Bedauerns oder Abscheues. Da die Theilnahme des Oktavianus Augustus an denselben sich nicht ganz ignorieren liefs, so suchte er, mit Rücksicht auf seine eigentümliche Stellung dem Alleinherrscher gegenüber, die Schlachten desselben nie als gegen den Bürger Antonius und andere Bürger geführt darzustellen, sondern schiebt dessen Bundesgenossen vor; so ist ihm Od. I, 37, Epod. 9 die Kleopatra Roms und Cäsars Feindin; in Od. III, 6 sind es ihm die Aethiopen. Aus der Mythologie führt er als Themata an den Streit der Lapithen und Centauren und die Gigantenkämpfe, welche er überhaupt mit Vorliebe nennt. Die Darstellung in der zweiten Strophe ist kühn und gewaltig; so ist das nimium mero Hylaeum und unde periculum contremuit ungewöhnlich, entspricht aber ganz der Grofsartigkeit des Inhalts.

Die dritte Strophe entspricht der ersten in Od. I, 6. Sie enthält eigentlich das, worum es sich handelt, denn nicht wurde dem Dichter ganz allgemein zugemutet, höhere Stoffe zu wählen, sondern hier die Siege Augustus und dort die Schlachten Aprippas zu besingen. In gewöhnlicher Darstellung hätte es etwa so heifsen müssen: Ich bin nicht der Mann, die Grofsthaten unserer Väter noch auch die erhabenen mythologischen Stoffe zu behandeln; so bin ich denn auch nicht geeignet, die Siege und Triumphe des Augustus im Liede zu feiern. Diese wirst vielmehr du in Prosa weit besser berichten. Da aber eine solche durch drei Strophen gehende Auf-

zählung dem Dichter zu monoton war, so sagte er geradezu: Die Siege und Triumphe des Augustus wirst du besser darstellen, wodurch er Abwechslung in das Schema bringt und doch zugleich seinen Zweck erreicht. Dafs die dritte Strophe inhaltlich noch mit den ersten zwei zusammenhänge, ist durch das que bei tu angedeutet. Da die beiden ersten Glieder negativ sind, so ist es im Deutschen zu geben: Nicht ich also, sondern du, vielmehr du wirst darstellen. Das Bild: „gefesselte Könige werden die heilige Strafse hinaufgeführt“ steht für die Bezeichnung Sieg schlechtweg und kommt bei Horaz öfter vor, so Od. IV, 2, 32—36.

Ob nec ferre pedem — nec certare joco — nec dare brachia verschiedene Tänze bedeuten, wie einige wollen, oder verschiedene Vorgänge bei einem Tanze bezeichnen, ist schwer festzustellen, auch ziemlich gleichgiltig. In der Übertragung habe ich das Ganze, dem Zweck entsprechend, ziemlich allgemein gegeben.

Zu Vs. 25 u. 26 hat Nauck als Parallele angeführt Jl. XXII, 197: ἀποστρέψασκε πρὸς πεδίον — mit Unrecht. Es handelt sich dort um etwas ganz anderes: So oft Hektor an die Stadtthore heranzukommen sucht, um durch von den Thürmen herabgeschleuderte Geschosse seiner Freunde gedeckt zu werden, kommt ihm Achilles zuvor und drängt ihn einerseits von der Stadt weg und zur Ebene hin. Es ist ungefähr so viel als wenn ich sage: Campani ad Hannibalem defecerunt. Hier aber ist eine Art Oxymoron vorhanden: Licymnia wendet den Nacken zu Küssen ab, d. h. sie thut als ob sie sich wegwende von den leidenschaftlichen Küssen, weifs es aber dabei recht geschickt so einzurichten, dafs der Liebhaber seine Küsse anbringen kann. Der Dichter schildert eben die in Od. I, 6, 16—20 angedeuteten proelia virginum sectis in juvenes unguibus acrium.

Kiefsling interpungiert den Text der vorletzten Zeile: aut facili saevitia negat quae, poscente, magis gaudeat eripi, interdum rapere occupet. Dazu bemerkt er: „poscente: Abl. abs. dessen Subjekt aus dem Vorhergehenden leicht zu ergänzen ist.“ Wie soll nun dieser Abl. abs. aufgelöst werden? Offenbar mit: wenn er fordert, so oft er fordert. Also: Sie verweigert mit einer Grausamkeit, die nicht ernst zu nehmen ist, das, worüber sie sich, wenn es ihr entrissen wird, mehr freut, wenn man es fordert. Das gibt keinen Sinn. Poscente ist abl. comp. und die Stelle heifst somit: Sie verweigert das, worüber sie sich, wenn es ihr entrissen wird, mehr freut als der, welcher es entreifst oder welcher es fordert.

Regensburg. Joh. Proschberger.

Ein Beitrag zur Lösung der Katharsisfrage.

Über die Bedeutung der aristotelischen κάθαρσις τῶν παθημάτων ist von berufener und unberufener Seite so viel geschrieben worden, dafs auf einem etwaigen Index verbotener Untersuchungen, der für die Wissenschaft zeitweise wünschenswert und nützlich wäre, die Katharsisforschungen in erster Linie stehen müfsten. Gleichwohl kann man den Vertretern der Philologie den Vorwurf einer Unterlassungssünde nicht ersparen. Denn was doch zunächst ihre Aufgabe gewesen wäre, nachdem eine sichere, durchaus unanfechtbare Erklärung aus Aristoteles selbst nicht zu gewinnen war, alle Stellen zu sammeln, an denen der Begriff κάθαρσις τῶν παθημάτων in der nacharistotelischen Litteratur vorkommt und deren Bedeutung zu prüfen, das ist bis heute noch nicht geleistet worden. Hat doch Bernays selbst, der Meister philologischer Methode, eine Stelle bei Plutarch unbeachtet gelassen, die von entscheidender Bedeutung ist und fortan bei Erklärung des aristotelischen Begriffs nicht mehr wird übergangen werden können, obwohl er selbst (im Rheinischen Museum VII 92) hervorhob, dafs Plutarch nicht blofs in seinen Lebensbeschreibungen, sondern auch in seinen moralischen Schriften gern in erborgten Worten und Gedanken einhergeht. Auf diese Stelle, auf die mich das Studium der Moralia des Plutarch geführt, aufmerksam zu machen, ist der Zweck der folgenden Zeilen. Sie findet sich in Plutarchs Schrift: „Wie man von Feinden Nutzen ziehen kann“, deren Gedankengang bis zu der fraglichen Stelle im wesentlichen etwa folgender ist:

Für einen Staatsmann, der ohne Feind nicht denkbar ist, scheint es besonders wichtig, auch von den Feinden Nutzen zu ziehen. (c. 1.) Auch in der Natur begnügt man sich nicht damit, sich vor dem Schaden feindlicher Geschöpfe oder Dinge zu schützen, sondern man sucht sich dieselben dienstbar zu machen. (c. 2.) Der Feind, der darauf lauert, ob wir uns keine Blöfse geben, zwingt uns zu strenger Selbstbeobachtung und zu tadellosem Lebenswandel. (c. 3.) Je tüchtiger man sich selbst zeigt, um so mehr ärgert man den Feind. (c. 4.) Wer andere tadeln will, mufs selbst tadellos sein. (c. 5.) Freunde schmeicheln, von den Feinden kann man die Wahrheit hören. (c. 6.) Auch hat der Feind ein schärferes Auge für unsere Fehler als der Freund. (c. 7.) Ferner gewöhnt uns der Feind Schmähungen mit Gleichmut zu ertragen. (c. 8.) Auch Grofsmut zu üben hat man Gelegenheit, wenn man auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läfst. (c. 9.)

Dann folgt das wichtige cap. 10, das ich seiner Bedeutung wegen vollständig übersetze, an den entscheidenden Stellen füge ich den griechischen Ausdruck in Klammern hinzu:

,Da aber nach Simonides jede Schopflerche einen Schopf haben mufs und jede Menschennatur Ehrgeiz, Eifersucht und Neid in sich trägt, den Gefährten eitelgesinnter Männer, wie Pindar sagt, so dürfte einer keinen geringen Nutzen davon haben, wenn er diese Leidenschaften, um sich davon zu reinigen, an seinen Feinden ausläfst (οὐ μετρίως ἄν τις ὠφελοῖτο τῶν παθῶν τούτων ποιούμενος εἰς τοὺς ἐχθροὺς ἀποκαθάρσεις) und sie wie Abzugskanäle soweit als möglich von seinen Freunden und Angehörigen ableitet. Diesen Gedanken erfafste auch, wie es scheint, der Staatsmann Onomademos; denn als er bei einem Aufstand in Chios bei der siegenden Partei war, riet er seinen Freunden nicht alle Gegner zu vertreiben, sondern einige übrig zu lassen, damit wir, sagte er, nicht anfangen uns mit den Freunden zu entzweien, wenn wir der Feinde vollständig ledig sind. So wird es auch bei uns sein: wenn diese Leidenschaften bei den Feinden sich austoben (καταναλισκόμενα ταῦτα τὰ πάθη πρὸς τοὺς ἐχθρούς), so werden sie weniger die Freunde belästigen. Denn nicht soll nach Hesiod der Töpfer den Töpfer beneiden oder der Sänger den Sänger, noch soll man auf den Nachbar eifersüchtig sein, auf den Vetter oder Bruder, wenn er zu Wohlstand kommt und in glücklicher Lage sich befindet, sondern wenn es kein anderes Mittel gibt sich frei zu machen von Streit, Neid und Ehrgeiz (εἰ μηδεὶς τρόπος ἐστὶν ἄλλος ἀπαλλαγῆς ἐρίδων καὶ φθόνων καὶ φιλονικιῶν), so gewöhne dich, dich zu ärgern, wenn deine Feinde Glück haben und schärfe und wetze an ihnen den Stachel des Ehrgeizes. Denn wie geschickte Gärtner Rosen und Veilchen zu verbessern glauben, indem sie Knoblauch und Zwiebel daneben pflanzen (denn alles Scharfe und Übelriechende, das in der Nahrung liegt, lagert sich auf diese ab) (ἀποκρίνεται γὰρ εἰς ἐκεῖνα πᾶν ὅσον ἔνεστι τῇ τροφῇ δριμὺ καὶ δυσῶδες), so wird auch der Feind, indem er das Bösartige und Neidische aufnimmt und verarbeitet, dich wohlwollender machen gegen deine Freunde, wenn sie im Glücke sind, und weniger mifsgestimmt. Deswegen dürfen wir uns auch nur mit jenen in den Wettstreit über Ruhm, Herrschaft oder redlich erworbene Einkünfte einlassen, indem wir uns nicht blofs ärgern, wenn sie in etwas mehr haben als wir, sondern auch alles beachten, wodurch sie mehr haben, und versuchen sie zu übertreffen in Gewissenhaftigkeit, Fleifs, Besonnenheit und Aufmerksamkeit auf uns selbst, wie Themistokles sagte, es lasse ihn der Sieg des Miltiades bei Marathon nicht schlafen. Denn wenn einer in der Meinung, dafs sein Feind ihn an Glück übertreffe in öffentlichen Ämtern, bei gerichtlichen Verteidigungen oder im politischen Leben oder bei Freunden und Machthabern, statt zu handeln und nachzueifern, ganz und gar in hämischem

Neid und Mutlosigkeit aufgeht, dann lähmt ihm der Neid die Kraft zur That und zum Handeln; wer dagegen dem Gegenstande seines Hasses gegenüber nicht blind ist, sondern Leben und Charakter, Worte und Werke mit gerechtem Auge prüft, der wird bald merken, dafs das meiste von dem, was er beneidet, seinem Besitzer durch Gewissenhaftigkeit, vorsichtige Klugheit und redliches Streben zu teil wird, und darin mit ihm wetteifernd wird er seine Ehrliebe und seine Ruhmbegierde üben, die Schlaffheit aber und Gleichgiltigkeit ausrotten (τὸ δὲ χασμῶδες ἐκκόψει καὶ ῥάθυμον).'

Ich habe die Worte τῶν παθῶν τούτων ποιούμενος εἰς τοὺς ἐχθροὺς ἀποκαθάρσεις nach Analogie von Ausdrücken wie seinen Zorn, seine Wut an jemand auslassen übersetzt: ‚wenn er diese Leidenschaften an seinen Feinden ausläfst' und um den Begriff ἀποκάθαρσις genauer wiederzugeben, hinzugefügt ‚um sich davon zu reinigen'; die lateinische Übersetzung Xylander-Wyttenbachs lautet: ‚non mediocriter profecto rebus suis consuluerit, qui istas animi affectiones in inimicos quasi effundens expurget.' Ohne Zweifel liegt hier eine Anwendung des von Aristoteles gebrauchten Terminus vor; denn dafs ἀποκάθαρσις eine unwesentliche Modifikation des aristotelischen Ausdruckes ist (ἀπό hier notwendig wegen der Präposition εἰς), hat bereits Bernays nachgewiesen, wenn er schreibt (Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie S. 171): ‚ἀποκάθαρσις aber ist die Katharsis selbst und gerade die geringe Abänderung, welche Jamblichos bei diesem aristotelischen Terminus sich erlaubt, darf als neuer Beweis für den medicinischen Ursprung desselben geltend gemacht werden. Weil nämlich Katharsis in der neuplatonischen Schulsprache stehende Bezeichnung für asketische Unterwerfung der sinnlichen Triebe geworden war und mithin der Leser einer neuplatonischen Schrift, wenn er auf Katharsis stöfst, zunächst dieser asketischen Bedeutung sich erinnert, so glaubte Jamblichos, der in der aristotelischen Poetik die Katharsis in rein medicinischem Sinne vorfand und in diesem Sinne sie hier zurückzuweisen hatte, jedem Mifsverstand am sichersten dadurch zu entgehen, dafs er κάθαρσις mit der Präposition ἀπὸ versah, welche an nichts als an medicinisches Fortschaffen zu denken gestattet.'

Dafs es sich bei dem Begriff ἀποκάθαρσις τῶν παθῶν um eine Ausscheidung von Schädlichem handelt, geht aus unserer Stelle klar und deutlich hervor und die Gewohnheit Plutarchs einen Gedanken auf verschiedene Art zu variieren kommt uns hier trefflich zu statten; denn wir sehen im Verlaufe des Kapitels dafür noch die vier weiteren Ausdrücke καταναλίσκεσθαι — ἀπαλλαγή — ἀποκρίνεσθαι — ἐκκόπτειν gebraucht, die jeden Zweifel ausschliefsen.

Indem aber Plutarch den Plural ἀποκαθάρσεις setzt, zeigt er zugleich, dafs er wiederholte Fälle derartiger Ausscheidungen meint: so oft wir solche Regungen von Neid und ähnlichen Leidenschaften fühlen, sollen wir diese Leidenschaften dadurch zu befriedigen suchen, dafs wir sie an den Feinden auslassen und so wenigstens zeitweise uns davon frei machen, da es uns doch nicht gelingt sie gänzlich in der Menschennatur auszurotten.

Ebenso will Aristoteles gewissen menschlichen Affekten durch die Kunst Befriedigung verschaffen und sie dadurch zeitweise aufheben, bis wieder neuer Stoff im Gemüte sich gesammelt hat.

Es erhält also Überwegs Deutung der vielbestrittenen aristotelischen Worte durch diese Plutarch-Stelle eine feste Stütze. Nach Überweg ist die κάθαρσις τῶν παθημάτων als eine zeitweilige Wegschaffung, Ausscheidung, Aufhebung der jedesmaligen Affekte selbst zu deuten. Es handelt sich dabei, sagt er, nicht um dauernde Austilgung der πάθη überhaupt, um Erzeugung von Apathie oder auch nur Metriopathie, auch nicht um (qualitative) Besserung (Läuterung), sondern um die jedesmalige Befriedigung eines regelmäfsig wiederkehrenden Gemütsbedürfnisses, welches an sich durchaus normal ist, bei längerer Andauer aber andern Funktionen, insbesondere der μάθησις, hinderlich werden würde, weshalb es (und zwar nach Aristoteles eben durch die rechte und mafsvolle Befriedigung selbst) aufgehoben und die Seele von ihm befreit oder gleichsam gereinigt werden mufs. (S. Friedr. Überwegs Grundrifs der Geschichte der Philosophie des Altertums 7. Aufl. von Max Heinze 1886. S. 233 f.)

München. C. Meiser.

Über die symmetrischen Funktionen der Wurzeln binomischer Gleichungen.

Im 23. Bande der Blätter für das bayer. Gymnasialschulwesen S. 29 werden die Werte der Potenzsummen der Wurzeln der Kreisteilungsgleichungen in einfacher Weise ermittelt.

Obwohl die dortigen Untersuchungen dem Verf. der folgenden Zeilen sowohl aus früher (1873) gehörten Universitätsvorlesungen, als auch aus Serret's Algebra, I. Bd. S. 187 bereits bekannt waren, so regten sie ihn doch zu neuer Beschäftigung mit den symmetrischen Funktionen an, deren Resultat hier mitgeteilt werden soll.

Zunächst möge bemerkt werden, dafs die Potenzsummen der binomischen und somit auch der Kreisteilungsgleichungen fast ebenso einfach mit Newton's und Waring's allgemeinen Formeln

als auf die gewöhnliche in der oben erwähnten Abhandlung angeführten Art bestimmt werden können.

Ist 1) $x^n + p_1 x^{n-1} + \ldots \quad p_n = 0$, so können die Newton'schen Formeln für die Potenzsummen der Wurzeln durch
2) $p_0 s_k + p_1 s_{k-1} + \ldots \quad p_m s_{k-m} = 0$ dargestellt werden, wenn man statt s_0 immer k, und die s mit negativem Index gleich Null setzt, wobei s_μ die Summe der μ^{ten} Potenzen der Wurzeln von 1) bedeutet. Da bei der Gleichung 3) $x^m - 1 = 0$ alle p mit Ausnahme von $p_0 = 1$ und $p_m = -1$ verschwinden, so folgt für diese: 4) $s_k = s_{k-m} = s_{k-2m} \ldots\ldots = s_{k-\lambda m}$

Ist k kein Vielfaches von m, so gibt es ein $k - \lambda m < m$ (es sei gleich ρ), für welches nach der allgemeinen Formel (2.)
$p_0 s_\rho + p_1 s_{\rho-1} + \ldots \rho p_\rho = 0$, und da für Gleichung (3)
$p_1 = p_2 \ldots = p_\rho = 0$ ist, so ergibt sich $s_\rho = 0$. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob k prim zu m ist, oder nicht, nur darf es nicht ein Vielfaches von m sein. Denn ist $s_k = s_{\lambda m}$, so folgt nach 4): $s_k = s_0 = m$. Hiemit haben wir durch Newtons Gleichungen sämtliche Potenzsummen der Wurzeln binomischer Gleichungen bestimmt.

Betrachten wir nun zu demselben Zwecke die Formel von Waring:

$$5)\ s_k = \Sigma (-1)^{\lambda_1 + \lambda_2 + \ldots \lambda_m} . k . (\lambda_1 + \lambda_2 + \ldots \lambda_m - 1)! \cdot p_1^{\lambda_1}\ p_2^{\lambda_2} \ldots p_m^{\lambda_m},$$

in welcher den λ alle positiven ganzen Werte inclusive der Null beizulegen sind, die der Bedingung genügen

$$6):\ \lambda_1 + 2\lambda_2 + \ldots\ldots m\lambda_m = k.$$

Diese liefert für $p_1 = p_2 \ldots = p_{m-1} = 0$, $p_m = -1$ ein einziges von Null verschiedenes Glied, indem

$$\lambda_1 = \lambda_2 \ldots = \lambda_{m-1} = 0$$

und $\lambda_m = \frac{k}{m}$ gewählt wird. Dann mufs aber k ein Vielfaches von m sein, gleich μm, und unter dieser Bedingung wird:

$$s_{\mu m} = \frac{(-1)^\mu \mu m . (\mu - 1)!}{\mu!} . (-1)^\mu = m.$$

Ist aber k kein Vielfaches von m, so verschwinden die rechte Seite von 5) und s_k.

Endlich könnte man den Wert dieser Potenzsummen auch noch durch eine Reihensummierung finden. Die Wurzeln von $x^m - 1 = 0$ sind bekanntlich enthalten in: $x = \cos\frac{2k\pi}{n} + i \sin . \frac{2k\pi}{n}$

daher ist $\Sigma\, x^\mu = \sum_{k=1}^{k=n} \left(\cos\frac{k\,.\,2\mu\pi}{n} + i \sin\frac{k\,.\,2\mu\pi}{n}\right)$

Setzt man $\frac{2\mu\pi}{n} = \alpha$, so hat man für den reellen Teil dieser Summe, (der imaginäre ist selbstverständlich Null) bekanntlich:

$$\cos\alpha + \cos 2\alpha + \ldots\ldots \cos n\alpha = \frac{\sin\frac{(2n+1)\alpha}{2}}{2\sin\frac{\alpha}{2}} - \tfrac{1}{2}$$

$$\Sigma\, x^\mu = \frac{\sin\frac{2n+1}{n}\mu\pi}{2\sin\frac{\mu\pi}{n}} - \tfrac{1}{2}$$

Ist nun n in μ nicht ohne Rest enthalten, so ist der erste Bruch rechts gleich

$\frac{\sin\frac{\mu\pi}{n}}{2\sin\frac{\mu\pi}{n}} = \frac{1}{2}$, und $\Sigma\, x^\mu = 0$; ist aber $\mu = k\,n$, so wird dieser Bruch:

$\frac{\sin(2n+1)k\pi}{2\sin k\pi} = \frac{0}{0}$ und nach Gesetzen der Differentialrechnung:

$$= \frac{(2n+1)\pi\,.\,\cos(2n+1)k\pi}{2\pi\cos k\pi} = \frac{2n+1}{2} \cdot \frac{(-1)^{(2n+1)k}}{(-1)^k}$$

$$= + \frac{2n+1}{2}$$

$$\text{und daher } \Sigma\, x^{kn} = \frac{2n+1}{2} - \frac{1}{2} = n.$$

Nachdem wir also gesehen haben, dafs die Werte der Potenzsummen der Einheitswurzeln sich nicht nur auf die bekannte Art, sondern auch durch Benützung allgemeinerer Formeln leicht darstellen lassen, wollen wir die wohl minder bekannten Werte der allgemeinen symmetrischen Funktionen der in rede stehenden Wurzeln aufsuchen.

Es zeigt sich nun zuerst, dafs eine grofse Reihe dieser Funktionen identisch verschwindet. Nach einer Methode, deren Erfinder Cayley ist, hat man:

$\Sigma a^{\alpha} b^{\beta} c^{\gamma} \ldots k^{\varkappa} = \Sigma A \, p_1^{\lambda_1} p_2^{\lambda_2} \ldots\ldots p_n^{\lambda_n}$, wobei man den λ alle Werte beilegen mufs, welche die Bedingung erfüllen:

$$\lambda_1 + 2\lambda_2 + \ldots\ldots \; n\lambda_n = \alpha + \beta + \gamma \ldots + \varkappa,$$

und wobei die Zahl der Faktoren p nicht gröfser ist als der gröfste der Exponenten $\alpha, \beta, \ldots \varkappa$.

[a, b, c . . . . k sind die Wurzeln der Gleichung

$$x^n + p_1 x^{n-1} + \ldots\ldots\ldots p_n = 0]$$

So ist z. B.

$\Sigma a^3 b^2 = A \cdot p_5 + B \cdot p_4 p_1 + C \cdot p_3 p_2 + D \cdot p_3 p_1^2 + E p_2^2 p_1$,

wobei die Koeffizienten A, B, C, D, E, bestimmte, noch zu ermittelnde Zahlenwerte haben.

Aus dem Cayley'schen Theorem folgt nun sofort: Jede symmetrische Funktion der Wurzeln von $x^n - 1 = 0$, deren Gewicht [= Summe der Exponenten] kein Vielfaches von n ist, ist gleich Null.

Denn die $\Sigma A \, p_1^{\lambda_1} p_2^{\lambda_2} \ldots p_n^{\lambda_n}$ hat für die binomische Gleichung nur ein einziges von Null verschiedenes Glied, nämlich $K \, p_n^{\lambda_n}$, wobei

$$\lambda_1 = \lambda_2 = \ldots\ldots \lambda_{n-1} = 0 \text{ und}$$

$n\lambda_n = \alpha + \beta + \ldots \; \varkappa$, dem Gewichte von $\Sigma a^{\alpha} b^{\beta} \ldots k^{\varkappa}$ sein mufs; da aber λ_n eine ganze Zahl ist, so existiert dieses Glied nur, wenn n im Gewichte ohne Rest enthalten ist.

Wenn wir die symmetrischen Funktionen der Einheitswurzeln, soweit sie von Null verschieden sind, auf irgend eine Art auswerten können, so dienen sie uns dazu, einen Teil der Coeffizienten in den Cayley'schen Formeln zu bestimmen, nämlich die Coeffizienten der Glieder von der Form p_k^{μ}.

Wenn wir z. B. die $\Sigma a^3 b^2$ für $x^5 - 1 = 0$ bestimmen, und gleich -5 finden, so haben wir auch allgemein:

$$\Sigma a^3 b^2 = +5 p_5 + B p_4 p_1 + C p_3 p_2 + D p_3 p_1^2 + E p_2^2 p_1$$

Die Coeffizienten B bis E können wir bestimmen, indem wir vier Gleichungen mit bekannten Wurzeln und deren zugehörige $\Sigma a^3 b^2$ bilden; da dann auch die p bekannt sind, so erhalten wir vier lineare Gleichungen zur Bestimmung der Unbekannten B bis E.

Am bequemsten wählt man Gleichungen mit lauter Wurzeln $+1$, und wenn noch nötig solche, deren Wurzeln teils $+1$, teils -1 sind, weil man dabei am leichtesten die Werte der in rede stehenden symmetrischen Funktionen durch combinatorische Betrachtungen angeben, und auch die Coeffizienten p sofort hinschreiben kann. Für unsere $\Sigma\, a^3\, b^2$ erhält man z. B. unter Wahl der Gleichungen $(x+1)^4 = 0$, $(x+1)^3 = 0$, $(x+1)^2 = 0$, $(x+1)^2\,(x-1) = 0$ die Bedingungen:

$$\begin{aligned} 4\,B + 24\,C + 64\,D + 144\,E &= -12 \\ 3\,C + 9\,D + 27\,E &= -6 \\ 2\,E &= -2 \\ C - D + E &= -2 \end{aligned}$$

und hieraus $B = -5$, $C = 1$, $D = 2$, $E = -1$.

Hätte man die Coeffizienten für

$$\Sigma a^3 b^2 c = A \,.\, p_6 + B \,.\, p_5\, p_1 + C \,.\, p_4\, p_2 + D\, p_4\, p_1^2 + E\, p_3\, p_2\, p_1 + F\, p_3^2 + G\, p_2^3$$

zu bestimmen, so erhält man A unter Benützung von $x^6 - 1 = 0$, F unter Benützung von $x^3 - 1 = 0$, $G = 0$ da $\Sigma\, a^3\, b^2\, c \equiv 0$ für jede quadratische Gleichung; die übrigen Coeffizienten erhält man analog wie oben, etwa unter Benützung der Funktionen $(x+1)^5$, $(x+1)^4$, $(x+1)^3$, $(x+1)^3(x-1)$:

$$A = -12,\; B = 7,\; C = 4,\; D = -3,\; E = 1,\; F = -3.$$

Die Werte der symmetrischen Funktionen der Einheitswurzeln findet man nun, ebenso wie die der Potenzsummen durch Anwendung einer allgemeinen Formel von Waring. Diese lautet:

$$\Sigma a^\alpha b^\beta \ldots . k^\varkappa = \Sigma_{(-1)}{}^{i-\lambda_1-\lambda_2 \ldots . -\lambda_i} \cdot (2\,!)^{\lambda_3} \cdot (3\,!)^{\lambda_4} \ldots . (i-1)!^{\lambda_i}\, T(\lambda_1\, \lambda_2 \ldots . \lambda_i)$$

Das Summenzeichen rechts bezieht sich auf alle λ, die der Bedingung genügen:

$$5) \quad \lambda_1 + \lambda_2 + \ldots \ldots i \lambda_i = i$$

Dabei bedeuten a, b, ... k, ... n die Wurzeln der Gleichung, i die Anzahl der in einer Complexion $a^\alpha\, b^\beta \ldots . k^\varkappa$ verbundenen Wurzeln, $T(\lambda_1\, \lambda_2 \ldots . \lambda_i)$ bedeutet eine Summe von Produkten aus Potenzsummen, welche folgendermaſsen gebildet ist: λ_1 Potenzsummen $s_\alpha\, s_\beta \ldots s_\rho$ sind multipliziert mit λ_2 Potenzsummen $s_{\sigma+\tau}\, s_{\mu+\nu} \ldots \ldots$, ferner multipliziert mit λ_3 Potenzsummen $s_{\delta+\lambda+\varkappa}\, s_{\eta+\vartheta+\zeta} \ldots .$ u. s. w. In diesen Produkten werden die Indizes auf alle Arten vertauscht, und die Summe aller dieser Produkte ist die durch $T(\lambda_1\, \lambda_2\, \lambda_3 \ldots \lambda_i)$ dargestellte. Selbstverständlich können wegen Gleichung 5) niemals alle zusammengehörigen λ

von 0 verschiedene Werte haben; wenn z. B. $\lambda_i = 1$ ist, so ist $\lambda_1 = \lambda_2 \ldots . = \lambda_{i-1} = 0$.

Für die $\Sigma a^\alpha b^\beta c^\gamma d^\delta e^\varepsilon f^\vartheta g^\varkappa h^\rho$ wäre z. B. unter Andern auch $T(12100000) = \Sigma s_\alpha s_{\beta+\gamma} s_{\delta+\varepsilon} s_{\vartheta+\varkappa+\rho}$ zu bilden. [Die Zahl der Glieder dieser Summe ist $8 \cdot \frac{7 \cdot 6}{1 \cdot 2} \cdot \frac{5 \cdot 4}{1 \cdot 2}$; denn für α können wir 8 Elemente setzen; wenn wir ein bestimmtes Element für α gesetzt haben, so können wir für $\beta + \gamma$ soviele Komplexionen setzen, als es Kombinationen ohne Wiederholung für 7 Elemente zur 2. Klasse gibt; haben wir für α und $\beta + \gamma$ bestimmte Elemente gewählt, so können wir für $\delta + \varepsilon$ soviele Komplexionen setzen als es Kombinationen für 5 Elemente zur 2. Klasse gibt, haben wir endlich für α, $\beta + \gamma$, $\delta + \varepsilon$, bestimmte Elemente gewählt, so bleibt uns für $\vartheta + \varkappa + \rho$ nur eine Gruppe von drei Elementen übrig.]

Sind nun a, b, ... h die n^{ten} Wurzeln der Einheit, so braucht man durchaus nicht alle diese Terme zu bilden, sondern nur jene $s_\mu s_\nu s_\pi \ldots$, in denen alle Indizes $\mu, \nu, \pi, \ldots$ Vielfache von n sind.

Ist z. B. $\alpha + \beta + \gamma + \delta + \varepsilon + \vartheta + \varkappa + \rho = n$, so brauchen wir zur Auswertung obiger Summe ein einziges Glied, nämlich jenes, das sich aus $\lambda_8 = 1$ $\lambda_7 = \lambda_6 = \ldots \lambda_1 = 0$ ergibt:

$$(-1)^7 . 7!\; T(00000001) = -7!; \qquad s_n = -7!\; n$$

Daraus folgt allgemein:

Der Wert der kförmigen [in welcher je k-Wurzeln zu Komplexionen verbunden sind] symmetrischen Funktionen der Einheitswurzeln vom Gewichte n bezüglich der Gleichung $x^n - 1 = 0$, ist unabhängig von den speziellen Werten der einzelnen Exponenten gleich:

$$(-1)^{k-1}(k-1)!\, n.$$

Ist n im Gewichte der symmetrischen Funktion öfters als einmal enthalten, so hängt ihr Wert auch von den Exponenten ab; man mufs jene Produkte $s_\alpha s_\beta s_{\gamma+\delta} s_{\varepsilon+\zeta+\eta} \ldots$ aussuchen, deren Zeiger alle durch n teilbar sind.

Suchen wir z. B. die Werte von $S = \Sigma a^7 b^5 c^3 d^2 e$.

S kann von Null verschieden sein für $x^{18} - 1$, $x^9 - 1$ und $x^6 - 1$. (für $x^3 - 1$ und $x^2 - 1$ ist $S = 0$)

Nun ist $S_{18} = 4!\; 18 = 432$

Für S_9 haben wir folgende durch 9 teilbare Exponentenverbindungen:

$$7 + 5 + 3 + 2 + 1 = 18 \text{ und } 7 + 2,\; 5 + 3 + 1.$$

Das Glied s_{18} hat den Koeffizienten $4! = 24$. Das Glied $s_{7+2} \cdot s_{5+3+1}$ kommt in der Summe $T(01100)$ vor; dieselbe hat den Koeffizienten $(-1)^{5-1-1} . 2! = -2$; daher ist

$$S_9 = 24 . 9 - 2 . 9^2 = 216 - 162 = 54$$

Zur Bestimmung von S_6 suchen wir die durch 6 teilbaren Exponentenverbindungen; $7 + 5 + 3 + 2 + 1 = 18$; $7 + 5$ und $3 + 2 + 1$; $7 + 3 + 2$ und $5 + 1$. Die Koeffizienten der sich ergebenden Potenzsummenprodukte sind offenbar dieselben wie vorher, daher

$$S_6 = 4!\, s_{18} - 2!\, s_{12}\, s_6 - 2!\, s_6\, s_{12}$$
$$= 24 . 6 - 4 . 36 = 144 - 144 = 0$$

Zum Schlusse werde noch bemerkt, dafs die im Anfang der Abhandlung gebrauchte $\Sigma a^3 b^2$ für $x^5 - 1$ gleich $(-1)^1 . 1!\ 5 = -5$ ist; ferner ist für $x^6 - 1$ die $\Sigma a^3 b^2 c = (-1)^2 . 2! . 6 = 12$ endlich für $x^3 - 1$ die $\Sigma a^3 b^2 c = 2 s_6 - s_3^2 = -3$.

Neuburg a. D. A. Schmitz.

Die Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich.*)

I.

I. Der lateinische und griechische Unterricht.

In der geraumen Zeit seit Durchführung der umfassenden Reorganisation des österreichischen Gymnasialwesens hatte sich allmählich reiches Material an Beobachtungen und Urteilen gesammelt, welches die bestehende Organisation zwar im Ganzen als bewährt erscheinen liefs, aber auch aufforderte zu prüfen, in welchen Punkten der Unterrichtsbetrieb bestimmterer Weisungen bedürftig sei.

Bei dieser Prüfung ergab sich, dafs in einzelnen Punkten die Aufgabe reichlicher zugemessen und das Ziel höher gesteckt sei, als es nach der Erfahrung unter den gegebenen Verhältnissen sich als erreichbar herausgestellt hat. Mit dem 26. Mai 1884 wurde nun vom k. k. Ministerium ein revidierter Lehrplan mit speziellen Instruktionen erlassen, der an Stelle der früheren Bestimmungen aus dem Jahre 1855 und 1871 zu treten hat. Im Latein ist demnach für die III. u. IV. von 8 Klassen eine bessere grammatische Vorbildung zu erstreben, die Lektüre aber zu beschränken. Im Griechischen mufs der VII. Klasse wegen der gering angesetzten Stundenzahl der Tragiker abgenommen werden. Im Deutschen wurde der V. Klasse eine Stunde zugelegt zur durchgreifenderen Bearbeitung des Klassenpensums; das Mittelhochdeutsche in der VII. Klasse

*) Wien 1884, Verlag von A. Pichlers Witwe. 8⁰. 416 S.

wurde fallen gelassen; die Litteraturgeschichte soll in streng historischer Darstellung gegeben werden; für Geschichte und Geographie in der III. Kl. sind zusammen 3 Lehrstunden festgesetzt.

In den Bemerkungen zu den Instruktionen heifst es: Obwohl die pädagogisch didaktische Ausbildung der Candidaten in Vorlesungen und Seminarien und die praktische Einführung ins Lehramt durch die Regelung des Probejahrs wesentlich gefördert wurde, so ist dennoch wegen des allgemeinen Charakters jener Unterweisungen eine spezielle Didaktik hauptsächlich für Anfänger im Lehramt von nöten. In den alten Sprachen war es der Einflufs der sprachvergleichenden Studien auf den Betrieb der Grammatik, im Deutschen u. a. die Behandlung der Satzlehre, im Geschichtsunterricht das Anschwellen des Stoffes, welche genauere Weisungen verlangten. Beim geographischen Unterricht soll die Karte die Quelle sein, aus welcher der Schüler alles Wissen unmittelbar schöpft; beim naturgeschichtlichen liegt die Gefahr nahe, dafs er zu unerträglicher Belastung des Gedächtnisses führt; ihm soll zudem der Charakter einer Gymnasialdisziplin gewahrt werden. Wenden wir uns nun den bemerkenswerten speziellen Bestimmungen des Lehrplans und den betreffenden Instruktionen für die einzelnen Fächer zu.

Latein (8 Stunden in der I. u. II. Klasse; 6 Stunden in der III., IV, V., VI. Klasse; 5 Stunden in der VII u. VIII. Klasse).

Zu loben ist vor Allem die Bestimmung, dafs, obwohl beim achtklassigen Unterricht der unterste Kurs nur wenig körperlich und geistig unentwickelte Schüler zählen wird, doch nur die regelmäfsige Formenlehre inkl. den 4 regelmäfsigen Konjugationen durchzunehmen ist, die wichtigsten Unregelmäfsigkeiten aber in Deklination, Genus und Konjugation der II. Klasse vorbehalten bleiben; alle 2 Wochen ist ein Pensum angesetzt von so mäfsigem Umfang, dafs die Korrektur in der Schule nicht mehr als eine halbe Stunde erfordert. Der grammatisch-stilistische Unterricht, der in der IV. Klasse noch 3 oder 2 Stunden betrug, ist von der V. Klasse an auf 1 Stunde wöchentlich reduziert, was wenigstens für die V. Klasse als kaum ausreichend erscheint.

In den Instruktionen zu diesem Fach ist S. 35 bemerkt: Der Lehrer mufs Herr des Übungsbuches sein; stimmt die Anordnung der Sätze im Buch nicht mit seinem eigenen methodischen Gang überein, so wird er selber sie diesem entsprechend gruppieren; erscheinen ihm manche Sätze dem Inhalt nach unbedeutend, so wird er sie beiseite lassen. Auf die bisher gebrauchten lateinischen Übungsbücher hat diese Bemerkung unsers Erachtens mit Recht anwendung zu finden; die pädagogische Kunst hat hier gewifs noch ein weites Feld, instruktivere Beispiele zu sammeln, als z. Z. noch geboten werden.

Im gesamten Unterricht des Lateinischen bleibt mündliche Übung die Hauptsache. Nach den Ausführungen auf S. 39 wäre auch

zuarbeiten, ganz ähnlich wie ein Kaufmann sein Betriebskapital möglichst oft umzusetzen strebt; wenn die Zeit drängt, ist die allgemein geübte nur statarische Repetition gewissermafsen unwirksam, indem bei dem langsamen Lehrgang immer der gröfste Teil des bei der Repetition nicht berührten Klassenstoffs geradezu vergessen wird; dies zu verhüten mufs die oftmals im Jahre vorzunehmende summarische Wiederholung eintreten; erst beide Arten der Repetition zusammen verhindern das sogenannte „Abfallen der Schüler“ d. h. die sonst unvermeidlichen Rückschritte infolge der die allgemeine Übersicht aus den Augen lassenden Methode.

In Bezug auf die Methode der Behandlung der lateinischen Grammatik in der III. und IV. Klasse des Untergymnasiums finden sich in den Instruktionen folgende Punkte betont:

Gut gewählte Beispiele, die zugleich inhaltvolle Gedanken oder bemerkenswerte Thatsachen ausdrücken, treten in den Vordergrund; von ihnen schreitet man zur Regel. (Vgl. Prof. Burgers Programm: Gedanken und Thatsachen. Freising 1880.) „Mechanisches Regellernen erzeugt Scheinwissen und ertötet den Geist.“ Empfohlen werden die Satzextemporalien, die memoriert werden müssen. Die Auktorenlektüre bietet Wörter und Redensarten; von diesem Gesichtspunkte mufs auch das Übungsbuch ausgehen. Die Schwierigkeiten in der lateinischen Casuslehre lassen sich vermindern, wenn, wie es S. 51 heifst, auf die Grundbedeutung des Ausdrucks zurückgegangen wird, wenn z. B. die Grundbedeutung bei persuadere gegeben durch „mit Erfolg raten“ und erst dann die sich weiter entfernende Übersetzung „überreden“ in anwendung gebracht wird. Hier ist noch ein grofses unbebautes Feld für die Verfasser von Grammatiken (und Übungsbücher), die nach solchen Grundsätzen umzuarbeiten sind. Die Schul- und Hausaufgaben sollten bereits in diesen Klassen aus zusammenhängenden Stücken bestehen, der begabteren Schüler wegen. Allmählich kann der Schüler jetzt auch Anleitung bekommen, kleinere Perioden nachzuahmen; auf dieser Stufe „gröfsere, kunstvollere“ nachbilden zu lassen, wie es S. 53 angeraten wird, dürfte doch sehr verfrüht sein.

Über die Behandlung der Autoren in der Schule finden sich gleichfalls verschiedene sehr beachtenswerte Winke.

Die häusliche Präparation bei Beginn der Lektüre irgend eines Autors ist nie ohne weiteres den Schülern zu überlassen, sondern der Lehrer mufs die Schüler anweisen und anleiten, wie sie sich zu Hause vorzubereiten haben. Ob das Wörterbuch von der IV. Klasse an kein Spezialwörterbuch mehr sein darf und nur bei nicht kommentiertem Text anwendbar sein soll, da ein solches die Sache gewöhnlich „allzu leicht mache“, dürfte uns fraglich erscheinen. In der Schule sollten ferner, wie es S. 56 heifst, nur Texte und zwar derselben Rezension gebraucht

werden und kommentierte Ausgaben nur etwa für den häuslichen Gebrauch empfohlen werden. Wir möchten Speziallexika nicht versagt wissen und gute Schulausgaben mit Kommentar sogar für geboten erachten, denn alles, was dem Schüler unnötige Mühe erspart und Zeit erübrigt, ist zu empfehlen; Fleifs und Gewissenhaftigkeit haben immerhin noch ein unendlich weites Feld. Während also der Lehrer dem Schüler die häusliche Präparation in vernünftiger Weise nach Möglichkeit erleichtern soll, wird er dabei doch ein wachsames strenges Auge haben darauf, dafs Leichtfertigkeit, Unfleifs und der Versuch zu täuschen jederzeit streng geahndet wird (S. 58). „Die Säuberung der Klasse von solchen den Fortschritt hemmenden Elementen darf auf keiner Stufe des Unterrichts versäumt werden. Gefordert mufs werden, was der Mittelschlag der Schüler durch eigene Thätigkeit leisten kann. Der Lehrer soll darauf ausgehen, die verderbliche Hilfe gedruckter Übersetzungen dem Schüler entbehrlich zu machen; der Schüler aber soll fühlen, dafs die redliche Arbeit, wenn sie auch nicht gerade ganz entspricht, höher gilt, als der scheinbare Erfolg.“ Übrigens kann der korrumpierendste Gebrauch der Übersetzungen, der darin besteht, dafs sie der Schüler in der Schule im Schulbuch blattweise liegen hat, unmöglich gemacht werden, wenn, wie wir oben auseinandergesetzt, jeder gerufene Schüler aus der Bank vortreten mufs und der Lehrer oftmals das Katheder verläfst. Dafs die gerügte schamlose Unsitte nicht so selten ist, lehrt die Erfahrung genugsam; sie ist aber nur bei solchen Lehrern möglich, die sie durch Indolenz grofsziehen. Bei der Interpretation ist die Grammatik nur, „wo und soweit dies die richtige Auffassung einer Stelle erheischt“, heranzuziehen. Die reale Erklärung wird um so kürzer und wirksamer sein können, je fleifsiger von den Mitteln des Anschauungsunterrichts gebrauch gemacht wird. Textkritik treibe der Lehrer nie, seltene Fälle in den obersten Klassen ausgenommen.“

Bei langsamen Fortschreiten in der Lektüre werden sich ganze Sätze (und Abschnitte?) des Gelesenen leicht dem Gedächtnis der Schüler einprägen. Der Memorierstoff soll zumeist Dichtern entnommen werden (S. 65) und das in früheren Klassen Memorierte gelegentlich aufgefrischt werden; zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, das Verzeichnis des Memorierten in das Programm aufzunehmen.

Ueberhaupt sollten, wie hier ganz vernünftig angedeutet ist, die Lehrer der einzelnen Klassen in ihrer Methode in stetem Kontakt bleiben; sobald die Ordinarii mehrerer aufeinanderfolgender Klassen sich einigen, nach gleichen Gesichtspunkten vorzugehen, ist ein durchschlagender Erfolg zu erhoffen; andernfalls klagen freilich jene Kollegen, die sich der Methode

ihres Vormannes nicht anschliefsen, darüber, dafs die Schüler abfallen. Wer z. B. nur die statarische Repetition übt, indem er langsam kleine oder gar nur halbe Paragraphen zur Repetition aufgiebt, ohne auch von der unerläfslichen summarischen Repetition Gebrauch zu machen, der soll sich nicht wundern, wenn die Schüler „abfallen“, denn bis er nach vielen Monaten bei den letzten Regeln des Pensums angelangt ist, haben die Schüler, welche zuvor reichliche Gelegenheit hatten, die zweite Hälfte des vorjährigen Lehrpensums total zu vergessen, wiederum die erste Hälfte so ziemlich eingebüfst und zwar nur durch die Schuld ihres Lehrers. Die memorierten Musterstellen können also nur dann zum bleibenden Eigentum des Schülers werden und ihn ins Leben begleiten, wenn die Lehrer miteinander das einmal Gewonnene dem Schüler zu erhalten streben; freilich mufs die Auswahl eine verständige sein und darf dem Schüler nichts Mittelwertiges, sondern nur ganz Vorzügliches — und das sehr sparsam setzen wir hinzu — vorgelegt werden.

Auch das Gelesene mufs repetiert werden, zum Teil der Stoff der vorausgehenden Stunde, und wiederum, wenn gröfsere Abschnitte vollendet sind.

Ueber die in neuerer Zeit viel ventilierte Frage der Privatlektüre finden wir S. 67 das Geständnis, „dafs dieselbe in obligatorischer Form selten zum gewünschten Ziel führt.“ Dieselbe sollte ausschliefslich der freien Thätigkeit der Schüler überlassen werden; schriftliche Präparation soll durchwegs auch hier verlangt werden. Der Stoff der Privatlektüre wäre von den Schülern mehrmals durchzuarbeiten. „Auf die Privatlektüre in der Schulstunde selbst einzugehen, ist nicht zulässig, wenn nicht die zu behandelnde Partie mit dem gerade durchzuarbeitenden Pensum der Schullektüre in näherem Zusammenhang steht. Es werden also Lehrer und Schüler einen Teil ihrer freien Zeit dem guten Zweck zum Opfer bringen müssen, was zwar niemanden anbefohlen, bei vornehmer Auffassung seiner Pflicht aber von einem jeden Lehrer geleistet werden kann.“ Wie wohl? fragen wir offen, wenn ein Professor der III. Gymnasial-Klasse 40—50 Schüler zu unterrichten hat bei seinen etwa 19 Wochenstunden und den zur Zeit gebotenen Korrekturen!

Der Behandlung der einzelnen lateinischen Autoren ist ein eigener Abschnitt von S. 68—85 gewidmet. Bereits aus Cornelius sind Phrasen vom Schüler in ein besonderes Heft einzutragen und zu lernen, am Schlufs gröfserer Partieen nach gewissen sachlich angeordneten Gruppen zusammenzustellen, was schon ziemlich viel Kenntnis und Umsicht voraussetzt. Als Hauptgrundsatz wird schon bei der Cäsarlektüre hervorgehoben, dafs ohne rasches Fortschreiten der Lektüre wahre Freude am Schriftsteller nicht aufkommen wird. Der Schüler soll sich wieder kurze wohlgegliederte Auszüge aus dem Gelesenen anfertigen, die am Schlufs der Lektüre eines Abschnittes zur Disposition desselben zusammengefafst werden

nebst den während der Lektüre gemachten sachlichen Bemerkungen. Modelle sind vorzulegen, Zeichnungen auf der Tafel zu machen.

„Bei Behandlung des Ovid plage man den Schüler nicht mit Definitionen der Tropen und Figuren." Bei der Auswahl des Lehrstoffes wird der Lehrer die ästhetisch wertvollsten Partieen in erster Reihe berücksichtigen; Lesestücke didaktischen Charakters sollen nicht ausgeschlossen werden; da dabei auch die Amores z. B. I, 15; III, 8, 35 und ars amandi II, 21, remedia 169, ins Auge zu fassen sind (S. 74), so wird wahrscheinlich eine Chrestomathie zu benutzen sein, denn die erwähnten Originalschriften passen doch nicht für Schüler von so unentwickelten Jahren.

In betreff des Livius in V. wird der Gedanke ausgesprochen, dafs wenigstens 2 Bücher (?) ganz gelesen werden sollen, insofern nicht das Überspringen einzelner Kapitel durch allzugrofse antiquarische und historische Schwierigkeiten gerechtfertigt erscheint. Ob die den Verfassungskampf erzählenden Partien der ersten Dekade die jugendlichen Gemüter genugsam anzuregen im stande sind, möchte nicht gerade bejaht werden. Auf die rhetorisch-poetische Färbung der Sprache ist aufmerksam zu machen. Kritik über des Livius Glaubwürdigkeit, seine Abhängigkeit von den Quellen wäre nach den Instruktionen streng zu vermeiden. Ob nicht doch direkt hervorzuheben wäre, dafs „der Autor sich durch liebevolle Hingebung an die Überlieferungen der Vorzeit charakterisiert"?

Eine Schrift Sallusts ist zu lesen in VI. Bei Cicero soll, und das ist bei diesem Autor und erst auf dieser Lehrstufe wirklich angezeigt und passend, die Privatthätigkeit der Schüler in gröfserem Mafse herangezogen werden, sonst würden die stilistischen Versuche (selbst der besten Schüler kann man sagen) über unklare Vermengung verschiedener Sprachmittel nicht hinauskommen. „Cicero darf von nun an nicht mehr aus der Hand gelegt werden."

Was Vergil in VI. u. VII. betrifft, so ist vor allem mit Recht verlangt, dafs, wenn auch die Aeneis nur in Auswahl gelesen werden kann, doch dem Schüler ein Überblick über das ganze Epos vermittelt werden mufs durch Angabe des Inhalts der übergangenen Bücher. Mufs man auch das IV. Buch in der Schule lesen, das als das originellste bezeichnet wird, fragen wir?

Wendet sich der Jüngling der lyrischen Poesie des Horaz zu, in VIII., so wird ihm die geistige und sittliche Persönlichkeit des Dichters klar und scharf vorzuführen sein. Die Anordnung der Lektüre, zunächst der Oden, nach dem Inhalt der einzelnen Gedichte ist jeder andern vorzuziehen. Von den Sermones empfehlen sich hauptsächlich jene, welche für die Biographie des Dichters von Bedeutung oder von allgemeinem Interesse sind, andere setzen zu viel litterarische und philosophische Kenntnisse voraus. Reiferen Kursen darf die ars poetica nicht vorenthalten werden.

Einführung in die Metrik des Horaz ist unerläfslich; Metrik als Wissenschaft gehört aber nicht ins Gymnasium. Nicht nur eine Musterstrophe werde zum Memorieren aufgegeben, sondern eine ganze von den kleineren Oden meinen wir; sie bleiben ein Schatz fürs Leben.

Bei Tacitus werden aus verschiedenen Büchern ausgehobene Partieen der Hauptwerke zu lesen sein. Die Hauptarbeit der Erklärung gilt der eigentümlichen Diktion des Schriftstellers. Der Blick des Schülers mufs geschärft werden „für das Verständnis des Subjektivismus dieses gedankentiefen Autors, für seine Meisterschaft in der psychologischen Analyse der handelnden Personen“. Es sollten nach unserer Ansicht die Schüler für Horaz und Tacitus, als echt römische Originalschriftsteller, besonders begeistert werden.

In betreff der grammatisch-stilistischen Seite des Latein-Unterrichts im Obergymnasium ist vor allem der Grundsatz aufgestellt, dafs die Behandlung der Lektüre den stilistischen Übungen vorzuarbeiten habe. Eines besondern theoretischen Unterrichts an der Hand eines Lehrbuchs über lateinischen Stil wird es zu diesem Zweck gar nicht bedürfen, wenngleich sich die Zusammenfassung mancher Beobachtungen unter allgemeinen Regeln von selbst darbieten wird. In der V. und VI. Klasse noch soll Kasus- und Tempuslehre wiederholt vertieft und praktisch eingeübt werden; die Lehre von den Modi halten wir für so difficil und der eingehendsten Beachtung würdig, dafs auch die obersten Klassen gerade auf dieses Kapitel öfters zurückkommen müssen, wenn der Schüler je ein volles Verständnis dieser schwierigen Partie gewinnen soll. Komparative Behandlung der lateinischen und griechischen Moduslehre zusammen wird Sicherheit nebst Verständnis der beiden Sprachen fördern. Den Übersetzungsstoff wird der Lehrer, um den aus der Lektüre gewonnenen Phrasenschatz verwerten zu können, nicht leicht einem modernen Autor entnehmen können, sondern ihn selbst herstellen müssen. Das ist nach unserer Ansicht nicht nur in den obersten Klassen nötig, sondern durch alle Kurse des Gymnasiums; allerdings eine, wie es in den Instruktionen heifst, gar „nicht geringe Arbeit für den Lehrer“, so lange es an Übungsbüchern fehlt, die nach diesem Grundsatz gearbeitet sind.

Durch die Schularbeiten soll der Grund des Wissens eruiert, durch die Hausaufgaben befestigt werden; letztere durch Umfang und Inhalt schwieriger, sind auf den Gebrauch von Hilfsmitteln berechnet.

Die Haus- und Schularbeiten werden für den Schüler erst fruchtbar durch die Korrektur in der Schule. Der Lehrer zieht möglichst viele Schüler zu dieser Arbeit heran (S. 88). Rekapitulationen des Inhalts gelesener Stücke sind, um bei der Knappheit der den stilistischen Übungen gewidmeten Zeit die Handhabung des lateinischen Ausdrucks zu fördern, schon in den mittleren Klassen in lateinischer Rede vorzunehmen. Dieses

Verfahren wird wohl der Lehrer durch entsprechende lateinisch gestellte Fragen in guten Gang bringen müssen. Auf planmäfsige Zusammenfassung der kennen gelernten stilistischen Eigentümlichkeiten darf nicht verzichtet werden. Die Forderung „erst Induktion, dann Deduktion“ gilt insbesondere hier. In den einzelnen Klassen des Obergymnasiums müssen bestimmte Kreise stilistischer Erscheinungen vor andern observiert und eingeübt werden. „Genaue Verständigung der succedierenden Lehrer unter sich wird immer notwendig bleiben“, ein Gedanke, dem wir betreffs des ganzen Lehrbetriebs und der Gesamtmethode oben absichtlich ausführlichen Ausdruck gegeben haben. Die Quinta soll den Gebrauch der einzelnen Redeteile, die VI. Klasse die Idiotismen in Wort- und Satzstellung behandeln. Den beiden obersten Klassen gehört die Lehre von der Periodenbildung, von den Tropen und Redefiguren an. Erst auf dieser Stufe kann von Nachbildung schwierigerer Perioden die Rede sein, nicht bereits in V., was wir bereits oben herausgehoben haben.

Griechisch (III. Kl. 5 Std.; IV. 4; ebenso VII.; sonst 5 Std.)

Bei Vornahme der griechischen Grammatik im Untergymnasium ist überall an die im Lateinunterricht gewonnenen Resultate anzuknüpfen. In der Formenlehre wird mehr auszuscheiden sein, als die Grammatik durch den blofsen Druck andeutet. Beim Anfangsunterricht sind von den der Deklination vorangehenden Paragraphen nur jene über Schrift und Accentuation durchzunehmen. Die Lautlehre mufs vorläufig bei Seite gelassen werden; sie jetzt schon mechanisch lernen zu lassen, wäre ebenso schwierig als nutzlos. Auch bei Behandlung von Deklination und Konjugation würde die s y s t e m a t i s c h e Aneignung derselben nicht am Platze sein. Die Kontraktionsgesetze sind also, wie wir sehen, erst von Fall zu Fall in den Haupterscheinungen beizuziehen, aber nicht theoretisch allgemein nach dem Usus der alten Schule vorauszuschicken; auch sind ja diese in den Grammatiken gebotenen Kontraktionsregeln nicht für alle Fälle gleich verlässig. So bei Englmann (1882) S. 4 οει wird οι aber S. 124 γυναικοειδης = γυναικώδης. Aus guten Gründen sind bei K o c h die Kontraktionsregeln erst bei der Deklination und Konjugation selbst gegeben, nicht aber allgemein in der Lautlehre. Selbst gute Schüler werden, wie die Erfahrung lehrt, bei rascher Gedankenarbeit die einzelne Form nicht nach der theoretischen Regel, sondern nach dem P a r a d i g m a zu bilden genötigt sein, schwache würden nach dieser Methode noch weniger zum Ziel gelangen, da man schon viel mit ihnen erreicht hat, wenn sie das Paradigma sich exakt einprägen. Die systematische Aneignung, die zum vollen theoretischen Verständnis führt, ist selbst bei guten Schülern wohl nur auf reiferer Lehrstufe zu erstreben; die Kenntnis der Lautgesetze auch dann „nicht Zweck, sondern nur Mittel, die Kenntnis der Formen zu befestigen.“

Mit seltenen Formen den Schüler zu beschweren, ist unratsam; „die Vorschläge von Bonitz über Auswahl und Anordnung der Flexionslehre soll jeder Lehrer im Aug haben". Die aus der Sprachvergleichung geschöpften Resultate haben nur soweit anspruch auf Berücksichtigung in der Schule, als sie die schnelle und sichere Aneignung der Formen fördern. Es ist und bleibt eben dem pädagogischen Takt des Lehrers überlassen, das Wesentliche, Zuträgliche beizuziehen; dafs aber der Lehrer diese richtige Auswahl nicht treffen kann, wenn er sprachvergleichende Studien einfach ignoriert hat, braucht wohl nicht erst hier auseinandergesetzt zu werden. Zu jedem Wort, heifst es S. 93, soll der Schüler das Paradigma angeben können; statt der Regel lasse man, wo es nur möglich ist, gleich ein Beispiel nennen, z. B. ἄξιαι, ἀξίων; λιπεῖν, λιπών (was die Accentuierung betrifft). Gleiches empfiehlt sich für die Kasuslehre: φθάνω τοὺς πολεμίους, ἐνεῖναι τῷ σώματι, τυγχάνω τοῦ σκοποῦ, sowie für die Präpositionen: κατὰ Φιλίππου, παρὰ μνηστῆρσιν, διὰ τί. An paradigmatische Arbeiten (2. und 3. Pers. der einzelnen Modi und Tempora, besonders der Aoriste !) schliefsen sich Extemporalien von Formen. Unter der Leitung des Lehrers übersetzen die Schüler eine Reihe von ganzen Sätzen. Diese werden in ein eigens vom Lehrer zu kontrollierendes Heft eingetragen und eingelernt. Zum Lernen sollten nur solche Vokabeln aufgegeben werden, die in den Schulklassikern sich finden und zwar, wie wir hinzusetzen möchten, sich häufig finden! Dabei unterlasse man ja nicht, zur Unterstützung des Gedächtnisses und rascher Erlernung auf verwandte Formen im Latein und Deutschen hinzuweisen. Wie leicht wird es, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, dem Schüler, um nur ein Beispiel anzuführen, die Verba pura zu merken, die im Perf. Pass. ein σ einschalten, wenn man ihn auf die bekannten Wörter aufmerksam macht: „drastisch, akustisch, Prisma, Kloster, (claustrum), Christus." Solche Parallelen müssen natürlich die Lehrer neben die Regel in die Grammatik eintragen lassen, wie ja ein Lehrer, der Takt und Wissen besitzt, das Lehrbuch in vielen Fällen zu rektifizieren, teils zu kürzen, teils zu ergänzen Gelegenheit genug finden wird. In bezug auf den Lehrstoff der IV. Klasse ist ins Auge zu fassen, dafs der Lehrer die grofse Menge abnormer Formen auf bestimmte Regeln zurückführen wird, ohne den Schüler durch sprachvergleichende Exkurse zu zerstreuen; das Gedächtnis soll eben durch den Verstand unterstützt und zugleich entlastet werden (s. o.). „Das Schwergewicht des griechischen Unterrichts in diesem Kurs wird auf die Syntax des Verbums fallen," doch ist dabei vom Beispiel auszugehen, aus dem die Regel abstrahiert wird (u. E. nur das Elementarste!). Für jede Regel hat der Schüler ein Musterbeispiel auswendig zu lernen und zwar sollte, wie oben angedeutet, auf die unerschütterlich sichere Aneignung dieser Musterbeispiele alle Energie des Lehrers gerichtet sein. In der V. Klasse ist eine gründliche Repetition der Formenlehre an-

zustellen, damit die Lektüre nicht zur grammatischen Rekapitulation mifsbraucht und die Jugend mit Widerwillen gegen den Autor erfüllt werde!

Bei den griechischen Schreibungen ist es nicht wie im Latein auf stilistische Durchbildung abgesehen; sie sollen nur leisten, was der Lektüre förderlich, und sind im Anschlufs an das eben Gelesene vorzunehmen, wozu, wenn nötig, täglich vor Beginn oder am Ende der Lektüre einige Sätze ins Griechische zu übertragen sind. Dann und wann könnten dabei, wie wir glauben, in gleicher Weise einzelne besonders schwierige griechische Sätze einer genauen grammatischen Analyse unterzogen werden und zwar mit umgekehrtem Verfahren, indem von der griechischen Ausdrucksform auf die deutsche Wendung zurückverwiesen, gewissermafsen also Grammatik geübt wird in retroverser Methode. Zu betonen: Die Funktionen des Infinitiv!

Die Behandlung der einzelnen griechischen Autoren.

Sehr ansprechende Grundsätze, die den bisherigen Usus vielfach modifizieren werden, sind folgende: Aus der Anabasis Xenophons in V. sind passende Abschnitte auszuwählen, wenn man nicht lieber zu einer Chrestomathie greift, welche die anregendsten Kapitel dieser Schrift, der Kyropädie und der Memorabilien enthält. Die Xenophon-Lektüre bildet die Grundlage für den Unterricht in der griech. Syntax im ganzen Obergymnasium.

Die Homerlektüre beginnt mit kurzer Darstellung der Tradition über Homer, woran sich eine summarische Inhaltsangabe der Ilias schliefsen kann, sowie das Wichtigste über den Stoff der Odyssee, soweit das die allgemeine Orientierung fördert. Die Auswahl hat das Bedeutendste zu berücksichtigen. Bei der Ilias, die nach den Instruktionen vor der der Odyssee gelesen werden zu müssen scheint, sind jene Abschnitte, welche als späterer Zuwachs erkannt oder in ihrer Bedeutung für die Komposition des Ganzen gleichgiltig sind, von der Lektüre auszuschliefsen, u. a. Ν und Ξ mit ihren ermüdenden Kampfszenen. Bei der Odyssee wird man am besten von der Telemachie (?) absehen, ebenso von den Büchern ρ, υ, ψ und ω, sowie in η und ϑ ausgiebige Abschnitte vornehmen. Die Bücher und Teile, welche nicht gelesen werden, müssen ihrem Inhalt nach mitgeteilt werden, damit der Schüler einen Gesamtüberblick über die ganze Dichtung erhält. Bei der Einübung des rhythmischen Lesens im Anfangsunterricht und bei der übrigen Präparation hat die Hauptarbeit anfangs in der Schule zu geschehen, so dafs während dieser Zeit nur die Wiederholung und tüchtige Einübung des in der Schule Erlernten zu fördern ist. Werden die wenigen Verse, die anfangs durchgenommen werden können, auswendig gelernt, so wird es nicht schwer fallen, unter Mitarbeit der Schüler die wichtigsten Erscheinungen im Homerischen Verse daraus abzuleiten. Die Einzelnheiten der Lautlehre, die Eigentümlichkeiten des altjonischen Dialekts etc. vorauszuschicken, brächte,

da das Fremdartige in kompakten Massen aufträte, nur eine Erschwerung der Sache mit sich; in kleine Notizen verteilt und zur rechten Zeit vorgelegt werden sie den Forschungstrieb der Jugend zu fesseln vermögen. Diese Art des Unterrichts von Fall zu Fall wird den attischen Dialekt in den Kreis der Erklärung einbeziehen lassen und der historischen Formenlehre rechnung tragen.

Auf genaues Memorieren der Vokabeln mufs konsequent gesehen werden. Bei rascherem Fortschreiten der Lektüre werden Stellen von hervorragender Schönheit zu memorieren sein. Die Vorpräparation in der Schule mufs gewissenhaft gehandhabt werden, sonst würde der Schüler die Vorbereitung ohne die gröfste Ueberbürdung nicht leisten können. Auf die mutmafsliche Entstehung der homerischen Gedichte und die Art ihrer Fortpflanzung wird hingewiesen werden müssen und zwar im Lauf der Lektüre, wo eine derartige Aufklärung geboten erscheint.

Von Herodots Geschichtsbüchern kommt in VI. für die Schullektüre eines derjenigen in betracht, welche von den glorreichen Thaten der Griechen erzählen. Diese 5 Bücher werden ohnehin meist in einer verkürzten Ausgabe gelesen. Der neujonische Dialekt bedarf keiner zusammenfassenden Darstellung; der Schüler mufs sich selbst allmählich in die einzelnen neuen Sprachformen hineinfinden. Hinzuweisen ist auf die behagliche Breite des Ausdrucks, welche die Lust des Fabulierens zum ausdruck bringt und die dramatische Belebung durch eingefügte Reden, welche der Darstellung künstlerischen Charakter aufprägt; besonders soll die altehrwürdige frommgläubige Weltanschauung Herodots dem Verständnis der Schüler nahegebracht werden. Von diesem zur Vollständigkeit des gymnasialen Lektürekreises so unumgänglich notwendigen Autor, der die Jugend durch seine liebenswürdige Naivität so sehr anzieht, ist nach 3 Monaten zu Homer, der natürlichen Basis des Unterrichts auf dieser Stufe zurückzukehren.

Auch über Demosthenes, Plato und Sophokles finden sich vorzügliche Bemerkungen.

Demosthenes in VII. bietet viel Schwierigkeiten. Der Lehrer darf bei Beurteilung der Schülerleistungen nicht vergessen, „dafs Demosthenes nicht gelesen wird, weil etwa die volle Reife zum Verständnis des Autors auf dieser Stufe schon vorhanden ist, sondern vielmehr, weil die Reife zur Lektüre von Staatsschriften gerade durch das Studium des Demosthenes erst gewonnen werden soll." Dieser Zweck kann annähernd erreicht werden und was zum vollen Erfolg noch fehlen sollte, „wird durch das ethische Moment, das in der sittlichen Kraft und im Patriotismus des Redners liegt, und seine Wirkung auf das Gemüt der Jugend nicht leicht verfehlt, reichlich ersetzt." Des Redners verschiedene Beurteilung mufs berührt werden, ebenso, „dafs seine Darstellung der Verhältnisse und Personen zu kritischer Prüfung herausfordert,

indem er die Waffen der Kunst, welche die Sophistik ausgebildet hatte, trefflich zu führen wufste. Auf Grund solcher Betrachtungen gewinnt der Schüler an der Lektüre eine harte, aber kräftige Geistesnahrung.

Schöne Perioden sollten mit der natürlichen Kraft des Redners vorgetragen, manche überdies memoriert werden. Zu weit scheint man uns zu gehen, wenn man ganze Abschnitte, ja sogar eine kleinere Rede frei rezitieren lassen will.

Platos Lektüre ist am Gymnasium nicht zu entbehren, der geisterweckende Einflufs des Autors kann nur durch das Studium der Originalwerke selbst gewonnen werden. Also nicht aus Uebersetzungen! Zu wählen ist die Gruppe der kleineren sogenannten Sokratischen Dialoge. „Sie sind ausgezeichnete Ringschulen des philosophischen Geistes. Auch lehren sie, leidenschaftliches Interesse an der Ermittlung der Wahrheit mit urbanem Gleichmut in der Debatte zu vereinigen.“

Bei der Lektüre müssen die Schüler die positiven Ergebnisse selbst gewinnen; mafsgebend sind hiebei Schleiermachers Grundsätze. Kein Dialog ist frei von unabsichtlichen Fehlschlüssen und Paradoxien; diese mufs der Lehrer aufdecken und auf ihren Ursprung zurückführen: Ueberschätzen des Intellekts etc. Grofse Schwierigkeit macht die Uebersetzung, wenn sie den poetischen Farbenschmelz der Diktion wiedergeben soll. Besonders wenn man den in allen Farben schillernden griechischen Ausdruck, dessen Vieldeutigkeit eben den Anlafs der Untersuchung bildete, durch einen modernen einseitig widergiebt, gilt das Wort M. Haupts: „das Uebersetzen ist der Tod des Verständnisses.“

Sophokles. „Wie die Homerlektüre den Grundstock der griechischen Studien, so bezeichnet die des Sophokles ihren Höhepunkt.“ In der VII. Klasse diesen Schriftsteller zu beginnen, ist nach dem gegebenen Studienplan nicht thunlich wegen der zu geringen Zahl der Lektürestunden; damit ist, wir sagen „leider“, auch der Gedanke nicht realisierbar, ein Stück des Euripides diesem Kurs zuzuweisen. Auch auf dieser Stufe läfst es die Schwierigkeit des Textes, zumal der Chorlieder rätlich erscheinen, dafs der Lehrer zur Präparation anleite, denn diese Partien sollen nicht kurzweg überschlagen werden; schwierigere und seltenere Metra wird nicht der Schüler, sondern der Lehrer selbst rhythmisch recitieren. Chorlieder bedeutenderen Inhalts sollen nach den Instr. von der ganzen Klasse memoriert werden, ein Desidernium, das offenbar zu viel verlangt! Darf man doch zufrieden sein, wenn nur einige ganz eminent wichtige Stellen von allen Schülern sicher ins Gedächtnis aufgenommen und behalten werden; wie schnell würden solche ganze Chorlieder wieder der Vergessenheit zum Opfer fallen! Man denke nur daran, wie weniges von den Klopstockischen Oden, die memoriert worden waren, uns ins Leben hineingeleitet! Textkritik, zu welcher die Lektüre des Sophokles leicht verführt, ist prinzipiell auszuschliefsen, einen der seltenen

Fälle ausgenommen, „wo etwa durch eine geniale Kombination eine Stelle in überraschender Weise dem Sinne nach beleuchtet worden ist“ (S. 63). Das Hauptinteresse der Schüler ist auf den Gang der Handlung und die Entwicklung der Charaktere zu lenken, damit die Schüler den Grundgedanken und die Komposition der Tragödie klar zu entwickeln vermögen und fügen wir hinzu, im Schüler die Überzeugung erregt und gefördert werde, er habe auch auf dem Gebiete des Dramas wie in den übrigen Zweigen der antiken Litteratur keiner wertlosen ephemeren Erscheinung Mühe und Zeit zugewendet, sondern einem κτῆμα εἰς ἀεί!

Speier. Joseph Sarreiter.

II. Abteilung.

Recensionen.

H. Meusel, Lexicon Caesarianum. Fasciculus III—V, aut-dubito, Sp. 385—960. Berlin. Weber 1885. 1886. à 2,40 ℳ.

R. Menge und S. Preufs, Lexicon Caesarianum. Fasciculus II, capio-copia. Sp. 129—256. Leipzig. B. G. Teubner. 1886. à 1,60 ℳ.

Die beiden vorzüglichen Caesarlexika von Meusel und Menge-Preufs schreiten rüstig vorwärts. Eine prüfende Vergleichung der beiden kann unsere Hochachtung vor diesen exakten Bearbeitungen nur erhöhen. Der Druck ist äufserst korrekt, die Verweisungen durchaus verlässig, der ganze Stoff wird in erstaunlicher Klarheit und Übersichtlichkeit und zugleich Vollständigkeit vorgeführt. Über die Verschiedenheit in der Anlage der beiden Werke haben wir uns schon wiederholt in diesen Blättern (vgl. 1885 S. 418 f.) ausgesprochen, als dafs wir nötig hätten nochmals darauf einzugehen. Es erübrigt also nur einige Einzelheiten zur Sprache zu bringen.

Ein entschiedener Vorzug ist es bei Ms., dafs jedem Substantivum am Schlusse die vorkommenden Adjektivverbindungen beigefügt sind; vgl. z B. castra, casus. Eine gewisse Inkonsequenz in der Aufnahme unsicherer Wörter d. h. solcher, welche entweder auf zweifelhafte Lesarten oder zweifelhafte Konjekturen zurückgehen, habe ich bei Me.-Pr. bemerkt. Denn während z. B. cercius, cippus, complico, congiarium in Klammern gesetzt aufgenommen wurden, fehlen cavus, cessator, circulus. Eine ähnliche Inkonsequenz scheint mir obzuwalten, wenn zwar bei Me.-Pr. computatio nach dem Schol. in Lucan. Phars. X, 185 (liber quem composuit de computatione) Aufnahme gefunden, aber nicht collectanea aus Sueton 56 (feruntur et a puero et ab adulescentulo quaedam scripta, ut Laudes Herculis, tragoedia Oedipus, item Dicta collectanea). Bei Ms. sind alle diese Artikel zu finden bis auf cercius, einer sehr wahrscheinlichen Konjektur Madvigs adv. crit. II, 274 statt des hss. certe b. c. III, 25,1; s. v. certe erwähnt Ms. an der betr. Stelle cori als Madvig'sche Konjektur. — S. v. cibaria erwähnt Me.-Pr. genauer in der Stelle b. G. 1, 5, 3 die abweichende Genetivform mensium in β, während sie bei Ms. vermifst wird; andererseits fehlt bei Me.-Pr. die Stelle b. c. 3, 53, 6, wo der cod. Cuiac. die augenscheinlich richtige Lesart cibariis giebt.

Wünschen wir den tüchtigen Herausgebern andauernde Kraft und Gesundheit zur Fortsetzung und Vollendung ihrer verdienstlichen Werke!

München. G. Landgraf.

Cicero de oratore. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. W. Piderit. Sechste Auflage besorgt von O. Harnecker. Erstes Heft: Buch I. Leipzig. Teubner. 1886. XII und 216 S. 1,80 M.

Nachdem die 5. Auflage von Piderit's bekanntem und bewährtem Kommentar zu Ciceros Schrift de oratore Rektor Adler in Halle besorgt hatte, wurde jetzt nach Adlers Tod Herr O. Harnecker zu Friedberg in der Neumark, der durch einige Abhandlungen seine Vertrautheit mit den rhetorischen Schriften der Alten auf's beste bewiesen hatte, von der Verlagshandlung mit der neuen Herausgabe betraut. Die Neubearbeitung erstreckt sich weniger auf die von Piderit dem Texte vorangeschickten ausführlichen Einleitungen als auf den Text und den Kommentar. Immerhin wurde jedoch in der ersten Einleitung in § 4—6 eine erweiterte Darstellung der Geschichte der Rhetorik gegeben, die infolge der Vertrautheit des Herrn V. mit diesem Gebiete (vgl. Anm. 24 u. 29) durch Klarheit sich auszeichnet, sowie in § 22 das Schicksal und die Thätigkeit des Volkstribunen M. Livius Drusus, besonders seine Zugehörigkeit zu der im Jahre 91, der Zeit unseres Dialogs, aufgekommenen aristokratischen Mittelpartei anschaulich geschildert. Mit dem Programm dieser Partei setzt H. in einem kleinen Exkurs auch die im Jahre 95 von Crassus und Scaevola gegebene lex Licinia Mucia de civibus redigundis in engste Beziehung. Bei der Betrachtung der Handschriften am Schlufs der ersten Einleitung wären auf Grund der neuen Publikationen, die ja H. sämtlich kennt, wohl auch jetzt schon einige Ergänzungen möglich gewesen. Vor allem hätte der Harleianus (in der Überschrift des kritischen Anhangs ist derselbe gar nicht erwähnt!) gröfsere Hervorhebung verdient (vgl. des Referenten Dissertation de Cic. de oratore cod. mut. antiq. Erlangae 1883 p. 22). Von den neuen Ausgaben vermifst man die des Engländers Wilkins, allenfalls auch die der italienischen Gelehrten (vgl. Ant. Cima riv. di filol. 1886, 73—84). In der zweiten Einleitung finden wir neu die Darstellung der Ansichten des Hermagoras, sowie die Behandlung der Lehre von στάσις im engern und weitern Sinn.

Die Neugestaltung des Textes fiel in eine sehr ungünstige Zeit, da eben jetzt von den Herrn Dr. Stangl und Dr. Friedrich auf Grund neuer Kollationen der mafsgebendsten Handschriften neue Ausgaben vorbereitet werden und dem Herausgeber nur eine Kollation des Abrincensis, die ihm freilich für das erste Buch gar nichts nützte, zu gebote stand. Wenn nun auch defshalb H. mehrmals aus Unkenntnis über die wahre handschriftliche Lesart vorläufig bei der bisherigen Schreibweise verbleiben mufste, z. B. § 90 ut et blandiri suppliciter et subtiliter insinuare eis, wobei es übrigens im kritischen Anhang: Sor. nach Hss. et blandiri eis subtiliter heifsen soll, so zeigt doch eine Vergleichung des Textes der neuen Auflage mit der von Adler besorgten, sowie mit der 2. Auflage der Sorof'schen Ausgabe, dafs derselbe vermöge der mehrfachen in neuerer Zeit gemachten Untersuchungen, die H. eingehend prüft und gewissenhaft und mit Geschick verwertet, um vieles gewonnen hat. Aus ca. 40 nach meiner Ansicht mit Recht geänderten Lesarten diene zum Beweise hiefür: 11 minimam copiam poëtarum et oratorum egregiorum exstitisse. — 99 nam me quidem [fateor] . refugisse . . [ut] tute paulo ante dixisti. — 251 Paeanem aut Nomionem citarimus.

An nicht wenigen Stellen bin ich jedoch anderer Ansicht als H., um so mehr als ich durch Herrn Dr. Stangl's Güte jetzt schon (Nov. 1886) vollständige Kenntnis des neuen handschriftlichen Apparates von de or. I besitze. Da eine Anführung sämtlicher diesbezüglichen

Stellen hier zu weit führen würde, so erwähne ich nur: 88 quae negaret ille sine philosophia quemquam [nosse] posse. E II, der non posse hat und auf den H. sich stützt, beweist nicht viel (non entstand aus nosse, entsprechend der öfters sich findenden Verwechslung von non und nos). Im Archetypus stand wohl nosse (so jetzt in M) erklärt durch übergeschriebenes scire (so jetzt in L). — 128 halte ich an sententiae philosophorum fest. Scientia ist in diesem Zusammenhang, wo zu den Vertretern der einzelnen Fächer das ihre Wissenschaft oder Kunst besonders bezeichnende Substantiv hinzugesetzt wird, ein viel zu allgemeiner Begriff und konnte ebenso gut bei dialecticorum und iuris consultorum stehen. „Denkwürdige Gedanken" dagegen erwartet man vor allem von Philosophen. — 161 fällt vix prospiciendi potestas nach vorhergehendem perspexi (deutlich sehen!) auf. Das Richtige ist, zuerst prospexi und dann vix aspiciendi potestas zu schreiben. — 183 Nach H. ist das mortuusque sämtlicher Hss. sehr wohl zu verstehen. Es wäre mir erwünscht gewesen, wenn H. seine Auffassung dieser Stelle näher angegeben hätte, denn so wurde mir nicht klar, in welchem Satzteil ut paterfamilias seine Fortsetzung findet. Sollte man etwa gar bei Cicero an eine Wechselwirkung von que—et denken? Ebenso verstand ich H.'s Argumentation 225 nicht, wo er an quorum crudelitas nostro sanguine (statt nisi nostro s.) non potest expleri festhält, den Nachdruck aber auf sanguine statt auf nostro gelegt wissen will. — 75 konjiciert H. Quid? cum ego praetor statt Quae, cum e. p., da er eine befriedigende Auffassung von quae nicht finden kann. Allein entsprechend dem vorhergehenden quae ego vellem und ea ipsa könnte doch wohl auch quae „diese Wissenschaften" bedeuten; mit philosophiam wird dann dasselbe nochmals genauer angegeben. H. weist öfters auf den Gesprächston hin (vgl. 37 exactis regibus; Anhang 173. 193. 246); auch hier wird uns dieser Ausweg über die vorhandene Härte hinweghelfen. Ebenso halte ich die weiteren Konjekturen H.'s nicht für überzeugend: 157 subeundum risus periculum. — 187 ignota quodam modo omnibus videbantur et diffusa late vagabantur. Jedenfalls entfernt sich diese Änderung viel weiter von der Überlieferung als Sorof's disiecta und Adler's diiuncta. — 246 Umstellung des bisher vor facillimam befindlichen primum vor illi viderint. — Indem ich mir die Begründung für eine andere Gelegenheit vorbehalte, schlage ich 215 aliam scientiam dicendi copia est consecutus und 253 eique . . pragmatici vocantur zu schreiben vor.

Noch mehr als Einleitung und Text sind die Anmerkungen einer strengen Durchsicht unterzogen worden. Geringer ist hiebei die Anzahl der Bemerkungen, die ganz gestrichen wurden, als derer, die eine Umarbeitung erfuhren oder völlig neue Aufnahme fanden. Entschieden that H. recht daran, öfters an Sorof's trefflichen Kommentar sich anzuschliefsen; Sorof's Vorgang ist es vielleicht auch zuzuschreiben, dafs wir jetzt an weit mehr Stellen, als dieses früher der Fall war, Übersetzungen finden, die zum bessern Verständnis wesentlich beitragen und gewöhnlich äufserst treffend sind, vgl. S. 128,8. 143,12. 151,15. 155,1 und 3 etc. Besonders gewann die neue Ausgabe auch dadurch an Wert, dafs H. dieselbe an vielen Stellen mit eigenen teils sachlichen, teils sprachlichen Beobachtungen, denen man fast immer zustimmen mufs, ausgestattet hat. Hiezu rechne ich z. B. 4 die Bemerkung zu ratio (vgl. Nägelsb.-Müller Stil.[7] 187); 22 partitionem quandam artium; 53 dolor; 102 et non und et non potius; 175 igitur; 186 ars; 222 nihil certum und nihil certi sciri. Zu folgenden Stellen seien mir noch einige Bemerkungen gestattet. 17 Nicht iungere

und coniungere überhaupt, sondern nur Part. Pf. Pass. und Fut. Pass. werden bisweilen mit blofsem Abl. verbunden; vgl. Kühner lat. gr. II S. 233 Anm. 5. Tusc. V 96 liest auch C. F. W. Müller: cum exspectatio speratarum voluptatum cum perceptarum memoria iungeretur. — 36 non .. potius quam „nicht sowohl — als vielmehr"; vgl. Eberhard zu div. in Caec. 5.—38 die Auffassung H.'s eloquentia sei selbst Apposition erscheint mir richtiger als die Sorof's. In den hieher gehörigen Fällen (vgl. 42. 47. 69. 75. 191. 256) kommt es dem Zusammenhang nach weniger auf den Eigennamen, als auf die demselben vorausgehenden Worte an. — 55 Zu a me vgl. Thielmann Bl. f. bayr. Gymn. XVI 354. — 82 de officio et de ratione. Bei gleichartigen Begriffen kann die Präposition vor dem 2. Worte wiederholt oder weggelassen werden; vgl. Sor. vind. Tull. S. 6 zu I 82. — 84 sollte es bei H.'s Erklärung: „und was sich sonst damit abgeben mag, dicendi praecepta unter die Leute zu bringen" nicht heifsen: et eos qui dicendi praecepta traderent? — 87 Nach der Anmerkung über opto könnte man meinen, Cicero verbinde nur hier dieses Verbum mit Acc. c. Inf.; vgl. jedoch de nat. d. III 95 opto redargui me. Wie hier opto, so hätte auch 101 die Konstruktion von postulo besprochen werden können, um so mehr als dort der Acc. c. Inf. Act. statt des öfters sich findenden Acc. c. Inf. Pass. steht; vgl. Eberhard zu div. in Caec. 34. — ebenso 251 die Konstruktion von suadeo; vgl. Reisig-Haase-Schmalz § 316 Nr. 485. — 108 Zu si ars ita definitur .. ex rebus vgl. de off. III 107 pirata non est ex perduellium numero definitus samt Müllers Erklärung. Derselbe übersetzt unsere Stelle: „Das Gebiet der Kunst erstreckt sich auf". — 112 Da man auch für Cicero den Konj. beim iterativen cum zugeben mufs (vgl. die Beispiele, die du Mesnil de leg. II 14 anführt), so braucht man nicht daran zu denken, dafs es sich bei cum peterem magistratum nur um die eine Bewerbung um das Konsulat handle (vgl. 232). — 139 Eingehend und überzeugend widerlegt H. die Konjektur Volkmanns: rectene actum. Ich möchte jedoch lieber diese Auseinandersetzung in einer für den Schulgebrauch bestimmten Ausgabe in den Anhang verweisen; ebenso hielte ich es für besser, alle Angaben über andere Lesarten als die in den Text gesetzten auch aus den Anmerkungen zu entfernen. — 156 Mit Sor. fasse ich quorum similes velimus esse als koordinierte Frage auf; die von H. beibehaltene Bemerkung ist mir nicht klar. Ähnlich z. B. de off. II 40 leges latronum esse dicuntur, quibus pareant, quas observent. — 182 Im Gegensatz zu Sor., der hier und II 199 crimen als Verbrechen erklärt, ist eine Bemerkung angezeigt, dafs man auch an diesen zwei Stellen mit der Auffassung von criminatio oder res criminosa auskommt (vgl. Schmalz Antibarb.[6] 340). — 196 Die Auffassung von vis ac natura („natürliche Kraft") als Hendiadyoin dürfte hier kaum richtig sein, da ja im Text tanta est vis ac tanta natura steht. — 203 Ich begreife nicht, warum die Bemerkungen über rerum und ne rerum quidem getrennt angeführt werden. Das gleiche ist der Fall bei 218 in agendo, 222 nihil certum sciri. — 209 Die zu quo de agitur angeführten Stellen ad Her. II 12, 18; 29, 46 sind jetzt nicht mehr richtig, vgl. Friedrich's Ausgabe. Ausführlich erörtert diese Anastrophe der Präposition Landgraf p. Rosc. Am. S. 344. — 227 exposuit ipse. Eine treffliche Auseinandersetzung über exponere gibt Müller de off. III 56 mit Berücksichtigung dieser Stelle. — 246 Es scheint mir besser viderint hier zu besprechen, als auf II 235 zu verweisen; ebenso 249 dumtaxat. — 254 accederet. Dafs trotz des zunächst auffallenden Konj. Impf. nach vorhergehendem solet dicere an eine Änderung nicht zu denken ist, be-

weisen die zahlreichen ähnlichen Fälle, die du Mesnil de leg. I 58 aufzählt. — Bezüglich der Anmerkungen ist zu bedauern, dafs die Citate nicht immer nach den neuesten Texten revidiert, ja dafs sie, wie es scheint, manchmal gar nicht nachgeschlagen wurden; so kommt es, dafs offenbare Fehler, die bereits in der 5. Auflage sich fanden, in die 6. übergingen. Da auch sonst Irrtümer in den Anmerkungen, wie in dem zu ausführlichen kritischen Anhang vorkommen, so würde es hier viel zu weit führen, wollte ich sämtliche Unrichtigkeiten aufzählen; ich habe meine Beobachtungen dem V. brieflich übermittelt. Erwähnen mufs ich jedoch noch die auffallende Ungleichheit in der Anführung der Citate. Mit Recht begnügt sich H. bei den Citaten aus de or., Or., Brut. mit der Angabe der Paragraphen: allein warum verfährt er nicht ebenso bei den Citaten aus Ciceros anderen Schriften, sondern befleifsigt sich hier einer weit gehenden Abwechslung? Eine ähnliche Inkonsequenz fällt im Anhang in der Bezeichnung der Hss. auf, man findet da den gleichen Codex angeführt mit Erl., Erl. I, Erl. I a, E 1 und s.

Wenn nun auch besonders der Text an nicht wenigen Stellen einer Verbesserung fähig ist, wie dies die in aussicht stehenden Ausgaben zeigen werden, so glaube ich doch versichern zu können, dafs der Herr V. das Ziel, das er sich gestellt: „Das Buch auf der Höhe der Zeit zu erhalten“ erreicht hat. Es kann daher dasselbe „als gediegener und verläfslicher Führer für die Lektüre der Prima, wie auch besonders für das Studium jüngerer Philologen“ bestens empfohlen werden.

Zweibrücken. Ed. Stroebel.

Dr. Emil Reichenhart, Der Infinitiv bei Lucretius. Ein Beitrag zur Ergänzung von Drägers hist. Syntax. Acta seminarii Erlangensis, vol. IV 457—526. 1886. 8⁰

Vorliegende Spezialuntersuchung beansprucht ein besonderes Interesse des Sprachhistorikers, da sie eine Lücke in der Erforschung der Infinitivsyntax zwischen den archaischen Dichtern und den Vertretern des Klassizismus [1]) in vollem Mafse ausfüllt. Bekanntlich hat der Verf. schon früher Beiträge zur Syntaxis Lucretiana geliefert, nämlich eine Studie über „die kausalen Konjunktionen bei Lucrez“ (Progr. Frankenthal 1881), fortgesetzt in unseren Blättern Jhrg. 1882 (S. 98 ff.) Die Resultate dieser Untersuchungen hat bereits Schmalz in Iw. Müllers Handbuch aufgenommen. Auch diese neue Arbeit bekundet ein scharfes, gründliches Studium des schwierigen Autors im Anschlufs an die Arbeiten von Lachmann, Munro, Bockmüller u. a. Der V. ist keiner textkritischen Schwierigkeit aus dem Weg gegangen, vielmehr liefert er zahlreiche Beiträge zur Exegese und Kritik seines Autors. Die Abhandlung zerfällt in 2 gesonderte Teile: 1) Der blofse Infinitiv; 2) Der Akkusativ (Nom.) mit dem Infin. Aus meinen Randglossen will ich folgende namhaft machen. S. 461 gibt R. zu VI 122 ff. eine von Munro abweichende Erklärung. Allein ich halte wie in meiner Diss. (S. 71) daran fest, den Infin. licere von dederat abhängig zu erklären. — S. 465 vermisse ich bei audeo das Beispiel VI 412. — S. 471 erscheint indignari c. inf. (III 1043) als eine Analogiebildung des dabei stehenden dubitabis, eine Beobachtung, welche nur leichthin angedeutet ist. Daselbst ist weiter unten das falsche

[1]) Zu gleicher Zeit erschien auch eine fleifsige Untersuchung „über den Infinitiv bei Catull, Tibull, Properz“ von J. Senger. Progr. Speier 1886.

Citat zu vitare zu berichtigen IV 332. — Warum sind S. 474 zu deficere blofs 2 Stellen aus Silius angeführt? Ich füge noch hinzu Paneg. Mess. 191 und Prop. I 8,23. — S. 518 erklärt R. die Ellipse des gleichen Subjekts beim Acc. c. inf. für einen Gräcismus. Auch hier mufs ich bei meiner früheren Aufstellung (Diss. S. 88) stehen bleiben, dafs diese schon bei den altlat. Komikern herrschende neglegen'ia bei Lucr. uns nicht befremden darf. Anders wäre die Sache beim Nom. c. inf. — Am Schlusse der inhaltsreichen Abhandlung vermisse ich eine Zusammenstellung und Prüfung des sog. aoristischen Infin. Bedauerlicher Weise sind dem V. die beiden für die lat. Infin.-Syntax unentbehrlichen Hallenser Dissertat. von Krause (de Vergilii usurpatione inf. 1878) und von Joh. Schmidt (de usu inf. apud Lucanum, Valerium, Silium 1881), welche von R. S. 480 falsch citiert wird, nicht vorgelegen. Eine enge Fühlung mit diesen beiden Abhandlungen wäre besser gewesen, als der alleinige Anschlufs an das Dräger'sche Werk, welches doch nicht alle Beispiele von Lucrez aufführen kann. Überhaupt wäre es zweckmäfsiger gewesen, den Titel „Beitrag zur Ergänzung von Drägers hist. Syntax" wegzulassen, da dieser bescheidene Zusatz leicht zu einer schiefen Beurteilung dieser verdienstvollen, die ganze Infin.-Syntax des Lucr. umfassenden Untersuchung führen könnte.

Catulli Veronensis liber ad optimos codices denuo collatos Ludovicus Schwabe recognovit. Indices testimoniorum et verborum Catullianorum adiecti sunt. Berolini apud Weidmannos MDCCCLXXXVI.

Seit dem vor zwei Jahren erschienenen ersten deutschen Catullkommentar von Riese, welcher im 7. Hefte des Jhrg. 1885 unserer Blätter besprochen ist, wurde die Litteratur unseres Dichters um drei weitere Ausgaben bereichert. In erster Linie erwähne ich den langersehnten ausführlichen lateinischen Kommentar von Baehrens (Teubner 1885), ferner die 5. Auflage der beliebten Kabinetsausgabe von Haupt-Vahlen (Hirzel 1885) und endlich die vorliegende philologische Ausgabe von L. Schwabe, welche ich dem Auftrage der Red. zufolge einer näheren Revision unterziehen will. Sie kann, von seiner früheren Textausgabe (Giefsen 1866) abgesehen, wohl das „Schmerzenskind" des bewährten Catullforschers genannt werden. Im Anschlufs an die geschätzten „Quaestiones Catullianae" (Giefsen 1862) des Hrgb., worin er in 15 Kapiteln Untersuchungen über das Leben unseres Dichters, dessen Personen und die Abfassungszeit der Gedichte angestellt hatte, und an seine Dorpater Arbeiten, worin er die Kritik auf dem Codex G aufbaute, hätte man füglich eine kritisch-exegetische Ausgabe erwartet. Statt der erwarteten Ausgabe erschienen nur vereinzelte Abhandlungen 'zur Erklärung und zum Studium des Catull im Mittelalter. Trotz der beiden umfangreichen Kommentare von Riese und Baehrens wufste Schwabe dennoch das philologische Interesse durch eine eigenartige Ausgabe zu erwecken. Sie unterscheidet sich von Baehrens kritischer Ausgabe, welcher gleichfalls viele Testimonia zusammengetragen hat, dadurch, dafs sie erstens dem Texte mit dem handschriftlichen Apparate eine Art Geschichte des Catull-Studiums vorausschickt. Sie enthält ein Verzeichnis aller derjenigen Schriftsteller, welche von den Lebzeiten des Dichters, von Cicero und Varro angefangen, bis zum Jahre 1375 n. Chr. denselben erwähnt oder von ihm irgend welche Verse citiert haben, worunter auch Dichter oder Sammlungen aufgenommen sind, welche unzweideutige Nachahmungen Catulls aufweisen. Das Jahr 1375 ist gewählt, weil im Oktober dieses Jahres aus dem Codex archetypus Veronensis (V) der uns erhaltene Cod. Sangermanensis oder Parisimus

14137 (G) abgeschrieben worden ist. Diesen 68 Nummern reihen sich zur Illustration des handschriftlichen Apparates noch 25 Bemerkungen über die minderwertigen Codices und das Catullstudium der 2. Hälfte des Mittelalters bis zum Zeitalter des Humanismus. Weiters ist dem Texte zum ersten Male ein vollständiger Index verborum beigegeben, was im gegenwärtigen Stadium der lateinischen Sprachstudien als eine sehr dankenswerte Gabe erscheint.

Hinsichtlich der Textrevision, welche ganz an der Lachmannschen Basis festhält und somit vor dem Bährensschen Tribunal wenig Gnade finden wird, drängt sich dem Ref. durchgehend die Beobachtung auf, dafs Schwabe mit zu peinlicher Behutsamkeit der konservativen Richtung huldigt. Die Zahl der ominösen Cruces ist eine grofse und die altertümliche Schreibart ist den Handschriften zu liebe nicht überall mit Konsequenz durchgeführt. Auch die Transpositionen sind gröfstenteils verschmäht. Indefs seine Verdienste um die Textkritik sind ja seit vielen Jahren anderen zu gut gekommen.

Die Durchmusterung des Textes gibt mir anlafs zu folgenden wenigen Bemerkungen: XII 9 ist das triviale differtus des Passeratius nach dem Vorgang von Baehrens aufgenommen. — XVII 3 lesen wir im Texte Schwabes Konjektur axuleis für die Vulgata assulis. — XXX 4, wo die Lachmannsche Umstellung mit Recht aufgegeben ist, emendiert Schw. das handschriftl. nec in num; und Vers 7 vermutet er iniquius für die Vulgata inique me. — XLI 8 liest er solet esse imaginosa, was übrigens schon L. Müller aufgenommen hat. — XLII 23 vermutet er putatis für potestis. — LI 11 schlägt er eine ansprechende Konjektur vor „gemina obteguntur lumina“. Wenn auch dieses Kompositum (dafür contegere an 2 Stellen) bei Catull sonst nicht vorkommt, so ist doch diese Verbindung als gut lateinisch nicht in abrede zu stellen. — LV 5 wird has vellens für ah vel te in vorschlag gebracht. — LXIII 63 ist doch augenscheinlich mit Vahlen ein Komma vor mulier zu setzen. Vers 78 setzt Schw. nicht nur mit Vahlen die altertümliche Schreibweise face in den Text, welcher sonst von alten Formen wimmelt, sondern schlägt sogar fac fac vor. — LXIV 64 ist unnötiger Weise für das überlieferte velatum die Verbesserung nudatum eingesetzt. Warum nicht Vers 140 mit V „misere“ und warum nicht Vers 148 metuere? Dagegen verdient alle Billigung die Aufnahme von iniacta in Vers 153, welches Schw. aus intacta in cod. V hergestellt hat. Vers 287 schlägt er divis linquens vor. — LXV 1 warum nicht mit cod. O defectum? — LXVII 12 hat er sich bei dem vielumstrittenen Ende des Verses durch den einfachen Ausruf „ianua quanta facit!“ geholfen. — Die Vereinigung der beiden Gedichte 87 und 75 nach Scaliger hat Schw. wieder verworfen, offenbar um keine Änderungen vornehmen zu müssen. — CX 7 mufs ich mich verwundern, warum man nicht die einfache Emendation von Munro „est furis“ (Schw. „est ficti“) annimmt. — Nachträglich bemerke ich noch, dafs bei dem 90. Gedichte die laufende Nummer fehlt, das einzige Druckversehen, welches mir bei der Durchsicht begegnet ist.

Schweinfurt. J. Schaefler.

Carlo Tanzi. Studio sulla chronologia dei libri „variarum“ di Cassiodorio Senatore. Trieste. 1886. gr. 8. 36 S.

Schon 1772 hat Gaetano Marini S. 60 seiner Verteidigungsschrift der series praefectorum urbis von Corsini chronol. Anordnung der Variensammlung behauptet und verwertet; ebenso ein Jahr später Tiraboschi

im III. B. seiner ital. Litteraturgeschichte. Unter den neueren Forschern folgten ihnen unter anderen Thijm, Jets over Cass. Senator p. 54 u. Dahn, letzterer allerdings nicht konsequent. Thorbecke hat in seiner Monographie „M. Aur. Cass. Senator" S. 59 die Frage genauer dahin präzisiert, dafs „die einzelnen Bücher abgesehen von der Ordnung nach der Regierung der Könige im ganzen zeitlich geordnet seien. Die Hauptabweichung sei durch das Streben Cassiodors, die Bücher mit Schreiben an auswärtige Fürsten zu beginnen und zu schliefsen, hervorgerufen". Auch Rez. hat seinen „Studien zur Variensammlung" chronol. Anordnung der Varien zu grunde gelegt. Wenn also in vorliegender Schrift ebenfalls zeitlich geordnete Reihenfolge der Erlasse als Thema probandum aufgestellt wird, so ist damit keine neue Entdeckung gemacht, aber der V. hat das Verdienst, das erstemal im Zusammenhange den Beweis hiefür angetreten zu haben.

In der Einleitung führt er nun zuerst die allgemeinen Beweise an: 1. Anordnung nach der Regierung der Könige; 2. alle denselben Gegenstand behandelnden Schreiben stehen beisammen, oder wenn nicht, so sind sie doch unter sich chronologisch geordnet; 3. die den Regierungs- und Amtsantritt der Herrscher und Beamten betreffenden Schreiben stehen vor denen, die sich auf ihre Regierungs- resp. Amtsthätigkeit beziehen; 4. die durch Indiktionsangabe datierten Erlasse seien unter sich zeitlich geordnet und correspondierten dabei genau den durch die Konsulatsbezeichnung bestimmten. (Diese Behauptung wird sich weiter unten als nicht stichhaltig herausstellen). Hierauf werden mit der Bemerkung, dafs die einzelnen Aktenstücke zwar nicht genau unter sich geordnet seien, dafs aber jedes Buch eine einem bestimmten Zeitraume angehörende Reihe von Schreiben umfasse, die einzelnen Gruppen folgendermafsen determiniert: das I. B. fällt zum gröfstenteil in die I. indictio, d. i. Sept 508 bis 509; das II. B. und ein Teil des III. fallen 509/10, der Rest des III. B. von 25 an und der gröfste Teil des IV. B. fallen 510/11, zwei Schreiben desselben gehören ins Jahr 512. Buch V ist 523/24, Buch VIII u. IX 2—13 in den Jahren 526/28 verfafst; in den letzten Erlassen des IX. Buches (15—55) „herrscht das Jahr 532/33 vor." X 1—30 fallen von 534 bis Ende 535, X 36—35 vom Ende 536 bis 537, XI und XII Sept 535 bis 537.

Nach Scheidung der Schreiben in 2 Klassen, nemlich in die der inneren Verwaltung und der Korrespondenz mit dem byzant. Hofe einerseits und in die an andere auswärtige Höfe und Völker gerichteten andererseits und Aufstellung der Behauptung, die der ersteren Kategorie seien chronol. geordnet, die der letzteren nicht, folgt in 2 Abschnitten die spezielle Beweisführung, indem zuerst p. 5—32 die Erlasse der ersten Klasse Buch für Buch so weit als möglich chronol. fixiert und dann auf den letzten 4 Seiten die 11 Schreiben der zweiten Klasse besprochen werden. So wird von den 46 Nummern des I. Buches bei 20, von den 41 des II. Buches bei 8 u. s. w. teils mit Sicherheit, teils mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit die Abfassungszeit bestimmt. Der V. ist dabei mit Umsicht und Scharfsinn zu Werke gegangen; doch sind viele seiner Resultate nicht stichhaltig und manche Hypothese gewagt. Es ist hier nicht der Ort, auf alle Einzelnheiten einzugehen, nur ein paar Punkte sollen herausgegriffen werden.

Vor allem leidet die Beweisführung an der Unterscheidung der angegebenen zwei Kategorien mit der daran geknüpften Behauptung betreffs der Chronologie; die p. 5 hiefür aufgestellte Erklärung ist willkürlich, dafs nemlich Cassiodor bei Herstellung seiner Sammlung natürlich zuerst von den Aktenstücken der inneren Verwaltung und byzant. Politik gebrauch gemacht, indem er sie nach Indiktionen ordnete, und dafs er nach

und nach seine Arbeit mit den aus den Akten der übrigen auswärtigen Politik vorgefundenen Schreiben completiert habe, indem er diese an den Anfang und den Schlufs der einzelnen schon fertigen Bücher stellte. Es stehen ja die einzigen 3 in den ersten 8 Büchern vorkommenden Schreiben an den byzant. Kaiser auch am Anfange der Bücher I, II und VIII und darunter das 2. wenigstens sicherlich nicht an seinem chronol. Platze. Der Sachverhalt scheint vielmehr, wie Rez. schon a. O. p. 8 andeutete, folgender zu sein: Cassiodor hat zuerst das den Akten entnommene Material für seine Arbeit nach dem Datum geordnet vor sich gehabt; indem er aber dann bei der Abteilung der Sammlung in Bücher aus schriftstellerischen Gründen an den Anfang und an den Schlufs der einzelnen Bücher einige inhaltlich und stilistisch bedeutendere, schon durch gröfseren Umfang von den übrigen sich abhebende Nummern gruppierte, ist hier, am Eingange und Ende der Bücher, die chronol. Ordnung einigermafsen beeinträchtigt worden. Dieses Prinzip Cassiodors ist in den 5 ersten Büchern wenigstens unverkennbar. Nur so findet die Stellung der die Ernennung des Konsuls für 511 betreffenden, also Ende 510 verfafsten, und somit eigentlich ans Ende des III. od. an den Anfang des IV. Buchs gehörenden Schreiben II 1, 2 3, ihre Erklärung; ebenso die Anordnung von V 3, 4 und 42; letzteres, an den Konsul des J. 523 gerichtet, gehört chronologisch an den Anfang, und 3 und 4 unter demselben Datum wie die am Schlufse stehenden Nummern 40 und 41 verfafst, nemlich 1. Sept. 524, ans Ende des V. Buches. Auch die Stellung von IV 3 und 4 mufs so erklärt werden. Mit diesen Schreiben erhält Senarius die comitiva patrimonii per ind. tertiam (d. i. 1. Sept 509); so nemlich haben alle Hdschn.; die Ausg. haben quartam. Die beiden Schreiben sollten somit am Ende des I. oder am Anfange des II. Buches stehen; da aber dort andere Schreiben derselben Gattung schon ihre Stellung gefunden hatten, wurden sie an den Anfang des IV. Buches gerückt. Ich habe in meinen „Studien etc.“ S. 95 das richtige Datum für die beiden Erlasse angegeben. Während mir nun der V. andere Dinge nachschreibt, allerdings nicht immer mit Angabe seiner Quelle, (z. B. VIII, 18 die richtige Namensform Fidelis statt Felix), hat er von dieser Berichtigung keine Notiz genommen. Infolge dessen erhob sich ihm in den Schreiben 7, 11 und 13 desselben Buches eine Schwierigkeit, deren Lösungsversuch natürlich mifsglücken mufste. In diesen Erlassen tritt uns nemlich Senarius als comes privatarum entgegen. Der V. will nun privatarum in patrimonii ändern; aber der Text steht fest; auch in 11, wo in Garets Ausgabe das privatarum wohl nur durch ein Versehen ausgefallen ist, haben die übrigen Ausgaben und die guten mss. comiti privatarum. Diese Änderung sucht er sachlich zu begründen unter Hinweis auf var. I, 16 und En. ep. VII, 1, indem er prosecutores mit conductores unbedenklich itentificirt und behauptet, Vorgesetzter der conductores sei ja nur der comes patrimonii gewesen! Die Sache liegt sehr einfach: Senarius wird comes patrimonii für 509/10, und im nächsten Jahr 510/11 bekleidet er die nächst höhere Stelle des comes privatarum. Nicht minder unglücklich ist der Versuch, die Schwierigkeit zu lösen, die in chronol. Beziehung in den 2 zusammenhängenden Schreiben II 40 und 41 liegt. Da im letzteren unter anderem dem König Chlodwich zu seinem 496 errungenen Sieg über die Alemannen glück gewünscht wird, setzt man die Schreiben gewöhnlich 496 oder 497. Um diese Zeit kann aber Cassiodor dieselben nicht verfafst haben, da er erst nach 500 ins Amt trat. Der V. weifs sich nun nicht anders zu helfen als durch Aufstellung von 2 Hypothesen: entweder sei das Datum für den Alemannensieg bei Gregor falsch (actum anno XV regni sui), oder Cassiodor habe hier ein in den

Akten gefundenes von einem anderen verfafstes Schreiben umgearbeitet und in seine Sammlung aufgenommen. Erstere vom V. vorgezogene Hypothese fällt einfach weg: das Datum bei Gregor ist richtig; denn der 24. Nov. 496 consecrierte Papst Anastasius wünscht sich in einem Briefe an Chlodwich (bei Thiel I p. 624) glück, dafs der kurz nach dem Siege erfolgte Übertritt desselben zum Christentum „cum exordio nostro in pontificatu contigisse"; bleibt also nur die 2. Hypothese, diese mufs auch aushelfen bei IV, 1. Sie wird zu stützen gesucht mit dem Hinweis auf den Zweck der Variensammlung als eines „formulario valevole pei sui succesori"; also diesem Zweck zu liebe soll Cassiodor zu den 466 von ihm verfafsten Nummern der Sammlung noch ganze zwei von anderen Beamten verfafste und von ihm umgearbeitete Stücke seinem Werke einverleibt haben. Auch mit der Schwierigkeit, die sich bezüglich des Schreibens I 9 an den Mailänder Bischof Eustorgius erhebt, der nach Oltrocchi's auf Grund eines aus dem 6 Jahrh. stammenden Bischofskatalogs angestellten Berechnung erst 512 Bischof wurde, hat sich der V. doch etwas zu leicht abgefunden, indem er diese alte, fast gleichzeitige Urkunde einfach für wertlos erklärt.

Trotz aller Einwände und Bedenken aber, die man der Beweisführung des V. gegenüber erheben kann, mufs die Abhandlung im ganzen als eine fleifsige und tüchtige Arbeit bezeichnet und zugestanden werden, dafs dem V. der Beweis für seine Thema, so wie er es sich p. 4 gestellt, dafs nemlich „die Chronologie, wenn sie auch nicht die Basis bilde, auf der Cassiodor sein Werk aufgebaut, so doch als das Resultat der bei der Zusammenstellung der Schriftsteller angewendeten Methode sich ergebe," im allgemeinen gelungen ist. Er konnte auch nicht leicht mifslingen; denn die Sache liegt verhältnismäfsig einfach; jeder, der die Variensammlung im Zusammenhange aufmerksam liest, mufs zur Überzeugung kommen, dafs sie im ganzen chronol. geordnet ist, eine Thatsache, die auch nach Manso von niemand mehr in abrede gestellt wurde.

München. Hasenstab.

Homeri Odyssea. Scholarum in usum ed. P. Cauer. P. I carm. I—XII, Lipsiae 1886, P. II carm. XIII—XXIV, Lipsiae 1887, G. Freytag.

Der Herr Verf. dieser Odysseeausgabe, welche einen Bestandteil der Schenkl'schen Bibliotheca script. Graec. et Roman. bildet, hat sich die Aufgabe gestellt, die sicheren Resultate der gerade in den letzten 10 Jahren so eifrig betriebenen Studien über die ursprüngliche Form der homerischen Gedichte für die Schule zu verwerten. Man müfste ein ganz pessimistischer Skeptiker sein, wollte man a priori den Bemühungen der vielen Forscher auf dem genannten Gebiete jeglichen Erfolg absprechen. Wohl aber mufs die Frage erhoben werden, ob schon jetzt der Zeitpunkt gekommen ist, dem Schüler, dem Anfänger in der Homerlektüre mit dem ihm vorgelegten Texte die Ergebnisse der modernen Forschung zu unterbreiten, ferner ob dadurch demselben das Studium der Gedichte nicht über Gebühr erschwert wird. Das Erstere kann bejaht werden, vorausgesetzt, dafs mit Vorsicht nur das anerkannt Sichere in den Text aufgenommen und alles Unerwiesene und Streitige, sei es auch noch so bestechend, ausgeschlossen wird. Ganz verfehlt wäre es, wenn sich eine solche Schulausgabe einseitig an J. Bekker oder A. Nauck oder hinwiederum an A. Fick anschliefsen würde. Andererseits liegt jedem Eklektizismus die Gefahr nahe, in Inkonsequenz und Prinzipienlosigkeit zu verfallen. Hat nun die Ausgabe Cauers diese Fehler vermieden? Erfüllt sie die eben angedeuteten notwendigen Bedingungen?

Was zunächst das Digamma betrifft, so mufs man dem V. beistimmen, wenn er in der praefatio § 1 bemerkt, dafs es keine zuverlässige Richtschnur gebe, nach der wir bestimmen könnten, welche Teile der Odyssee so alt seien, dafs sie das Digamma forderten, und welche so jungen Ursprungs, dafs es in ihnen nicht mehr geschrieben werden dürfe. Umgekehrt sei die Beurteilung des Alters der Gesänge nach den Spuren des Digamma zu unsicher, als dafs eine für die Schule bestimmte Ausgabe darauf rücksicht nehmen könnte. C. verzichtet demgemäfs auf die Einführung des ϝ in seinen Text, operiert aber doch an vielen Stellen mit demselben. Zur Verbesserung der Lesart, schreibt z. B. γ 472 οἶνον οἰνοχοεῦντες *) für ἐνοινοχοεῦντες, α 204 mit Cobet εἴ πέρ ἑ statt εἴ πέρ τε u. s. w. Das temporale Augment ist beibehalten bis auf einige wenige Formen, die in keinen griechischen Dialekt passen, so das monströse ἥλκησε λ 580, wofür schon J. La Roche nach einer Handschrift ἕλκησε hergestellt hat. Die überlieferte Form ἀπηύρα hat der Verf. nicht angetastet, obgleich ihm feststeht, dafs sie aus ἀπέϝρα entstanden ist, also richtig ἀπεύρα geschrieben werden sollte. Er wagt hier keine Änderung, weil schon der Dichter von A ἀπηύρων gebildet habe (V. 430). Als wenn das überlieferte ἀπηύρων vom Dichter selbst herrühren müfste! Folgerichtiger schreibt Christ an dieser Stelle wie an anderen ἀπεύρων.

Hinsichtlich der Dehnung des E-Lautes vor anderen Vokalen weist C. § 2 auf ein Gesetz hin, das kein geringerer als Aristarch aufgestellt habe: der durch Dehnung aus α entstandene E-Laut sei durch η zu bezeichnen, der aus ε entstandene lange E-Laut hingegen sei vor o und a als ει, vor e und i als η zu schreiben. Dafs der alte Kritiker wirklich diese Regel sich gebildet, läfst sich aus den spärlichen Angaben des Didymus und Aristonikus um so weniger schliefsen, als ihrer Durchführung die Überlieferung, die doch im wesentlichen auf Aristarchs Rezension zurückgeht, an so vielen Stellen widerstrebt, dafs auch der Verf. die widerstreitenden Formen nicht alle auszumerzen wagt. Namentlich stellen dem zweiten Teile jenes Gesetzes sich zahlreiche Fälle entgegen, in denen man Ausnahmen statuieren müfste; man denke nur an die ganze Klasse der Nomina auf εύς!

In der Frage über die Behandlung der Diphthonge stellt C. (§ 3) den Grundsatz auf, dafs alle durch Zusammenflufs zweier Vokale entstandenen Doppellaute aufgelöst geschrieben werden sollten. Jedoch macht er die Anwendung dieser Regel von metrischen Rücksichten abhängig (ähnlich Christ in seiner Jliasausgabe) und schreibt z. B. πάϊς für παῖς nur da, wo das Wort im fünften Fufse des Hexameters oder im vierten vor der bukolischen Cäsur steht; sonst lesen wir bei C. παῖς. Ferner wird der Genitiv auf οο an solchen Stellen hergestellt, wo die Form auf ου metrische Abnormitäten bedingen würde, wie κ 36: δῶρα παρ' Αἰόλοο (Hdschrn. Αἰόλου) μεγαλήτορος Ἱπποτάδαο a. u. m. Durch die nicht konsequente Durchführung des erwähnten Satzes entsteht aber eine Ungleichheit des Textes, die sich in einer Schulausgabe wenigstens nicht gut ausnimmt. Übrigens bemerkt C. selbst (vgl. Christ, Prolegomena zur Jliasausg. p. 136), dafs bei Homer eine bedeutende Zahl von Genitivformen auf ου sich findet, deren Auflösung nicht möglich ist. — Die Krasis in προὔχοντα, προὔπεμψε und ähnlichen Formen duldet der Verf. wegen ω 360, schreibt aber doch ζ 138 προεχούσας und μ 394 προέφαινον gegen die Handschriften, um den Spondeus im fünften Fufse zu vermeiden. Am Versschlusse finden wir bei C. die kontrahierten Endungen (Πολυδεύκη, ἀΰτευν, γεγώνευν), während Christ gerade im letzten Versfufse die aufgelösten Formen bevorzugt (Proleg. p. 185.)

*) So übrigens auch Hentze.

Wir kommen zu dem heiklen Punkte der sogenannten epischen Zerdehnung, vom Verf. in § 5 der praef. besprochen. C. steht in dieser Frage auf Seite J. Wackernagels, der bekanntlich annimmt, dafs die Attiker, welche die homerischen Gedichte schriftlich fixierten, statt der eigentümlichen epischen Wortformen häufig die ihnen geläufigen des attischen Dialekts schrieben; da nun diese Formen nicht in den Vers pafsten, hätten andere Abschreiber oder Grammatiker[1]) später die fehlerhaften Wörter zu verbessern gesucht, aber bei ihren ungenügenden Kenntnissen neue Gebilde ersonnen, die zu keiner Zeit wirklich gesprochen wurden. So habe beispielsweise der Dichter εἰσοράοντες gesagt; die attischen Schreiber setzten dafür εἰσορῶντες, welche Form sodann ein Grammatikaster in εἰσορόωντες verwandelt habe (s. Bezzenberger, Beitr. z. Kunde d. indogerm. Sprachen IV (1878), S. 259 ff. und Jahresber. d. philol. Vereins zu Berlin 1879, S. 269 ff.) Demgemäfs hat der Verf. hier ziemlich einschneidende Textesänderungen vorgenommen, denen gegenüber das behutsame Verfahren Christ's in der gleichen Frage den entschiedenen Vorzug verdient. Wackernagels Ansicht ist bis jetzt noch nicht zweifellos sicher gestellt und solange das letzte Wort in der ganzen Untersuchung noch nicht gesprochen ist, soll eine Schulausgabe sich möglichst an die Überlieferung halten. Formen, wie Wackernagels φέως statt φόως erscheinen ja auch dem V. bedenklich.

Das syllabische Augment nach einem mit kurzem Vokal schliefsenden Worte ist von C. nach Kirchhoff's Beispiel behandelt worden; ob also δὲ λίποντο oder δ' ἐλίποντο zu schreiben ist, darüber läfst der Verf. die Überlieferung entscheiden. Gegen die Handschriften aber stellt er an vielen Stellen aus metrischen Gründen die Infinitivendung έμεν her. Die Infinitive auf έειν des 2. Aor. Aktiv sind beibehalten, da es dem V. noch nicht ausgemacht scheint, ob dafür mit Curtius έεν oder mit Leo Meyer έμεν zu schreiben ist.

Interessant ist die Behandlung der Präpositionen bei C. (Präf. § 7). Volle Billigung verdient die Schreibung εἰς ἀνάγουσιν (ϑ 529) und πέρι οἶδε (γ 244), welches letztere schon zwei Handschr. bieten und nach dem Berichte Herodians auch einige alte Grammatiker guthiefsen. Es hat mit diesen vermeintlichen Kompositis die nämliche Bewandtnis wie mit dem ἀνέλκητον der Handschriften (ν 32), das von fast allen Herausgebern in ἀν' ἕλκητον (C. ἄν' ἕλκητον) getrennt wird. Um gleich hier von der Accentuierung der Präpositionen zu sprechen, so haben bei C. die zweisilbigen Präpositionen, wo sie selbständig stehen, zurückgezogenen Accent[2]), wo Tmesis angenommen werden kann, sind sie Oxytona. In analoger Weise werden die Präpositionen, ἐς, ἐν und ἐξ, wenn sie adverbial stehen, mit Accent, wo ihre Stellung durch Tmesis erklärt werden kann, ohne denselben geschrieben. Allein läfst sich nicht in vielen Fällen darüber streiten, ob die selbständige Stellung einer Präposition durch Tmesis erklärt werden kann oder nicht? — Steht die Präposition nicht jedesmal, wenn sie vom Verbum getrennt ist, als Adverbium, dessen Bedeutung und Kraft sie ja ursprünglich besafs? —

ἀϑρόος, wie C. statt ἀϑρόος schreibt, liest man auch schon bei Hentze. Störend mufs es auf den Schüler wirken, wenn statt γέλως die äolische Form γέλος an drei Stellen (σ 350, υ 8 u. 346) aufgenommen, dagegen in ϑ, weil dieses Buch nach Kirchhoff zu den jüngeren Teilen der Odyssee gehört, γέλως belassen ist. Warum der Verf. nicht nach Herodians Vorschrift ἔγωγε, ἔμοιγε u. s. w., sondern mit Bekker ἐγώ γε, ἐμέ γε schreibt, läfst sich nicht einsehen. Wohl aber beharrt er mit Recht bei den überlieferten

1) Natürlich nicht die Alexandriner.

2) Auch dann, wenn die letzte Silbe elidiert ist.

Formen von εἰμί, da die einschlägigen Untersuchungen bis jetzt noch ohne sicheres Ergebnis geblieben sind. Billigung verdient auch die Schreibung ᾔδει (nach Cobet) für ᾔδη und ἤδυμος für νήδυμος, eine Form, welche keine Ausgabe mehr verunzieren sollte. — Soviel über den Inhalt der praefatio.

Auf diese folgt ein „index rerum grammaticarum quae in praefatione et in adnotationibus commemorantur". Die Anmerkungen unter dem Texte verzeichnen wichtige Varianten, Vermutungen und enthalten Hinweise auf die praefatio. Verse, die in den meisten oder besten Handschriften fehlen, oder offenbar Ungereimtes enthalten, sind in Klammern gesetzt. Eigene Konjekturen des Verf. findet man nur wenige, so im Texte α 296 οὐδ' ἔτι statt οὐδέ τι (vgl. β 63, η 273, κ 18 u. 380, λ 393, σ 403, τ 263 u. 343), β 203 οὐδ' ἀποτῖσαι für οὐδέ ποτ' ἶσα, ω 89 ζωννῦνται für ζώννυνται; zu ξ 430 vermutet C. statt des handschriftl. μίστυλλον τ' μίστυλλον δ'. In λ ist die Elpenorepisode nicht eingeklammert, was angesichts der vielen gegen dieselbe bestehenden Bedenken auffällt. Auch 565—627 dürften selbst in einer Schulausgabe unbedenklich mit Klammern versehen werden. Neben Aristarch, Kirchhoff und Wilamowitz hätte hier auch Kiene erwähnt werden sollen, der die V. 565—600 von seinem Standpunkte aus für eine Interpolation erklärt (Epen des Homer S. 114 f.). — Den Schlufs des zweiten Bandes bildet ein index der Eigennamen.

Es ist einzuräumen, dafs C. in der vorliegenden Ausgabe bei Gestaltung des Textes ein Prinzip aufgestellt und dasselbe festzuhalten versucht hat, das Prinzip nämlich, keine gut beglaubigte Form blofs deshalb zu ändern, weil durch die neuere Forschung eine sichere ältere dafür gefunden ist, sondern diese alte Formen nur da herzustellen, wo die Ueberlieferung gegen die Grammatik, die Metrik, den Sinn verstöfst, oder wo schon die Diskrepanz der Handschriften ein Verderbnis des ursprünglichen Wortlautes vermuten läfst. Allein durch dieses Verfahren hat der Text ein so ungleichmäfsiges, buntes Ansehen erhalten, dafs dem Schüler wenigstens die Homerlektüre durch Cauers Bearbeitung gewifs nicht erleichtert worden ist. Und aus diesem Grunde ist das Buch für den Gebrauch des Anfängers nicht zu empfehlen, während es von Seite des Philologen Beachtung und Anerkennung verdient. Die Ausstattung ist eine sehr gefällige, der Druck korrekt. ω 524 steht ἐρυτο ohne Accent.

München. M. Seibel.

Sophokles. I. Oidipus Tyrannos. Erklärt von J. Holub. Mit einer Abbildung (des Bühnengebäudes). Paderborn u. Münster. F. Schöningh. 1887. 93 S. 8.

Bei diesem Machwerk, welches hoffentlich die Höhe ähnlicher Leistungen bezeichnet, weifs man nicht, ob man mehr über krasse Unwissenheit oder über lächerliche Geschmacklosigkeit staunen soll. Es würde sich nicht verlohnen, ein Wort darüber zu verlieren, wenn das Buch nicht für die Schule bestimmt wäre und sich als ersten Teil einer Gesamtausgabe ankündigte, so dafs es angezeigt erscheint, Ahnungslose zu warnen. Darum wollen wir einige Proben geben Von einem Hiatus ist dem Verf. nichts bekannt. So werden in der Vorrede folgende Musteremendationen gegeben: 724 f. ὃν γὰρ ἂν θεὸς χρῇ ἄν γ' ἐρευνᾶν, ῥᾳδίως αὐτὸς φανεῖ, worin ἄν γ' ἐρευνᾶν = ἀνερευνᾶν γε sein soll, und 1308 ff. πᾶ μοι ἡ φθογγὰ διαπέταται φοράδην, ἡ φὼδὴ μούνη 'ξ ἄλλου. Zu dieser Stelle wird bemerkt, dafs sie nunmehr keines Kommentars bedürfe und in keiner Beziehung beanstandet werden könne. Da wir sie leider ohne Kommentar nicht verstehen, so

wird zum Glück für uns angemerkt, dafs ἡ ᾠδὴ μούνη = ἡ μονῳδία ist. Trotzdem verstehen wir nichts davon und ist ἡ ᾠδὴ μούνη 'ξ ἄλλου für uns sinnlos. V. 858 wird τῇδ' αὖ ὕστερον, 1329 ἦν ὁ 'Απόλλων schlankweg in den Text gesetzt. Vielleicht hat der Verf. nur vergessen, sein beliebtes γ' dazwischen zu setzen. Das geschieht an anderen Stellen, 371 τυφλὸς τά γ' αὐτά (τὰ αὐτὰ soll adverb. Acc. wie 575 sein, wo es doch heifst ἐγὼ δέ σου μαθεῖν δικαιῶ ταὐτά), 477 ἀνὰ τἄντρα γε, 542 ὃ πλήθει χρῆμα σύν γ' ἁλίσκεται (= ὃ χρῆμα σὺν πλήθει γ'), 1290 ῥίψω γ' ἑαυτόν, 1402 δράσας εἰμί γ', 1438 ἔδρασά γ' εὖ τοῦτ' ἴσθ' ἄν. Wie wir eben das famose πλήθει χρῆμα σύν kennen gelernt haben, so weifs der Verf. überhaupt nichts davon, dafs die Nachstellung der Präposition bei den Tragiken gewissen Beschränkungen unterliegt. Sonst hätte er nicht 175 ἄλλῳ πρὸς ἴδοις, 481 ζῶντα πέρι ποτᾶται, 525 τοῦ πρὸς geschrieben. Auch der beschränkte Gebrauch von ὥς (= οὕτως) ist ihm unbekannt. Vgl. 49, 329, 345. Der schönste Text wird mit ὥς 1291 gewonnen: αὐδῶν ἀνόσι' οὐδὲ ῥητά μοι, ὥς 'Εκ χθονὸς ῥίψω γ' ἑαυτὸν οὐδ' ἔτι μενῶ 'ν δόμοις ἀραῖος· ὥς ἠράσατο. Die Regel, dafs das ι des Dat. nicht elidiert wird, läfst der Verf. nicht gelten. Er nimmt darum nicht blofs 485 δοκοῦντ' . . ἀποφάσκοντ' als Dative, sondern ändert sogar 1179 δοκῶν in das sinnlose δοκοῦντ(ι). Zu 1349 erhalten wir durch Konjektur die neue Form ἀπαύρας (dem Verf. schwebte ἀπούρας vor), 360 soll πειρῶ die Bedeutung von πειρῶμαι haben. Es müfste überdies πειράσωμαι heifsen. Er schreibt ἢ 'κ πειρῶ λέγειν. Die Tmesis ist ihm sehr geläufig, wie ihm überhaupt die Stellung der Worte wenig Kummer macht. Wird sogar 1062 (ἐκ τῆς ἐγὼ μητρός) der Artikel von seinem Substantiv getrennt. In 226 f. erhalten wir folgende Ordnung der Sätze: τοῦτον κελεύω πάντα σημαίνειν ἐμοί, κεἰ μὲν φοβεῖται· τοὐπίκλημ' ὑπεξελὼν αὐτὸς καθ' αὑτοῦ πείσεται γὰρ κτέ. Es stört weder das an siebenter Stelle stehende γάρ noch μὲν in κεἰ μὲν φοβεῖται. In 1368 wird der grammatische Fehler κρείσσων γὰρ ἦσθ' ἂν hineinkorrigiert, παραρρίψει 1493 soll heifsen se abiciet, 1528 soll τὶ in τελευταίαν τι δεῖν, wie der Verf. schreibt, „in der häufig vorkommenden Bedeutung besonders, vorzugsweise" stehen. Wie dem Verf. jegliches Sprachgefühl abgeht, das zeigt er besonders deutlich in 1088, wo er οὐ τὸν Ὄλυμπον ἄπειρον, Κιθαιρών, οὐκ ἔσει τὰν αὔριον πανσέληνον, μὴ οὐ σέ γε . . αὔξειν schreibt und τὰν αὔριον πανσέληνον mit ἔσει als „fut. zu εἴσειμι, εἰσέρχομαι" verbindet, zu μὴ οὐ aber einfach anmerkt „ohne dafs". Auch die Erklärung von dem neu hergestellten μάτᾳ ζῶν 891 „wenn einer in Lastern lebt" ist eine Probe feinen Sprachgefühls. V. 230 wird ἄλλης in ὅλης verwandelt; was ὅλης soll wird nicht erklärt und bleibt unerklärlich. Kann es etwas sinnloseres geben, als die drei Verse 380—82 dem Chor zu geben und die Rede des Oedipus mit ἡ τῆσδέ γ' ἀρχῆς beginnen zu lassen? Aber es wird dann die „heilige Dreizahl und die geheimnisvolle Siebenzahl" gewonnen und hinsichtlich der letzteren wird an die sieben Thore Thebens, an die sieben Epigonen u. dgl. mehr erinnert. Sehr geschmackvoll ist das Blütenalter der Haare in 741 τίνα δ' ἀκμὴν ἥβης τριχῶν, der ganz schwarze Schmerz in 1031 τί δ' ἄλγος ἴσχοντ' ἐγκυρεῖς μέλαν πάνυ, die Austeilung des Kithäron in 1134 κάτοιδε νείμας τὸν Κιθαιρῶνος τόπον, am geschmackvollsten wohl ἐς δρῦν βὰς ἐλᾷ 1160, was heifsen soll „der Mann will offenbar in den Bock eingespannt werden." Wohin soll er denn im Bocke treiben (ἐλᾷ)? V. 1239 wird ὅσον γε κἂν ἐμοὶ μνήμης ἐνῇ geschrieben: der Verf. kennt also die gewöhnliche Regel der Grammatik, nach welcher ἂν gleich nach ὅσον bezw. nach ὅσον γε stehen mufs, nicht. Zu dem natürlichen Gedanken: „es war ganz in der Ordnung, dafs ich mich blendete; ja wenn ich gekonnt hätte, würde ich mich auch taub gemacht haben, um von meinen Leiden nichts

mehr zu sehen und zu hören" wagt es der Verf. zu bemerken: „Solche Logik können wir dem Sophokles nicht zumuten". Aber den Widersinn, dafs Oedipus gleichsam den Vorwurf hört: „Du hättest dir ja auch die Ohren verstopfen können" und darauf erwidert „das wär' zu schön gewesen" darf man dem Sophokles zumuten. Das etwa ist Logik, wenn Oedipus vorher den Vorwurf des Chors, dafs er Unrecht gethan habe sich die Augen zu blenden, zurückweist und dann sich gegen den Vorwurf, dafs er nicht auch die Ohren verstopft habe, rechtfertigen zu müssen glaubt. Mit ähnlicher Logik beschert uns der Verf. wieder 1513, wo Oedipus seine Töchter, nachdem er sie vorher beklagt hat, dafs sie keinen Bräutigam finden werden, ermahnt, „stets die Jungfrauschaft zu bewahren" (εὔχεσθέ μοι τό γ' οὐκ ἐρώσας ζῆν). Doch was sollen weitere Bemerkungen nützen? Wir wollen lieber in Hinblick auf die Erklärung zu ὅταν θυμὸν περάσῃς (674) „wenn du deinen Zorn verraucht hast" uns eine Cigarre anzünden, um unseren Zorn über eine solche Mifshandlung des Sophokles zu verrauchen.

München. Wecklein.

Aristotelis Metaphysica, recogn. W. Christ, Lips. in aed. Teubn. MDCCCLXXXVI. XX u. 330 S. 8. M. 2,40.

Mit vorliegender Ausgabe der Metaphysik des Aristoteles ist eine längst gefühlte Lücke der Bibliotheca Teubneriana glücklich ausgefüllt. Im ganzen scheint ja unser Zeitalter dem philosophischen Streben, zum riesigen Torso der Einzelwissenschaften das entsprechende Haupt zu ergänzen, ziemlich abhold und hat die exakte Forschung auf seine Fahne geschrieben. Aber das, was Schopenhauer metaphysisches Bedürfnis nennt, ist eben doch nicht auszurotten. Die Gesamtheit des erfahrungsmäfsigen Einzelwissens bleibt ein Stückwerk mit verhältnismäfsig recht schmaler Basis im Raum wie in der Zeit, und die Erkenntnis dieser Mangelhaftigkeit will immer noch manchem „schier das Herz verbrennen", der „aller Wirkung Kraft und Samen" schauen möchte. Daher zeigt ein Blick auf die neueste Litteratur der europäischen Kulturvölker das Interesse für spekulatives Denken keineswegs erloschen, ja nicht einmal im Rückgang begriffen. Wer aber auf diesem unabsehbaren Felde ernstlich zu arbeiten gedenkt, für den ist das Studium der Aristotelischen Metaphysik, welche den Kern der hellenischen Spekulation in sich fafst, ganz unerläfslich. Und doch war es mit den Ausgaben dieses Hauptwerkes bis jetzt recht übel bestellt. Aus den Gesamtausgaben der Aristotelischen Werke von Imm. Bekker oder bei Didot Frères konnte man die Metaphysik getrennt nicht wohl erhalten, abgesehen von dem hohen Preis. Die mit Kommentar versehenen Ausgaben von Bonitz und Schwegler sind längst im Buchhandel vergriffen und antiquarisch nur um je 40 M. oder mehr zu haben. Wer also nicht so viel Geld in ein einziges Buch zu stecken hatte, war auf das Augenpulver der Tauchnitzer einfachen Textausgabe oder auf die veraltete Textausgabe von Brandis mit ihrem dürftigen kritischen Kommentar angewiesen. So war es denn ein recht zeitgemäfser Gedanke der Teubnerschen Buchhandlung, auch einmal eine auf der Höhe der Zeit stehende, gut ausgestattete und doch billige Ausgabe der Aristotelischen Metaphysik bieten zu wollen.

Mit dem Ansuchen, eine solche zu besorgen, wandte sie sich so zu sagen an die rechte Schmiede. Christ beschäftigt sich bekanntlich nunmehr länger als ein Menschenalter mit der Metaphysik des Stagiriten. Bereits 1853 trugen ihm seine Studia in Aristotelis libros Metaphysicos collata die philosophische Doktorwürde ein, und dafs der rastlose Gelehrte seit-

dem die Aristotelischen Studien nicht bei seite gelegt hat, versteht sich von selbst; hat er doch auch die Ars poëtica für Teubner bearbeitet. Besonders durch Vergleichung der Lücken war Ch. zu der Überzeugung gelangt, dafs die ganze Überlieferung der Aristotelischen Metaphysik aus zwei Hauptquellen fliefse, von welcher die eine durch den von Bekker mit A^b bezeichneten Codex Laurentianus 87, 12 aus dem XII. Jahrhundert, die andere durch die von dem nämlichen mit E bezeichnete früher Mediceische, jetzt Pariser Handschrift 1853 aus dem X. Jahrhundert am besten dargestellt wird. Es handelte sich also zunächst um eine neue gründliche Durchsicht dieser beiden Handschriften. Dem Studium des A^b opferte Ch. in Florenz die Osterferien 1885; den Kodex E übersandte ihm die Pariser Bibliothek mit anerkennenswerter Bereitwilligkeit zur Benützung für sechs Wochen. Da diese beiden Handschriften sich gegenseitig vollkommen ergänzen, so war eine neue Vergleichung der übrigen 13 von Bekker benützten nicht nötig.

Bei der Kollation des A^b machte Ch. eine höchst interessante Entdeckung, die er in den Sitzungsberichten der bayer. Akademie vom 7. Nov. 1885 S. 405 ff. mitteilt. In dieser vortrefflichen Handschrift ist nämlich innerhalb des von erster Hand sorgfältig geschriebenen ersten Teils, der bis 1073^a 1 reicht, immer in ziemlich gleichen Abständen (etwa alle 11—14 Zeilen) ein Buchstabe durch rote Farbe hervorgehoben, noch öfter aber ganz weggelassen behufs späterer Nachmalung mit Mennig, die aber eben unterblieben ist. Aus dem Umstand, dafs Bekkers Kodex T (Vaticanus 256 vom Jahre 1321) einen solchen weggelassenen Buchstaben falsch ergänzt hat, zieht Ch. den scharfsinnigen Schlufs, dafs T auf A^b zurückgeht, obwohl er sonst mit E übereinstimmt, und also wohl auf einer nach E korrigierten Abschrift von A^b beruht. Ch. erkennt aus den erwähnten Buchstaben im A^b ein Zeichen, dafs dieser von einer in der Bücherfabrik des Attikus erschienenen dekadisch abgeteilten Aristotelesausgabe abgeschrieben ist, und dafs der Abschreiber durch die roten Buchstaben die Dekaden seines Originals andeuten wollte. Er hat somit für diese an sich räthselhafte Erscheinung auch die richtige Erklärung gefunden.

Ferner ist im A^b dreimal der Schlufs eines Buches am Anfang des folgenden wiederholt. Daraus schliefst Ch. gewifs ganz richtig, dafs die Vorlage des A^b nicht einmal eine auffallende Abteilung in Bücher besafs, weshalb der Abschreiber gedankenlos weiterschreiben und erst nach einigen Zeilen merken konnte, dafs er in ein neues Buch hineingeraten war; dieses fing er dann wieder von vorne an, ohne die gedankenlos geschriebenen Zeilen zu tilgen, weil ja die alten Abschreiber bekanntlich vor dem Ausstreichen eine heilige Scheu hatten. Dafs die Vorlage von A^b mit grofsen Buchstaben geschrieben war, geht aus einer Reihe von Verwechselungen hervor, z. B. ΔΕΙ statt ΑΕΙ. Sehr erwünscht war mir persönlich eine Bemerkung Christs (Präf. S. VII), dafs der den Text des A^b umgebende Kommentar kein anderer ist, als der des Alexander Aphrodisiensis. Durch Bonitz, welcher den Scholiasten des A^b und Alexander getrennt zitiert, war ich zweifelhaft geworden, ob denn auch der Scholiast des A^b und Alexander die nämliche Persönlichkeit sei; nur wagte ich in meinem Programm über die drei ersten Kapitel der Metaphysik, welches Ch. zu beachten die Güte hatte, von dieser meiner Verlegenheit nichts zu erwähnen, offen gestanden, um mir in einer für mich rätselhaften Sache keine Blöfse zu geben.

In der Vorrede werden zunächst die beiden wichtigsten Handschriften A^b und E beschrieben. A^b läfst 3 Hände unterscheiden: die erste hat sorgfältig bis Blatt 485, die zweite flüchtiger bis Blatt 603, dem Schlufs des

Werks, geschrieben, eine dritte hat nach einem mit E verwandten Codex das Ganze urteilslos und nachlässig durchkorrigiert, sowie am Rande und über den Linien Varianten angemerkt. Das Jota subscriptum setzt A^b gar nicht oder punktartig fein hinter den Vokal. Das erfreuliche Ergebnis der neuen Vergleichung des A^b durch Ch. war die Bestätigung einer Reihe von Emendationen, die Verbesserung nicht weniger Irrtümer Bekkers (dieser hatte z. B. 999a, 30 bei A^b das Fehlen von 10 Worten notiert, welche dieser Codex thatsächlich ganz richtig enthält), endlich die Auffindung etlicher neuer Lesarten. E geht wahrscheinlich auf eine jüngere Quelle zurück als A^b, weil er keine Spuren der alten Stichometrie zeigt, ist aber sonst vortrefflich geschrieben und wird von Bonitz für die Metaphysik sehr unterschätzt. Er enthält am Rand nicht nur jüngere aus Asklepius abgeschriebene Scholien, sondern auch noch andere wertvolle von älterer Hand. Ein Gelehrter hat ihn ganz durchkorrigiert und Varianten angemerkt. In zweifelhaften Fällen hat Ch. A^b dem E vorgezogen; wo aber mehr Vernunftgründe für E sprachen, trug er kein Bedenken, diesem zu folgen.

Von den übrigen Codices wurden nur noch T (Vatic. 256), S (Laurent. 81,1), H^a (Marc. 214), H^b (Paris. 1901), G^b (Paris. 1896) und I^b (Coislinianus 161) im kritischen Kommentar berücksichtigt, dazu die vielfach mit T übereinstimmende Aldina, Bessarions Übersetzung und die alten Kommentare. Die neue Ausgabe der letztgenannten, welche die Berliner Akademie veranstaltet, hat Ch. wohl mit Recht nicht abgewartet, weil der für die Textkritik daraus zu erhoffende Gewinn durch die Verzögerung des Erscheinens der Metaphysikausgabe reichlich aufgewogen worden wäre. Die Ausgaben von Casaubonus, Sylburg, Brandis, Bekker, Schwegler und Bonitz nebst den Arbeiten von Gomperz, Luthe, Essen, Stölzle etc. fanden entsprechende Berücksichtigung. Der Hiatus wurde nach Blass womöglich vermieden, sowie die elegantere Wortstellung und der kürzere Ausdruck in zweifelhaften Fällen vorgezogen, ferner γίγνεσθαι und γιγνώσκω, οὐδείς und μηδείς, αἰεί (welches Römer auch im A^c fand) und meist ἐάν und ἑαυτοῦ geschrieben.

Drei Dinge fallen an Christs Ausgabe besonders auf, nämlich die reichlich angebrachten Sinnabsätze, welche das Verständnis erleichtern, dann die grofse Anzahl der als unpassend durch Klammern ausgemusterten Worte, endlich die durch Sterne eingeschlossenen Stellen, welche Ch. für Zusätze hält, die Aristoteles in seinem Handexemplar gemacht hatte und dessen Schüler verkehrter Weise in den Text aufnehmen zu müssen glaubten. So hat er zum Beispiel Buch A in 25 Abschnitte zerlegt, während andere Ausgaben nur die Kapitel abgrenzen, und in dem nämlichen Buch an 14 Stellen ungehörige Einschiebsel eingeklammert. Zu meiner nicht geringen Befriedigung habe ich unter den so eliminierten Worten manche gefunden, welche mir ebenfalls anstöfsig erschienen waren. In A sind nur 2 längere Stellen (981 b, 2—5 und 25—29) als Randbemerkungen des Aristoteles durch Sterne eingeschlossen (an letzterer Stelle wird so die Bedenklichkeit des πρῶτα beseitigt) und 2 kürzere (984 a 3—5 und 985 b 31—32); dagegen in anderen Büchern begegnen wir mehr solchen Andeutungen z. B. in dem fast nur halb so langen Δ an 7 Stellen. Dafs Ch. beide Arten von Ausmusterungen nur mit grofser Vorsicht handhabt, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung.

Die tiefer liegenden Schäden der Aristotelischen Metaphysik (z. B. die doppelte Polemik gegen Plato) hat Ch. am Ende der Vorrede berührt und an den betreffenden Stellen seine Ansicht über dieselben kurz angedeutet; wie Buch Δ in das Werk kam und inwiefern Buch K nicht auf der Höhe der Aristotelischen Schreibart zu stehen scheint, dünkt ihm einer genaueren Untersuchung wert.

Eine wissenschaftliche Besprechung aller Stellen, wo Ch. von Bekker und Bonitz abweicht, würde wohl ein ganzes Heftchen dieser Blätter füllen, und mufs den Sachverständigen überlassen bleiben. Soviel ich urteilen kann, stehen den Änderungen Christs überall triftige Gründe zur seite, welche im kritischen Kommentar kurz erwähnt sind.

Der Druck ist äufserst korrekt (nur 986 b, 21 konnte ich einen Druckfehler entdecken: ἐνίσας statt ἐνίσας), und die Austattung sehr gut, wie bei Teubner nicht anders zu erwarten. Jedenfalls bildet die Ausgabe eine wesentliche Ergänzung und erfreuliche Zierde der Bibliothek des Leipziger Attikus.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Flavii Josephi Opera edidit et apparatu critico instruxit Benedictus Niese. Vol. II Antiquitatum Judaicarum libri VI—X. Berolini apud Weidmannos MDCCCLXXXV 392 SS. Grofs 4°.

Herr Professor Niese in Marburg, früher in Breslau, in der philologischen Welt rühmlich bekannt durch seine homerischen Forschungen, hat sich durch die Inangriffnahme einer kritischen, auf der Höhe der neuesten Methode stehenden Ausgabe des Josephus ein unleugbares Verdienst um die Wissenschaft erworben, zumal da die bisher verbreitetste Ausgabe von Imman. Bekker, Leipz. Teubner 1855—56 vollständig vergriffen ist. Niese wie Justus von Destinon durch den am 2. März d. Js. der Wissenschaft zu früh entrissenen Alfred v. Gutschmid, einen Freund und engeren Landsmann des in Bayern unvergessenen Prof. Conrad Bursian, zuletzt ordentl. öffentl. Prof. der alten Geschichte an der Universität Tübingen,[1]) für die Beschäftigung mit der Geschichte des Hellenismus im Oriente gewonnen, hat auch auf diesem Gebiete die früher bewiesene Akribie bethätigt. Welche bedeutende Stellung übrigens dem Josephus unter den griechischschreibenden Historikern in der ersten Periode des römischen Cäsarismus gebührt, dafür mag es gestattet sein folgende Charakteristik B. G. Niebuhrs, des in manchen Hinsichten unerreichten Altmeisters auf dem Gebiete der alten Geschichte, anzuführen. „Die Schriften des Josephus, sagt dieser grofse Gelehrte (Röm. Gesch. V., S. 277, Jena 1845), verdienen dem Studium jedes Gelehrten und Theologen empfohlen zu werden; dessen Geschichte des jüdischen Krieges ist nach den Kommentarien Cäsars, namentlich in Beziehung auf die Kriegskunst der Römer, das lehrreichste Werk. Josephus war ein Pharisäer und, obgleich er ohne Frage ein besserer Mann war als die Mehrzahl derselben, so war doch das pharisäische Element in ihm. Daher ist er oft unwahr und seine Archäologie ist reich an Verdrehungen geschichtlicher Thatsachen und an Verfälschungen, welche aus seinem ungeheuren Nationalstolze entstehen. In seinem Berichte von dem jüdischen Kriege legt er viele von den Eigentümlichkeiten eines orientalischen Schriftstellers an den Tag, und wo er es immer mit Zahlen zu thun hat, zeigt er seine orientalische Liebe zur Übertreibung.[2]) Es ist merkwürdig, wie gut er griechisch schreibt, wenn wir einige stehende Fehler ausnehmen, welche beständig wiederkehren.“ —

---

[1]) vgl. über die Bedeutung des trefflichen Gelehrten die Beilage der Allg. Zeitg. vom 22. März 1887.

[2]) Die Belege sind zahlreich; ich verweise z. B. in diesem Bande auf B. VI S. 26, 13 ff; S. 32, 24; S. 34, 12; B. VIII S. 236, 8.

Da der Herausgeber die Mitteilung seiner kritischen Grundsätze wie seine Beurteilung der Codd. auf die dem noch nicht erschienenen Vol. I (Antiquit. Jud. lib. I—V) vorauszuschickende Vorrede verschoben hat, so kann Ref. auf diese Seiten seiner Thätigkeit hier nicht eingehen. — Die Ausgabe ist so eingerichtet, dafs unter dem Text zunächst die Parallelstellen der entsprechenden Bücher des alten Testamentes angegeben sind. Daran schliefsen sich die Varianten der 5 Codd., der epitome, der versio Latina, des Zonaras, des Michael Glykas (Βίβλος Χρονική) des Theodoretus (Ἱστορία ἐκκλησιαστική), des chronicon Paschale, des Johannes Chrysostomos adversus Judaeos, des Eusebius, Syncellus, der excerpta Peiresciana, endlich des Suidas und Stephanos von Byzanz nebst den kritischen Bemerkungen und Konjekturen der früheren wie des Herausgebers selbst. —

Was letztere betrifft, so hält Ref. die Mehrzahl derselben für entweder schlagende oder wahrscheinliche Verbesserungen; verfehlt erscheinen ihm dagegen folgende: B. VI S. 31, Z. 16 zu Ἀχίτωβον bemerkt N. „mihi spurium videtur,“ indem er auf § 107 zurückverweist, wo der Hohepriester im Text Ἐχίας, in M. S. P. E Lat.[3]) Ἀχίας genannt wird. Meiner Meinung nach ist auch hier mit Selden Ἀχίας zu schreiben. — S. 34, Z. 15 ff. vermutet N. μαχόμενος und ἐπιπίπτων καὶ κυκλούμενος statt des μαχομένους und ἐπιπίπτειν καὶ κυκλουμένους der codd. Es ist nichts zu ändern. — S. 52, Z. 7 will N. nach ἀπειλέω statt ἀποκτείνειν ἀποκτενεῖν schreiben, wie er öfter in analogen Stellen den Infin. fut. herstellen will. Ich halte diese Redeweise für eine nicht zu beanstandende dem Josephus eigentümliche. — S. 58, Z. 21 ändert N. καθ' ἑαυτόν in κατ' αὐτόν, wogegen ich im Anschlufse an Zonaras vorschlage: ἕως οὗ τὰ καθ' αὑτὸν ἐπὶ τέλος ἥξει. — S. 59, 8 ist die Konjektur ἐφ' ᾧ δὲ ohne Zweifel nur Druckfehler statt ἐφ' ᾧ τε. — S. 61, 4 scheint ὁμοίως statt ὁμοίους eine unnötige Änderung. — S. 65, 8 mufs es wundernehmen, dafs N. die unzweifelhaft richtige Umstellung von αὐτῷ τὴν εὔνοιαν nicht in den Text gesetzt hat. — B. VII. S. 92, 3 ist statt Niese's Konj. ἵππῳ mit E ἵππους zu schreiben. — S 96, 8 würde ich statt Niese's Vermutung ποιήσειε vorschlagen ποιήσαιτο. — S. 140, 3 erscheint die Änderung κρατήσαντ' statt κρατήσειν unnötig. — S. 155, 7 vermutet N. statt des sinnlosen συνέλκειν συνέβη ἕλκειν; es ist aber offenbar mit Cocceji zu schreiben συνεῖλκεν. — B. VIII. S. 183, 24 ist statt N.'s Vermutung: καὶ βασανισθῆναι αὐτήν an dem βασανισθῆναι καὶ αὐτήν der codd. festzuhalten. — S. 194, 14 ist das οἷς der codd. nicht zu beanstanden (N. ἧς). — S. 197, 8 hat N. seltsamerweise statt des unzweifelhaft richtigen θριγκόν von M. S. P. das seltene und nur dialektische τριγχόν in den Text gesetzt, während der Begriff der Erklärung an dieser Stelle ja einen Ausdruck der κοινή erheischt. — S. 223, 12 ist N.'s Vermutung βουλεύσεσθαι statt des βουλεύσασθαι der codd. zurückzuweisen.[4]) — S. 246, 22 scheint die Änderung αὐτή in αὐτῇ überflüssig. — S. 250, 19 ist die Schreibung παρακαλεῖν statt καλεῖν unpassend, da die beiden gleichstehenden Verba εὔχεσθαι καὶ ποιεῖν simplicia sind. — B. IX. S. 324, 4 vermutet N. καταστρέψεσθαι statt des καταστρέψασθαι der codd. vgl. darüber zu S. 52, 7. — S. 333, 18 schreibt N. διαφθερεῖν statt διαφθείρειν, dazu vgl. 52, 7. — S. 353, 23 will N. statt ἐπιμένοι eigentümlicher Weise schreiben ἐπιμενεῖ, obgleich es im korrespondierenden Satze heifst: εἰ δὲ φύγοι. Ich schlage vor im Anschlufs an das ἐπιμείνει des E zur Herstellung einer vollständigen Responsion zu schreiben ἐπιμεῖναι. — S. 356 vermutet N. statt des πρὸ der codd. ohne

---

[3]) M. = cod. Marcianus; S = cod. Sambuci; P. = cod. Parisinus; E = epitome; Lat. = versio latina.

[4]) cfr. meine Bemerkung zu S. 52 Z. 7.

Wahrscheinlichkeit ἀπό, während ohne Zweifel das πρός Coccejis das richtige trifft. —

Es liegt mir jetzt ob, zwei Dinge zu besprechen, worin mir der Herausgeber vielfach willkürlich verfahren zu sein scheint; es handelt sich um die Schreibung der Eigennamen und um den Hiat.

In bezug auf Erstere hat N. (ich gestehe offen, dafs ich den Grund nicht einzusehen vermag) in zahlreichen Fällen eine von der gewöhnlichen abweichende Schreibung in den Text gesetzt. Ich will die Stellen der Reihe nach anführen: B. VI S. 7, Z. 18 schreibt N. Βήθης, während P Βηθσάμη, S Βηθ'σάμη Lat. Bethsamis hat, so dafs sich Βηθσάμης (A. T.[1] Bethsemes) fast von selbst darbietet. — S. 15, Z. 6 Ἀραμαθά, dagegen S. 68, Z. 12 Ἀρμεθᾶ, (A. T. Ramath) während die codd. auf Ἀρμαθά führen. — S. 17, Z. 9 schreibt er ὁ Κεισαίου παῖς, dagegen S. 143, 22 Κείς; die codd. führen auf Κίς, Κίσου. — S. 24, Z. 25 schreibt er Ἰεφθάε statt Ἰεφθάου der codd. MSP. — S. 27, Z. 2 schreibt er Ῥουβήλου statt des nach Lat. zu vermutenden Ῥουβήνου. — S. 39, 21 wird der älteste Sohn Isais Ταλίαβος genannt statt des Ἐλίαβος der codd. MSP, während er S. 43, 17 Ἰάναβος genannt wird (MSP wieder Ἐλίαβος). Ohne Zweifel ist Ἐλίαβος herzustellen. — S. 72, Z. 5 Αἴσου, wo Ἐλισσοῦ zu schreiben scheint (mit SP). — S. 76 wird die aus dem A. T. als Endor bekannte Heimat der Hexe Δῶρος geschrieben. — B. VII schreibt N. die alte Residenz Hebron Γιβρών während die codd. auf Χεβρών führen. — S. 104, 15 heifst der reiche Jebusiter Ὀρόνα (gen.), S. 161, 16 Ὀρωνᾶ, was auch an unserer Stelle herzustellen ist. — S. 134, 18 heifst der Sohn Sauls Μεμφιβόσθος (A. T. Mephiboseth); S. 135, 8 u. ö. Σαμούις (A. T. Simei), während die codd. auf Σεμεεῖ führen; S. 174, 1 derselbe Σουμούις; — S. 165, 10 der bekannte Prophet Νάθας statt des Νάθαν der codd. — B. VIII S. 176, 14 heifst der Vernichter von Jerobeams Geschlecht Βασίνης, S. 239, Z. 1 Βασάνης (A. T. Baesa); letzteres scheint vorzuziehen. — S. 176, 16 u. S. 239, 8 ff. wird Abiam von Judas Sohn Ἄσανος genannt, während Lat. Asaph hat (A. T. Assa); vielleicht ist Ἄσσαφ das richtige. — S. 231, 21 heifst der gegen Rehabeam heranziehende König von Ägypten Ἴσωκος, während MSPE die Form Σούσακος bieten (A T. Sisak), was herzustellen ist. — S. 241, 8 heifst im Text Jerobeams Sohn Νάβαδος, während die versio Lat. und das A. T. auf Νάδαβος führen. — S. 243, 5 wird der Mörder des Elan Ζαμβρίας genannt, während die codd. durchaus auf Ζαμαρίας deuten. — S. 262, 1 heifst einer der Feldherren Josaphats im Text Χάβαθος, wozu N. vermutet Ὠδάβαδος; ich möchte in Rücksicht auf II Parall. XVII, 18 vorschlagen Ἰωσάβαδος. — Z. 5 wird die Tochter Ahab Ὀθλία genannt, die Josaphat für seinen Sohn Ioram freit; da nun aber Iorams Bruders und Nachfolgers Asarjas Mutter Athalja heifst, so scheint dies auch hier die richtige Lesart (S. P. Lat. Γοθολία)[2]. — S. 264, 12 heifst der zu Jerobeam gehende Prophet Ἰάδαος, während S. 226, 26 u. ö. der Name Ἰάδων lautet; welche Form auch hier nach Lat. herzustellen ist. — S. 265, 20 führt Benhadads Page[3]), welcher Ahab tötlich verwundet, den Namen Ἀμανός, während Lat. auf die Form Ἄναν führt. — S. 266, 23 lautet der Name von Ahabs Sohn Ὀχοζίας; im A. T. Ahasja, wonach zu vermuten wäre Ἀχαζίας. — B. IX S. 297, 8 u. ö. ist statt Ὀθλία Ἀθαλία zu schreiben; Z. 13 statt Ὀχοζίου Ἀχαζίου s. zu S. 262, Z. 5 u. 266 Z. 27; ibid. Z. 15 heifst der Hohepriester Ἰώδας, im A. T. Jojada, dem am nächsten die

[1]) A. T. = Altes Testament.

[2]) Wenn im A. T. Athalja eine Tochter Amri heifst, so ist ‚Tochter' hier offenbar im weiteren Sinne von proles zu fassen.

[3]) παῖς βασιλικός.

Lesart Ἰώαδος des M kommt; ich möchte vorschlagen Ἰώαδας. — S. 314, 22 heifst der Mörder von Jerobeams II, den Niese Ἱεροβάμος nennt, während M S P E Ἱεροβοάμου bieten, Sohne Samarja Σέλλημος Ἰαβήσου υἱός. Da aber S. P. Σελλούσμου bieten, das A. T. die Form Sallum hat, so scheint Σέλλουμος zu schreiben. S. 315, 19 u. ö. heifst Manahems Sohn im Texte Φακέας; da M. S. P. nun die Form Φακείας bieten, so glaube ich, dafs in Berücksichtigung der Form Pekajah des A. T. zu schreiben ist Φεκαίας[4]). — S. 317, 21 heifst im Text der König von Syrien Ῥαασής, im A. T. Rezin; diesem kommt am nächsten das Ῥαασσείν der argumenta. — S. 323, 10 ist mir unklar, warum N. statt des πάσχα von MSP φάσκα in den Text gesetzt hat. S. 326, 1 dürfte statt Κιτταίων Κιττιέων das Richtige sein (N. selbst vermutet Κιτιέων). — B. X, S. 330, 9 nennt N. den bekannten König von Babylon im Text Σεναχείριμος, während die Mehrzahl der codd. auf die Form Σενναχήριβος führen. — S. 334, 9 wird der Aethiopenkönig Θαρσικής genannt; da das A. T. die Form Thirhaka (IV regg. XIX, 9) bietet, ist vielleicht zu schreiben Θιρράκης (Lat. Tharraces). — S. 336, 4 wird Sanheribs Nachfolger Ἀσαραχόδδας genannt, den das A. T. Assar Haddon nennt, weshalb ich vorschlagen möchte Ἀσαρχάδδος zu schreiben. — S. 343, 13 dürfte die Prophetin Ὀολδά Ὀλδά zu schreiben sein (A. T. Hulda). — S. 347, 21 heifst im Text Josias' Sohn Ἰώαζος, während L V E[5]) den Namen Ἰωάχαζος schreiben, was offenbar das Richtige ist (A T. Joahas; Lat. Joachas). — S. 352, 1 wird der unter dem Namen Zedekia bekannte König im Text Σαχχίας genannt, während der cod. Vaticanus die Form Σεδεκίας (Lat. Sedechias) bietet, was ohne Zweifel vorzuziehen ist. -- S. 362 wird der von Nebusar Adan gefangen fortgeführte Hohepriester im Text Σεβαῖος genannt, während LV Σαραῖος bieten (Lat. Sareas); da nun das A. T. die Form Saraja hat, so scheint mir Σεραῖος zu schreiben. — S 363, 4 ist statt Ἴως vielleicht Ἰώασος zu schreiben. — S. 371, 7 lautet der chaldaeische Name für Daniels Mitpagen Asarja Ἀβδεναγώ, der im A. T. Abednego heifst. In Berücksichtigung dieser Form scheint Ἀβεδναγώ hergestellt werden zu müssen. — S. 381, 1 wird Nebucadnezars Sohn im Text Ἀβιλμαθάδαχος genannt, den das A. T. Evil Merodach nennt. Es dürfte daher im Anschlufs an L V zu schreiben sein Ἀβιλμαρώδαχος. — Z. 14 wird Belsazar (Nabonedus) genannt Βαλτασάρης ὁ καλούμενος Ναβοάνδηλος, wofür ich vermute Βαλσάζαρος ὁ καλ. Ναβόνηδος.

Soweit von den Eigennamen. — Ich füge daran einige Bemerkungen über den Hiatus, in dessen Vermeidung mir der Herausgeber bisweilen zu weit zu gehen und doch ohne konsequente Strenge zu verfahren scheint.

Während z. B. S. 68, 23 ὑπὸ ἐπιθυμίας und ὑπὸ ἐνδείας im Text steht, schreibt N. S. 69, Z. 1 μηδέν' ἀδικεῖν statt des μηδὲν ἀδικεῖν der codd.; während S. 71, Z. 5 ἀπὸ ἀνδρός geduldet wird, schreibt N. S 211, 11 Φαραώθ' ἐκαλοῦντο statt des Φαραώθ oder Φαραῶθαι der codd.; ebenso S. 235, 3 ἐξεγείρεθ' ὑπ' ἐμοῦ statt des handschriftlichen ἐξεγείρεταί τις; S 250, 2 wird statt μαθήσεσθαι αὐτούς vermutet μαθήσεσθ'; S. 324, Z. 6 schreibt N. statt ἐφρόντισεν, ἐθάρρει von MSP ἐφρόντισ', ἐθάρρει; S. 347, Z. 12 vermutet er statt προεκήρυξεν ἐν προεκήρυξ' ἐν.

Was den Druck betrifft, so ist mir trotz der Addenda et Corrigenda eine Reihe von kleineren Versehen aufgestofsen; es sind folgende:

---

[4]) Oder man müfste annehmen, dafs Josephus ihn mit seinem Mörder Pekah, Remaljas Sohn verwechselt habe (IV reg. 15, 25), was wahrscheinlicher ist, da er S. 317, 21 als Bundesgenosse Rasens von Syrien genannt wird cfr. IV reg. XVI, 6.

[5]) L = cod. Laurentianus; V = cod. Vaticanus.

S. 7, 3 ist statt ἁμαξαν zu lesen ἅμαξαν; S. 9, 4 st. ἄνδρες, γὰρ ἄνδρες γάρ; S. 15, 1 st. ἡδετο ἥδετο; S. 33, 10 st. μέγεθει μεγέθει; S. 44, 17 st. τοιγοροῦν τοιγαροῦν; S. 61, 2 st. ἀψασθαι ἅψασθαι; S. 80, 15 st. ἔμοι γε ἐμοί γε; S. 134, 6 st. ὀπεσκόπει ἐπεσκόπει; —, 14 Anm. st. συνερχέμενον συνεργόμενον; S. 215, 1 st. αγαθοῖς ἀγαθοῖς; S. 225, 10 st. ουτως οὕτως; S. 249, 16 st. τὼν τῶν; S. 271, 5 st. ἁμα ἅμα; S. 309, 11 st. ἀρματος ἅρματος; S. 327, 1 st. ἢν ἦν; S. 366, 9 st. ὀπολελειμένων ὑπολελειμμένων; —, 13 st. τῶ τῷ; S. 370, 4 st. ὀς ὃς; S. 377, 7 st. ὡστε ὥστε; S. 378, 1 st. ὀπεισχημένος ὑπεσχημένος; S. 391, 13 Anm. st. ἡνιὸχου ἡνιόχου; —, 17 Anm. st. ἡνιοχοῦντας ἡνιοχοῦντας; —, 4 Anm. st. αὀτον αὐτόν.

Zum Schlusse dieser Besprechung möge es dem Ref. gestattet sein, folgende weitere Verbesserungsvorschläge den philologischen Lesern vorzulegen.

S. 44, Z. 12 vermute ich statt des sinnlosen τῆς οὐρᾶς βαστάσας τ. ο. ἁψάμενος.

S. 62, Z. 22 sind die Worte τὴν ἐπὶ τοῖς κριταῖς πολιτείαν als Glosse zu ἀριστοκρατίαν aus dem Text zu entfernen, wie denn auch N. „fort. spuria“ anmerkt.

S. 66, Z. 15 ist offenbar statt τὴν κροκύδα τοῦ ἱματίου mit den meisten codd. τὴν πτερύγα in den Text zu setzen (Lat. summitatem), da κροκύς nun und nimmer ‚Zipfel‘ heifsen kann.

S. 99, Z. 2 ff. sind offenbar verderbt, wie auch N. zu Z. 3 anmerkt. Im Anschlusse an die versio Lat. schlage ich vor in Z. 2 nach ὁμοίοις ἔσεσθαι ἧς einzuschieben (talem futuram, qualem): z. 3 statt des ganz ungehörigen πρὸς τούτοις etwa ὑποτοπούντων u. s. w. (cum igitur arbitrarentur); z. 4 ist offenbar statt des sinnlosen ὡς εἰκὸς ἦν im Anschlufs an M zu schreiben ὡς εἰκὸς ἦν (ut par erat).

S. 104, 7 ff. will N. die Verwirrung aus der in den Text geratenen Randbemerkung eines Lesers erklären, was mir unnötig erscheint Es ist ταῦτ' vor ὠνόμασεν als auf einer Dittographie beruhend zu streichen und das zweite ὠνόμασε in ὄνομα ἦν zu ändern.

S. 127, 14 würde ich statt χορείαν mit MP διακόρησιν schreiben.

S. 189, 4 bemerkt N. „latet ut vid. corruptela“. Ich möchte statt des διαμένειν ὤμοσαν εἰς ἅπαν vorschlagen: διαμενεῖν ἔδοξεν (scil. ἡ φιλία) εἰς αἰῶνα.

S. 205, 14 ist mit Ernesti θεωρίων in Τυρίων zu ändern.

S. 212, 19 sind die Worte: τῆς Ἰνδικῆς ἐστιν αὕτη als Glosse auszuscheiden.

S. 236, 4 ist statt πολεμίου πολέμου zu schreiben (Lat. bellandi).

S. 326, 17 ff. sind die Worte ταύτῃ bis ὄνομα als Glosse zu entfernen. vgl. S. 324, 20.

S. 347, 23 ist καὶ πόλεως Τομάνης, wie auch N. gesehen hat, verdorben. Seine Vermutung Λοβάνης γεγονώς hat aber nichts Empfehlendes. Ich vermute ἐκ πόλεως Λοβάνης vgl. IV regg. 23, 31. —

Augsburg. Dr. Joh. Muhl.

Dr. Karl Halm, Elementarbuch der griechischen Etymologie in Beispielen zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. Zweiter Kurs: Die anomalen Verba. Zwölfte, gänzlich umgearbeitete Auflage von Josef Pistner, Studienlehrer am k. Wilhelmsgymnasium in München. Lindauer'sche Buchhandlung. 1886. IV. 147.

Herr Professor Pistner hat bei der Umarbeitung auch des 2. Bändchens der Etymologie der Halmischen Lehrbücher mit gleicher Liebe wie

beim ersten sich der nicht geringen Mühe unterzogen, welche derjenige nicht scheuen darf, der sich daran macht, Lehrbücher, die unter bekanntem Namen lange Jahre im engern und weitern Vaterlande als treffliche Unterrichtsmittel sich bewährten, einer Neubearbeitung zu unterwerfen. Wenn schon das 1. Bändchen im Neubearbeiter den praktischen Schulmann erkennen liefs, so sucht sich demselben auch das zweite würdig an die Seite zu stellen.

Die neue Auflage schliefst sich im Lehrgange der an der Mehrzahl der b. humanistischen Anstalten gebrauchten Englmannischen Grammatik an. In 13 Paragraphen wird der vorjährige Lehrstoff noch einmal wiederholt, in den folgenden 17 Abschnitten werden die Unregelmäfsigkeiten der Zeitwörter in einzelnen Formen behandelt. Dann folgt von § 31 — § 37 incl. die Lehre von den gebräuchlichsten Präpositionen mit den dazu gehörigen Beispielen; von § 38 — § 45 incl. schliefsen sich zusammenhängende Übungsstücke über alles bisher Behandelte an. Zuletzt reihen sich an den von § 48 – § 130 reichenden Stoff der unregelmäfsigen und defektiven Zeitwörter 25 zusammenhängende Übungsstücke (§§ 131 — 155) über den gesamten Lehrstoff der 5. Lateinklasse. Von diesen 25 Abschnitten besteht die Mehrzahl aus Überarbeitungen aus Diodor, Plutarch oder Lucian; aus Herodot ist der Stoff genommen von 5 Abschnitten, nämlich: § 133 (VIII, 37), 136 (I, 32 nur teilweis), 137 (I, 212), 138 u. 139 (VII, 133 u. 134); § 153 u. 154 sind aus Thukydides (I, 126 sq.), dem Ganzen ist ein Wörterverzeichnis über alle im Buche vorkommenden Wörter angefügt.

Manche Lehr- und Unterrichtsmethode ist in den letzten Decennien aufgetaucht, ohne es bisher zu einem durchschlagenden Resultate gebracht zu haben: worauf es in der Schule wohl immer zunächst und besonders ankommt und ankommen wird, das ist ein gutes Schülermaterial und ein tüchtiger, pflichtbewufster Lehrer; damit soll aber nicht gesagt sein, dafs der Unterricht an der Hand guter Lehrmittel nicht noch wesentlich gefördert werde. Dafs die Neubearbeitung der Halmischen Lehrbücher den Vergleich mit andern derartigen Arbeiten nicht zu scheuen braucht, dürfte niemand entgehen, der sich die Mühe nimmt, das Werkchen einer Durchsicht zu unterziehen. Einzelnes mag ja von Einzelnen anders gewünscht werden; aber auch hier soll das Wort des Dichters gelten: Verum ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis.

Es sind nun aber die sich findenden maculae im Verhältnis zu den Vorzügen einesteils wenige, andernteils leicht zu verbessernde.

Der Anführung der bei der Durchsicht aufgestofsenen Errata mag vorausgeschickt werden, dafs eine strenge Einhaltung einer gleichmäfsig durchgeführten Orthographie der griechischen Eigennamen wünschenswert erscheinen möchte.

Hiebei soll hingewiesen sein auf den im Buche vorkommenden Wechsel der Buchstaben c und k: neben Cyrus, Cerberus, Cyklopen, Lacedämonier, Macedonier etc. findet sich Phokion, Kelänä, Skythe, Kiliker, Lykier, Thrakier etc.; neben der Form Tänarum erscheint auch Tänaron; häufig wechselt bei Eigennamen die Endung us und os: Demokritos, Eurytus (S. 42) neben Eurytos (S. 121); neben Xenophon findet sich Drako, Meno (Menon im Wörterverzeichnis). Es dürfte überhaupt die Frage am Platze sein, ob nicht in griechischen Übungsbüchern bei den Eigennamen besser die diesbezüglichen griechischen Formen beibehalten würden.

Auch hätte es sich vielleicht empfohlen, die Lehre von den am häufigsten vorkommenden Präpositionen an den Anfang zu stellen, und daran einige Grundregeln der Syntax des Satzes zu reihen (z. B. die Lehre von

μή, (in welchen Nebensätzen es stehen mufs), die Lehre vom Irrealis, mit welchem Modus ἵνα konstruiert wird etc.), nicht als ob es ein besonders wichtiges Moment des Unterrichts wäre, aber es hätte sich dadurch manche oft wiederkehrende Angabe vermeiden lassen. Da nach der revidierten Schulordnung bereits in der 5. Lateinklasse mit der Lektüre Xenophons begonnen werden darf, so ist mir auch nicht ersichtlich, wie ohne die wichtigsten Hauptregeln der Syntax vom Schüler manches richtig verstanden werden kann.

Hinsichtlich der Druckfehler und ungenauen deutschen Ausdrücke seien angemerkt: S. 6^{17} steht: führten einen Graben auf st. zogen; S. 9^{4} Krotoniade st. Krotoniate; S. 10^{14} lies abzustammen [15]) st. abzustammen [14]); S. 11^{11} dürfte wohl besser sein Traumgesichte st. Traumgesichter; S 12^{5} steht: gebrauchen [19]) sie als Münze [19]), dazu ist in der Fufsnote angegeben νομίζω m. D., wahrscheinlich statt νόμισμα u. χράομαι m. D.; S. 15^{6} ist μή nicht angegeben; S. 17^{16} fehlt die Angabe von μήτε — μήτε; S. 19^{10} steht Lybien st. Libyen; S. 24^{5} sollte angegeben sein, dafs nicht neben μή noch durch οὐ übersetzt werden mufs (ne non); S. 26^{3} würde es wohl besser heifsen „Tieren", da zu den lebenden Wesen auch der Mensch gehört; S. 26^{18} ist „für" ausgefallen: Da er es für eines Freien unwürdig hielt; S. 29^{3} soll bei 10) τελειόω statt Med. Pass. stehen; S. 38^{10} lies trugen statt tragen; S. 52^{4} mufs es ἀνασκολοπίζω heifsen; S. 51^{1} ist bei dem spätgriechischen ἐπενδύω unrichtig der passive Aorist verlangt; S. 55^{13} widerstrebt doch der Ausdruck „als es trompetete" dem deutschen Ohre zu sehr, abgesehen davon, dafs für den Griechen nicht es Subjekt ist; S. 57^{17} lies dem st. den; S. 61^{1} ist nicht ersichtlich, was mit „schon im D." gemeint ist; S. 65^{16} würde es besser heifsen: der st. ein wackerer Mann, da im Griechischen der Artikel stehen mufs; S. 67^{3} füge zu ὅτε die Worte m. Opt., das Gleiche S. 68^{7} zu οἴομαι; unklar ist S. 68^{14}, wohin allein gehört, ob zu Homer oder zu Panathenäen; S. 69^{6} steht unrichtig (G.) st. (Dat.); S. 72^{13} mufs es Erichthonius heifsen st. Erechthonius; S. 79^{4} u. 82^{1} soll es statt Med. heifsen Pass.; S. 89^{14} soll bei wann ἐάν angegeben sein; S. 94^{14} Pforten des Acheron (Flufs) kann in dieser Verbindung kaum gesagt werden st. Unterwelt:

In dem Wörterverzeichnis ist zu bemerken: S. 110 lies Ἀχαΐα st. Ἀγαΐα; S. 114 steht Αὐγίας st. Αὐγείας; S. 120 findet sich bei erlauben ἐπιτάσσειν vielleicht st. ἐπιτρέπειν; S. 128 begegnet man kränken ἀνιᾶσθαι st. ἀνιᾶν; S. 131 werden die Massageten (auch bei Halm) ein griechischer Volksstamm genannt st. ein skythischer; S. 131 steht st. Μελάμπους das seltnere (dorische) Μέλαμπος; S. 138 treffen wir Σοσιγένης st. Σωσιγένης; S. 141 wird πλάζεσθαι irrtümlich für ein Medium erklärt; S. 141 steht unter Trunk πότος (Trinkgelage) st. ποτόν; S. 146 findet sich κίθαρα st. κιθάρα.

Die typische Ausstattung ist tadellos: die Verlagsbuchhandlung hat auch bei diesem Bändchen dem physischen Wohle der Schüler durch grofsen Druck in entsprechender und anerkennenswerter Weise rechnung getragen.

Halms Ruhm ist in der Gelehrtenwelt für immer begründet; möge die vorliegende Neubearbeitung seiner Lehrbücher dazu beitragen, dafs auch in der Schulwelt sein Name verdienterweise noch auf lange der Vergessenheit vorenthalten bleibe!

München. Fesenmair.

Dr. L. J. Scherer, Direktor des Gymnasiums zu Arnsberg, und Dr. H. A. Schnorbusch, Professor am Gymnasium zu Münster: Übungsbuch nebst Grammatik für den griechischen Unterricht der Tertia. 3. verb. Aufl. Paderborn und Münster. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1885.

Die erheblichen Veränderungen in der neuen Auflage des Buches, welches den gesamten Bedarf an griechischen Lehrmitteln für die Tertia, Grammatik und Übungsbuch mit ausführlichen deutsch-griechischen und griechisch-deutschen Wörterverzeichnissen enthält, sind durchgehends als anerkennenswerte Verbesserungen zu bezeichnen.

Der grammatische Teil hat eine wesentliche Erweiterung erfahren, indem nicht nur die Formenlehre vervollständigt wurde, sondern auch die Hauptregeln der Syntax in sehr bündiger Zusammenfassung geboten werden. Klare, präcise Fassung der Regeln auf wissenschaftlicher Grundlage und grofse Übersichtlichkeit sind entschiedene Vorzüge der Formenlehre. In mehrfacher Beziehung wäre aber noch eine für das ganze Buch vorteilhafte Vereinfachung möglich gewesen, wenn die an verschiedenen Stellen bei der Deklination und Konjugation sich fast gleichmäfsig wiederholenden Grundregeln, wie z. B. über die Kontraktion, die Konsonantenveränderungen oder Ersatzdehnung bei der Flexion des Verbums eine zusammenfassende Darstellung in dem Abschnitte über die Lautlehre gefunden hätten. — In § 39,2 werden blofs die „stoffanzeigenden“ Adjektive als Kontrakte angegeben; dazu gehören aber auch jene, welche eine Farbe bezeichnen, wie πορφύρεος. — § 49, 2 ist „teils“ unrichtig angewendet. — § 67 kann τὸ γάλα, γάλακτος nicht als unregelmäfsiges Substantiv bezeichnet werden, da die Nominativbildung (asigmatisch) durch Wegfall der unzulässigen Endkonsonanten ganz regelmäfsig ist. Überhaupt hätte die Bildung des Nominativs bei den Konsonantenstämmen der dritten Deklination eine kurze Erklärung finden sollen. — § 80 ist es überflüssig zu erwähnen, dafs der Nominativ von ἀλλήλων fehlt, da sich jeder Schüler das Fehlen aus der Bedeutung abnehmen kann. — Die zusammengesetzten demonstrativen Pronomina τοσόσδε etc. sind zu kurz und unklar behandelt; dagegen ist in § 90,2 das augmentum temporale zu weitläufig dargestellt. — § 92 ist die Regel über „die attische Reduplikation“ undeutlich (regelmäfsige Dehnung?), dabei sollte aber erwähnt sein, dafs der zweite Stammvokal des Verbums (mit Ausnahme von ἐρείδω) verkürzt wird. — § 97,4 sind die Worte „unter Berücksichtigung der vorstehenden Regeln“ zu unbestimmt. — § 122, 2, b) sollte es statt „im Inf. Act. des Aor. II.“ wohl heifsen: „Inf. des II. Aor. Act.“, wie in § 117 wiederholt in richtiger Weise geschrieben ist. — § 138 ist φημί unter den „besonders abweichenden Verben“ behandelt; allein gerade φημί ist, abgesehen von der Präsens-Reduplikation und dem enklitischen Charakter des Indicativ Präs., das regelmäfsigste Verbum auf μι. — § 149,6 sollte erwähnt sein, dafs das einfache Verbum πλήσσω das η im Stamme im Aor. pass. beibehält. — § 149, 10 dürfte der Aor. ἔρρευσα wohl fehlen. — § 154 wäre es gut, das Futur bei den Verben anzugeben. — § 155 sind jene medialen Verba nicht bezeichnet, deren Perfekt sowohl aktive als passive Bedeutung hat.

Das Übungsbuch, aus zwei Kursen bestehend, zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit, sowie durch gediegenen Inhalt sowohl der Einzelsätze als der zusammenhängenden Stücke aus. Die durch Streichung oder Vereinfachung mancher Einzelsätze vorgenommenen Kürzungen im ersten Teile, sowie die Beschränkung der Erzählungen aus Apollodor und der

äsopischen Fabeln und die gänzliche Beseitigung der Gespräche aus Lukian sind nur zu billigen, jedoch den Fabeln des Babrius hätte ein bescheidenes Plätzchen wohl gegönnt werden sollen. Die Bearbeitung und Einfügung einiger Abschnitte aus Xenophons Anabasis für den ersten Teil des Buches bringt eine sehr erwünschte Abwechslung in die Monotonie der Einzelsätze, allein deren Anzahl ist viel zu gering, überdies sind sie an weniger wichtigen Partien eingereiht; besonders am Schlusse sollte eine genügende Zahl zur Wiederholung der ganzen Formenlehre geboten werden.

München. Dr. Jak. Haas.

H. Menge, Repetitorium der griechischen Syntax, für die obersten Gymnasialklassen und namentlich zum Selbststudium bearbeitet. Dritte verbesserte Auflage. Wolfenbüttel. Zwifsler. 1886. I. Hälfte IV u. 74 S.; II. H. 215 S.

Über Zweck und Einrichtung des Buches verweist der Verfasser im Vorwort zur ersten Auflage auf die Vorrede zu seinem „Repetitorium der lateinischen Grammatik und Stilistik," das wohl als allgemein bekannt gelten darf. Doch besteht zwischen den beiden Büchern insoferne ein wesentlicher Unterschied, als bei dem lateinischen Hilfsbuch Auswahl und Anordnung des Stoffes überwiegend in das subjektive Ermessen des Verfassers gestellt war, bei dem griechischen dagegen, das ja neben der Grammatik hergehen, vielleicht auch dieselbe ersetzen soll, die Verhältnisse möglichst genauen Anschlufs an die gebräuchlichen Schulgrammatiken forderten. Die II. Hälfte des Buches weist in der dritten Auflage gegenüber der ersten — die zweite Auflage ist mir nicht zur Hand — eine Vermehrung von 37 Seiten auf, an der alle vierzehn Kapitel Anteil haben; man sieht also, der Verfasser wendet der Vervollkommnung seines Buches unausgesetzt und gleichmäfsig seine Aufmerksamkeit zu. Man wird in der That kaum etwas Wesentliches in dem Buche vermissen.

Was nun den Gebrauch dieses griechischen Repetitoriums anlangt, so kann ich die Hoffnung, die der Verfasser im Vorwort zur ersten Auflage ausspricht, das Buch werde seinen Weg in recht viele Gymnasien finden und zu einem wirklichen Schulbuche werden, nicht teilen, da der reiche Stoff in den wenigen für den Unterricht in der griechischen Syntax angesetzten Stunden. wie mir scheint, nicht bewältigt werden kann. Dagegen ist es zum Selbststudium geeignet, wie kein anderes. Von allergröfstem Nutzen aber wird Menges Buch für den Lehrer, namentlich den angehenden, sein nicht blofs als ergiebige Fundgrube von trefflichen Einzelsätzen behufs Erklärung und Einübung bestimmter Kapitel der Grammatik, sondern auch als treuer Ratgeber bei Anständen und Zweifeln. Nicht leicht wird man das Buch, zumal ein gutes 23 Seiten füllendes Register das Auffinden ungemein erleichtert, vergebens zur Hand nehmen. Es sei daher allen Kollegen, die im Gymnasium griechische Grammatik zu lehren haben, bestens empfohlen.

Dafs ein solches Buch da und dort einer Berichtigung bedarf, ist klar, und kein Verständiger wird darauf hin dem Verfasser einen Vorwurf machen wollen. Von diesem Standpunkte aus gestatte ich mir, meiner Besprechung etliche Bemerkungen anzufügen. Sie beziehen sich sämtlich auf den Hauptteil des Buches, auf die zweite Hälfte. In Nr. 46 ist das 6. Beispiel Κοριολανὸν οἱ Ῥωμαῖοι ἔχθιστον τῇ πατρίδι ὄντα ἔγνωσαν wohl zu streichen. — 51 Anm. 1 fehlt bei Name τοὔνομα. Wenn es dann weiter heifst „Geschlecht (γένος), Charakter (τὸ ἦθος, τοὺς τρόπους), Gestalt

(τὸ εἶδος), Gröfse, Länge, Breite, Zahl (μέγεθος, ὕψος, βάθος, πλῆθος)," so sieht man nicht ein, warum hinter den letzten deutschen Substantiven nicht die entsprechenden griechischen in Klammer angeführt sind. Überhaupt wäre es gut, wenn überall, wo hinter deutschen Ausdrücken griechische in Klammer stehen, wie 46; 47,1; 63,2 a und öfter, die sich entsprechenden unmittelbar auf einander folgten. — Dafs statt des objektiven Genitivs im Griech. nur selten eine Präposition stehe, wie 58 Anm. 1 behauptet wird, stimmt mit den Angaben bei anderen (Krüger, E. Kurz) nicht überein. — In 61 ist übersehen, dafs der Genitiv hinter Adverbien der Art und Weise gewöhnlich ohne Artikel steht, ebenso der hinter Ortsadverbien; wenn er ein unbestimmter Begriff ist; es wird also in πῶς ἔχεις τῆς γνώμης, οὐδαμοῦ τῆς γῆς, πανταχοῦ τῆς γῆς der Artikel zu streichen sein. — Ob sich μιμνήσκειν τινός erinnern an (63,8) belegen läfst, weifs ich nicht; die Schulgrammatiken haben es nicht. — Die Regel (63,9), dafs der Genitiv der Vergleichung nur statt ἤ mit einem Nominativ oder Subjektsaccusativ eintreten kann, ist doch wohl zu eng gefafst; für ἤ mit einem Objektsaccusativ darf er sicher auch stehen. — In πᾶσι τοῖς ἀνθρώποις (66,14 u. 198, letzter Abs.) ist der Artikel besser zu streichen. — Die Bezeichnung „gemütlicher" Dativ für Dativus ethicus (67) will mir nicht gefallen. – Auf die Regel (70), dafs das deutsche „wie, als" bei den Adj. u. Adverbien der Gleichheit u. s. w. durch καί oder durch den einfachen Dativ ausgedrückt wird, folgen nur Beispiele für den Dativ. — Die Regel (111,2), dafs die Reflexivpronomina in Beziehung auf das Objekt desselben Satzes stehen, ist in dieser Fafsung in einem auch für Schüler bestimmten Buche sicherlich zu beanstanden. – 148c wird gelehrt, der Coniunct. prohibitivus werde nur von der 2. Pers. gebraucht; Krüger und Kurz lassen ihn neben dem Imperativ auch in der 3. Person zu. — 165 Anm. 1: „Nach den Verben, die eine blofse Vermutung, ein Meinen . . . bezeichnen, steht nicht ὅτι, sondern ὡς oder die Infinitivkonstruktion" ist nicht richtig; die verba putandi haben doch nur den Infinitiv nach sich. — Die Regel 176 Anm. 2 „Bezieht sich ein Prädikatsnomen beim Infinitiv auf einen Genitiv oder Dativ im Hauptsatze, so kann es auch im Accusativ stehen" bedarf der Einschränkung; das Prädikatsadjektiv steht in der Regel im Casus des bezüglichen Wortes. — Zu 202,1 ist zu bemerken, dafs nach κωλύειν die Wiederholung der Negation sehr häufig unterlassen wird.

Regensburg. Zorn.

Wilhelm Müller, Mythologie der deutschen Heldensage. Heilbronn, Henninger 1886 VIII u. 260 S. 4,50 ℳ.

Die deutsche Mythologie ist seit Jahrzehnten nur wenig gefördert worden. Die Zahl der sie behandelnden Schriften ist allerdings zahlreich und der Ton, in dem sie verfasst sind, sehr zuversichtlich und sicher, aber der unbefangene Beurteiler wird sagen müssen: Meinungen, Meinungen! Das vorliegende Buch des längst auf dem schwankenden Gebiete tätigen Verfassers ist anregend geschrieben und hat gewifs ein unleugbares Verdienst: in der Negation gegenüber berühmten Mythologen freimütig und rücksichtslos zu sein. Es gab eine Zeit — noch liegt sie nicht lange hinter uns — wo es bedenklich war, gewissen diktatorisch verkündeten mythologischen Dogmen Zweifel entgegenzubringen; man mufste gewärtigen, als unwissenschaftlich, jeder Methode bar, mindestens als leichtfertig gebrandmarkt zu werden. Jetzt ist das Wort wieder frei. Müller bekämpft mit

Recht die Sucht, überall in den deutschen Heldensagen Symbolik und Mythen finden zu wollen. Er betont dagegen mit Nachdruck den Umstand, dafs in den Schicksalen der Heroen sich die Geschicke von durch sie vertretenen Völkern widerspiegeln und verfolgt den Gedanken konsequent; vielleicht zu konsequent, denn es ist mifslich, in allen kleinen, unwesentlichen Zügen des Sagenhelden irgend ein Moment aus der Völkergeschichte wiedererkennen zu wollen. Wo M. positiv wird, teilt eben sein Buch die Schwächen aller ähnlichen: die subjektive Anschauung und Phantasie überwiegt hier ganz naturgemäfs und sie hat einen grofsen Spielraum. Vor allem gilt dies auch für die rein mythologischen Partieen. Wie künstlich ist z. B. folgende Konstruktion: der Aussätzige galt im Mittelalter für bürgerlich tot, in der Crescentiasage ist von der Heilung von Aussätzigen die Rede, somit liegt ein Mythus von einer chthonischen Gottheit vor! (S. 130) In Dietrichs Feueratem erkannten die meisten Mythologen bisher eine Spur seiner Identität mit dem Donnergott; Müller, der sonst mit noch schwächeren Anklängen experimentiert, sieht in dem feurigen Atem nur eine Andeutung seiner Furchtbarkeit im Kampfe. Wer sich überzeugen will, auf wie schwachen Füfsen die ganze mythologische Wissenschaft heute noch steht, dem sei das Buch von Müller dringend empfohlen. Es hat alle guten und viele schlechte Seiten der verwandten Werke in sich vereinigt. Müller hat die neuere Literatur sehr gewissenhaft beigezogen, nur die nordischen Arbeiten sind ihm nicht so geläufig. So z. B. ist ihm Bugges Aufsatz über die Rosomonorum gens (Archiv f. n. Filol. I, 1) entgangen. Die Polemik ist durchaus würdig und sachlich gehalten.

Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt und erläutert von Bruno Obermann. Collection Spemann Nr. 100. 1 *M.*

In dem bekannten gefälligen Gewand wird uns, gewissermafsen als Jubelnummer, eine Übersetzung der Gedichte Walthers geboten. Es fehlte an Uebersetzungen bisher nicht (die Simrock'sche, noch unübertroffen, sei allein genannt), dennoch dürfen wir den neuen Ankömmling willkommen heifsen. Die Einleitung gibt das Nötigste über Walther und seine Kunst nach guten Quellen. Zur Ergänzung sei hier auf die beiden kleinen Handausgaben der Gedichte von Paul 1882, von Wilmanns 1886 aufmerksam gemacht. Die Übersetzung ist unter Benützung der neuesten Arbeiten möglichst wortgetreu gehalten. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dafs die Gewissenhaftigkeit des Uebersetzers und der Geschmack des Nachdichters sehr oft in Konflikt kommen mufsten und dafs bald jener bald dieser die Oberhand gewann. So sind denn manche Zeilen ziemlich frei, andere etwas ungeniefsbar geworden. Wir können Obermann defshalb nicht tadeln. Er selbst will durch seine Uebersetzung zum Original hinführen und dessen Verständnifs erleichtern. Mögen recht weite Kreise sich von ihm zu Walther führen lassen.

Jos. Steiner, Sprichwörter und Sprüche als Übungsstoff für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung nach Gleichheit und nach Ähnlichkeit des Wortklanges methodisch geordnet und mit einem Anhang erzählender Übungsstücke für Schule und Haus. 2. verb. u. verm. Aufl. Wien, Hölder 1885. VI + 114 S. *M* 1.20.

Sätze in gröfserer Zahl hintereinander aus dem Stegreif erfinden, um daran Regeln zu üben oder zu erklären ist wenig zu empfehlen; es werden nicht die besten. Steiners Buch überhebt den Lehrer dieser

Mühe für die orthographischen Übungen. Meist sind es sprichwörtliche Redensarten, Sprichwörter, daneben selbst erfundene Sätze, die er bietet; nur sehr wenig Gezwungenes, Geschmackloses ist mit untergelaufen, und die geschickte Auswahl macht das Buch recht brauchbar. Die ähnlich- und gleichlautenden Wörter sind nach den in Frage kommenden Lauten und deren Bezeichnung zusammengestellt also z. B. die mit gedehntem und die mit 'geschärftem' a wie Strafe — straffe. Die Beschränkung auf ähnlich- und gleichlautende Wörter ist vielleicht ein Mangel; aber ihre Einübung gibt bei der großen Zahl von Beispielen Gelegenheit, alle orthographischen Regeln und „Ausnahmen" zu wiederholen; ein paar Abschnitte am Schluſs ergänzen in dieser Richtung das Buch; sie enthalten vermischte Übungen, Fremdwörter, entferntere Ähnlichkeiten. Dem Lehrer wird der reiche Vorrat an Sprüchen noch über die orthographischen Übungen hinaus nützlich sein.

Die Orthographie Steiners ist natürlich die österreichische, die in der Beibehaltung des h viel konservativer ist als die deutsche. Sehr empfiehlt sich die österreichische Schreibung der s-Laute, wobei ß immer den kurzen scharfen ſſ oder ſs den gedehnten scharfen, ſ den kurzen weichen Laut bezeichnet. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

München. O. Brenner.

Ernst Moritz Arndt, von Lösche. Gotha, Perthes 1884. M. 1.

Der rührige Verlag von F. A. Perthes läſst bekanntlich auſser kommentierten Ausgaben deutscher Dichtungen auch Lebensbeschreibungen von Schriftstellern erscheinen. Zu diesen gehört Arndts Biographie, eine gute Schrift, die besonders des „Deutschen Reichsherolds" Leidenszeit schildert. Trefflich ist auch die litterarische Charakteristik; s. bes. S. 65. Mehr Proben (schon S. 22) würden am Platze sein. Begeisternd ist die Erhebung Deutschlands (S. 27) geschildert. Dagegen vermiſst man eine Erklärung darüber, wie Arndt aus einem guten Schweden (S. 12) fast plötzlich ein guter Deutscher geworden ist. Die Darstellung zeigt einige Unebenheiten: „Lachenausberster" (S. 4) und gleich darauf „schlieſst daraus" (statt läſst schlieſsen?); „daſs er emsig Bibel und Gesangbuch gewälzt" (S. 23); „grauenvollste Anblicke muſsten sie erdulden" (S. 26); „dem gröſsten Jahr seines Lebens" (S. 27); „Wertung Preuſsens" (zweimal, einmal auf S. 37); „sein Haus, welches die Schönheit des Siebengebirges gerade aufs Korn nahm" (S. 42). Auf S. 9 stehen drei überflüssige Fremdwörter: Calembourg, latitudinarisch, undrapiert. Der Hieb auf Bismarck (S. 43) bliebe, obwohl er nicht gehässig und wohl auch an sich gerechtfertigt ist, in einem für Schüler bestimmten Buche besser weg. Lebten wir in einer weniger gefährlichen Zeit, würde ich das Buch für die oberste Klasse unbedenklich empfehlen; da es aber heutzutage nicht ganz selten vorkommt, daſs Bücher aus der Schülerlesebibliothek von — ängstlichen Eltern und anderen Leuten öffentlich vor dem Landtag kritisiert werden, so möchte ich die Lehrer katholischer Anstalten auffordern, bevor sie das Buch einstellen, S. 52 und 53 prüfend durchzusehen.

Bellermann, Jonas, Imelmannn, Suphan, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Berlin, Weidmann. Dritter Teil, Quarta 1862 M. 1,60 — Vierter Teil, Untertertia 1884 M. 1,80.

Der erste Teil dieses Lesebuches ist im 20. B. d. Bl. (S. 61 u. ff.) angezeigt.*) Das dort gespendete Lob können wir nun erheblich steigern.

*) Der 2. Teil ist uns nicht zugekommen.

Das Werk d. V. wird voraussichtlich an vielen Anstalten nicht nur Preufsens Eingang finden; der reiche Stoff, die äufserst taktvolle (die spezifisch preufsische Geschichte tritt keineswegs in den Vordergrund) und glückliche Auswahl und die prächtige Ausstattung sichern ihm einen ehrenvollen Platz in der reichen Lesebuch-Litteratur. Für die Herausgeber sind, wie schon in der Anzeige des 1. Teiles hervorgehoben wurde, die Laas'schen Grundsätze mafsgebend gewesen und so kommt es, dafs manche Gedichte, die man eher für Ober-Tertia oder gar Unter-Secunda versparen möchte, für eine niederere Stufe bestimmt wurden. Das Prinzip, alles fachwissenschaftliche, also auch geschichtliche und geographische Darstellungen fern zu halten (s. Vorwort zum 1. Teil), konnte, wie wir vorausgesehen haben, glücklicher Weise nicht streng durchgeführt werden, und darin sehen wir keine tadelnswerte Inkonsequenz. Es ist ja auch ganz unmöglich, Muster für die prosaischen Darstellungsformen zu finden, die alles historische und geographische Material entbehren. Der Verzicht auf andere fachwissenschaftliche Darstellungen aber verdient reichliches Lob; denn es ist sicher ein Unsinn, wenn dem Lehrer zugemutet wird, „bald über Schnee und Stahlfederfabrikation, bald über Mithridates und den Heringsfang zu reden“ (Laas d. d. U. S. 339). Beiden Teilen ist wieder ein grammatischer Anhang beigegeben.

Speier. A. Brunner.

Baumann Heinrich, Londinismen, Slang und Cant. Berlin 1887. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Die Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin, die sich um das Studium der modernen Sprachen durch die Herausgabe vortrefflicher Lehr- und Hilfsbücher so viele Verdienste erworben, hat sich neuerdings den Dank der Kollegen durch die Herausgabe eines Hilfsbuches verdient, das bei der Lektüre englischer Humoristen gewifs oft schmerzlich vermifst wurde. Unter angegebenem Titel hat Heinrich Baumann eine alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen der Londoner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunftausdrücke gegeben. Dabei findet der Leser eine geschichtliche Darstellung der Litteratur des Cant und Slang mit Hinweis auf die bestehenden Hauptwerke, nebst Musterbeispielen und Erläuterungen. Das Verzeichnis der Werke, in denen der Argot der Strafse vertreten ist, beginnt mit dem in den Jahren 1566 oder 1567 erschienenen Vocabular des Thomas Harmann, dem das Verdienst gebührt, das englische Rotwelsch in systematischer Weise dargestellt zu haben, und ist bis zu den Erscheinungen der neuesten Zeit fortgeführt. An diese geschichtliche Darstellung schliefsen sich interessante Abhandlungen über die Herkunft und die sprachliche Stellung des Slang, über den Volkswitz als Sprachquelle, über die Hauptgattungen des Slang und eine kurzgefafste Lautlehre der Londoner Volkssprache nebst einigen grammatischen Winken an. Dafs dieses Buch für den deutschen Leser bei der Lektüre englischer Humoristen, welche die vulgären Ausdrücke der Hauptstadt gerne benützen, ein unentbehrliches Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern bildet, liegt auf der Hand. Der V. hat sich indessen nicht auf den Slang und Cant allein beschränkt, sondern er gibt auch Ausdrücke, die in London tagtäglich gehört werden, aber doch nicht eigentlich als Londoner Argot angesehen werden dürfen. Was aber den Wert des Buches besonders erhöht, ist der Umstand, dafs ein nicht unbeträchtlicher Teil des darin zusammengetragenen Wortschatzes aus dem lebendigen Verkehr

mit dem Londoner Volksleben selbst hervorgegangen ist. Es ist das Resultat der fleifsigen Sammelthätigkeit des Herausgebers. Die Ausstattung ist, wie bei allen Langenscheidt'schen Büchern, eine vortreffliche und auch der Preis (4.60 ℳ gebunden) ist in Hinsicht auf den reichen Inhalt des Buches ein mäfsiger zu nennen. Somit kann das Buch nach allen Richtungen hin den Kollegen als Pendant zu Villattes Parisismen bestens empfohlen werden.

München. Joseph Steinberger.

Molière, le Misanthrope, comédie en cinq actes et en vers. Mit Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis versehen von A. Mayer, Kgl. Studienlehrer am Ludwigs-Gymnasium in München. München, 1886. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

Diese Ausgabe ist das 2. Bändchen der Reihe von Schulausgaben französischer Klassiker, welche einige verehrte Münchner Kollegen zu veröffentlichen gedenken. Wenn wir nur das berücksichtigen, was der Lehrer bei der Schullektüre notwendig den Schülern bieten mufs, um diesen den betreffenden Klassiker nicht nur verständlich, sondern auch nutzbringend zu machen, so können wir diese Ausgabe in jeder Beziehung freudig begrüfsen. Es ist dem Werkchen eine Einleitung vorausgeschickt, welche das Leben und die Werke des Dichters enthält. Dann folgt eine kurze Schilderung der im Stücke vorkommenden Personen, wodurch der Schüler passend zur leichteren Auffassung der Charaktere geführt wird. Der beigedruckte Brief des Herrn P. Bardy, professeur à Courpière, über das Lesen der französischen Verse kann nur willkommen sein. Der Text ist mit Anmerkungen versehen, die in richtigem Mafse teils die Übersetzung schwieriger Ausdrücke geben, teils auf den jetzigen Sprachgebrauch hinweisen. In diesen beiden Beziehungen sind diese Anmerkungen mit lobenswertem Fleifse gefertigt und vollständig zufriedenstellend. Dagegen scheint die Erklärung synonymer Ausdrücke absichtlich vermieden zu sein und auch der Hinweis auf die lateinische Abstammung ist nur ausnahmsweise gegeben.

Choix gradué de prose et de poésies pour la lecture et la récitation par J. B. V. Géhant, lecteur à l'université de Munich. Munich, 1886. J. Lindauer (Schöpping) libraire-éditeur 1886.

Herr Géhant, welcher schon durch seine Méthode euphonique und durch seine Grammaire euphonique, sowohl in französischen als auch in deutschen wissenschaftlichen Blättern eine ehrenwerte Besprechung verdient hat, bietet in vorliegendem Bändchen eine Auswahl französischer Lesestücke in drei Abstufungen in Prosa, denen sich drei Abschnitte von Gedichten anschliefsen. Der Verf. selbst gibt in seiner Vorrede genau die Grenzen an, innerhalb welcher sich die Stücke einer jeden Abteilung befinden, so dafs wir an dieser Einleitung einen sicheren Führer haben. In der ersten Stufe finden wir kurze Stücke in erzählender Form mit Wörtern, deren Aussprache und Bindung dem Schüler ziemlich leicht sind. In der zweiten Stufe treffen wir längere Lesestücke mit Perioden und Sätzen, die einerseits die Bindung erschweren und anderseits bereits den richtigen Ton im Lesen erfordern. In der dritten Stufe wird verlangt, dafs der Schüler mit der Anwendung des tonischen und rednerischen Accentes vertraut sei und dafs er nach dem Geiste der französischen Sprache den rednerischen

Accent vorherrschen lasse. Den poetischen Stücken, die in ähnlicher Weise vom Leichten zum Schweren fortschreiten, ist eine kurze Einleitung über das Lesen der Verse vorangeschickt, die aber zu wenig erschöpfend ist. Im ganzen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daſs diese Auswahl von Lesestücken in der Schule freudige Aufnahme finden wird, da sowohl die stufenweise Anordnung als auch die Mannichfaltigkeit des Inhalts ganz befriedigend sind.

München. Dr. Jos. Wallner.

B. Gerathewohl, Die Reiter und die Rittercenturien zur Zeit der römischen Republik. München 1886, Th. Ackermann. 103 S. gr. 8°.

Mit Recht sagt Mispoulet in seinen „Institutions politiques des Romains" (Paris 1883) Bd. II S. 194: „Il est peu de questions, en matière d'institutions romaines, qui aient été traitées aussi souvent que celle des chevaliers; malgré ces nombreux travaux, presque tous d'une valeur incontestable, bien des points restent encore obscurs et laissent un vaste champ ouvert à l'hypothèse." In das teilweise noch äuſserst dunkle Gebiet der römischen Equites und der römischen Rittercenturien, in ihre Entstehung und Zusammensetzung sucht der V., dem Sinn und Verständnis für militärische Organisation nicht abzusprechen ist, einiges Licht zu bringen. Er stellt sich hiebei anfänglich auf den Standpunkt Madvigs, der bekanntlich gegen die Systematiker und Dogmatiker der römischen Altertumswissenschaft energisch front macht, sieht sich aber gleich bei der Behandlung der ersten Frage über die Equites der Königszeit eben wegen des Widerspruches der darüber vorhandenen Quellen in die Unmöglichkeit versetzt, ein positives Resultat vorzulegen. Was bleibt nun in solchen Fällen — und diese sind in den römischen Antiquitäten zahlreich — übrig, als zu Hypothesen zu greifen? Und an solchen ist der V. selbst nicht unfruchtbar; nur nennt er sie Ergebnisse seiner Untersuchung (S. 83—85). Hiernach war die Form der Rittercenturien zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene; der Ritterstand änderte hiernach seinen Charakter mit den gracchischen Gesetzen; in der Zeit vor den Gracchen bildeten die equites equo publico die Legionsreiterei, ihre Zahl war also veränderlich; die equites equo privato waren keine feste Institution und dienten ohne Staatszuschuſs; die Centurien der Ritter umfaſsten neben den aktiven Reitern alle Inhaber des census equester, so lange die equites Romani die Legionsreiterei bildeten; aus den centuriae equitum wurde die Reiterei ausgehoben u. s. w. Schon aus diesen wenigen Sätzen läſst sich die Opposition erkennen, in welcher der V. gegen manche hergebrachte Meinungen und Annahmen steht; er wird sich jedoch im einzelnen noch nach stärkeren Beweismitteln umsehen müssen, wenn er die Richtigkeit all seiner Behauptungen aufrecht erhalten will. Daſs übrigens schon 1881 von Mispoulet (Revue de Philologie, S. 177—185) die Existenz der equites equo privato bestritten wurde, scheint dem V., der bei seiner diesbezüglichen Untersuchung von den nämlichen Stellen bei Livius (5, 7, 13 und 27, 11, 14) ausgeht, nicht bekannt gewesen zu sein.

Was Livius XXX, 18 den Gebrauch des Wortes ferme betrifft, welches bei einer nicht abgerundeten Zahl (duo et viginti ferme equites illustres . . . . perierunt) als auffällig bezeichnet wird (S. 27[1]), so genügt es auf Livius XXIII, 37, 11 zu verweisen, wo es heiſst: (Ti. Sempronius) signa militaria ad quadraginta unum cepit.

München. M. Rottmanner.

Kiepert, Atlas der alten Welt, 19. Aufl. Neu bearbeitet von Carl Wolf. Weimar, Geographisches Institut. 1884.

Dieser 16 Haupt- und 20 Nebenkarten enthaltende Atlas ist eine Neubearbeitung des sich grofser Verbreitung erfreuenden historisch-geographischen Atlas von Heinrich Kiepert. Aufser einigen äufserlichen Neuerungen (Ersetzung der bisherigen Meeresschraffur durch bläuliches Kolorit etc.) enthält derselbe auch zahlreiche sachliche Änderungen, welche die neueren Ergebnisse der geschichtlichen Forschung berücksichtigen. Mehrere Haupt- und Nebenkärtchen sind ganz neu gestochen und so übersichtlich, fein und geschmackvoll gearbeitet, wie man es von einer Wolfschen Karte nicht anders erwarten kann. Da der Atlas auch die für die Lektüre der Historiker an den Gymnasien nötigen topographischen Angaben in ausreichender Weise enthält (sogar für Polybius wäre noch genügend gesorgt), so kann er zum Gebrauch an unseren Schulen warm empfohlen werden, um so mehr, als auch ein dem Atlas vorausgeschickter erläuternder Text (48 S.) eine kurze Entwicklung der Länder- und Völkerkunde, sowie eine allgemeine Übersicht über die den Alten bekannten Länder der 3 Kontinente gibt.

Im Einzelnen möchte ich noch Folgendes bemerken: In der Einleitung vermifst man die Erwähnung der bedeutenden Astronomen Eudoxus (um 370) und Hipparchus (um 150), von denen der eine zuerst die mathematischen Beweise für die Kugelgestalt der Erde gab und dieselbe in Zonen einteilte, der andere die Kartenprojektionen erfand, die Kreiseinteilung in 360° einführte und so die Kartenzeichnung in einer Weise vervollkommnete, dafs seine Erfindung im ganzen und grofsen bis auf unsere Zeit mafsgebend geblieben ist.

Es fehlt ferner die Angabe mehrerer Orte, die im Geschichtsunterricht und bei der Lektüre des Gymnasiums vorkommen, z. B. Doriscus (Herodot), die Arginusen und Notium (Xenoph. Hell.), mehrere Städte auf der chalcidischen Halbinsel (Herod.), Decelea (Thucyd.), die Κυάνεαι πέτραι (Cyaneae Insulae) im Bosporus Thrac., die bei Euripides, Herodot, Ovid, in der Argonautensage u. a. genannt werden. Warum sind ferner an der Westküste des Pontus Euxinus unbedeutendere Orte, wie Anchialus, Mesembria angegeben, während der Schüler gröfsere und bekanntere, wie Odessus, Tomi im Atlas nicht findet?

Eigentümlich nimmt sich die Bezeichnung aus: Glückliche Inseln statt Fortunatae Insulae und die Schreibweise Hesperu Ceras (st. Hesperi Cornu), Notu Ceras (st. Noti cornu), obwohl allerdings ähnliche Formen bei Plinius, Solinus u. a. vorkommen. Mit dieser Änderung würde auch der einheitliche lateinische Kartentext strenger durchgeführt werden.

Unrichtig ist die Schreibweise Java dia (Karte 1) statt diu oder diva; desgleichen Ilius portus (Karte 14) statt Itius portus (Caes. bell. Gall. V, 2); ferner Tieum (in Bithynien) st. Tium (nach Ptolem. und Arrian). Unrichtig ist auch die Angabe: Phasis (Sebastopolis) (am Pont. Eux., Karte 6); denn Sebastopolis liegt nördlicher und ist = Dioscurias. Diese ungenaue Angabe stützt sich offenbar auf Ptolem. V, 6, wo als nördliche Grenze von Cappadocia Sebastopolis unter 44° 45' angesetzt wird, statt Phasis, während derselbe später V, 10 bei der Beschreibung der Landschaft Colchis als südlichste Stadt Phasis nennt, nicht Sebastopolis, und im nämlichen Abschnitt richtig sagt: Διοσκουριὰς ἡ καὶ Σεβαστόπολις. Auch von keinem andern Schriftsteller, wie Plinius, Scylax, wird Sebastopolis an der Mündung des Phasis erwähnt, sondern sie geben ausdrücklich die Reihenfolge der Flüsse und Städte zwischen Phasis und Sebastopolis an, und Arrian

in seinem Periplus Pont. Eux. 14 rechnet von Phasis bis Sebastopolis 810 Stadien und sagt: Ἡ δὲ Σεβαστόπολις πάλαι Διοσκουριὰς ἐκαλεῖτο, und unter 25: εἰς Διοσκουριάδα, τὴν νῦν Σεβαστόπολιν καλουμένην. Darnach wäre also dieser auch sonst verbreitete Fehler zu verbessern.

München. G. Biedermann.

Länderkunde des Erdteils Europa, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von A. Kirchhoff. Mit vielen Abbildungen und Karten. Leipzig, Freytag 1886. Lieferung 5—13 (S. 1—100) à 90 ₰.

Die grofse Freude, mit der wir vor einiger Zeit in diesen Blättern*) die von Prof. Kirchhoff geleitete Herausgabe einer „Länderkunde der fünf Erdteile“ angekündigt haben, ist mit dem Erscheinen der 8. Lieferung stark herabgestimmt worden. Die Verlagsbuchhandlung hat nämlich derselben eine Erklärung beigegeben, derzufolge die Herausgabe einer allgemeinen Länderkunde zweifelhaft geworden, und ihrerseits nur mehr das Erscheinen einer „Länderkunde von Europa“ zugesichert werden könne, und diesen letzteren Titel tragen denn auch die weiteren bis jetzt erschienenen Hefte. Was eine solche Einschränkung des ursprünglichen Planes verursacht hat, wird nicht mitgeteilt. Jedenfalls ist es zu bedauern, dafs dieses deutsche Monumentalwerk, für dessen Herstellung so viele tüchtige Kräfte gewonnen waren, nur wieder ein Torso bleiben soll, während sein französisches Seitenstück, der viel gröfser angelegte und viel kostspieligere Riesenbau der „Géographie universelle“ von Reclus, obwohl auf den Schultern eines einzigen Mannes ruhend, rüstig und sicher seiner Vollendung entgegengeht.

Unsere Länderkunde von Europa nun soll in 2 Bänden oder 130 Heften erscheinen. Eröffnet wird dieselbe durch die Darstellung des deutschen Reiches von Prof. A. Penck in Wien, welche bis zur 13. Lieferung das südliche und den gröfsten Teil des mittleren Deutschland umfafst. Zur Charakteristik dieser deutschen Länderkunde wird es genügen, wenn wir eine Art Stichprobe machen und den 1. Abschnitt „das Alpenvorland und seine Umwallung“ (S. 135—205) d. h. die Geographie Altbayerns einer näheren Betrachtung unterziehen.

Das hier wie überall eingehaltene Schema — 1. Orographie (S. 135—159), 2. Bildungsgeschichte (S. 159 - 173), 3. Anthropogeographie (S. 173—205) — gestattet einen Schlufs auf die Methodik der Darstellung. Vor allem mufs es für den Standpunkt des V., der bisher blofs auf geologischem Gebiete als Forscher und Schriftsteller rühmlich bekannt geworden, sofort als bezeichnend erscheinen, dafs der „Bildungsgeschichte“ d. h. der Geologie des Alpenvorlandes ein eigenes Kapitel gewidmet ist, während doch die geologische Disziplin nur als geographische Hilfswissenschaft zur Erklärung der Bodenplastik verwendet werden sollte. Diese Tendenz tritt auch schon im orographischen Abschnitte hervor, wo die drei Zonen der bayerischen Hochebene nicht rein morphologische, sondern geologische Bezeichnungen erhalten: die Zone des „tertiären Hügellandes“, der „Schotterflächen“ und der „Moränenlandschaft“. Übrigens hat der V. die landschaftlichen Unterschiede dieser drei Hochflächengürtel vortrefflich gezeichnet. Nicht minder gelungen ist die orographische Charakteristik des bayerischen Alpenlandes im Gegensatz zu dem schwäbischen und schweizerischen Alpengebiete. Etwas flüchtig dagegen scheint mir

*) vgl. Bd. XXII S. 327 ff.

die Beschreibung des bayerischen Waldes d. h. des bayerischen Anteils am Böhmerwalde geraten zu sein; sie ist sogar nicht frei von kleinen Irrtümern. So lesen wir (S. 156), dafs „der 60 m. hohe Plöckenstein sich auf dem Gipfel des Dreisesselberges erhebt, die höchste Erhebung des Berges darstellend, gleichsam ein Turm auf demselben." Nun ist es aber gerade dieser merkwürdig geschichtete „Turm", der wegen seiner eigentümlichen Gestaltung den Namen „Dreisessel" führt, während man unter „Plöckenstein" oder vielleicht richtiger „Blöckenstein" eine an den Dreisesselberg ostwärts sich anschliefsende höhere Kuppe des ganzen Gebirgszuges versteht.

Ausführlich und ganz vortrefflich ist das interessante Kapitel über Anthropogeographie behandelt, und wir stehen nicht an diesen Teil für den wertvollsten und gelungensten der ganzen Darstellung zu erklären, was gegenüber der oben angedeuteten wissenschaftlichen Vergangenheit des V. einigermafsen überraschen mufs. Die Anthropogeographie hat sich bekanntlich mit den landschaftlich-architektonischen Formen und den geographischen Gesetzen menschlicher Siedlung auf der Erdoberfläche zu beschäftigen. Beiden Aufgaben, der beschreibenden und erklärenden, ist nun P. in vorzüglicher Weise gerecht geworden; er schildert nicht nur den baulichen Charakter unserer Hof-, Dorf- und Stadtsiedlungen, sondern erörtert auch auf das sorgfältigste die in der Bodenplastik und somit in den Verkehrswegen liegenden Bedingungen der Entstehung und des Aufschwunges oder auch des Niederganges der bayerischen Städte. Nur der bayerische Wald ist auch hier etwas flüchtiger behandelt; unter den Ansiedlungen im Innern desselben (S. 204) hätte neben Zwiesel doch auch Grafenau schon deshalb Erwähnung verdient, weil es die einzige Stadt jenes Gebietes ist.

Ein geographischer Autor mufs viel beschreiben und schildern; er hat demnach neben der wissenschaftlichen Aufgabe auch eine ästhetische, und insbesondere fällt bei einem für viele Leser bestimmten Werke wie bei unserer Länderkunde die Art und Weise der Darstellung bedeutend ins Gewicht. Wenn wir nun von diesem Gesichtspunkte aus unsere Beschreibung des Voralpenlandes mit dem entsprechenden Abschnitte der Geographie Bayerns bei Reclus (III, 638—688) vergleichen, so wird sich alsbald ergeben, dafs die französische Arbeit, so wenig sie die wissenschaftliche Akribie unseres deutschen Werkes erreicht, dem letzteren in Bezug auf Eleganz des Stiles und malerische Kunst der Beschreibung entschieden überlegen ist. Pencks Darstellung ist im Ganzen ziemlich abstrakt, manchmal etwas schwerfällig und für Laien in der Geographie oft schwer verständlich. Auch mangelt ihr nicht selten die stilistische Sorgfalt. Abgesehen von eigentümlichen Ausdrücken, wie dem stets wiederkehrenden „queren" und „ausgesprochen" — letzteres im Sinne von „hervortretend" z. B. „Ohne scharf ausgesprochenen (!) Spitzen" (S. 154), — notieren wir nur folgende gewifs sorglos stilisierte Stellen: „Thatsächlich liegen die Thatsachen anders" (S. 136). — „So tritt ein auffallendes Zurücktreten gröfserer Orte entgegen" (S. 204) — oder gar (S. 104): „Eine ebensolche Zickzacklinie beschreibend wie die bayrisch-tiroler (!) Grenze".

Schliefslich noch ein Wort über die dem ganzen Werke bisher beigegebenen Abbildungen und Karten. Es sind teils Vollbilder, teils in den Text eingeschaltete bildliche Darstellungen. Von den ersteren enthält jede Lieferung in der Regel drei Blätter, meist Holzschnitte nach Photographieen mit Landschafts- und Städtebildern in buntem Durcheinander. Die Städtebilder bieten zum teil mehr ein architektonisches als geographisches Interesse, und vielleicht würde es der sonstigen streng wissen-

schaftlichen Haltung des Werkes besser entsprochen haben, wenn anstatt derselben eine gröfsere Anzahl von so instruktiven Spezialkarten wie „der Rhein von Bingen bis Koblenz" und „die Vulkanreihe der Eifel" geliefert worden wäre.

Landshut. J. Wimmer.

Dr. J. Falkenstein, Afrikas Westküste. Vom Ogowe bis zum Damaraland. I. Abt. mit 81 Abbildungen. Leipzig, Freytag und Prag, Tempsky. 1885. 236 S. 1 ℳ.

Gewifs nur als eine sehr zeitgemäfse Arbeit können wir einen im besten Sinne popularisierenden Beitrag zur Aufklärung über den colonialpolitisch so wichtig gewordenen afrikanischen Westen erklären. Dr. J. Falkenstein hat auf grund tüchtiger Belesenheit und namentlich aus eigenem Augenschein, den er als Reisender in den von ihm behandelten Gebieten im Jahre 1876 genommen, die reichhaltige kondense Darstellung der küstennahen Länder vom Äquator bis zum 17.° südl. Br. behandelt.

Nach einer sorgfältigen Darstellung der Fortschritte, welche die Entdeckungsreisen für die Erschliefsung des Kongogebietes und der nördlichen und besonders südlichen Ufergebiete erwirkt haben (S. 1—48), werden die physischen Verhältnisse dieser Länder charakterisiert. Bei der Behandlung des Klimas werden namentlich auch die Krankheiten, welche der Europäer hier zu fürchten hat, sowie das Verhalten gegen sie besprochen, ein Zeichen von der praktischen Behandlung, die der Autor dem Büchlein durchweg aufgeprägt hat. Hieher gehört auch die Vorführung der Hafenstadt Mossamedes als eines klimatischen Kurortes. Wir rühmen nun die praktische Weise Falkensteins besonders auch hinsichtlich seiner Skizze der Pflanzenwelt; denn auf diesem Felde findet sich der Laie so oft durch die Sorgfalt oder durch den Mangel an populärer Ausdrucksweise der Länderbeschreibung minder angenehm berührt. Z. B. die Ölpalme, der Baumwollbaum und der Affenbrotbaum werden als wichtigste Gewächse dieser Gebiete ebenso klar als ausreichend in ihrer Erscheinung und Bedeutung gezeichnet. Im ethnographischen (S. 111—155) und kulturbeschreibenden Teil, welch letzterer eine voll ausreichende Darstellung des Negerlebens bietet, macht sich auch die kritisch-wissenschaftliche Beherrschung des Stoffes durch den V. nützlich geltend. Wir heben da besonders seine Berichte und Prüfung über „Zwergvölker" oder die Pygmäen der Alten S. 127-137 heraus, welche das auch sonst bestätigte Resultat bringen, dafs die Buschmänner, wie die von Falkenstein beobachteten Obongo, als Ureinwohner Innerafrikas anzusehen seien. So dürfen wir also dieses Werkchen eines unserer hervorragenden Afrikareisenden und -kartographen bestens der Lektüre der gebildeten Kreise und der reiferen Jugend empfehlen; für letztere würde man übrigens den Mangel einiger Frauenabbildungen, z. B. Nr. 41, nicht verdriefslich empfinden.

München. Dr. W. Götz.

Naturgeschichte des Pflanzenreichs. Grofser Pflanzenatlas mit Text für Schule und Haus. Herausgegeben von Dr. M. Fünfstück, Privatdozent am Kgl. Polytechnikum zu Stuttgart. Stuttgart, 1885. Emil Hänselmanns Verlag.

Von diesem Werke, das mit 40 in Zwischenräumen von je 14 Tagen erscheinenden Lieferungen vollständig sein wird und auf 80 Grofsfolio-

tafeln mehr als 2000 kolorierte Abbildungen, aufserdem circa 40 Bogen erläuternden Text mit vielen Holzschnitten zu bringen verspricht, liegt die 1. Lieferung, 8 Seiten Text und 3 Tafeln enthaltend, vor uns. Ein Verzeichnis der Abbildungen von Tafel 1—45 läfst ersehen, dafs bei der Auswahl nicht nur die häufiger vorkommenden deutschen Arten, sondern auch wichtigere ausländische Pflanzen Berücksichtigung gefunden haben, wobei die Anordnung getroffen ist, dafs eine Tafel in der Regel nur nahe Verwandtes vorführt. Die Zeichnungen sind korrekt und lassen, wenn sie nicht die natürliche Gröfse geben, letztere aus den beigefügten Verhältniszahlen ersehen. Die Kolorierung ist sauber und mindestens ebenso gut, wie in anderen ähnlichen Werken; da wir aber glauben, den Grundsatz festhalten zu müssen, dafs bei naturgeschichtlichen Abbildungen die verschiedenen Nüancirungen nur durch Töne der betreffenden Lokalfarben zu geben sind, so möchten wir das Bedenken aussprechen, ob letztere einer besseren Farbenwirkung zu liebe nicht manchmal zu sehr modifiziert sind. Der Text bringt eine allgemeine Einleitung in die Naturwissenschaften und 4 Seiten von der Einleitung in die Botanik. Dafs derselbe dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft entspricht, ist von dem Herrn V. wohl nicht anders zu erwarten; er möchte für den weniger Erfahrenen — und solchen soll das Werk doch vorzugsweise dienen — an manchen Stellen vielleicht nur etwas zu knapp sein; so z. B. dürfte die Ausdrücke links- und rechtswindend nicht sofort jedermann verstehen. Auch sollte wohl die lateinische Bezeichnung terminologischer Ausdrücke, die doch hier zunächst nur den Zweck zu haben scheint, dem Verständnis der nachfolgenden Nomenklatur dienlich zu sein, bei den verschiedenen Arten des Stengels konsequenterweise nicht fehlen, da auch die hieher gehörigen termini zur Artbezeichnung verwendet werden. Doch suchen wir mit diesen Bemerkungen die treffliche Arbeit keineswegs herabzusetzen. Vielmehr nehmen wir keinen Anstand, falls die weiteren Lieferungen der ersten gleichkommen, das Werk als vorzüglich und in keinem Verhältnis zu dem geringen Preise — 20 ℳ — stehend zu bezeichnen. Von dem bekannten Atlas zur v. Schubertschen Naturgeschichte unterscheidet sich vorliegender, abgesehen von der nahezu doppelten Anzahl der Tafeln und der, wie es scheint, häufigeren Beigabe von Abbildungen einzelner Pflanzenteile, wesentlich durch seine systematische Anordnung und durch Angabe des Verhältnisses der Abbildungen zur natürlichen Gröfse.

A. Dr. Paul Wossidlo, Leitfaden der Zoologie für höhere Lehranstalten. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1886. VIII u. 314 S. Preis geb. 3 ℳ.

B. Dr. Paul Wossidlo, Lehrbuch der Naturgeschichte. I. Band. Lehrbuch der Zoologie für höhere Lehranstalten sowie zum Selbstunterrichte. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1886. XVI u. 525 S. Preis ungeb. 4 ℳ.

Während der Leitfaden für den Unterricht in der Schule bestimmt ist, soll das Lehrbuch desselben Verfassers dem Lehrer als Hilfsmittel, sodann fortgeschritteneren Schülern zur privaten Erweiterung ihrer Kenntnisse dienen. Daher ist in jenem die Darstellung zwar nach allen Seiten hin knapper als in diesem, liegt aber doch beiden dieselbe Anordnung zu grunde, und hat hiefür der Verfasser das wissenschaftliche System gewählt, weil dieses dem Lehrer die meiste Freiheit in der Verteilung

des Lehrstoffes, in der Auswahl der Objekte und in der Wahl der Methode gestatte. Mit den Wirbeltieren beginnend werden die einzelnen Kreise in ihren Klassen und Ordnungen vorgeführt, wobei Gattungs- und Familienbegriffe als gleich behandelt, Familien mit stärker differenzierten Gattungen, wie z. B. die Horntiere, in Gruppen zerlegt, Übergangsformen an gröfsere Familien angegliedert werden. Aufser der dadurch erreichten übersichtlicheren und einfacheren Gestaltung des Systems verdient als ein weiterer Vorzug beider Bücher hervorgehoben zu werden die meisterhaft klare und bestimmte Merkmalsangabe, bei wichtigeren Tieren und Repräsentanten mit peinlicher Sorgfalt ins Detail gehend, bei minder wichtigen mit wenigen scharfen Strichen das Objekt charakterisierend. An die Beschreibungen reihen sich biologische Skizzen, an die einzelnen Klassen und Kreise Zusammenstellungen der zugehörigen Ordnungen und Familien, sowie eine vergleichende Übersicht über sämtliche Kreise des Tierreiches. Den Schlufs bildet ein Abschnitt über Bau und Verrichtungen des menschlichen Körpers, dem im Lehrbuch noch ein kurzer Anhang über Elementarorgane folgt. Die vielen Abbildungen (in A 487, in B 649) sind durchweg recht hübsch und dienen wirklich der Anschauung, wie man es überhaupt beiden Büchern ansieht, dafs sie nicht gewöhnliche Marktwaare, sondern eine Frucht zielbewufsten Unterrichtes und gewissenhaften Fleifses sind, an der jeder Lehrer seine Freude haben mufs.

Dr. Paul Buchholz, Tier-Geographie. Leipzig 1886. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. VIII und 152 Seiten. Preis 1 ℳ 20 ₰.

Vorliegendes Büchlein bildet die 2. Abteilung einer gröfseren Sammlung von Hilfsbüchern zur Belebung des geographischen Unterrichtes. Nachdem in einigen einleitenden Abschnitten die Aufgabe der Tiergeographie, die Mittel der Ausbreitung, die Schranken der Verbreitungsbezirke der Tiere kurz besprochen und die für die Kulturentwickelung der menschlichen Gesellschaft bedeutsamsten Tiere aufgezählt sind, geht der V. daran, von Seite 18 ab die Charaktertiere der einzelnen Erdteile in Naturbildern vorzuführen. Dabei wählt er nicht Gruppenbilder nach zoologischen Regionen und Subregionen, sondern Einzelbilder nach Erdteilen; jedem der letzteren geht eine kurze Angabe der wichtigsten charakteristischen Tiere seiner einzelnen Unterabteilungen (Zonen des V.) voraus. Den Hauptinhalt des Büchleins bilden so nicht ganz 100 Einzelbilder von Tieren, etwas mehr als die Hälfte Säugetiere, das übrige — abgesehen von etwa einem Dutzend Reptilien und Amphibien — Vögel, wobei der V. die am meisten genannten der nützlichen, schädlichen, sonst merkwürdigen Tiere herausgreift und ihre Lebensweise, ihre Beziehungen zu den Menschen, ihre Jagd etc. etc. schildert. Wie in der Anlage des Ganzen, so werden auch bei den Einzelbildern die tiergeographischen Probleme mehr gestreift, und es ist somit recht fraglich, ob das Büchlein in dieser Form einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommt. Wer sich aber begnügt oder begnügen mufs, im Geographieunterrichte die wichtigsten Tiere eines Erdteiles in ihren äufsern Lebensverrichtungen zu kennzeichnen, dem wird das vorliegende Büchlein gute Dienste leisten, wie es auch den Schülern zur Privatlektüre empfohlen werden kann. Es ist recht lebendig geschrieben; nur hat sich der V. in seinem Streben nach lebendiger Darstellung zu recht eigentümlichen Übergängen, Vergleichen, teleologischen Bemerkungen verleiten lassen, deren Beseitigung an manchen Stellen uns nicht minder wünschenswert erscheint, als eine gröfsere Schärfe, Bestimmtheit und Sorgfalt im Ausdruck.

Dr. B. Plüfs, Leitfaden der Naturgeschichte. 4. Auflage. Freiburg. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1886. VI und 299 S. Preis 2 ℳ 70 ₰ ungeb.

Der V. führt die drei Naturreiche in der Weise vor, dafs er erst eine gröfsere Anzahl Einzelbeschreibungen von Naturobjekten im Diagnosenstil gibt, dann das System folgen läfst, welchem der Schüler das Bekannte in Gruppen einordnen soll, endlich mit einigen kurzen Abschnitten allgemeineren Inhaltes schliefst. Dafs dabei ein wissenschaftliches System, um es „der Fassungskraft der Schüler anzupassen" Abänderungen erleiden darf, darin wird nicht jeder dem V. beipflichten; auch sollte, vorzugsweise in der Zoologie, die Ausdrucksweise vielfach präziser sein. Das Buch ist unseres Erachtens seiner ganzen Einrichtung nach für solche bestimmt und recht gut brauchbar, die unter Anleitung eines tüchtigen Lehrers über das ganze Gebiet der sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften eine ausgedehntere Übersicht sich verschaffen wollen.

Dr. C. Baenitz, Grundzüge für den Unterricht in der Zoologie. Nach methodischen Grundsätzen bearbeitet. Berlin. Stubenrauchsche Buchhandlung. 1886. 104 S. Preis geb. 1 ℳ

Lehrbuch, Leitfaden und Grundzüge, so stufen sich nunmehr nach dem Umfange die naturwissenschaftlichen Unterrichtsbücher des bekannten V. ab, die alle nach denselben methodischen Grundsätzen gearbeitet sind. Die Grundzüge stellen somit den Lehrstoff in der kürzesten Form dar und unterscheiden sich auch insoferne von den beiden andern Bearbeitungen (wenigstens in den uns vorliegenden Auflagen von 1880), dafs die beiden ersten Kurse (Betrachtung der einzelnen Art und verwandter Arten) äufserlich vereinigt sind. Dabei möchten wir allerdings die Verwandtschaft der Arten auf andere Weise begründet sehen. Die Abbildungen sind mehrfach umgezeichnet und durch bessere ersetzt.

Dr. F. K. Knauer, Aus der Tierwelt. Schilderungen und allgemeine Umblicke. Freiburg. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1886. 186 S. Preis ungeb. 2 ℳ

Dieses Werkchen des bekannten Herpetologen bezeichnet sich selbst als ein naturhistorisches Lesebuch für Schüler der Mittelschulen und für jeden Naturfreund und zerfällt seinem Inhalte nach in zwei nahezu gleichstarke Abteilungen. Die erstere derselben enthält 30 Einzelschilderungen, die überwiegend aus eigenen Beobachtungen hervorgegangen und recht lebendig geschrieben sind, dabei manche falsche Vorstellung berichtigen und manchen guten Wink zum Selbstschauen erteilen. Die zweite Abteilung bringt vergleichende und zusammenfassende Betrachtungen über geselliges Zusammenleben, Bauten, Locomotion, Wanderungen, Lebensalter, Krankheiten und Tod der Tiere. Der Text wird durch 70 recht hübsche und instruktive Abbildungen erläutert. Das Büchlein kann den Schülerbibliotheken der Gymnasien, ganz besonders solcher, an denen naturwissenschaftlicher Unterricht bis jetzt nicht erteilt wird, zur Anschaffung für die mittleren Klassen bestens empfohlen werden.

Kaiserslautern. Pfissner.

Dr. Th. Spieker, Lehrbuch der ebenen Geometrie mit Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten. Potsdam, 1886. Aug. Stein. 294 S.

Das Buch, welches innerhalb 25 Jahren zum siebzehnten Male aufgelegt wird, erfreut sich in Norddeutschland einer überaus günstigen Aufnahme. In Bayern ist es nur an wenigen Schulen eingeführt. Als hauptsächlichsten Grund hiefür möchten wir die Einteilung des Lehrstoffes bezeichnen, welche mit dem mathematischen Lehrprogramme unserer Gymnasien wenig übereinstimmt, an sich aber manche Vorzüge hat.

Über die Methode des Unterrichtes, den dieses Lehrbuch fördern will, spricht sich der V. in dem Vorworte zur ersten Auflage ausführlich aus. Er sagt, es sei notwendig die Rezeption und Reproduktion des Vorgetragenen mit eigener Produktion des Schülers eng zu verbinden und beide dadurch zu verflechten, dafs möglichst an jede synthetisch mitgeteilte Wahrheit sich sogleich Aufgaben zur selbständigen Lösung anschliefsen, welche die bereits gewonnenen Kräfte des Lernenden anspannen und ihn zur Kombination des neu Aufgenommenen mit dem Früheren anleiten. Um aber die Selbständigkeit dieser Übungen, auf die es vorzüglich ankomme, zu ermöglichen, nicht nur ausnahmsweise bei einzelnen Begabteren, sondern in der Regel, sei für diese Stufe des geometrischen Unterrichtes eine streng methodische Behandlung nicht minder notwendig als für das synthetische Lehrgebäude.

Wir pflichten dem V. bei und möchten diesen Worten nur anfügen, dafs auch bei dem Vortrage des Lehrgebäudes die Selbstthätigkeit des Schülers möglichst angeregt werden müsse, d. h. dafs die Lehrmethode, soweit als thunlich, heuristisch sein soll. Für einen so eingerichteten Unterricht dürfte aber ein Lehrbuch, welches die leichteren Beweise nicht in voller Ausführlichkeit gibt, sondern solche zum teil nur andeutet, den Vorzug verdienen.

Die Auswahl und Anordnung des zahlreichen Übungsmaterials, welches aus Lehrsätzen, Rechenaufgaben und Konstruktionsaufgaben besteht, ist gut. Nur in bezug auf die Behandlung und Auswahl der geometrischen Konstruktionsaufgaben können wir uns mit dem V. nicht ganz einverstanden erklären. Wir hätten bei der ausführlichen Darstellung des Lehrsystems eine eingehendere Anleitung zur geometrischen Analyse erwartet. Auch halten wir dafür, dafs Aufgaben, welche keine methodische Behandlung zulassen, besser gestrichen würden.

Von dieser Auflage wird eine zweite Ausgabe veröffentlicht, welche von den vier Kursen des Buches nur die beiden ersteren (Kongruenz; geometrische Aufgabe, Kreis, Gleichheit, Ähnlichkeit, Flächenmessung) enthält. Für die bayerischen Schulen würde diese Ausgabe verwendbarer geworden sein, wenn der V. auch noch den vierten Kursus der gröfseren Ausgabe (Anwendung der Algebra auf geometrische Probleme; metrische Relationen am Dreieck und Sehnenviereck; Berechnung des regulären n-Eckes) aufgenommen, also nur den dritten Kursus (Sätze über die Transversalen, harmonische Teilung, Ähnlichkeitspunkte, Chordalen und Kreispolaren) ausgeschlossen hätte.

Dr. Hermann Schubert, System der Arithmetik und Algebra als Leitfaden für den Unterricht in höheren Schulen. Potsdam, A. Stein. 1885. 222 Seiten. 1,80 ℳ.

Vor drei Jahren veröffentlichte der Verfasser eine „Sammlung von arithmetischen Fragen und Aufgaben". Die günstige Aufnahme, welche

diese gefunden hat, veranlafste den Autor, den theoretischen Teil der Sammlung, mit einigen Verbesserungen und Ergänzungen versehen, für sich herauszugeben. Es werden ihm für diese Arbeit solche Anstalten, an welchen bereits eine besondere Aufgabensammlung eingeführt ist, dankbar sein.

Das Buch ist vortrefflich. Der Organismus der arithmetischen Operationen und die bei deren Entwicklung notwendige Erweiterung des Zahlengebietes werden in streng wissenschaftlicher und dabei leicht fafslicher Form dargestellt. Die Anordnung des Lehrstoffes entspricht im allgemeinen einer naturgemäfsen Systematik. Für einige Abweichungen lassen sich gute didaktische Gründe anführen. Einer allgemein angenommenen Lehrpraxis folgend trennt der Verfasser die Algebra nicht strenge von der Arithmetik; er schaltet z. B. schon in den ersten Abschnitten der Arithmetik an entsprechenden Stellen die Transpositionsregeln erster und zweiter Stufe für lineare Bestimmungsgleichungen ein. Der allgemeinen Entwicklung der Operationen dritter Stufe geht ein Abschnitt voran, in welchem das Quadrieren und seine Umkehrung, die quadratischen Gleichungen, das Rechnen mit irrationalen Quadratwurzeln und die inaginären Zahlen behandelt werden. Diese Anordnung begründet der V. damit, dafs die Planimetrie und Algebra den Schüler viel öfter auf die Quadratwurzel als auf die allgemeine Wurzel führen und dafs die Rechnung mit allgemeinen Potenzen und Wurzeln erst wichtig werde, wenn das Verständnis der Logarithmen vorzubereiten sei. Wir stimmen hierin dem V. bei. Aber nicht berechtigt erscheint uns die Einschaltung der arithmetischen Reihe erster Ordnung nach den linearen und vor den quadratischen Gleichungen, da ohne letztere die Lösung zweier hieher gehörigen Aufgaben nicht möglich ist.

F. Henrich, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra mit zahlreichen Aufgaben und einem Anhange, der systematisch geordnete Gleichungen enthält, für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterrichte. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden, Chr. Limbarth 1886. 288 Seiten.

Die Definition der Zahl als einer „nach einer bestimmten Einheit gemessenen geraden Linie (Strecke!)“ und eine ihr entsprechende Entwicklung der arithmetischen Gesetze bilden das unterscheidende Merkmal dieses Buches. Nach unserer Anschauung verstöfst die hier gegebene Erklärung der Zahl gegen die Logik, indem sie ein Bild zum Begriffe erhebt. Wir erblicken auch keinen didaktischen Vorteil darin, dafs sie gestattet, mit der Unterscheidung zwischen positiven und negativen Zahlen den arithmetischen Unterricht einzuleiten, ziehen vielmehr den gebräuchlichen Aufbau der Arithmetik vor, welcher von dem dem Schüler bekannten Begriffe der absoluten ganzen Zahl ausgeht und diesen Zahlbegriff erst dann erweitert, wenn die Weiterführung des Systems hiezu zwingt. — Das Uebungsmaterial ist mannigfaltig und reichhaltig, bleibt jedoch hinter bekannten Mustern zurück.

E. R. Müller, Lehr- und Übungsbuch der Elementargeometrie, den neuesten Ansichten gemäfs bearbeitet. Oldenburg, G. Stelling. 1886. I. Teil, Quintakursus. 28 Seiten.

Der vorliegende Teil will im Sinne der preufsischen Schulordnung in die Geometrie einführen.

München. Lengauer.

Dr. Eugen Netoliczka, Illustrierte Geschichte der Elektrizität von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Wien 1886. Pichlers Wittwe & Sohn. 8⁰. 288 Seiten. Preis 3 ℳ.

Das Wort „illustriert“ fordert bei historischen Arbeiten immer zu einiger Vorsicht auf; Illustrationen sind nicht selten ein Deckmantel sonstiger Mängel eines Buches. Ich nahm auch vorliegende Arbeit mit einiger Scheu in die Hand, um so mehr als ich beim Durchblättern derselben die Porträts einiger Physiker entdeckte! Was sollen diese in einem wissenschaftlichen Werke? — Aber ich überzeugte mich bald eines Besseren: die Arbeit ist eine und zwar im besten Sinne des Wortes populäre Schrift. V. will unter Verzicht auf jeden, auch den geringsten mathematischen Apparat jeden Gebildeten, mag er sich sonst auch sehr wenig mit physikalischen Studien beschäftigen, in den stand setzen, die Entwicklung, welche die Elektrizität seit den ersten Entdeckungen bis auf unsere Tage genommen hat, kennen zu lernen. Er sucht die Gesetze darzulegen, welche bei der Entstehung des elektrischen Lichtes, in der Telegraphie, Telephonie, sowie bei der elektrischen Kraftübertragung zur Geltung kommen. Theorie und Praxis werden gleichmäfsig berücksichtigt. Dabei ist das Buch, was bei der Sprödigkeit des Stoffes hoch anzuschlagen ist, sehr fesselnd, ja man möchte sagen unterhaltend geschrieben, und glaube ich deshalb, dafs gerade solche, welche, ohne selbst Physiker zu sein, doch für physikalische Dinge ein offenes Auge haben, es mit Vergnügen lesen werden. Die Abbildungen sind gut und tragen zum leichteren Verständnisse der Sache bei. — Für den Fachmann liegt der Hauptwert des Buches in den Anmerkungen, welche als Anhang beigegeben sind, weil in denselben eine überaus reichhaltige Litteratur der einschlägigen Gebiete verzeichnet ist.

Würzburg. Dr. Zwerger.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Fritz und Julius Ranke, Präparation zu Cäsars gallischem Kriege. Buch I. 1 ℳ. — Julius Ranke, Präparationen zu Xenophons Anabasis. 2 Hefte B. I u. II—IV à 60 Pf. — Syntaktische Präparation zu Xenophons Anabasis. Buch I zur ersten Einführung in die griechische Syntax. 1 ℳ. Hannover. Goedel. 1886. Diese Schulpräparationen sollen dem Schüler für die Anfangslektüre den Gebrauch eines Lexikons und anderer litterarischer Hilfsmittel, überhaupt die Ausarbeitung einer schriftlichen Präparation entbehrlich machen. Die Absicht dem Schüler alle mechanische und geistlose Arbeit möglichst zu ersparen, um seine Kraft für eine wirklich fruchtbringende Thätigkeit frisch zu erhalten, ist nur lobenswert: dafs aber dieses Ziel auf dem in den vorliegenden Präparationen eingeschlagenen Wege mit Nutzen für die Ausbildung der Fähigkeiten des Lernenden verfolgt werden kann, mufs entschieden bezweifelt werden. In dem Hefte zu Cäsars I. Buche werden z. B. noch bei Kap. 53 Wörter wie tergum, flumen, invenio, natio, pereo, affero, statim, incolumis mit ihren Bedeutungen angegeben, die Verba immer mit Beifügung der Stammzeiten, bei Xenophon I, 1 Wörter wie παῖς, πρέσβυς νέος, τελευτή, βίος, βούλομαι. Wenn

dem Schüler in so ausgedehntem Mafse die Gelegenheit benommen wird, das Wissen, welches auf dieser Lehrstufe bei ihm vorausgesetzt werden mufs, bei der Schriftstellerlektüre von Anfang an selbständig zu verwerten, so wird er durch den Gebrauch derartiger Präparationen schwerlich besser als bisher zu der so notwendigen Selbstthätigkeit erzogen werden. Auch die syntaktische Präparation läfst dem eigenen Denken und der Anwendung des schon erworbenen Wissens zu wenig Spielraum; die nämlichen, häufig an sich nicht gerade schwierigen Erscheinungen werden bei wiederholtem Vorkommen immer wieder erklärt. So wird I, 5, 3 ἔστι λαμβάνειν mit „es ist möglich zu fangen" übersetzt unter Verweisung auf c. 3,17 οὐκ ἔσται ἐξελθεῖν und auf c. 4, 4 παρελθεῖν οὐκ ἦν, an welch ersterer Stelle auch die Übersetzung schon gegeben war; unmittelbar nachher heifst es im gleichen c. 5 zu πρίασθαι οὐκ ἦν in § 6: „cf. § 3 ἔστι λαμβάνειν." Überhaupt kommt diese Einführung in die griechische Syntax dem Schüler durch fortwährendes Vorübersetzen von ziemlich leicht zu erklärenden Stellen viel zu sehr entgegen. Da ein solches Verfahren nicht geeignet ist selbständige Überlegung zu fördern, können derartige Hilfsmittel zum Gebrauch beim Schulunterricht nicht empfohlen werden.

S. Widmann, Materialien zu Extemporalien nach Cäsars bellum gallicum I—VII für Tertia und Sekunda. 1. Heft gr. 8⁰. 51 S. Paderborn und Münster. Ferdinand Schöningh. 1886. Die vorliegenden 88 Abschnitte, zu welchen in der Inhaltsübersicht die in den einzelnen Stücken vorzugsweise zur Anwendung kommenden syntaktischen Regeln bezeichnet werden, sollen nach der Absicht des Verfassers dem Lehrer geeignetes Material bieten zur Ausarbeitung von Extemporalien, welche dem jeweiligen Stande der betreffenden Klasse angepafst werden sollen. Für diesen Zweck können sie gute Dienste leisten. Undeutsche Wendungen im Ausdruck sollten mehr vermieden sein; z. B. Nr. 10: Ohne Berechtigung oder einen Grund zu fordern hast Du jene Auszeichnungen erhalten.

Dr. Ernst Kleinpaul'sche Aufgaben zum praktischen Rechnen. Für Gymnasien, Realschulen etc. 12. Aufl. von Dr. F. Mertens. Bremen. M. Heinsius. 1886. In den drei Heften des Werkchens bietet der Verf. ein umfangreiches Übungsmaterial für den Rechenunterricht, dessen sorgfältige Auswahl und vorzügliche Anordnung zur Erreichung des gesteckten Zieles, der Fertigkeit im praktischen Rechnen, im hohen Grade geeignet erscheint.

Egli, Dr. J. J., Professor der Erdkunde an der Universität Zürich, Die Schweiz. 219 Seiten. Das Wissen der Gegenwart. 53. Bd. Prag und Leipzig, Freytag u. Tempsky 1886. Das einfach aber durchaus nicht trocken geschriebene Büchlein gibt nach einem kurzen geschichtlichen Überblicke eine vollständige Beschreibung der Schweiz, welche sowohl teilweise eine äufserst anziehende Lektüre bietet als auch unter gleichzeitiger Benützung einer Karte eine genaue topographische Kenntnis des erwähnten Landes zu vermitteln vermag. Die 48 zum gröfsten Teile trefflichen Abbildungen veranschaulichen uns die interessantesten Punkte des Wunderlandes. Eines der schönsten Bilder ist eine Partie am Gemmipafs mit einem Wasserfalle, den, wie es scheint, die industriellen Schweizer noch nicht wie so viele andere durch Bretterwand und Zoll vor dem nichtzahlenden Publikum abgesperrt haben.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Programme bayerischer Gymnasien und Lateinschulen vom Schuljahr 1884/85.

I.

Die Absichtsätze bei Aristoteles von Dr. Ph. Weber, k. Studienlehrer. Programm der k. Studienanstalt Speier. 48 S. 8.

Der V. liefert auf statistischer Grundlage und mit Hilfe eines fleifsig gesammelten, übersichtlich zusammengestellten Materials eine an zuverläfsigen Schlufsfolgerungen fruchtbare Untersuchung der Absichtsätze bei Aristoteles und bespricht der Reihe nach 1. das parataktische μή, 2. den mit μή, ὅπως μή, οὐ μή eingeleiteten Befürchtungssatz nebst dem selbständigen oder elliptischen Gebrauch von μή; 3. die Partikeln des vollständigen Absichtsatzes; 4. den Gebrauch der unreinen Partikel im vollständigen Absichtsatz; 5. den Modus des vollständigen Absichtsatzes mit der Konjunktion ἵνα. Bezüglich des Konjunktivs nach Nebenzeiten kommt V. zu dem Resultate: Derselbe mufs für's erste stehen, wenn die Präteritumsform des vorhergehenden regierenden Verbums eine nur scheinbare ist, nämlich bei der Frage mit τί οὐ und beim sogenannten gnomischen Aorist; für's zweite kann sie nach dem Ermessen des Schreibenden gesetzt werden. Des weiteren kommt zur Behandlung 6. der in die Rede eingeschaltete künstliche Absichtssatz. Derselbe dient namentlich in der negativen Form zur Vermittlung des Übergangs zu etwas Neuem und bildet nicht selten eine Art der präteritio; 7. ἵνα τι, eine aus dem fragenden ἵνα τί hervorgegangene Schöpfung des Aristoteles; 8. singuläre Erscheinungen; 9. der vollständige Absichtsatz in den Citaten; 10. Vermischung des vollständigen und unvollständigen Absichtsatzes, welche Konstruktion dann gegeben ist, wenn im vollständigen Absichtsatz die Partikel mit dem Futur verbunden wird; 11. die überwiegende posteriorische Stellung der vollständigen Absichtsätze; 12. der unvollständige Absichtsatz; 13. der selbständige Absichtsatz mit ὅπως im Sinne einer Aufforderung. In einem Rückblick werden die wichtigsten Ergebnisse in gedrängter Kürze vorgeführt und schliefslich die abweichenden Lesarten der nicht ausgeschriebenen Stellen angegeben, die hinsichtlich der gegebenen Statistik eine belangreiche Änderung bedingten, abgeteilt nach der Satzart, der einleitenden Finalpartikel, dem Tempus, dem Modus, dem Tempus und Modus und dem regierenden Verbum. —

Zur Rektion der Kasus in der späteren historischen Gräcität von Dr. Fr. Krebs, k. Studienlehrer. Programm des königlichen neuen Gymnasiums zu Regensburg. 35 S. 8.

Die Einleitung unterscheidet in bezug auf den Gebrauch der casus obliqui 3 Stilgattungen: die der Prosa, welche den Dativ in den Vordergrund stellt, den rhetorisch-philosophischen Stil, der den Genitiv, und den historischen, der den Accusativ bevorzugt. Letzterer Kasus dehnte

auf Kosten der beiden anderen, namentlich des Dativs, seinen Wirkungskreis in einem Grade aus, daſs nach Zosimus und Procop, den letzten Ankämpfern gegen diese Neuerung, eine förmliche Verwilderung und Stillosigkeit einriſs, die mit völliger Ausartung des Akkusativs ins Übermaſs endete. Indem der V. sich auf diesen Kasus beschränkt und hauptsächlich den Nachweis von dem stetigen Hervortreten desselben bei Verben zu erbringen sucht, greift er aus der ansehnlichen Zahl von I, mit dem Accusativ verbundenen, in der älteren Gräcität intransitiven Verben heraus: ἀπολῃρεῖν, ἐνεργεῖν, ὀνειρώττειν, ὀφθαλμιᾶν, παρασπονδεῖν u. a. Die vielen für letzteres vorgebrachten Beispiele machen es dem V. leicht, in Polyb. 1, 7, 2 die von Casaubonus und anderen aufgenommene Lesart Μεσσήνην μὲν γὰρ ἐπεχείρησαν παρασπονδεῖν gegen die der Haupthandschrift Μεσσήνῃ μὲν γὰρ ἐπεχείρησαν παράσπονδοι zu schützen. Es folgt II, der Akkusativ bei sonst den Genitiv regierenden Verben, begründet in der Rücksicht auf Euphonie, die durch das Zusammentreffen gleichlautender Endungen verletzt würde: bei ἀλογεῖν, διαφέρειν, ἐντρέπεσθαι, ἐπιβαίνειν, κληρονομεῖν, προτερεῖν; III. der Akkusativ bei Verben, die sonst den Dativ regieren, wie z. B. ἐνεδρεύειν, πολεμεῖν, προσέχειν; IV. der Akkusativ bei Verben, die mit Präpositionen zusammengesetzt sind. Aus denselben lassen sich die Ausdrücke der Superiorität hervorheben, darunter a) die mit der Präposition διά zusammengesetzten Verba: διακρατεῖν, διαστρατηγεῖν; b) die mit der Präposition κατά zusammengesetzten: καταγωνίζεσθαι, καταδειπνεῖν, κατισχύειν, καταμονομαχεῖν, καταμάχεσθαι, καταπονεῖν, καταστασιάζειν, καταστρατηγεῖν. Bei Polyb. 3, 71, 1: ἐγίγνετο πρὸς τὸ στρατηγεῖν τοὺς ὑπεναντίους, wo ein Fehler in der handschriftlichen Überlieferung vorliegt, der sich in alle Ausgaben fortpflanzte, sieht der V. dank dem reichlichen Belegmaterial sich abermals in der Lage, den richtigen Wortlaut, καταστρατηγεῖν, herzustellen, desgleichen 9, 25, 6 und bei Dionys. 5, 29. Hierzu kommen c) Verba, die mit der Präposition παρά zusammengesetzt sind, wie παρακρατεῖν, παραβιάζεσθαι, παραμιλλᾶσθαι, παρατρέχειν und d) ὑπερτίθεσθαι. Ein kleiner Anhang enthält unter anderem die Bemerkung, daſs die Konstruktion der Verba auch auf die Verbaladjektiva bisweilen übergehe, was sonst nur in der Poesie stattzuhaben pflege. —

De rhetoricis in orationes Thucydideas scholiis scripsit Fridericus Altinger. Programm des k. Wilhelmsgymnasiums in München. 66 S. 8.

Unter Vorführung der sich widerstreitenden Ansichten der Gelehrten über die den Reden des Thucydides zu grunde liegende Methode, tritt V. mit Leonhard Spengel und anderen dafür ein, daſs Thucyd. mit aller Sorgfalt die zu seiner Zeit giltigen Gesetze der Rhetorik beobachtet habe, daher auch die seinen Geschichtswerken eingeflochtenen Reden sowohl in den älteren als den jüngeren Rhetorenschulen mit Vorliebe zum Gegenstand der Erörterung gewählt worden seien. Keine geringe Bedeutung für die Erklärung dieser Reden wohne aber den hieherbezüglichen Scholien inne, streng zu sondern nach solchen früheren Ursprungs, die sich durch Gedrängtheit und Brauchbarkeit auszeichnen und solchen späteren Ursprungs, die viel Schwaches und Verderbtes darbieten. In der Absicht nun, das Vorhandensein nicht weniger trefflicher Noten namentlich in den von älterer Hand geschriebenen Partien der Kommentare zu beleuchten, macht uns der V. zuvörderst damit bekannt, daſs fast ausschlieſslich B. I—IV rhetor. Scholien aufweisen, die gröſsten- und bestenteils niedergelegt sind in einem Münchener-, ehemal. Augsburgerkodex, welchen zuerst Gottleber in augenschein nahm und neuerdings der V., mit gutem Erfolg

ausbeutete. Ein zweiter Münchener Kodex, Chius mit Namen, stimmt in seinen Scholien beinahe wörtlich mit jenem Augsburger überein, so dafs beide aus ein und der nämlichen Quelle abzuleiten sein dürften; doch behauptet unter ihnen der Augustanus den unzweifelhaften Vorrang. Nachdem der V. noch mitgeteilt, dafs er, weil ja die Scholienausgaben von der Aldinischen des Gemistius Pletho an bis herab auf Gottleber und Poppo nahezu unverändert geblieben, mit Ausnahme des von Schöne recensirten I. und II. Buches, nur die gröfsere Poppo'sche Ausgabe zu rate gezogen habe, geht er nunmehr daran, die Scholien selbst zu durchwandern und ihren für die Erläuterung und Disponierung der Thucydideischen Reden erfliefsenden Wert zu prüfen, und zwar erstens durch Untersuchung der Randbemerkungen, welche a) von den inscriptiones, b) dem genus dicendi, c) der constitutio causae handeln, zweitens der in den meisten Reden zu tage tretenden Hauptteile des exordium, der probatio oder refutatio und der peroratio.

Oppian's des Jüngeren Gedicht von der Jagd in vier Büchern. I. Buch metrisch übersetzt und mit erklärenden Bemerkungen versehen von Max Miller, k. Studienlehrer. Programm der k. Studienanstalt Amberg. 61 S. 8.

Die beiden auf uns gekommenen Lehrgedichte über Fischfang und Jagd, Ἁλιευτικά und Κυνηγητικά, haben nicht, wie ehedem irrtümlich angenommen wurde, einen gemeinsamen Urheber, sondern gehören, nach den glaubwürdigen Darlegungen G. Schneider's, zwei verschiedenen Dichtern an, jenes einem kilikischen Oppianus, dieses einem Syrer aus Apamea, der sich vermutlich den Namen Oppianus selbst beilegte und zur Auseinanderhaltung von seinem Vorbild der Jüngere zubenannt wurde. Den in Bernhardys Litteratur-Geschichte gerügten Mängeln (Schwülstigkeit und Geschmacklosigkeit, willkürliche Benutzung fremder Autoren, Nachlässigkeiten in bezug auf Grammatik und Metrik) hält der V. als löbliche Eigenschaften Frische und Lebendigkeit der Sprache, Anschaulichkeit der Schilderung, Vielseitigkeit der Beobachtung und eine oft gemütvolle Auffassung seines Stoffes entgegen; doch tadelt auch er Oppians des Jüngeren sklavische Nachtretungssucht, die sich nicht blos in der Entlehnung einzelner Personen, sondern ganzer Stellen aus dem kilikischen Oppianus kennzeichnet. Ἁλιευτικά sowohl als Κυνηγητικά wurden viel gelesen und bewundert, infolge dessen auch oft abgeschrieben. Aufser dem schon genannten G. Schneider haben in jüngerer Zeit Tüchtiges auf diesem Gebiete der Textkritik und sprachlicher Untersuchungen geleistet: Köchly, G. Hermann, Lohmeyer, O. Schmidt, Preufs, Lehrs, Ausfeldt; die neueste Ausgabe ist von Lehrs besorgt. Übersetzungen gibt es mehrere lateinische von Bodinus, Piccartus (Amberg 1694), Peifer, eine deutsche metrische von Lieberkühn (Leipzig 1755), französische von Bellin du Bally und neuestens von E. Bourquin. Nach Zergliederung des Inhalts des nur mehr in 4 Büchern erhaltenen Gedichts der Κυνηγητικά gibt V. neben dem links beigesetzten griechischen Text eine fliefsende deutsche Übertragung des I. Buches, umfassend die schmeichlerische Widmung an den Kaiser Antoninus, den Auftrag der Artemis an den Dichter, einen Vergleich zwischen Jagd, Fischerei und Vogelfang, die körperlichen Eigenschaften, Ausrüstung und Kleidung des Jägers, die Jagdzeit, die Jagdgerätschaften, die Jagdpferde, die Jagdhunde, und fügt hieran 26 Seiten erläuternder Noten, die im allgemeinen wohl geeignet sein werden, das Verständnis der Dichtung zu erleichtern.

Die Ephesier, Drama in 3 Akten von Johann Andreas Schmeller. Als Festgabe des kgl. Wilhelmsgymnasiums in München zu Schmellers Säkularfeier aus dem literar. Nachlasse desselben veröffentlicht von Johannes Nicklas. 58 S. 8.

Wie der Herausgeber in seinem Vorwort behauptet, ist dieses Stück wohl die reifste Frucht, die Schmellers vielseitiger Genius hervorbrachte. Es handelt von der Niederbrennung des berühmten Artemistempels zu Ephesus durch Herostrat, dem aber der Dichter, damit er freier und wirkungsvoller alle Stufen des Pathos auf- und abwandeln könne, einen anderen Namen, Artemidor, untergelegt hat. Die Vorzüge des Werkes bestehen, mit des Herausgebers Worten gesprochen, einerseits in der grofsen Tiefe des Inhalts und der Fülle gehaltreicher und sentensiöser Gedanken, anderseits in der Schönheit des Rhytmus und Wohllauts, dem Ebenmafs und der Würde der Sprache, der trefflichen Entwicklung der Handlung und der psychologischen Darstellung. Ref. glaubt eine gelungene Nachahmung sophokleischen Geistes darin zu erblicken. Von den beiden Bearbeitungen des Stückes enthielt die erste noch eine gröfsere Zahl lyrischer Partien, welche in der zweiten Überarbeitung bis auf drei nach je einem Akt eingeschaltete weggelassen wurden, kaum zum Schaden des Ganzen, da auch diese drei sicher den schwächsten Teil des sonst musterhaften Dramas bilden. —

Die Beweisführung des Aeschines in seiner Rede gegen Ktesiphon. Ein Beitrag zum Verständnis des Redners und seiner Zeit, II. Hälfte, von Dr. H. W. Reich, kgl. Studienlehrer. Programm der k. Studienanstalt Nürnberg. 68 S. 8.

Die Schrift rechtfertigt in vollstem Mafse die ihr vorausgegangenen Erwartungen. Sachliche Gründlichkeit, lichtvolle Klarheit, Kraft und Schärfe des Urteils sind auch dem zweiten Teile eigen, weshalb der gesammten Arbeit anstandslos eine über das Gewöhnliche hinausreichende Bedeutung zuerkannt werden darf.

Nach flüchtigem Überblick über die neuestens hinzugekommenen Erzeugnisse der Litteratur geht V. an die inhaltsreiche III. Periode der Geschichte des Demosthenes: die beiden Jahre vom Ausbruch des letzten Krieges gegen Philipp bis zur Niederlage bei Chäronea. Hier soll dem Äschines der angebliche Frevel des Demosthenes gegen den Tempel in Delphi und das von diesem zu stande gebrachte „durchaus ungleiche“ Bündnis mit Theben eine Handhabe für seine Schuld am unglücklichen Ausgange des Kampfes verschaffen. In der That bietet Äschines in der berühmt gewordenen Egression über das Kirrhäische Feld seine ganze Erzählungskunst auf, um den Parteifreund der Amphissäer als dem göttlichen Fluch verfallen hinzustellen, worauf er sich zum folgenschwersten aller geschichtlichen Ereignisse des freien Griechenlands wendet. Dasselbe findet und fand von je eine sehr verschiedenartige Beurteilung. Schon Polybius bricht über das kriegerische Vorgehen des Demosthenes den Stab, was ihn freilich nicht hindert, an anderer Stelle der Notwendigkeit eines solchen das Wort zu reden. Der wirkliche Hergang der Sache ist in Kürze folgender: Zur Frühjahrspyläa 339 waren in äufserst schwachbesuchter Versammlung unter drei Pylagoren zwei von der entschiedensten Opposition, nämlich Meidias und Äschines, gewählt worden, wodurch letzterer in die ihm willkommene Lage versetzt wurde, zum erstenmal seit den Friedensverhandlungen zu Pella wieder eine politische Rolle zu spielen. Kaum in Delphi angelangt, erhob er

denn auch wohl vorbereitet in beleidigendster Form seine Anklagen gegen die Amphissäer und wufste in stürmischer Sitzung und mit auffallender Überstürzung deren sofortige Verurteilung durchzusetzen, während dagegen Demosthenes, „der Fluchgeist Griechenlands“, Athen von der Beschickung der aufserordentlichen Pyläa zu Anthela, wo ohne Widerspruch die Bundesexekution gegen Amphissa beschlossen wurde, abhielt, und es zu einer abwartenden Haltung überredete.

Was sodann die zweite Beschuldigung, das Bündnis mit Theben betrifft, so war Demosthenes, im Gegensatz zur öffentlichen Meinung in Athen und zu Äschines, welchem der Hafs gegen Theben als ein Mittel zur Sättigung seines Ehrgeizes diente, ein Freund Thebens aus rein politischen Erwägungen und nur die häfslichste Verleumdungssucht konnte die beiden Thesen aufzustellen und zu erhärten wagen 1. an dem Zustandekommen der thebanischen Symmachie habe Dem. nicht das mindeste Verdienst, 2. sein Anteil daran sei nach drei Seiten hin hochverräterisch, da nämlich a) Philipps Pläne nur scheinbar wider Athen, in Wirklichkeit aber gegen Theben gekehrt waren, was Dem. wohl gewufst und vorsätzlich den Athenern verschwiegen habe; durch die Bedingungen des mit Theben abgeschlossenen Bündnisses sei ferner Athen mit Absicht zu gunsten der Thebaner benachteiligt worden; b) was Epaminondas nur gedroht hatte, die Versetzung der Propyläen von Athen nach Theben, habe Demosthenes zur Wahrheit gemacht, c) Philipp habe vor der Entscheidung den Athenern den Frieden angeboten, Dem. aber durch seinen Terrorismus den Abbruch der Verhandlungen verursacht. — In der sich alsbald anknüpfenden Besprechung der unmittelbaren Gegenwart oder der IV. Periode bemüht sich Äschines, aus dem Umstand, dafs Dem. am Unglückstage von Chäronea in die allgemeine Flucht hineingerissen wurde, mit augenscheinlicher Übertreibung des Thatsächlichen den Vorwurf schmählicher Feigheit zu ziehen und eine interessante Enthüllung über eine Scene im Hauptquartier Alexanders zu Tyrus anzuhängen. Und nachdem auch diese Periode unter den heftigsten persönlichen Ausfällen gegen den vaterlandsliebenden Redner ihr Ende gefunden, wird von der Beurteilung des staatsmännischen Wirkens desselben, das nach Äschines ein wahrhaftes Ungeheuer vor unseren Augen erstehen läfst, auf die Untersuchung seines Privatlebens übergesprungen, um in der „Geschichte mit der Kopfwunde“ „mit der Flottenexpedition des Kephisodot“ und „mit Meidias und den Ohrfeigen“ den Dem. als einen zu allem fähigen, charakterlosen Menschen, dessen Handlungen die gemeinsten Motive leiten, bloszustellen. Von den Eigenschaften eines Volksmannes besitzt er sonach einzig und allein die Redegabe, und diese nur zum Verderben des Staates. Dagegen ist er weder freigeboren, noch überhaupt von makelloser Herkunft noch einer nüchternen, züchtigen Lebensweise ergeben, noch ein Mann von Mut und Entschlossenheit, was alles der V. in das Bereich lügnerischer Erfindungen und frecher Entstellungen zurückverweist, indem er zugleich diese unerhörte Kritik des politischen Gegners in hinblick auf Äschines als den denkbar höchsten Grad rachsüchtiger Gehässigkeit, für jene Zeit aber als erschreckende Entartung und Verwilderung der παρρησία bezeichnet. Bietet ja doch nicht einmal der im Altertum wie in der Gegenwart vielgeglaubte Vorwurf der Bestechung durch den Perserkönig einen triftigen Grund, den Dem. zu verdammen. Mag daher immerhin seine Politik im einzelnen von mancherlei Fehlgriffen, sein Charakter von mancher Schwäche nicht freizusprechen sein, was ihn in dieser Verhandlung — so äufsert sich Dr. Reich nach kurzer Berührung des Epilogs im Schlufsworte — mit dem nichtigen Gegner verglichen gewissermafsen zum Riesen machte,

war die überzeugende Macht der Wahrheit, war das erhebende Bewufstsein, eine gute Sache zu vertreten, war die stolze Gewifsheit, unerschütterlich ein langes Leben hindurch an der Politik der Ehre festgehalten zu haben. Des Äschines noch vorhandene Rede gegen Ktesiphon erweist sich hingegen, wiewohl in künstlerischer Hinsicht ein Meisterstück antiker Beredsamkeit, moralisch als eine widerliche Ausgeburt blinder entfesselter Leidenschaft und seine Schilderung des Dem. als Zerrbild, das in seiner Übertreibung der Geschichte gegenüber sich selber richtet. —

Plutarchische Studien von Dr. Johannes Muhl, k. Studienlehrer. Programm der k. Studienanstalt St. Anna in Augsburg. 93 S. 8.

Das reichhaltige Programm besteht aus 3 Hauptteilen, denen eine kurze Betrachtung über Plutarchs Wesen und Schriften vorausgeschickt ist, unter anderem mit der Belehrung, dafs der ebenso sehr über- als unterschätzte Schriftsteller ein Historiker von Fach weder war noch sein wollte, vielmehr ging sein durchaus ethisches Streben darauf aus, für einen Popularphilosophen im besten Sinne des Wortes gehalten zu werden; seine vielfältige wissenschaftliche Bildung aber sehen wir hinlänglich bestätigt durch die erstaunliche Menge biographischer, antiquarischer, litterarhistorischer, philosophischer, politischer, epideiktischer, naturwissenschaftlicher und polymathischer Werke. Der nun folgende I. Hauptteil beschäftigt sich in eingehendster Weise damit, unter Berücksichtigung der bahnbrechenden Arbeiten von Alb. Lion und K. Th. Michälis, die chronologische Reihenfolge der 46 Plutarchischen vitae parallelae möglichst sicher festzustellen.

Die im II. Hauptteil angestellte Nachforschung nach dem Namen von Plutarchs Vater hat das Ergebnis, dafs derselbe, ein leidenschaftlicher Pferde- und Tierliebhaber, Autobulos geheissen, und dafs Plutarch selbst 5 Söhne erzeugt habe, von denen Autobulos und Plutarchos nach dem Grofsvater, bezw. Vater, Soklaros nach einem väterlichen Freunde, Chaeron nach dem mythischen Gründer von Plutarchs Vaterstadt und Flavianus nach dem von jenem hochverehrten Kaiserhaus der Flavier benannt worden sei. Zwischenhinein ist je ein Exkurs über die Echtheit der Schriften de malignitate Herodoti und convivium septem sapientium verwoben, welche beide dem Plutarch zugesprochen werden.

Und nun schreitet im III. Hauptteile der stattliche Zug römischer und griechischer Freunde des Plutarch an uns vorüber, wohl charakterisiert durch ihre hier und dort geführten Gespräche, an Spitze der ersteren C. Sos. Senecio, der vielleicht identisch ist mit dem Ratgeber der Kaiser Nerva und Trajan, und der gelehrte Konsular Mestrius Florus, ein philosophischer Kopf von umfassender Bildung. An sie reihen sich an, der poetisch-tiefsinnige, liebenswürdige Karthager Sextius Sulla, der in Rom hochangesehene Fundanus, der römische Redner Paccius und das Brüderpaar Nigrinus und Quintus.

Weit zahlreicher ist der hellenische Freundeskreis unseres Autors. Aus diesem wird uns vor allen der Ägypter Theon vorgestellt als ein hellsehender Geist von eindringendem Scharfsinn; nach ihm Philinos, ein strenger Vegetarianer; an dritter Stelle Serapion von Athen, der feingebildete Rhetor Glaukias, die Ärzte Philon und Tryphon, der Musiktheoretiker Eraton, der Pythagoreer Eustrophos, der Akademiker Herakleon aus Megara, der berühmte Sophist Favorinos, der eifrige Platoniker Aristodemos aus Aigion, ja selbst Vertreter des Epikuräismus und Cynismus: Boethos und Didymos mit dem Beinamen ὁ Πλανητιάδης; ferner der Stoiker Themistokles, der weise edle Ammonios, der den Plutarch selbst in der Philo-

sophie unterwies und augenscheinlich auf dessen philos. Entwicklung namhaften Einflufs geübt hat, endlich noch die Priesterin Klea, der Priester Nikandros und die beiden Staatsmänner Euphanes, ein Bewunderer Pindars, und Menemachos von Sardes. Hierauf beantwortet der V. in zusammenfassender Weise die Frage, wie denn also der Mann beschaffen gewesen sein müsse, der Römer und Griechen, Staatsmänner und Philosophen, Grammatiker und Rhetoren, Ärzte und Priester, Dichter und Mathematiker an sich zu ziehen und zu geistvollem geselligem Verkehr festzuhalten verstanden habe, und schliefst dann seinen Versuch einer Charakteristik des grofsen Böoters mit einigen treffenden Worten aus Greard's morale de Plutarque (3me edit. Paris Hachette 1880 pag. 382). —

Aratus von Sikyon. Ein Charakterbild aus der Zeit des achäischen Bundes, nach den Quellen entworfen von Andreas Neumeyer, k. Gymnasialprofessor. I. Teil. Programm der k. Studienanstalt Neustadt a. d. H. 38 S. 8.

Die interessante Biographie beginnt mit der Definition des Begriffes der Tyrannis, worauf deren Gegensätze in ihren bekannten Phasen einer älteren und besseren und einer entarteten jüngeren Tyrannis fixiert und aus den gefundenen Merkmalen und Eigenschaften die Wahrheit des von Polybios lib. II 59, 6 ausgedrückten Urteils abgeleitet und erwiesen wird; alsdann macht sich der V. an seine eigentliche Aufgabe, das Leben und die Thaten des gefeierten Tyrannenhassers Aratus von Sikyon in farbenreichen Bildern aufzurollen.

Ungemein düster war die Jugendzeit des Helden. Seine Vaterstadt hatte wiederholt tyrannischen Druck zu erleiden, zuerst unter Aristratus, dann unter Kleon, nach dessen gewaltsamem Ende man zwei angesehene Männer, Timokleidas und Kleinias, des Aratus Vater, zu Archonten erwählte. Doch dieser ward, nachdem Timokleidas gestorben, von dem nach der Gewaltherrschaft strebenden Abantidas getötet und so mufste der erst siebenjährige Aratus gleich anderen Flüchtlingen umherirren, bis eine Verwandte ihn aufnahm und zu seines Vaters Freunden nach Argos bringen liefs. Während er dort zum Jüngling heranreifte und durch die Tüchtigkeit seines Körpers und seines Geistes bald aufserordentliches Ansehen erreichte, war in Sikyon Nikokles Alleinherrscher geworden. Da fafste Aratus den Entschlufs, ohne fremde Hilfe seine Vaterstadt vom verfluchten Joche zu befreien und durch List und Überlegung kam er, ohne dafs ein Tropfen Blut vergossen wurde, thatsächlich zum erhofften Ziele. Nikokles entfloh, 600 Verbannte kehrten zurück in die Heimat. Sofort führte der damals zwanzigjährige Mann den Plan aus, die im Innern durch Parteien zerspaltene, von aufsen durch Macedoniens Macht bedrohte Stadt dem seit 280 v. Chr. neuerstandenen achäischen Bunde einzuverleiben und verdiente sich noch überdies unbegrenzten Dank seiner Mitbürger für die Art und Weise, wie er den über die Entschädigung der nach Sikyon zurückgekehrten Flüchtlinge entbrannten Streit beschwichtigte.

Aus dem von des Aratus erster und zweiter Strategie handelnden nächsten Abschnitte erfahren wir, wie jener, kaum 27 Jahre alt, mit der verantwortungsvollen Stellung eines Strategen betraut wurde, in welcher Würde er eine ungeahnte Entwicklung des Bundes herbeiführte. Zuerst marschierte er den Böotern gegen die räuberischen Ätoler vergeblich zu hilfe; um so gröfseren Erfolg hatte seine zweite Strategie durch Vertreibung der macedonischen Besatzung aus der Burg von Korinth und dessen Zuführung zum achäischen Bunde. Damals stand Aratus auf der Höhe seines Glückes und seines Ruhmes.

Im dritten Abschnitt „Weitere Bekämpfung der Tyrannis“ erzählt der V., es sei zur kräftigeren Niederwerfung der immer furchtbarer werdenden Ätoler ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Achäern und Spartanern geschlossen werden. Auffallender Weise schickte aber Aratus die hilfebereiten spartanischen Truppen zurück, woraufhin die Ätolerschaaren sich ohne Schwertstreich über den Peloponnes ergossen, von dem sie verfolgenden Aratus jedoch wieder daraus vertrieben wurden.

Vor allem andern lag ihm nun aber das Schicksal der Pflegerin seiner Jugend, des ehrwürdigen Argos, am Herzen, weshalb er sich entschlofs, durch Niedermachung seines Tyrannen Aristomachus die noch jungen Fesseln seiner Knechtschaft zu lösen. Allein die Verschwörung wurde verraten und als Aristomachus später von einem seiner eigenen Diener ums Leben gebracht wurde, bemächtigte sich auf einige Zeit ein noch ruchloserer Mensch, Aristippus, der Herrschaft.

Während ferner nach diesem der jüngere Aristomachus die Regierungsgewalt in Argos an sich rifs, richtete Aratus seine Aufmerksamkeit darauf, das ebenfalls von einem Tyrannen beherrschte Megalopolis dem Bunde einzuverleiben, und wohl hauptsächlich seinen Drohungen ist es zu danken, wenn Lydiades die Herrschaft freiwillig niederlegte und mit seiner Stadt zu den Achäern übertrat, infolge dessen er wiederholt mit Übertragung des Strategenamtes geehrt wurde. Nunmehr suchte Aratus auch Athen vom macedonischen Joche freizumachen, und obwohl er bei Phylakia eine Niederlage erlitt und die fälschliche Kunde von seinem Tode die wankelmütigen Athener sogleich wieder zum Abfall brachte, vermochte er zuletzt den macedonischen Befehlshaber zur Abtretung von Munychia, dem Piräeus, Salamis und Sunion an die Athener zu überreden, ohne dafs diese hiedurch sich für das Bündnis gewinnen liefsen.

Endlich wurde dem unermüdlichen Aratus noch die Freude, auch Argos als Bundesglied zu begrüfsen; nur hätte leider der schrankenlose Ehrgeiz des Aratus, der es nicht zulassen wollte, dafs durch den Strategen Lydiades die Aufnahme geschehe, das erfreuliche Ereignis beinahe verhindert. Dem Versprechen gemäfs wurde hierauf der gewesene Tyrann von Argos Aristomachus II zum Strategen der Achäer ernannt, gerade in dem Augenblicke, wo der Krieg gegen Sparta und seinen König Kleomenes ausgebrochen war, der ebenso sehr für Aratus als für Aristomachus verhängnisvoll werden sollte. —

Die Besiedlung der Küsten des Pontos Euxeinos durch die Milesier. Historisch-philologische Skizze, I. Teil (mit 1 Kärtchen), von Ludw. Bürchner, Gymnasialassistent. Programm der kgl. Studienanstalt Kempten. 75 S. 8.

In weitläufiger Anlage verfolgt die Arbeit den Plan, auf grund der topischen und geographischen Beschaffenheit der Gegenden zu untersuchen, welches die Voraussetzungen für die Niederlassungen in den pontischen Strichen im allgemeinen gewesen sein mögen, sodann die ethnologischen Fragen, soweit ihre Hereinziehung unumgänglich ist, zu streifen und hieran die geschichtliche Darstellung anzuschliefsen. Um nur einiges des Bemerkenswertesten aus dem reichen Inhalt herauszuheben, so bildete, wie der Abschnitt „Geographie und Topographie der in betracht kommenden Meer- und Landräume“ besagt, das schwarze Meer samt dem Kaspi- und Aralsee in der Urzeit ein grofses, wahrscheinlich mit dem nördlichen Eismeer in Verbindung stehendes Seebecken. Für die zeitliche Bestimmung des Durchbruchs des Bosporus gibt es nur den Anhaltspunkt, dafs das Aufsteigen des Kaukasus und somit die Einschrumpfung der



Meeresräume in die Pliokänzeit fällt; doch erfolgte jedenfalls die Trennung des pontischen Seebeckens vom aralokaspischen früher als die „Neuvermählung" des ersteren mit dem Mittelmeere.

Haben wir hierauf mit dem V. die sämtlichen Ufergebiete des Pontos abgewandert, so begegnen wir erhöhten Schwierigkeiten bei der Ethnologie und Urgeschichte dieser Gebiete. An der pontischen Südküste safsen dereinst die Mariandyner, vermutlich phrygischer Herkunft, östlich davon die Leykosyrer, nachher die Kappadoker, von diesen östlich die Tibarener und die Chalyber und landeinwärts der grofse Stamm der Alarodier im jetzigen Armenien; an der Ostküste wohnten Kolcher, Iberer, Albaner; an der Nordküste als ältestes uns dort bekanntes Volk die Kimmerier, die um Beginn des achten Jahrhunderts von den iranischen Skythen gegen Westen vertrieben wurden; an der Westküste thrakische Stämme, in frühester Zeit die Trerer, Thyner und Bithyner. Nachdem sich im Nachfolgenden der V. eingehendst über die Frage verbreitet, wie es den milesischen Ansiedlern gelungen sei, gegen all diese Völkerschaften den Kampf der Civilisation im ganzen siegreich durchzuführen, wendet er sich zu den Kolonien im einzelnen und zwar I. zu „denjenigen, deren Gründungsepoche von den Chronologen überliefert wird bis zu den Perserkriegen". Unter ihnen stand nach Alter und Rang voran Sinope, dessen Anfänge in mythischem Dunkel liegen. Der Meinung mehrerer Gelehrten, dafs es ursprünglich eine assyrische Stadt war, kann V. nicht beipflichten. Nach der Mitte des 7. Jahrhunderts scheint es abermals von Milesiern besiedelt worden zu sein, doch fehlen über das weitere Gedeihen dieser wohl meist auf friedlichen Erwerb bedachten Neuanpflanzung jegliche Berichte. An geschichtlichen Ereignissen vor dem fünften Jahrhundert sind in erster Linie die Gründungen von Trapezus und Kerasus zu erwähnen. Ersteres, den Chronologen nach um 756 gegründet, gehört neben Sinope und Heraklea zu den wenigen Städten, welche das Altertum weit überdauerten und etwas von ihrer einstmaligen Gröfse bewahrten; sogar griechische Elemente erhielten sich daselbst in ziemlicher Stärke. Gleichwohl vermochte die Stadt im Altertum niemals zur nämlichen Bedeutung aufzusteigen wie Sinope. Unzweifelhaft schon vor der Perserzeit bestanden auch Kerasus, die Kirschenstadt, von der kaum eine Spur mehr übrig ist, und Kotyra; desto weiter aber gehen über die zuletzt hier berührte Kolonie Istros die Ansichten auseinander. —

Die Beleuchtung im Altertum; I. die Beleuchtung bei den Griechen, Beiträge von J. M. Miller, k. Gymnasialprofessor. Programm der k. Studienanstalt Aschaffenburg. 57 S. 8.

Diese Schrift, die Frucht sorgfältiger Durchforschung des gröfsten Teiles der griechischen Klassiker, will mit der im nächsten Jahre zu veröffentlichenden „über die Beleuchtung bei den Römern" eine Gesamtübersicht über das antike Beleuchtungswesen gewähren. Da die zunächstliegende Frage, wie die Alten sich Feuer oder Licht gemacht haben, bereits trefflich gelöst ist, beginnt der V. alsbald sein Thema nach drei Gesichtspunkten: 1. Beleuchtung im Haus und aufser demselben; 2. bei religiösen Feierlichkeiten und anderen Festen; 3. im Dienste des Krieges, einer Betrachtung zu unterziehen. Demnach treffen wir die einfachste Art der Beleuchtung durch Späne von trockenem Kienholz in der Odyssee des Homer. Auch die Herdfeuer mufsten der Beleuchtung dienen, wobei Rufs und Rauch

natürlich unvermeidlich waren. Einigen Aufenthalt verursacht die Stelle der Odyssee XIX; 33:

. . . πάροιθε δὲ Παλλὰς Ἀθήνη
χρύσεον λύχνον ἔχουσα φάος περικαλλὲς ἐποίει,

ein scheinbarer Beleg dafür, dafs Homer bereits die Lampe gekannt habe. In Berücksichtigung aber, dafs keine andere homerische Stelle das Wort λύχνος aufweist, glaubt V. mit Kirchhoff und Hentze einen späteren Ursprung der ganzen Partie von vv. 1 — 50 annehmen zu dürfen.

Die Beleuchtung in der nachhomerischen Zeit anlangend, wird zwischen jener aufser dem Hause und im Hause unterschieden. In ersterer Beziehung fehlte bei den Alten durchgängig die Strafsenbeleuchtung. Im häuslichen Gebrauche finden wir früh bei den Griechen die Öllampen (λύχνοι), von denen leider nur ganz wenige erhalten sind. V. kommt sodann auf die je nach der Gelegenheit verschiedene Beleuchtungsweise zu reden. So pflegte z. B. niemand abends zu einem Gelage oder zu anderem Zweck auszugehen, ohne sich mit einer Fackel oder Laterne auszurüsten; im Hause, im Schlafgemache der Kinder und vornehmen Damen waren vorzüglich Lampen verwendet. An dieser Stelle kann Ref. nicht unterlassen zu bedauern, dafs der V. eine, gelinde gesagt, ungeziemende Scene aus Plutarch und Pausanias einschieben zu sollen meinte, die entschieden besser weggeblieben wäre.

Dem zweiten Teile „Beleuchtung bei religiösen Feierlichkeiten und anderen Festen“ wollen wir nur entnehmen, dafs selbst bei hochzeitlichen Veranlassungen die Fackeln neben ihrer symbolischen Bedeutung dem Zwecke der Beleuchtung dienten, insoferne die Sitte herrschte, am Abend oder bei Eintritt der Nacht der Braut bis ins Haus des Bräutigams das Geleite zu geben. Zur „Beleuchtung im Dienste des Krieges“ übergehend, betont der V. die hohe Wichtigkeit der Feuer im Land- und Seekriege als Kampfsignale und zieht als ein besonders grofsartiges Beispiel dieser Art Äschylus Agamemnon v. 280 u. s. w. heran. Blos emporgehaltene, aber nicht bewegte Fackeln deuteten auf die Ankunft von Freunden, hin und hergeschüttelte auf feindlichen Angriff. Für die Beleuchtung zur See wurde regelmäfsig auf dem vorausfahrenden Admiralschiff eine Leuchte aufgesteckt, obwohl auch die übrigen Schiffe Lichter trugen. Die bevorzugteste Rolle spielten aber in dieser Hinsicht die Leuchttürme, denen man in gewisser Gestalt schon im frühen Altertum begegnet. Sowohl der Berühmtheit als der Genauigkeit und Glaubwürdigkeit der Nachrichten gemäfs übertrifft sie alle der nun spurlos verschwundene Turm auf der Nordostspitze der Insel Pharos, welcher unter der Regierung des Ptolemaeus Philadelphus aus weifsen Steinen erbaut, 547′ in die Höhe geragt haben und sichtbar gewesen sein soll auf eine Entfernungsstrecke von 41 Meilen. —

Landshut. Renn.

Personalnachrichten.

Ernannt: Aug. Wollenweber, Lehramtskand. z. Studl. in Kulmbach; Dr. Jak. Mohr, Ass. in Zweibrücken z. Studl. in Dürkheim; Friedr. Beck, Ass. in Dillingen z. Studl. für neuere Sprachen in Neuburg a./D.

Versetzt: Em. Gampert, Studl. von Kulmbach nach Wunsiedel als Subrektor; Joh. Pfissner, Studl. von Dürkheim nach Kaiserslautern; Karl Raab, Studl. von Windsheim nach Schwabach; Heinr. Ulrich, Studl. von Schwabach nach Windsheim.

Auszeichnungen: Dem K. Subrektor und Studienlehrer an der isolierten Lateinschule zu Germersheim, August Resser, wurde das Ehrenkreuz des Ludwigsordens verliehen; Joh. Fesenmaier, K. Gymn.-Prof. am Wilh.-Gymn. in München erhielt die Bewilligung zur Annahme und zum Tragen des ihm von Ihrer Majestät, der Königin-Regentin von Spanien verliehenen Ritterkreuzes des K. Spanischen Ordens Isabella der Katholischen; Fr. Xav. Seidl, Studl. in Regensburg erhielt die Bewilligung zur Annahme und zum Tragen des ihm von Seiner Hoheit dem Herzoge von Sachsen-Koburg und Gotha verliehenen Ritterkreuzes II. Klasse des Herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausordens.

Quiesciert: Ferd. Rieder, Studl. in Kaiserslautern auf ein Jahr; Max Eichheim, Studl. für neuere Sprachen in Neuburg a. D. für immer.

Gestorben: Ignaz Gaugengigl, Studl. a. D. in München.

Litterarische Anzeigen.

Druck von H. Kutzner in München.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Italienische Gymnasien und Lyceen.

I.

Jeder Mensch wird sich und andere nicht selten auf Urteilen über Personen und Einrichtungen ertappt haben, deren Schroffheit nach genauerer Prüfung eine bedeutende Milderung erfuhr. Das dürfte auch der Fall sein bei den vielfach ganz abfälligen Urteilen, die man bei uns über italienische Studienanstalten hört. Zwar sind diese Urteile erklärlich. Sie passen wohl auf frühere Zustände. Diese haben sich jetzt geändert, — aber das alte Urteil ist geblieben. Denn, wie es im Leben geht, man urteilt selten nach dem, was geworden ist, sondern meist nach dem, was war. Und obwohl klein Töffel nach langen Jahren als erwachsener Mann in seine Heimat zurückkehrte, hiefs er doch immer noch klein Töffel. Ferner entspringt diese abschätzige Beurteilung dem Gefühle der Überlegenheit, die uns auf dem Gebiete des Unterrichtswesens von allen andern Nationen und auch ganz neidlos von den Italienern zugestanden wird. Diese Überlegenheit aber darf uns nicht hindern, löbliches Streben auch anderswo anzuerkennen, wo man nicht auf derselben Höhe steht, wie bei uns. Auch halte ich es für allgemein interessant, die Thätigkeit einer so hochbegabten Nation, wie der italienischen, auf dem Gebiete des Unterrichtswesens näher kennen zu lernen. Wer aber selbst Lehrer ist, nimmt an Lehrerleben und Lehrerarbeit, wo er sie finden mag, doppelten Anteil. Nun erwarte man nicht, dafs ich eine Lobrede auf italienische Studienanstalten halten wolle, sondern ich will ruhig und mit möglichster Sachlichkeit diese Institute und ihre Einrichtungen schildern, wie ich sie aus der ministeriellen Schulordnung, den ministeriellen Unterrichtsprogrammen für die einzelnen Lehrgegenstände und ihren Erläuterungen, aus Jahresberichten, aus freimütigen Mitteilungen italienischer Kollegen und schliefslich aus dem Besuche verschiedener Anstalten in Nord-, Mittel- und Süditalien sowohl zuhörend als examinierend kennen gelernt habe.

Ehe ich an meine Aufgabe gehe, halte ich es für meine Pflicht, meinen speziellen Dank auszusprechen vor allem für das durch dankenswerte Vermittlung des Kgl. bayer. Ministeriums des Äufsern zuvorkommendst ausgefertigte Empfehlungschreiben Seiner Excellenz des Herrn Unterrichtsministers Coppino, ferner dem liebenswürdigen, verdienten Herrn Preside Giuseppe Pistelli in Verona und dem gelehrten Herrn Giuseppe Fraccaroli, nunmehr Universitätsprofessor in Palermo, dem gewiegten Pädagogen Dr. Gino Rocchi und dem Herrn Preside Brizio Francesco in Bologna, dem umsichtigen Schulmann und verdienten Gelehrten Herrn Preside Oliva in Florenz, sowie dem Herrn Preside des dortigen liceo pareggiato, ferner dem greisen und zuvorkommenden Herrn Preside Cigliutti, dem energischen Herrn Preside Verde, sowie dem Herrn Preside des Umbertolyceums, sämtlich in Rom, dem Herrn Abte von Monte Cassino, den Herrn Presidi des Vittorio-Emmanuele und Umbertolyceums in Neapel und schliefslich dem Herrn Preside Rotondi Pietro in Mailand für die Zuvorkommenheit, mit der mir Eintritt und Einblick in die Anstalten gewährt wurde. Ebenso kann ich es nicht unterlassen, der Herrn Professoren Trevisan in Verona, Roncaglia und Cavazza in Bologna, Tosato, des würdigen Schülers von Bonitz, sowie der HH. Commencini, Macchiati, Meschia, Brilli in Rom, Petroni in Neapel, Bernocco in Modena, Giorgio Politeo in Venedig, Dabala in Mailand besonders zu gedenken und ihnen, sowie allen übrigen Herrn, deren Klassen ich besucht habe, für die Freundlichkeit zu danken, mit der sie mir zu examinieren erlaubten.

Die Studienanstalten in Italien zerfallen in ein Gymnasium mit 5 Klassen und ein Lyceum mit 3 Klassen, haben also 8 Klassen. Doch bilden sie nicht etwa ein Institut, sondern zwei, da das Gymnasium eine für sich abgeschlossene Anstalt ist, wie das Lyceum. Das ist auch äufserlich dadurch gekennzeichnet, dafs die beiden Anstalten nicht immer vereinigt erscheinen; denn viele Orte haben blofs ein Gymnasium, viele blofs ein Lyceum.

Um diese Anstalten recht würdigen zu können, ist es gut, einen Blick auf ihre Entwicklung zu werfen, da sie, sowohl was äufsere Verwaltung als innere Einrichtung betrifft, manche Wandlung bis zum heutigen Tage durchgemacht haben. Wir folgen dabei wesentlich den Ausführungen, wie sie Seine Excellenz der Herr Unterrichtsminister Coppino in seinem Gesetzentwurf vom 28. Mai 1885 gegeben hat.

Als in den Jahren 1859, 60 und 61 nach den grofsen politischen Ereignissen, welche der Konstituierung des Königreichs

Italien vorausgingen, auch das Schulwesen des jungen Staates geordnet wurde, glaubte man, dem freien Geiste folgend, der das politische Leben in Italien durchwehte, auch auf dem Gebiete des Unterrichtswesens die weitgehendste Freiheit gestatten zu sollen. Man ging von der Ansicht aus, dafs jede Provinz ihre Bedürfnisse hinsichtlich des Unterrichts selbst am besten kennen müsse, und überliefs die Verwaltung auch der Mittelschulen den Gemeinden und Provinzen. Aber bald ergaben sich Bedenken. Durch Parteikämpfe, welche in Gemeinden und Provinzen um politische oder gemeindliche Interessen geführt wurden, sahen sich die Lehrer in ihrer Unabhängigkeit zum Schaden der Schuldisziplin und des Unterrichts bedroht. Dazu kam die Befürchtung, der Unterricht möchte einseitig partikularistisch und nicht in nationalem Interesse erteilt werden. Auch besorgte man, dafs Unterrichtsstellen infolge eines übertriebenen Partikularismus in ganz ungeeignete Hände kommen könnten. Darum ging man allmählich von dem Grundsatze, den Gemeinden die Selbstverwaltung in Schulsachen zu überlassen, immer mehr ab, und die Regierung errichtete nach und nach selbst Anstalten und übte ihren Einflufs auch auf die Verwaltung der übrigen aus. So haben wir gegenwärtig im Königreich Italien 52 Gymnasien, 75 Lyceen mit Gymnasium und 20 Lyceen ohne Gymnasium, im ganzen also 127 Gymnasien und 95 Lyceen. Diese sind aber höchst ungleichmäfsig über das Land verteilt. Manche Gegenden sind nämlich reichlich mit derartigen staatlichen Instituten bedacht, andere wiederum erscheinen hierin ganz stiefmütterlich behandelt. Daher kommt es auch, dafs manche an ungeeigneten Plätzen errichtete oder zu dicht nebeneinander liegende Anstalten fast keine Schüler haben, während die an andern Orten, besonders in gröfsern Städten vorhandenen dem Andrange der Schüler nicht genügen können. Es mag gleich hier bemerkt werden, dafs auch in Italien der Zudrang zu den Studienanstalten von Jahr zu Jahr wächst, und eine grofse Anzahl von Schülern wegen Mangels an Räumlichkeiten zurückgewiesen werden mufs.[1]) Bis jetzt aber ist es der Regierung trotz zweier Gesetz-

[1]) Diese suchen und finden Aufnahme in den zahlreich vorhandenen Privatanstalten. Denn dem auch jetzt noch die italienische Regierung charakterisierenden Prinzip der Freiheit entsprechend gestattet der Staat das Bestehen und die Errichtung derartiger Anstalten, sowohl geistlicher wie weltlicher, sobald Fähigkeit und Unbescholtenheit der Unternehmer nachgewiesen ist. Es existieren gegenwärtig circa 536 Privatgymnasien und über 200 Privatlyceen (Amtliche Statistik von 1883/84). Es soll dadurch ein gesunder Wetteifer zwischen staatlichen und privaten Anstalten geweckt werden. Freilich ist dieser Wettstreit bisher nicht zu Gunsten der letzteren ausgefallen. Das geht aus zwei Thatsachen hervor.

vorlagen (im Jahre 1879 u. 85) nicht gelungen, diese ungleiche Verteilung der Anstalten zu beseitigen, ebenso wenig hat sie eine gleichförmige Verwaltung derselben herbeiführen können. Während nämlich die Gehälter der Professoren an den Lyceen sämtlich vom Staate bezahlt werden, herrscht hierin bei den Gymnasien verschiedene Praxis. Für die Gehälter der einen kommt der Staat auf, bei andern zahlt die Gemeinde (und die Lage solcher Lehrer wird nicht als beneidenswert dargestellt), wieder andere Anstalten besolden ihre Lehrer aus Gemeinde- und Staatsgeldern. Dieselbe Mannigfaltigkeit der Verwaltung treffen wir, wenn es sich um Beschaffung der Schul- und Turnlokale, der Schuleinrichtungen (Bänke, Tafeln, Kreide, Tinte, Beheizung (im Norden), Bibliothek, Landkarten, Naturalien- und physikalische Kabinete) handelt. Im allgemeinen sorgt die Gemeinde für die äufsere Einrichtung, während das wissenschaftliche Material vom Staate gestellt wird. Doch gibt es wieder Anstalten, wo der Staat alles zu leisten hat. Demgemäfs ist die äufsere und innere Ausstattung der einzelnen Anstalten auch sehr verschieden. Nur in einem Punkte besteht grofse Übereinstimmung — in der Erbärmlichkeit der Schullokale, (ich kann nur wenige ausnehmen) die, so stattlich sie sich vielfach von aufsen darstellen, im Innern mit den Forderungen der Hygieine sich nicht recht vertragen wollen. Das Licht fällt oft blofs durch eine Glasthüre und ein paar Guckfenster ein, oft vermittelt spärliches Oberlicht die Beleuchtung[1]), es fehlt ferner nicht an feuchten, dumpfen, unbehaglichen Lokalen (ich denke mit Entsetzen an das Viscontigymnasium in Rom!), die Bänke, welche, in 2 oder auch 3 cunei geteilt, überall amphitheatralisch emporsteigen, sind dem jugendlichen Alter der Schüler vielfach nicht angepafst, zu grofs und zu weit. Kurz, eine grofse

---

Da nämlich die Privatanstalten kein Absolutorium, weder des Gymnasiums noch des Lyceums, erteilen dürfen, so müssen die Schüler solcher Institute, wenn sie später auf eine Anstellung im Staate Anspruch erheben, sich dem Absolutorium an einer Staatsanstalt unterziehen. Bei diesen Prüfungen nun fällt nach statistischem Nachweis ein grofser Prozentsatz der Schüler aus Privatanstalten durch, wovon, wie man mir sagte, regelmäfsig die Zöglinge der Jesuitenanstalten und die des vatikanischen Gymnasiums in Rom eine rühmliche Ausnahme machen. Ebenfalls nicht für diese Privatanstalten spricht das Ergebnis einer in den Jahren 1875 u. 76 vorgenommenen Visitation von 277 Seminarien, welche sehr mangelhafte Unterrichtsresultate, besonders in Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften und im Griechischen ergab.

[1]) Um so auffallender ist der Umstand, dafs wir selten einen brillentragenden Schüler treffen, sowohl im Norden wie im Süden Italiens. Nur hie und da hat sich mehr, wie es scheint, aus Mode als aus Bedürfnis der Zwicker festgesetzt.

Anzahl von Schullokalen sind eine Schande für eine Kommune, eine Sünde gegen Schüler, Lehrer und Eltern. Wohl fehlt es nicht an Stimmen, die kräftig wie Verde[1]) auf diesen schreienden Übelstand hinweisen, aber leider sind derartige Rufe bisher unbeachtet und ungehört verhallt.

Was die Studienordnung anlangt, so ist der gegenwärtige Zustand der Anstalten erst nach vielen Versuchen und Änderungen erreicht worden. Man hört Eltern und Lehrer häufig über den grofsen Wechsel der Schulverordnungen klagen, an denen fast jeder der sich rasch ablösenden Unterrichtsminister etwas wegnimmt oder anfügt. Nicht mit Unrecht. Aber es ist anderseits auch zu bedenken, dafs, was als Mifsstand erkannt wurde, der Änderung bedarf. Ferner kann sich heutzutage bei dem Wetteifer der Nationen auf allen Gebieten auch das Unterrichtswesen keines Staates von der Teilnahme an diesem Wettkampf ausschliefsen. So hat auch Italien die seit Jahren viel besprochene Frage, ob Humanismus oder Realismus mit Aufmerksamkeit verfolgt und ihr gebührend Rechnung getragen. Der Lehrplan der italienischen Studienanstalten hat nämlich die Ansprüche der Humanisten nicht vernachlässigt und gleichzeitig die berechtigten Forderungen der Neuzeit nach naturwissenschaftlichem Unterricht erfüllt. Denn neben italienischer, lateinischer und griechischer Litteratur, neben Philosophie und Geschichte erscheinen auch Botanik, Zoologie, Mineralogie, physikalische Geographie, Physik und Chemie, sowie Mathematik als obligate Lehrgegenstände. Folgende Tabelle gibt eine Übersicht der Fächer und der darauf verwendeten Zeit am Gymnasium und Lyceum.

Gymnasium.

Lehrgegenstände	Wochenstunden				
	I.	II.	III.	IV.	V. Klasse
Italienisch	8	8	7	6	6
Lateinisch	9	8	8	5	5
Griechisch	—	—	—	5	5
Geographie	3	4	1	—	—
Geschichte	—	—	4	4	4
Elemente der Naturgesch.	—	—	—	2 (Botan.)	2 (Zoolog.)
Arithmetik u. Geometrie	2	2	2	3	3
	22	22	22	25	25

[1]) In einer bei Gelegenheit der Preisverteilung zu Rom gehaltenen Rede spricht sich dieser schneidige Schulmann folgendermafsen aus: „Nichts trägt mehr dazu bei, die Gefühle der Menschen zu erheben, als der geräumige und freie Charakter ihrer Wohnungen. Was man vom Hause sagt, gilt auch für die Schule, die einen so grofsen Teil unseres Lebens in Anspruch nimmt und dazu in einem Alter, in dem die lebhaftesten Eindrücke des Geistes in verschiedenster Weise die Gehirn-

Lyceum.

Lehrgegenstände	Wochenstunden I.	II.	III. Klasse
Italienisch	5	4	3
Lateinisch	4	4	4
Griechisch	4	3	3
Geschichte	6	$4^1/_2$	$4^1/_2$
Mathematik	4	3	4
Physik und Chemie	—	4	4
Naturgesch. u. physik. Geograph.	2 (Struktur und Funktionen der Pflanz. u. Tiere)	2 (Mineral.)	2 (physik. Geograph.)
Philosophie	2	3	3
	27	$27^1/_2$	$27^1/_2$

Dazu kommen noch wöchentlich 2 Turnstunden für alle körperlich Tauglichen. An den Anstalten im Neapolitanischen und an der französischen Grenze ist in den obern Lateinklassen das Französische obligat. Stenographie, Zeichnen, Musik oder eine fremde Sprache als fakultative Lehrgegenstände werden nicht gelehrt, nur hie und da findet sich infolge günstiger lokaler Verhältnisse der eine oder andere Gegenstand vertreten. Kalligraphieunterricht wird nicht erteilt. Die Schrift der italienischen Schüler ist denn auch nichts weniger als schön. Dem Religionsunterricht ist im Lehrplan keine Stelle eingeräumt. Der Unterricht beginnt und schliefst ohne Gebet. Dem entsprechend findet man in keinem Lehrzimmer irgend ein religiöses Abzeichen. Diese uns seltsam berührende Thatsache findet ihre Erklärung in der Konfessionslosigkeit dieser Institute.

Sehen wir nun, welches die Lehrziele im Italienischen, Lateinischen, Griechischen, in Geschichte, Geographie und Philosophie sind, und wie dieselben erreicht werden. Von den übrigen Unterrichtsfächern wird nicht die Rede sein, da ich in denselben zu wenig Fachmann bin, um mir ein Urteil erlauben zu können.

---

thätigkeit beeinflussend gewissermafsen Teil unseres Organismus werden. Und man kann unter diesem Gesichtspunkte wohl sagen, dafs, wie die Berge die Bergbewohner, so die Schulen die Schüler hervorbringen. Darum sind die Völker, welche in der Civilisation am weitesten voran sind, auch diejenigen, welche ihren Stolz darein setzen, die besten Schulgebäude zu haben. Man verlangt nicht, dafs man öffentliche Gärten zerstöre, um darauf Schulen zu bauen, wie Bern und Zürich thaten, noch fordert man, dafs man grofse Preise aussetze, um hervorragende Kunstwerke von Schulbauten ins Leben zu rufen, man fordert nur, dafs jede Schule ihr eigenes Haus habe, ihren speziellen Bedürfnissen entsprechend, wo die jungen Generationen, die soviel Blut notwendig haben, heranwachsen gesund und kräftig an Seele und Körper."

Italienisch.

In der italienischen Grammatik, deren Behandlung zugleich der lateinischen vorarbeiten soll, wird im 1. Jahre die Lehre von den Redeteilen, in der 2. Klasse die Kasuslehre, in der 3. die Satzlehre und in der 4. die Lehre von der Periodenbildung durchgenommen. Wird die Einführung in die klassische italienische Litteratur in den ersten 4 Klassen auch durch ein Lesebuch [1]) vermittelt, welches nach Vorschrift eine Auswahl hauptsächlich der Schriftsteller des 13. und 15. Jahrhunderts enthält, so behandelt man doch schon früh ganze klassische Werke, wie die Übersetzung der Jlias von Monti in der 3., die Übersetzung Vergils von A. Caro in der 4. Klasse. Auch werden mit den Schülern der 4 untersten Klassen häufig die Novellen von Gozzi, von Sacchetti in der Auswahl von G. de Stefano, der Osservatore von Gozzi, hie und da auch die Odysseeübersetzung von Pindemonte gelesen. Um das Verständnis der von der 4. Klasse an mehr und mehr in den Vordergrund tretenden Lektüre der Dichter und Prosaiker zu fördern, werden in der 4. Klasse die Lehre vom Stil, die Lehre vom bildlichen Ausdrucke, die Verslehre nebst Übungen im Versmachen, in der 5. Klasse die Lehre von den verschiedenen genera dicendi in Poesie und Prosa meist nach einem Leitfaden durchgenommen; denn in der 5. Klasse tritt das Lesebuch aufser Gebrauch, und es werden klassische Prosaiker und Dichter behandelt, einerseits als vorbereitender Übergang ans Lyceum, anderseits um den mit dem Gymnasium ihre Studien Abschliefsenden die Bekanntschaft mit den hervorragendsten Erzeugnissen der nationalen Litteratur zu vermitteln. So werden in dieser Klasse regelmäfsig Stellen aus Dante, dann von Ariosto der Orlando furioso (Auswahl), von Macchiavelli die discorsi sopra la prima deca di T. Livio und seine storie fiorentine, von Manzoni die promessi sposi und dessen Hymnen und Oden gelesen.

Am Lyceum aber wird die Lektüre in umfassendster Weise betrieben. Den Mittelpunkt derselben bildet der Homer Italiens, Dante, den die Italiener nicht blofs durch zahlreiche Monumente und Danteplätze, sondern vor allem auch durch fleifsige Lektüre ehren. In den 3 Kursen des Lyceums wird er ganz gelesen und erklärt. Daneben aber werden Boccaccio (ausgewählte Novellen), Petrarca (rime, Canzoniere) und Tasso nicht vernachlässigt. Aufserdem werden die poetischen Schöpfungen von Parini, Foscolo

[1]) Am meisten findet man hier im Gebrauch das von dem berühmten Carducci in Bologna und seinem Schüler Dr. Ugo Brilli in Rom. Dasselbe kann wegen seiner stufenmäfsigen Auswahl und seiner passenden Anmerkungen ein vorzügliches Lehrmittel genannt werden.

(i sepolcri), Monti, Giusti, Leopardi behandelt. Unter den Prosaikern dienen vielfach geschichtliche, philosophische und litterarhistorische Werke zur Erklärung: Dino Campagni (cronaca fiorentina), Galilei, Giusti, Leopardi, Gioberti, Manzoni, de Sanctis u. a.

Die Erklärung dieser Schriftwerke ist sorgfältig, und man kann sich zufrieden über dieselbe aussprechen. Sie hält sich an die vorgeschriebenen Instruktionen. Diese warnen vor philologischer Kleinigkeitskrämerei, vor unnötigem, gelehrtem Ballast, der den Schülern die Lektüre verleiden mufs, und vor allzu abstraktem ästhetischem Raisonnement. Dagegen empfehlen sie für den Anfang, dafs die Erklärung zunächst auf das Verständnis sehe, dann nach und nach auf die Kunst der Darstellung hinweise und in den höheren Klassen ein Schriftwerk nach allen Seiten: Sprache, Inhalt, Kunstgattung, Stellung in der Litteratur betrachte.

Litteraturgeschichte wird anfangs nicht systematisch betrieben, sondern es werden nur Notizen über die vorzüglichsten Schriftsteller, ihr Leben, ihre Werke, ihre Zeitgenossen gegeben. Erst im 3. Kurse des Lyceums wird dieselbe im Zusammenhang behandelt.

Aufgabe jeder Nation ist es, ihre Litteraturwerke nicht blofs zu lesen und kennen zu lernen, es ist auch eine Ehrenpflicht für sie, wenigstens die schönsten Stellen aus den Hauptwerken im Gedächtnis zu haben. Dieser Forderung wird die Vorschrift gerecht, dafs in allen Klassen ausgewählte Stellen aus Dichtern und Prosaikern auswendig gelernt werden sollen. Und es wird auch in der That in fast allen Klassen viel memoriert in Prosa und Poesie, — aber wenig behalten. Die Schüler sind selten im stande, früher Gelerntes ohne Anstand vorzutragen und bringen nur durch unpädagogische Nachhilfe des Lehrers oder häfsliches Einsagen der Mitschüler oder ungeniertes Nachsehen im Buche etwas zu tage. Dafs unter diesen Umständen von schönem Vortrage nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst.[1])

Blüte und Krone des Unterrichts in der Muttersprache bleiben schriftliche Übungen; darum werden für jede Klasse solche

[1]) Diesem fast allgemeinen Übelstande kann nur abgeholfen werden 1) dadurch, dafs bei Gedächtnisübungen alle Bücher geschlossen unter der Bank sein müssen, 2) durch unablässiges Repetieren des früher Gelernten, wobei aber alle Schüler gerufen werden müssen, und sollte es nur für einige Verse oder Sätze sein, 3) durch unnachsichtliche Strenge des Lehrers, der kein Einsagen dulden, noch selbst nachhelfen darf. Man denke doch, alle die Zeit, welche auf das Auswendiglernen verwendet wurde, ist verloren, wenn man das Gelernte nicht weifs. Tantum scimus, quantum memoria tenemus.

in möglichst grofser Anzahl empfohlen. Die Themen, deren ich eine grofse Zahl aus Jahresberichten und mündlichen Mitteilungen kennen gelernt habe, bewegen sich in den herkömmlichen Geleisen. In den Gymnasialklassen werden hauptsächlich temi d'imitazione (Nachbildungen) gegeben: eine Skizze soll zu einer gröfseren Erzählung erweitert, ein Sprichwort durch eine Erzählung erläutert, eine Fabel einem gegebenen Muster nachgebildet werden; leichtere Beschreibungen, Briefe erzählenden und beschreibenden Inhalts, auch Erzählungen, deren Stoff der Geschichte entnommen ist, werden von den Schülern der drei unteren Klassen verlangt. In den zwei oberen Gymnasialklassen werden dieselben Themen behandelt, nur etwas schwieriger. Dazu kommt noch die Erklärung und Begründung leichterer Sentenzen und Sprichwörter. Zu erwähnen sind noch Dialoge, eine Stilgattung, die bei uns nicht gepflegt wird. Selten werden Vergleiche gegeben.

Am Lyceum treten schwierigere Aufgaben an die Zöglinge heran. Erzählungen, Beschreibungen, Dialoge wie am Gymnasium sind Gegenstand der Übungen. Dazu kommen nun Abhandlungen über Sprichwörter und Sentenzen, Kommentare und litterar-geschichtliche Themen. Die bei uns viel gehandhabte Form der Chrie kennt man dort nicht. Am bedenklichsten scheinen mir Themata, welche Gefühle und Betrachtungen verlangen, wie z. B. Gefühle beim Beginn des Schuljahres oder Gefühle einer Mutter beim Tode ihres Sohnes. Hier ist Gefahr, dafs der Schüler zur Darstellung erlogener oder falscher Gefühle verleitet wird. Bei den litterarhistorischen Themen wird oft der Fehler gemacht, dafs die Schüler angewiesen werden, zuvor ganze Bücher darüber zu studieren. Das geht über die Aufgabe der Schule hinaus.

Dies ist der Gang des Unterrichts im Italienischen: zahlreiche Übungen in Grammatik und Stil, ausgedehnte Lektüre, gute Erklärung, Kenntnis der Litteraturgeschichte, mehr Lehrstunden, als in irgend einem andern Lande der Muttersprache gegönnt sind, eigene Fachlehrer am Lyceum — und doch alljährlich diese in Prozentsatz ausgedrückten Klagen der Kommission, welche die Absolutorialaufgaben prüft, über die mangelhaften Leistungen im italienischen Aufsatz. Was ist der Grund dieser auffallenden Erscheinung? Professor Meschia in Rom schiebt in der frisch geschriebenen Vorrede zu seinen temi e schemi di componimenti (Rom 1885) die Schuld nicht, wie viele, auf die Schulordnung, noch auf die allerdings nicht sehr fleifsige Jugend, poco studiosa, wie er sie nennt, sondern mehr auf die Methode des Unterrichts und die Wahl der Themata. Er verlangt (und hierin zeigt er sich als einsichtigen Pädagogen), dafs alle Themen in der

Schule vorher mit den Schülern besprochen werden, er bemerkt ganz richtig, dafs die sogen. temi d'invenzione für die Schüler eine Tortur seien, dafs man nicht viel auf die Erfindungskraft der Schüler, auch nicht der älteren bauen könne; des weiteren erinnert er daran, man möge mit den alt abgedroschenen Themen endlich aufräumen und aus Geographie und Geschichte, Naturlehre und Litteratur und auch aus dem Leben Stoffe zu Themen wählen und, fügen wir bei, aus der lateinischen und griechischen Lektüre, die in dieser Hinsicht am Gymnasium und noch mehr am Lyceum vernachlässigt wird. Und doch wäre hier eine reiche Fundgrube für Erzählung und Beschreibung, Charakterschilderung, Inhaltsangaben und Dispositionen. Auf diese Weise würde der Unterricht in den andern Fächern vertieft, und der Schüler müfste sich nicht abquälen mit der Stoffauffindung, um schliefslich doch nichts Gescheites zu tage zu bringen. Man sage nicht, das Thema müsse steril sein, die Aufgaben müfsten dem Verstand und der Einbildungskraft zu thun geben. Derartige Aufgaben möchte ich mit Turnübungen vergleichen, welche die Kräfte des Turnenden übersteigen. Solche Übungen kräftigen nicht, sondern entmutigen. Und das ist auf geistigem Gebiete ebenso. Wer wird denn im Leben genötigt, über einen Gegenstand zu schreiben oder zu sprechen, den er sachlich nicht vollständig beherrscht? Niemand. Schüler aber sollen schnellstens für allgemeine Wahrheiten passende Beispiele in Menge anführen, sollen rasch Reflexionen aus den Thatsachen ableiten und das Ganze zu einer wohlgeordneten und klaren und schönen Darstellung gestalten. Das ist zu viel verlangt, um davon nicht zu reden, dafs jungen Leuten die Lebenserfahrung fehlt, welche unbedingt nötig ist, wenn nicht blofse Phrasen und unpassendes Moralisieren das Resultat sein soll. Gestehe man sichs nur offen, wie man oft in Verlegenheit käme, müfste man so ein abstraktes Thema plötzlich selbst entwickeln. Die Themen seien also mehr konkret und der Stoff immer durch die Lehrgegenstände gegeben, dann werden die Klagen bis zu einem gewissen Grade verstummen. Ganz aufhören werden sie nie; denn schön schreiben ist eine Kunst, und Kunst beruht auf Anlage; zum richtig Schreiben aber gehört guter Verstand, beides aber kann keine Methode beibringen. Ob die italienischen Lyceal-Absolutorialaufgaben [1]) durchweg von dem Vorwurfe, dafs sie zu abstrakt und schwierig seien, freizusprechen sind, stelle ich dem Urteile der Leser anheim.

---

[1]) Vorausgeschickt sei die Bemerkung, dafs zwei Absolutorien in jedem Jahre stattfinden, Juli und Oktober. Davon später. Hier einige Beispiele:

1875: Zwischen zwei Freunde, welche darüber streiten, ob und in welchen Fällen Stolz, der Beleidigungen zurückweist oder Edelmut, der

Lateinisch und Griechisch.

Bei einem Studienplan, der den Realfächern soviel Raum gönnt, ist es doppelt interessant, zu sehen, wie er sich zu den klassischen Sprachen stellt. Hier ist das Lehrprogramm für dieselben.

Der Unterricht im Lateinischen in der 1. Klasse des Gymnasiums behandelt die Deklination und regelmäfsige Konjugation, das Verbum sum und die einfachsten syntaktischen Regeln.

In der 2. Klasse werden die unregelmäfsigen und defektiven Verba, sowie die Partikeln durchgenommen. Hier tritt auch schon

---

sie verzeiht, ein gröfseres Zeichen von Seelengröfse sei, trete der Kandidat und spreche von dem einen und andern mit passenden Betrachtungen und Beispielen. — Bald wird die Liebe zum Ruhm, bald die zur Unberühmtheit von den Dichtern gepriesen. Welches Urteil ist wahr oder wie viel ist an jedem wahr? 1877: Man beweise und zeige mit Beispielen aus der Litteraturgeschichte, dafs sklavische Nachahmung auch der besten Muster der Litteratur nicht geringeren Schaden bringt als übertriebene Sucht nach Neuheit. — Tragen zur wahren Gröfse einer Nation mehr Geist und Bildung oder Tugend und gute Erziehung bei? Beweis und Beispiele aus der Geschichte. 1878: Der Kandidat sage, welche Lehrgegenstände mehr seinem Geiste, welche mehr der sittlichen Erziehung seiner Seele genützt haben. — Die Eroberer der Länder und die Eroberer der Wahrheit. Betrachtungen und Beispiele. 1879: Der Kandidat sage, welchen lateinischen Prosaiker er mit gröfstem Gewinn und Vergnügen gelesen habe. Er führe die Vorzüge desselben an und vergleiche ihn mit einem entsprechenden italienischen. — Der Kandidat wähle ein Ereignis der modernen Geschichte, das ihm am dramatischesten und wichtigsten erscheint, erzähle es und gebe entsprechende Betrachtungen und die Gründe seiner Wahl. 1881: Ausgehend vom 148. Sonett des Canzoniere von Petrarka rede der Kandidat von der Liebe Petr. und dem Einflufs, den das edle und ideale Gefühl der Liebe in Künsten und in der Litteratur haben kann. 1882: Auch gute Journale ohne gute Bücher nützen nichts, und junge Leute müssen, ehe sie etwas drucken lassen, ernste Studien machen. — Der Kandidat zeige mit Beispielen speziell aus der römischen Geschichte, was mehr zum Wachstum der Reiche beitrage, Tüchtigkeit oder Glück. 1885: In der Civilisation haben die Wissenschaften und ihre Anwendung gröfsten Einflufs; welches Feld bleibt unter diesen Umständen den verschiedenen litterarischen Formen und speziell der Poesie? — Ein litterarisches Werk hat ein um so würdigeres und dauernderes Dasein, je mehr sich mit den Vorzügen des Stils gute Gedanken verbinden. Beweis durch passende Beispiele. — Auch werden hie und da in jeder Session zwei Themata zur Auswahl gegeben, z. B. 1880: Die hauptsächlichsten italienischen Historiker des 16. Jahrh., ihre Eigenschaften und Vorzüge. — Ein Student kann aus Familienrücksichten seine Studien nicht am Lyceum machen und ist ohne Lehrer und Rat. Ein Freund gibt ihm Anleitung, wie er das Italienische zu treiben habe, welche Übungen er machen, welche Autoren er lesen solle. (Juli). — Nicht Gold ist der Nerv des Krieges; Mut, Vaterlandsliebe, Zucht machen die Heere grofs. — Die Jugend heifst gemeiniglich die Hoffnung des Vaterlandes. Was hat das Vaterland von Euch zu hoffen? (Oktober). —

entschieden verfrüht die Lektüre ein: Nepos: Cato und Atticus; vielfach auch Phaedrus. Die zur Erklärung nötigen syntaktischen Regeln müssen daher in unpädagogischer Weise antizipiert werden.

Den Stoff der 3. Klasse bildet die Lehre von der Kongruenz, die Kasuslehre, die Lehre von der Prosodie und dem daktylischen Versmafse. Lektüre: Caesaris commentarii de bello Gallico, Cicero: ausgewählte Briefe; eine Auswahl von Tibulls Elegien, Ovids Metamorphosen und Tristien.

Die 4. Klasse hat zur Aufgabe die Syntax der Tempora und Modi und die Wortbildungslehre. In der Lektüre kommen zu den Schriftstellern für die 3. Klasse noch dazu: Sallust, Vergils Äneis, Eklogen und Georgika, Cicero: de amicitia, de senectute, hie und da auch Caesar: de bello civili. — In dieser Klasse beginnt das Griechische: regelmäfsige Deklination und die Konjugation der Verba in ω und Übersetzungsübungen.

In der 5. Klasse wird wie in jeder das Pensum der vorhergehenden Klasse repetiert, und neu die Lehre von den Konjunktionen durchgenommen. Aufgelöste Hexameter und Pentameter dienen zu Versübungen. Aufser den bisher behandelten Schriftstellern werden Stellen aus Livius, Reden von Cicero (z. B. de imperio Cn. Pompei, pro rege Deiotaro, pro Marcello) gelesen. — Im Griechischen werden die unregelmäfsigen Verba, die Verba in μι eingeübt, und leichtere Dialoge von Lucian und Stellen aus Xenophons Anabasis erklärt.

In allen Klassen wird der behandelte Stoff im Lateinischen durch zahlreiche mündliche und schriftliche Übersetzungen eingeübt, und zwar werden in der 4. und noch mehr in der 5. Klasse Retroversionen aus Cicero, aber auch Stellen aus italienischen Autoren, meist aus Macchiavelli, als Übersetzungsstoff benützt. Als lateinische Grammatik dient fast überall die von unserm Landsmann Schultz nebst dessen Übersetzungsaufgaben, auch Ellendt-Seyffert, daneben werden auch die guten Lehrbücher von Gandino benützt. Im Griechischen ist allgemein die Grammatik (Formenlehre und Syntax) von Curtius im Gebrauch, dazu die Übungsbücher von Schenkl, Wesener und Boekel. Hie und da findet man griechische Grammatik und Übungsbücher von Zenoni, auch Kompendium der griechischen Syntax von Inama.

Am Lyceum werden die Stilübungen im Lateinischen in allen 3 Kursen fortgesetzt, bestehend in Retroversionen und Übertragungen von Stellen aus italienischen Autoren. Im 3. Kurse wird auch dann und wann ein lateinischer Aufsatz verlangt. — Im Griechischen wird die Syntax im 1. und 2. Kurs erklärt und durch Übersetzungen geübt, welche in einer zusammen-

fassenden Repetition ihren Abschlufs im 3. Kurs finden. — Im 1. Kurs wird ein Abrifs der griechischen und im 2. ein solcher der römischen Litteraturgeschichte gegeben. Neben Vallauri: historia critica litterarum latinarum trifft man nicht selten die Kompendien von Kopp und Bender.

Die Lektüre erstreckt sich im 1. Kurs auf Livius, Vergil und Horaz (Oden), im Griechischen auf Xenophons Anabasis und Homers Ilias.

Im 2. Kurs werden von Tacitus häufig Agricola, auch die Germania und Annalen, von Horaz Oden und Satiren und Episteln und Quintilians lib. X im Anschlufs an die in diesem Kurse gelehrte römische Litteraturgeschichte zur Lektüre gewählt. Auch Reden von Cicero, wie in Catilinam, in Antonium, in Verrem, pro Archia, pro Milone treffen wir. — Im Griechischen wird Homers Odyssee, Herodot, Isocrates' Panegyricus oder περὶ εἰρήνης, Lysias gegen Eratosthenes oder gegen Agoratus behandelt. Ist der Kurs besonders gut, dann gestattet die Schulordnung auch Thucydides und unter den Tragikern, die sonst leider nicht gelesen werden, Stellen aus Sophocles' Tragödien mit Ausschlufs der Chöre.

Im 3. Kurse bilden Ciceros Schriften de oratore, de officiis, die disputationes Tusculanae, von Plautus die Captivi oder Trinummus Gegenstand der Lektüre, während im Griechischen von Platon die Apologie, Crito, der erste Teil des Protagoras, von Phaedon Einleitung und Schlufs und von Demosthenes die philippischen Reden, sowie περὶ στεφάνου gelesen werden.

Zu bemerken ist, dafs es gestattet wird, aus den einzelnen Büchern einzelne Stellen herauszugreifen. Bei der geringen Stundenzahl für Griechisch und Latein kann die Lektüre naturgemäfs nicht gar viel bewältigen.

Für alle Klassen des Gymnasiums und Lyceums ist das Auswendiglernen ausgewählter Stellen aus Prosaikern und Dichtern, aber nur den lateinischen, vorgeschrieben, bei den Dichtern Kenntnis der Versmafse. Für das Griechische ist die erasmische Aussprache befohlen, das Lateinische wird wie das Italienische gesprochen.

Als Ziel des Unterrichts wird fürs Gymnasium genaue und sichere Kenntnis der lateinischen und griechischen Formen bezeichnet, wobei im Griechischen in den letzten Monaten der 5. Klasse mehr aufs Übersetzen aus dem Griechischen ins Italienische und auf richtige Analyse der Wörter zu sehen sei. Denn diese Sicherheit in der Grammatik wird als unerläfsliche Vorbedingung und Vorstufe für das Verständnis der Klassiker betrachtet, deren Erfassung das Lehrziel des Lyceums bildet.

Fragen wir nun, ob dieses Ziel in befriedigender Weise erreicht wird, so müssen wir leider mit in die Klage einstimmen, welcher die Instruktionen mit den Worten Ausdruck geben: „An dem kärglichen Gewinn (im Lateinischen und Griechischen), den man heutzutage aus den Gymnasien und Lyceen mit fortnimmt, wie mehr als einer klagt, trägt die geringe und unsichere Vorbereitung Schuld, welche man in den ersten Klassen dem künftigen Studium der Klassiker widmet;" wir müssen mit einstimmen in die Klagen der Professoren des Lyceums über die mangelhaften Kenntnisse der Schüler in den Elementen, besonders im Griechischen.

Woran liegt die Schuld des offenbar nicht befriedigenden Resultates? Nicht an den wechselnden Schulordnungen, nicht an der Verteilung des grammatischen Stoffes, die sehr planmäfsig genannt werden mufs, nicht an der lernenden Jugend, die so ziemlich überall gleich leichtsinnig und zerstreut ist und eben deshalb stramm gehalten werden mufs, — sie liegt zum grofsen Teil an der schleppenden Methode. Die Fehler scheinen mir folgende zu sein: 1) Es wird zu viel Theorie getrieben, 2) die Repetition wird vernachlässigt, 3) der Unterricht ist zu umständlich, 4) die Schüler sind zu sehr von Buch und Heft abhängig, 5) der Unterricht beschäftigt nicht alle Schüler.

Beginnen wir mit dem letzten Punkte. Es ist fast überall Sitte, während einer Lektion nur einige Schüler aufzurufen. Die Folge davon ist Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit bei der Mehrzahl der Nichtgerufenen. Dazu kommt, dafs die Schüler bei solcher Praxis sich sehr bald unvorbereitet in die Schule wagen, in der Hoffnung nicht gerufen zu werden.[1] Aber, wendet man ein, alle Schüler in einer Lektion zu rufen, scheint unmöglich oder bei den kurzen Antworten, die die Schüler geben können, wenigstens nutzlos. Dagegen konstatiere ich mit Vergnügen, dafs ich einen alten Praktikus und einen jungen Kollegen binnen einer Stunde alle Schüler einer zahlreichen Klasse durcheinander rufen, und die Gerufenen rasch und sicher antworten sah. Diese Methode läfst sich mit Erfolg anwenden nicht blofs, wenn man auswendig gelernte Vokabeln, grammatische Regeln und italienische oder lateinische Gedächtnisübungen zu behandeln hat, sie leistet dieselben Dienste bei Übersetzungsübungen und bei der Lektüre der Klassiker. Der eine von den Schülern, die natürlich nicht nach

---

[1]) Als Kuriosität will ich es nur erwähnen, dafs ein paar Lehrer das Aufrufen ganz dem Zufall überlassen, indem sie die Namen der Schüler wie Lose aufs Geratewohl aus einem auf dem Katheder liegenden Beutel ziehen.

der Reihe, sondern durcheinander gerufen werden müssen, übersetzt, ein anderer hat mitten im Satze fortzufahren, ein dritter etwaige Fehler zu verbessern, ein vierter eine einschlägige grammatische Regel zu sagen, ein fünfter den folgenden Satz blofs zu lesen [1]), damit der Lehrer sieht, ob der Schüler bei der Sache ist u. s. w. bei jedem Satze. Bei der Lektüre aber können ebenfalls alle Schüler herangezogen werden. Mehrere haben sich in die Erzählung des früher Gelesenen zu teilen, andere in die Repetition der Übersetzung, die sofort vom Blatt weg erfolgt; beginnt dann der neue Abschnitt, so kann auch hier wieder eine Reihe von Schülern zur Übersetzung, Verbesserung, grammatischen und sachlichen Erklärung in Anspruch genommen werden. So wird tödliche Langweile, die man den gähnenden und tändelnden Schülern nur zu oft ansieht, verbannt, und der Schüler fortwährend in Atem gehalten, zur Aufmerksamkeit und gewissenhaften Vorbereitung sozusagen gezwungen. Freilich ist ein solches Schulhalten für den Lehrer nicht wenig anstrengend.

Wären die Schüler so gehalten, dann böte sich unsern Augen nicht das höchst befremdliche Schauspiel in den italienischen Anstalten, dafs, sobald examiniert wird, ein emsiges und hastiges Suchen und Blättern in Büchern und Heften anhebt. Die Schüler sind eben durchweg zu sehr von Heft und Buch [2]) abhängig. Wird nach dem Buche examiniert, so gehören alle Bücher geschlossen unter die Bank, die Regeln und Vokabeln aber in den Kopf. Wird aber übersetzt, so ist es durchaus verfehlt, wenn die Schüler, wie es allgemeine Sitte ist, die ins Heft geschriebene Übersetzung einfach ablesen. Das ist keine geistige Thätigkeit, der gerufene Schüler mufs den Satz vielmehr noch einmal übersetzen ohne Hilfe der geschriebenen Übersetzung, ohne nach den Vokabeln zu suchen. Die Korrektur etwaiger Fehler im Hefte des Gerufenen nimmt entweder rasch der Lehrer vor oder der Schüler, sobald er sich gesetzt hat.

Die in italienischen Schulen übliche Methode der Korrektur ist viel zu umständlich. Der Schüler bringt die Übersetzung geschrieben in die Schule. Einer wird gerufen und schreibt die Übersetzung an die Tafel, die andern korrigieren nach, und gedankenlos wird dann die überflüssige Reinschrift besorgt, ein

[1]) Übrigens empfiehlt es sich besonders bei Repetitionen, um schnell vom Fleck zu kommen, die Sätze gleich vom Blatt übersetzen zu lassen, ohne dafs sie die Schüler erst laut lesen.

[2]) Ein grober Mifsgriff ist es, Schüler der 1. Klasse ein lateinisches Lexikon handhaben zu lehren oder gar aus einem etymologischen Wörterbuche den Schülern Mitteilungen zu machen, was ich in zwei Fällen bemerkt habe.

höchst umständliches und zeitraubendes Verfahren. Auch die Präparation der Klassiker (schriftliche Übersetzung, schriftliche Konstruktion, dann Reinschrift) bedarf sehr der Vereinfachung.

Dafs der Gewinn dieser Methode kärglich ist, sieht man, sobald man früher Durchgenommenes übersetzen läfst. Das geht — wenige löbliche Ausnahmen — im Lateinischen und Griechischen (ich habe speziell das Gymnasium im Auge) nicht gut. Und warum? Es fehlt die Repetition. Es genügt nicht, gegen Schlufs des Bimesters oder des Jahres Repetitionen zu veranstalten; nein, die Repetitionen müssen täglich, wöchentlich stattfinden, bald kleinere bald gröfsere Partien in Grammatik und Übungsstücken und Vocabeln umfassen, damit das Gelernte festsitze und sicher angewendet werden könne. Würden diese Repetitionen regelmäfsig vorgenommen, dann könnte es nicht vorkommen, dafs z. B. in einer Klasse die unregelmäfsigen Verba gut, die Übersetzungsübungen darüber aber schlecht gehen, oder dafs das Jahrespensum viel zu früh erledigt ist.

Aber man verträgt eben viel zu viel Zeit mit Theorie, besonders im Griechischen. Das viel beliebte Analysieren im Lateinischen und Griechischen sinkt zu einer mechanischen Thätigkeit herab, die wenig geistigen Aufwand, aber viel Zeit fordert, die besser verwendet werden könnte. Die Schüler wissen durchweg die Formen im Griechischen recht wohl den neuesten Ergebnissen der Sprachwissenschaft entsprechend zu erklären, aber man lasse deklinieren, man lasse konjugieren — welche Unsicherheit in den Formen tritt da zu tage! Die Aufgabe des Gymnasiums also, welches Sicherheit in den Formen zum Ziele hat, um eine gründliche Lektüre der Schriftsteller zu ermöglichen, wird bei diesem wissenschaftlichen Betriebe nicht erfüllt. Nicht geringe Schuld an diesem Mifserfolg möchte ich der dort allgemein gebrauchten, für Schüler wenig übersichtlichen Schulgrammatik von Curtius beimessen. Denn nehmen wir auch an, dafs ein praktischer Schulmann das für die jeweilige Unterrichtsstufe Unnötige auszuscheiden und vom Gange des Lehrbuchs in geschickter Weise abzuweichen wisse — und nach dem Urteile erfahrener Lehrer mufs Beides geschehen — so hat das die unangenehme Folge, dafs der Schüler in seiner Grammatik nie recht heimisch wird. Dann sollte man aber doch glauben, eine Schulgrammatik solle zunächst Schülern und Lehrern dienen, sie aber nicht irre führen und ihnen das Lernen und Lehren erschweren. Als Haupterfordernis einer guten Schulgrammatik erkennt man immer mehr und mehr Kürze, die nur das Allernotwendigste bringt, und methodischen Unterrichtsgang, dem Lehrer und Schüler mit

Nutzen und Gewinn folgen können. Darum glaube ich, dafs ein knapper Leitfaden der griechischen Grammatik (vielleicht der von Z e n o n i) dem Unterrichte mehr Förderung bringen könnte als die wissenschaftlichste dickleibige Grammatik. Überhaupt kann ich selbst auf die Gefahr hin, verketzert zu werden, diesem wissenschaftlichen Betrieb des Griechischen nicht zustimmen. Die Schüler haben genug mit der E i n ü b u n g der Formen zu thun, die wissenschaftliche E r k l ä r u n g derselben aber, für welche ihnen meist das Verständnis abgeht, trägt zur festeren Einprägung so gut wie nichts bei. Ich möchte die Erlernung der Anfangsgründe des Griechischen mit der Aneignung der Elemente der deutschen Grammatik vergleichen. Wem ist es da bis jetzt eingefallen, einem Schüler die Deklinations- und Konjugationsformen unserer Muttersprache durch Zurückgehen auf Mittel- oder Althochdeutsch oder Gotisch zu erklären, um ihm dieselben desto fester zu eigen zu machen? Und bei einer fremden Sprache sollte das notwendig sein? Wir lernen griechische Grammatik, um Schriftsteller lesen zu können. Dazu ist aber die Kenntnis linguistischer Gesetze nicht notwendig.

Was die Lektüre anlangt, so ist besonders darauf zu dringen, dafs die Schüler jederzeit über das Gelesene geläufig zu berichten wissen. Auch erscheint es angezeigt, den Schülern gleich beim Beginne der Lektüre die hauptsächlichsten Notizen über Leben und Werke des Schriftstellers zu geben. Im übrigen ist die Behandlung der Schriftsteller zufriedenstellend, nur wird leicht nach zwei entgegengesetzten Seiten hin gefehlt. Manche Lehrer betrachten die Klassiker[1]) auch am Lyceum als eine Fundgrube grammatischer und stilistischer Regeln und scheinen sich etwas zu gute darauf zu thun, wenn sie an ein paar Sätzen durch eine oft recht wunderliche Ideenassociation die ganze Syntax und Formenlehre vorführen. Nicht minder tadelnswert als dieser Fehler, der einem an sich löblichen, aber unpassend angebrachtem Streben nach Gründlichkeit entspringt, ist die Richtung jener Lehrer, welche, mehr akademisch dozierend als unterrichtend, in einer Stunde weifs Gott wie viel Verse und Paragraphen durchjagen. Beide Extreme sind vom Übel; das letztere führt zur Ober-

[1]) Was den Gebrauch der Übersetzungen anlangt, so suchen die Schüler natürlich auch in Italien wo möglich derselben habhaft zu werden (vielfach Interlinearübersetzungen). Und daran ist kein Mangel, wie ein Blick auf die fliegenden Bücherläden zeigt. Die bekannten Schülerpräparationen von Freund haben ihre Übersetzung und Verbreitung auch in Italien gefunden. Doch hat der Tod der Unternehmer (Zandonella und Francesco Cipolla) dem weiteren Umsichgreifen derselben Einhalt gethan.

flächlichkeit, das erstere mufs dem Schüler den Schriftsteller verleiden. Die allerdings schwer zu treffende richtige Mitte möchte sein: grammatische Erklärung nur, wo sie zum Verständnis notwendig ist, sachliche, wenn möglich durch Anschauungsmittel unterstützt, woran es freilich allgemein fehlt, überall da, wo dem Schüler Unbekanntes entgegentritt. Schüler aber mit Textvarianten zu behelligen, ist durchaus unpädagogisch.

Höchlich erstaunt sind wir, wenn wir in italienischen Schulen antike Dichtungen lesen hören. Da hört man nichts von einem Hexameter oder Pentameter oder Senar, nichts von einem sapphischen oder alcäischen Versmafs. Alle diese Metra werden vorgetragen wie Prosa. Es sei das ein alter Usus, wurde mir gesagt, als ich darauf hinwies, Verse müfsten doch wie Verse gelesen werden. Nachdem aber Zambaldi in Rom mit sorgfältiger Benutzung deutscher Arbeiten ein Lehrbuch und Kompendium der Metrik, woran es bisher fehlte, geschrieben hat, werden sich die italienischen Lehrer nicht länger der Pflicht entziehen, mit diesem Mifsbrauch zu brechen; aber sie werden auch die Schüler ja nicht mit metrischen Subtilitäten quälen, sondern ihnen nur die elementarsten Begriffe und das metrische Lesen beibringen.

Bezüglich der lateinischen Gedächtnisübungen sind dieselben Ausstellungen zu machen wie betreffs der italienischen. Eine nutzlose Überbürdung des Gedächtnisses dünkt es uns, eine Reihe von Kapiteln des Livius oder Cäsar auswendig lernen zu lassen, blofs damit memoriert wird. Es soll nicht das nächst beste gelernt werden, sondern nur, was durch Form und Inhalt es verdient.

Dafs die lateinischen und griechischen Stilübungen am Lyceum nur mäfsigen Anforderungen entsprechen, kann bei der geringen Stundenzahl nicht wunder nehmen.

Noch ein Wort über Klassikerausgaben. Es herrscht hier ein wahres Durcheinander. Neben Teubnerausgaben, die sich grofser Verbreitung in Italien erfreuen, sehen wir hübsche Ausgaben von Löscher in Turin, dazwischen alte Scharteken mit kaum leserlichen Typen. Nur das haben diese Texte gemein, dafs sie fast alle ungebunden sind, wie man überhaupt wenig gebundene Schulbücher in den Händen der Schüler und Lehrer sieht. Soweit soll die Freiheit nicht gehen. Denn die Verschiedenheit der Texte beeinträchtigt und stört den Unterricht; den Gebrauch ungebundener Bücher aber kann man nicht mit Sparsamkeitsrücksichten entschuldigen, da ja das ungebundene Buch schneller zu grunde geht als das gebundene. Aufserdem sollte es die Schule auch für ihre Pflicht halten, auf Ordnung und Nettigkeit in Heften und Büchern zu dringen.

Geographie.

Nachdem der italienische Lehrplan die Realien so sehr berücksichtigt, mufs es auffallen, dafs der Geographie viel zu wenig Bedeutung beigelegt wird. Denn blofs drei Jahre Geographie sind nicht ausreichend, um sich solide Kenntnisse in diesem Fache zu erwerben, und besonders dann nicht, wenn der Stoff in einer Weise verteilt ist, die alle einsichtigen Lehrer beklagen.

Im 1. Jahre wird von den Schülern verlangt: die allgemeinsten Begriffe 1) aus der astronomischen, 2) aus der physikalischen, 3) aus der politischen Geographie, 4) die physikalische und politische Geographie von Europa und speziell von Italien. Man kann von dieser Einteilung sagen: das heifst das Pferd beim Schweif aufzäumen. Man sollte doch billig zuerst mit der nächsten Umgebung, mit dem eigenen Lande anfangen, bevor man sich in himmlischen Höhen und der Jugend unverständlichen Abstraktionen bewegt. Dazu kommt, dafs das ausgedehnte Pensum in einem Jahre auch bei 3 Wochenstunden unmöglich anders als oberflächlich behandelt werden kann.

In der 2. Klasse werden die aufsereuropäischen Erdteile behandelt, ein Pensum, dafs sich in 4 Wochenstunden ausreichend durchnehmen läfst.

In der 3. Klasse wird nur mehr 1 Stunde Geographie gelehrt, welche der Wiederholung und der Mitteilung neuer, früher unberücksichtigt gebliebener Dinge gewidmet sein soll. — In allen 3 Klassen sollen, damit der Unterricht fruchtbringend sei, leichtere Aufgaben aus der astronomischen Geographie gegeben, Reisebeschreibungen, Zusammenstellungen des Gelernten in synoptischen Tafeln, Kartenzeichnen auf Gradnetze verlangt werden.

Die Schüler bedienen sich verschiedener, meist deutscher Atlanten von Kiepert, Stieler und Berghaus, Spruner, Menke. Von sonstigen Anschauungsmitteln zur Förderung und Belebung des geographischen Unterrichts ist keine Rede.

Hier thut Abhilfe not. Man sage nicht, es werde ja physikalische Geographie im letzten Kurse des Lyceums gelehrt, und die politische immer vom Professor der Geschichte berücksichtigt, noch glaube man, dafs jeder im späteren Leben seine geographischen Kenntnisse erweitere. Was den letzten Punkt betrifft, so gilt fast durchweg der Satz: Was man in der Schule nicht lernt, lernt man in der Regel überhaupt nicht mehr. Die Wahrheit dieses Satzes wird bestätigt durch die Thatsache, dafs Geographie nicht die starke Seite der Italiener ist. — Dieselbe aber zu einer Hilfswissenschaft der Geschichte herabzudrücken entspricht nicht der Bedeutung dieses Faches. Auch kann der Professor der Geschichte,

selbst mit der Fülle des Stoffes kämpfend, der Geographie erfahrungsgemäfs nur wenig Aufmerksamkeit schenken. Man verteile den Stoff auf 5 Jahre und behandle in je 2 Wochenstunden in der 1. Klasse speziell die betreffende Provinz, in welcher das Gymnasium liegt, und Italien im allgemeinen, im 2. Jahre Italien speziell, im 3. die übrigen europäischen Staaten, im 4. die aufsereuropäischen Erdteile, im 5. die mathematisch-physikalische Geographie. Ein vorzügliches Lehrbuch für die Anfangsgründe der Geographie besitzen die Italiener von einem Militär Pietro Valle, das auch der viel vernachlässigten Anschauung Stoff bietet. Doch ist dasselbe an den Studienanstalten fast nirgends zu treffen.

Geschichte.

Diesem Fache wird viel Zeit gewidmet am Gymnasium und Lyceum. Der Lehrstoff ist passend verteilt, der Vortrag der Lehrer klar. Wie es mit den Kenntnissen der Schüler steht, darüber erlaube ich mir deshalb kein Urteil, weil ich zu wenig Geschichtsstunden beigewohnt habe. Doch ist auch hier die Mahnung am Platze, nicht blofs einige zu rufen, sondern zu sorgen, dafs sich möglichst viele in die Repetition und Geschichtserzählung teilen. Auch den wichtigsten Jahrzahlen dürfte mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden. Der Stoff verteilt sich, wie folgt:

3. Klasse: Kurzer Abrifs der Geschichte der wichtigsten Völker des Orients und griechische Geschichte bis 146. 4 Wochenstunden.

4. Klasse: Römische Geschichte von der Gründung Roms bis zur Zerstörung des weströmischen Reiches 476. Häufig ist der Leitfaden von Duruy im Gebrauch. 4 Wochenstunden.

5. Klasse: Geschichte Italiens von 476 bis 1870. Dabei ist von der Geschichte auswärtiger Völker nur insoweit zu handeln, als dieselbe mit der italienischen in Zusammenhang steht. 4 Wochenstunden.

Derselbe Stoff wie am Gymnasium wird auch im Lyceum behandelt, nur ausführlicher und von höheren Gesichtspunkten. Auch sollen die Schüler mit den hauptsächlichsten Quellen der antiken und mittelalterlichen Geschichte bekannt gemacht werden. Die Geschichte auswärtiger Völker ist eingehender zu berücksichtigen als am Gymnasium. Das kulturhistorische Moment in der Geschichte wird der besonderen Beachtung der Lehrer empfohlen. Die Schüler haben Geschichtsatlanten meist von Kiepert in Händen. Andere Anschauungsmittel, wie Geschichtsbilder oder Ähnliches findet man selten. Erwähnung verdienen die Bemühungen des Preside Verde in Rom, der für Belebung des Unterrichts durch Herbeischaffung von Anschauungsmitteln sehr viel thut. Das Lehrpensum im Lyceum gestaltet sich folgendermafsen:

1. Kurs: Geschichte a) der orientalischen Völker, b) Griechenlands, c) Roms bis Konstantin. 6 Wochenstunden.
2. Kurs: „ a) Roms bis Odoaker, b) des Mittelalters bis zum Zuge Karls VIII. von Frankreich nach Italien. 4 1/2 Wochenstunden.
3. Kurs: Moderne Geschichte bis auf unsere Tage. 4 1/2 Wochenstunden.

Philosophie.

Das Bestreben, am Gymnasium und Lyceum eine möglichst allgemeine Bildung zu vermitteln, hat zu dem wenig glücklichen Griff geführt, die Philosophie, welche bekanntlich Lehrgegenstand der alten, im trivium: Grammatik, Rhetorik und Dialektik umfassenden Schule war, als Unterrichtsgegenstand beizubehalten. Ich nenne das einen unglücklichen Griff, weil der Stoff für Schüler dieses Alters zu schwer ist. Man urteile selbst.

Im 1. Kurse wird ein kurzer Abrifs der Psychologie gegeben und Logik (Lehre vom Schlufs und Urteil) begonnen. 2 Wochenstunden.

Im 2. Kurse wird die Logik fortgesetzt. Zur Lektüre werden die elementa logices Aristoteleae von Trendelenburg, Partien aus dem Organon des Aristoteles, Stellen aus Galilei empfohlen. — Daran schliefst sich die Ethik, welche sich weniger mit den Streitfragen über Willensfreiheit befassen, als auf die Pflichten des Menschen gegen sich, gegen andere und den Staat hinweisen soll, um den Charakter zu bilden. Sie behandelt also kurz Begierde, Instinkt, Gefühl, Willensfreiheit, Moralprinzip; menschliche Gesellschaft, Familie, ihren Ursprung; bürgerliche Gesellschaft, ihren Ursprung; Hauptlehren über Entstehung des Staates, Zweck des Staates; Gesetze; auswärtige Beziehungen des Staates; Verhältnis des Staates zu andern Formen der Gesellschaft; das Recht; Recht auf persönliche Freiheit (Sklaverei); Eigentumsrecht; Familienrecht; positives Recht; italienisches bürgerliches Gesetzbuch; konstitutionelles Recht, repräsentative Konstitutionen, politische Konstitution Italiens. 3 Wochenstunden.

Im 3. Kurs wird Geschichte der Philosophie in den Hauptzügen und zwar der alten, mittleren und neueren Philosophie gelehrt. Dabei soll der Lehrer seinen Vortrag von Zeit zu Zeit beleben durch Erklärung geeigneter Stellen aus Plato, Aristoteles, Cicero, Descartes (discours de la methode), Kant (Kr. d. praktischen Vernunft), Rosmini, Gioberti. Dazu hat der Lehrer der Philosophie noch die Gesetze der Ästhetik zu entwickeln, wobei er besonders das Schöne in Architektur, Plastik

und Malerei durch geeignete Abbildungen zur Anschauung bringen soll. Zur Lektüre werden Partieen aus Laokoon, dem mirabile libro del Lessing, empfohlen.

Dieser kurze, den Instruktionen entnommene Überblick mag einen Begriff geben von dem grofsen Umfang, in dem die Philosophie betrieben wird. Ich habe schon oben auf die unleugbare Schwierigkeit hingewiesen, welche diese abstrakten Dinge solch jugendlichen Schülern machen müssen. Ich bemerke noch, dafs die Lehrer infolge der grofsen Ausdehnung des Stoffes meist nur vortragen, um ihr Pensum zu bewältigen, aber wenig zum Examinieren kommen. Das ist didaktisch bedenklich. Noch bedenklicher aber möchte ich es vom pädagogischen Standpunkt aus finden, den Schüler schon so früh, ehe er noch zu einer gewissen Selbständigkeit und Reife des Urteils gelangt ist, in ein Labyrinth von sich widersprechenden Ansichten und Meinungen einzuführen, wie sie die Geschichte der Philosophie bietet. Dieses Bedenken scheinen auch die Instruktionen gehabt zu haben; denn sie schreiben vor, dafs Geschichte der Philosophie so vorgetragen werde, dafs diese unablässige Aufeinanderfolge der verschiedensten Lehren im Schüler nicht Zweifel und Mifstrauen erwecke, sondern in ihm die Überzeugung befestige, dafs alle bisherigen Systeme nur eine Vorstufe zu einer vollkommeneren Lösung der höchsten Probleme bilden. Diese Überzeugung möchte wohl schwerlich jemand, und am wenigsten ein Schüler gewinnen, wenn er sich der Erkenntnis nicht verschliefst, dafs die höchsten Fragen des Daseins nach 2000jährigem Forschen noch nicht endgiltig gelöst sind und auf dem Wege rein philosophischer Spekulation in einer das Menschenherz befriedigenden Weise überhaupt nicht gelöst werden können. Aus diesen Gründen also möchte ich die Philosophie dahin verweisen, wohin sie gehört — an die Universität. Die für Philosophie angesetzten Stunden würden dem etwas wenig bedachten Latein und Griechisch wohl zu gute kommen. Denn an einer sophokleischen Tragödie und einem platonischen Dialog lernt ein Schüler mehr für Ästhetik und Philosophie als aus stundenlangen, unverdauten philosophischen Vorträgen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburg. Dr. Remigius Stölzle.

Über die Bedeutung von si quis, si qui.

In den Sitzungsber. der philos.-philol. und hist. Kl. der Kgl. b. Akademie der W. zu München 1886 S. 268 gibt Wölfflin zu den Worten im Monumentum Ancyranum 1,20: Naves cepi sescentas praeter eas, si quae minores quam triremes fuerunt

folgende Darlegung: „Hier bedürfte die Form des Nebensatzes einer Erklärung, die freilich die Grammatiker nicht zu geben im stande sind. Denn wer mit Zumpt 740 si mit ‚vielleicht' übersetzt, mufs die Möglichkeit zugeben, dafs unter den erbeuteten Schiffen nur wenige, eventuell gar keine kleiner als Dreiruderer gewesen seien, was das gerade Gegenteil des von Augustus Beabsichtigten ist. Somit pafst es auch nicht Livius 21, 37 nuda fere Alpium cacumina sunt et si quid est pabuli, obruunt nives als Musterbeispiel voranzustellen und zu übersetzen: das wenige Futter u. s. w. Umgekehrt wird man nach Cic. nat. d. 2, 48 araneolae rete contexunt, ut si quid inhaeserit, conficiant interpretieren: Alles was quidquid. Aber warum gebraucht man dieses schillernde si quid für quidquid? Darauf gibt die historische Betrachtung die Antwort, dafs man ursprünglich das dem griechischen εἴ τις = ὅστις entsprechende si quis anwendete, wo die Kasusformen von quisquis fehlten oder vermieden wurden. Das älteste Beispiel dürfte sich bei Plaut. Rud 2, 3, 42 finden: si quae (= quaequae) improbae sunt merces, iactat omnis Neptunus, wo nebenbei omnis beweist, dafs an ‚viele' Waaren gedacht wird. Aus gleichem Grunde schrieb Cäsar 7, 29 errare, siqui (statt des fehlenden quiqui) in bello omnis secundos rerum proventus exspectent: nicht wie Kraner erklärt ‚es irre, wenn einer, d. h. wer etwa', sondern vielmehr ‚Alle diejenigen seien im Irrtum' u. s. w. So hat auch Augustus nur notgedrungen zur Umschreibung gegriffen, die aber allerdings so rasch Wurzel fafste, dafs oft ohne zwingenden Grund si quid = quidquid gesetzt wird."

So ganz ratlos, wie es nach Wölfflins Äufserungen scheinen mufs, standen die Grammatiker dieser Ausdrucksweise bis jetzt doch nicht gegenüber; denn insoweit die eben angeführten Beobachtungen richtig sind, finden sie sich schon in Kühners Ausf. Grammatik (1879), welcher S. 948, 7 bemerkt: „Si quis, si qui wird oft statt quicunque gebraucht, wie im Griechischen εἴ τις statt ὅστις, um den Satz auf unbestimmtere Weise auszudrücken"; unter den Beispielen — auch die Stellen aus Cic. de n. d. 2,48 und Caes. b. g. 7, 29 werden dort angeführt — sind (wie bei Zumpt 740) wegen der vollständigen Ähnlichkeit mit jenen Worten des Mon. Anc. besonders ein paar Stellen aus Cicero interessant, in welchen si quis nach einem Demonstrativum steht, so Brut. § 242 addamus Cosconium, qui nullo acumine eam tamen verborum copiam, si quam habebat, praebebat populo cum multa concursatione magnoque clamore.

Nicht richtig ist Wölfflins Ansicht, si quis werde wie quisquis nur so in dem Sinne von alle welche gebraucht, dafs man dabei an viele zu denken habe, welche Anschauung man wohl

als das eigentlich Neue an den obigen Darlegungen betrachten mufs. Dem thatsächlichen Sprachgebrauche zufolge ist quisquis wie si quis an sich nur eine unbestimmt verallgemeinernde Ausdrucksweise und kann je nach dem Zusammenhange von vielem oder wenigem gebraucht werden, ähnlich wie man im Deutschen sagen kann: Wenige Freunde habe ich; aber alle, welche ich Freunde nennen kann, sind mir treu; auch kann in dieser Hinsicht jede weitere Andeutung fehlen. In den folgenden Stellen z. B. will der Sprechende mit quisquis oder si quis nach dem Zusammenhang der Gedanken gewifs nicht die Vorstellung von vielem, sondern die gegenteilige hervorrufen: Cic. Phil. 10 § 16 At horum alter nondum ex longinquitate gravissimi morbi recreatus, quidquid habuit virium, id in eorum libertatem defendendam contulit, quorum votis iudicavit se a morte revocatum; — Cic. pro Pl. § 58 Et quoniam tua fuit perelegans ac persubtilis oratio, digna equitis Romani vel studio vel pudore, quoniamque sic ab his es auditus, ut magnus honos et ingenio et humanitati tuae tribueretur, respondebo ad ea, quae dixisti, quae pleraque de ipso me fuerunt; in quibus ipsi aculei, si quos habuisti in me reprehendendo, tamen mihi non ingrati acciderunt. Besonders deutlich ersieht man aus den bekannten Anfangsworten von Ciceros Rede pro Archia, wie bei si quis der Zusammenhang näher bestimmen kann, ob man an wenig oder viel zu denken hat und eine Übersetzung mit etwa u. dgl. dem Sinne entspricht: Si quid est in me ingenii, iudices, quod sentio quam sit exiguum, aut si qua exercitatio dicendi, in qua me non infitior mediocriter esse versatum etc. Ferner steht si qui sicher in dem Sinne von wer etwa, so dafs nicht an viele gedacht wird, bei Caes. de b. g. 6, 13, 9, wo über die Art und Weise, wie man in Gallien nach dem Tode des Vorstandes der Druiden dessen Nachfolger bestimmt, berichtet wird: Hoc mortuo aut si qui ex reliquis excellit dignitate, succedit, aut si sunt plures pares, suffragio druidum, nonnunquam etiam armis de principatu contendunt. Wie hier durch den Gegensatz aut si sunt plures die Bedeutung von si qui näher bestimmt wird, so erhält bei Livius 21, 37 si quid est pabuli durch den Gegensatz der unmittelbar vorhergehenden Worte nuda enim fere cacumina sunt unzweifelhaft einen enger begrenzten Sinn und der Schriftsteller geht offenbar von dem Gedanken aus, es könne in jener Gegend infolge der Beschaffenheit des Gebirges überhaupt nur wenig Futter vorhanden sein. Sicher ist daher nicht Wölfflins jetzige Erklärung richtig, sondern die in seiner Ausgabe (1873) enthaltene: „si quid nicht zweifelnd, ob überhaupt Futter wachse, sondern verringernd 'das Wenige, was'

oder 'was ausnahmsweise (Gegensatz zu fere) wächst' gr. εἴ τι ἦν"
Bei Plaut. Rud. 2, 3, 42; Cic. n. d. 2, 48; Caes. b. g. 7, 29 ist si quis einfach in unbestimmt verallgemeinerndem Sinne gebraucht, ohne dafs eine durch den Zusammenhang gegebene nähere Beschränkung zwingt an vieles zu denken.

Sehr unwahrscheinlich ist Wölfflins Erklärung, der Gebrauch von si quis sei an den besprochenen Stellen zur Ersetzung fehlender oder vermiedener Kasusformen von quiquis wie quiqui oder quaequae notwendig gewesen. Aus dem Sprachgebrauch eines Dichters läfst sich wegen des wesentlichen Einflusses, welchen das Versmafs auf die Gestaltung des Ausdruckes übt, in dieser Hinsicht überhaupt wohl kein allgemein giltiger Schlufs ziehen; an sich wäre an jener Stelle des Plautus auch bei Vermeidung von quaequae eine Ausdrucksweise mit quidquid sehr wohl möglich. Entschieden war aber Cäsar nicht durch die Notwendigkeit eine Form wie quiqui zu vermeiden gezwungen, b. g. 7, 29 zu si qui zu greifen; abgesehen von der Möglichkeit quisquis zu gebrauchen konnte er sich beispielsweise ganz leicht ähnlich ausdrücken wie b. g. 1, 35, 4 quoniam .... senatus censuisset, uti quicunque Galliam provinciam obtineret .... Aeduos ... defenderet oder b. g. 4, 7, 3 quod Germanorum consuetudo sit a maioribus tradita, quicunque bellum inferant, resistere neque deprecari. Man wird sich mit derartigen, wenn auch noch so zuversichtlich lautenden Behauptungen über die Entstehung eines Sprachgebrauches kaum auf festem und haltbarem Boden befinden. Eben so wenig wahrscheinlich ist die Annahme, Augustus habe im Mon. Anc. wegen des Fehlens der betreffenden Form von quisquis notgedrungen zur Umschreibung gegriffen; hier entbehren wir zudem noch eines vollkommen sicheren Textes, da praeter nur auf einer wenn auch evident scheinenden Ergänzung Mommsens beruht. Will man für die Ausdrucksweise praeter eas si quae .... eine bestimmte Erklärung suchen, so liegt ein anderes, sachliches Moment näher. Schon Bormann (Bemerkungen zum schriftlichen Nachlasse des Kaisers Augustus. Marburg 1884) hebt S. 20 als auffallend hervor, dafs Augustus die Zahl der im Kriege genommenen Schiffe besonders angibt, und bezeichnet unter Erinnerung an die rostra auf dem römischen Forum und an die kriegerische Auszeichnung der corona navalis als möglichen Grund hievon den Umstand, dafs die Eroberung eines Schiffes in Rom wahrscheinlich für besonders ehrenvoll galt. Gewifs wollte der Kaiser diese Sache besonders nachdrücklich hervortreten lassen, was die Angabe der Zahl beweist. Die Wahl der Wendung mit si quae kann die Absicht veranlafst haben, diesem so sehr betonten Punkt

durch den Gegensatz der folgenden unbestimmt verallgemeinernden Ausdrucksweise noch mehr Gewicht zu geben; denn durch die Wendung praeter eas si quae minores quam triremes fuerunt wird dieser Punkt offenbar als minder bedeutend und genauer Bestimmung nicht wert bezeichnet und eben dadurch wird das Vorhergehende noch nachdrücklicher in den Vordergrund gerückt. Auch in dieser Hinsicht sind die bei Kühner und Zumpt angeführten Stellen aus Cicero mit einem Pron. demonstr. als Beziehungswort zu si quis der des Mon. Anc. ähnlich; auch dort bezeichnet die unbestimmt verallgemeinernde Wendung das Betreffende als verhältnismäfsig geringfügig.

Jedenfalls läfst der Sprachgebrauch der lateinischen Schriftsteller die bisherige Erklärung von si quis nicht als unrichtig erscheinen; auch der alte Zumpt bedarf wegen seiner Bemerkung zu Livius 21, 37 keiner Zurechtweisung.

München. Joh. Gerstenecker.

II. Abteilung.

Recensionen.

C. Sallusti Crispi de bello Jugurthino liber. Für den Schulgebrauch erklärt von J. H. Schmalz, Direktor des Gr. Gymnasiums in Tauberbischofsheim. Zweite verbesserte Auflage. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1886. VI. u. 146 S.

Es ist wohl nie zu spät, auf ein wirklich gutes Buch aufmerksam zu machen, und so sei denn an dieser Stelle auch jetzt noch der Schmalzschen Schulerklärung von Sallusts Jugurtha gedacht. Ref. hat schon bei der Besprechung der Catilinaausgabe desselben Verfassers in diesen Blättern (XVIII, 1882, 409 ff.) auf die charakteristischen Vorzüge dieser neuen Erklärung hingewiesen.[1]) Sallusti de bello Jugurthino liber ist nun von Schmalz nach denselben Grundsätzen und — können wir hinzufügen — mit demselben Glück wie das erste Bändchen bearbeitet worden. Wir möchten seinen Hauptvorzug in dem gesunden pädagogischen Takt finden, der uns in allen Teilen der Erklärung begegnet. Die ausgiebige Verweisung auf Stellen des bellum Catilinae in sachlicher wie sprachlicher Hinsicht, wenn schon in der 2. Aufl. auf Wunsch eines Rezensenten der ersten aus Rücksicht auf die selbständigere Benützbarkeit des Jugurthaheftes etwas beschränkt, macht den Schüler in dem Schriftsteller heimisch und fördert in ihrer assoziativen Art die Einheitlichkeit der Auffassung. Die Anleitung zu der guten deutschen Übersetzung schwierigerer Stellen beugt dem hilflosen Stammeln und der Geschmacklosigkeit vor und fördert, ohne bei ihrem teilweise fragmentarischen Charakter Gedankenlosigkeit zu dulden und so die Gründlichkeit zu beeinträchtigen, also in

[1]) Auch von dieser Ausgabe erschien bereits die 2. Aufl. (1885).

erlaubter Weise die Raschheit der Lektüre, ein Vorzug, der heute, wo die alte Forderung, den Schriftsteller wirklich um seines Inhaltes willen und in einer möglichst vollständigen Weise zu lesen, mit Recht auf das nachdrücklichste wiederholt wird, nicht ganz zu unterschätzen ist. Indem ferner bei Gedanken allgemeinerer Art oder bei dem Auftreten bemerkenswerter Anschauungsprinzipien (wie z. B. c. 95, 3), wo es passend schien, in mafsvoller Weise auf signifikante antike oder moderne Parallelen hingedeutet wird, trägt die Ausgabe auch an ihrem Teile dazu bei, den Schriftsteller für den Schüler aus der Isoliertheit in die Gemeinschaft, aus der fremden Ferne in die vertrautere Nähe zu rücken und in diesem die Ahnung von der Existenz eines gemeinsamen Ideen- und Anschauungsfonds zu wecken, aus welchem, als einem von Zeit, Volk, Sprache unabhängigen, die jeweiligen Vertreter des Geistes schöpfen.

Soll ich kurz noch einzelnes erwähnen, so sei bemerkt, dafs einige Desiderata, welche sich einem Beurteiler der 1. Auflage ergaben — so bezüglich der genaueren Präzisierung des Vorkommens von tumulosus (c. 91, 3), der Versetzung der Anm. zu 92, 5 (hyperbolisches immensum) nach 48, 3, der Übersetzung von latrocinium (c. 97, 5) — in der zweiten Auflage erfüllt sind. Wollte man übrigens den an der betreffenden Stelle in latrocinium liegenden Begriff erschöpfen, so wäre etwa der Gegensatz zu proelium ‚regelrechtes Gefecht' durch ‚Handgemeng' oder ‚Szenen bei einem räuberischen Überfall' wiederzugeben. — Zu c. 21, 3 ‚Igitur Jugurtha oppidum circumsedit, vineis turribusque et machinis omnium generum expugnare aggreditur' mag erwähnt werden, dafs Jugurtha diese Praxis in römischen Diensten bei der Belagerung von Numantia gelernt hatte, wie z. B. nach Caes. de b. gall. 3, 23 die Einwohner von Hispania citerior die Kunst des loca capere, castra munire etc. im sertorianischen Krieg. — Der Bericht über das egregium atque mirabile facinus duorum Carthaginiensium (c. 79) scheint, so viel ich sehe, noch keinen Herausgeber zu dem Hinweis auf ähnliche Sagen deutschen Kulturkreises, namentlich auf die schön ausgeschmückte vom ‚Grenzlauf des Urners und Glarners' (Jakob Grimm, Kl. Schriften II. S. 70 ff.) veranlafst zu haben, obschon die Ähnlichkeit des von Sallust, bezw. Valerius Maximus Erzählten mit dieser Schweizer Sage immerhin so bedeutend ist, dafs Grimm nicht umhin kann, die Unabhängigkeit der Schweizer Sage von der cyrenisch-carthagischen römischer Überlieferung ausdrücklich zu verteidigen.

Nürnberg. Albrecht Köhler.

P. Vergilii Maronis Aeneis. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Oscar Brosin, Prof. an der Ritterakademie zu Liegnitz. II. Bändchen. Buch IV—VI. Gotha. Perthes.

Das I. Bändchen dieser Ausgabe hat Kollega Kern im 20. B. dieser Blätter S. 46 als „wichtiges Förderungsmittel für den Unterricht" warm empfohlen. Auch das II. Bändchen bietet eine Fülle gediegenen Inhalts in so glücklicher Form und Anordnung, dafs man ihm einen hervorragenden Platz unter den Ausgaben der Aeneis zuerkennen mufs. Dafs die am Schlusse gegebenen „Allgemeineren Bemerkungen" zur Grammatik, zur Wortkunde und Übersetzung, und zur Poetik dem Schüler auch für andere Autoren dienste leisten werden, ist gewifs keine unbegründete Hoffnung Brosins. In der Verweisung auf die A. B. geschieht freilich sehr viel, zu IV 227 werden sie viermal citiert. Einer Verminderung dieser Citate aber in den späteren Büchern jedes Bändchens stände das Bedenken

entgegen, dafs nicht immer die einzelnen Bücher der Reihe nach gelesen werden.

Die in der Ausgabe befolgten Grundsätze wurden bei der erwähnten Anzeige des I. B. bereits ausführlich dargelegt. Ich wende mich daher sogleich zur Besprechung einzelner Stellen und wenn ich dabei neben Hervorhebung des Gelungenen in anderen Fällen Ergänzungen oder Berichtigungen geben zu müssen glaube, so thut das der lebhaften und dankbaren Anerkennung, womit ich die Arbeit im ganzen begrüfse, keinen Eintrag.

IV 75 streicht Br. nach Klouček die Interpunktion hinter paratam und verbindet es mit incipit effari, zu paratam ergänzend „zu dauernder Aufnahme der Fremdlinge." Jene Verbindung halte ich trotz der geschickten Verteidigung von Kl. für erzwungen, ebenso die Ergänzung „zur Aufnahme" etc. Konnte nicht Dido die I 572 ausgesprochene Einladung unter Beziehung darauf wiederholen? urbemque paratam ist eine Wiederholung des in Sidonias opes Gesagten, v. 76 aber ein ganz allgemeiner Ausdruck der Befangenheit, der j e d e s andere Gespräch mifslingt; weil der Trieb und die Scheu auf das Hauptthema einzugehen, sich die Wage halten. cf. bei Sch. Don Carlos (I, 2) das Bekenntnis, dafs „tausendmal sich das entsetzliche Geständnis schon auf meinen Lippen meldet, doch scheu und feig zurück zum Herzen kriecht."

IV 435 liest Br. ora für oro, eine ebenso glückliche, als geringe Änderung, wodurch die W. miserere sororis haltbar werden.

IV 451 schreibt Br. mit Peerlkamp optat für orat. Ohne Not; denn V 617 steht urbem orant = eine Stadt! heifst ihre Losung; die W. 616 vox omnibus una und der Gegensatz zwischen dem Gefürchteten (615 heu tot — — maris u. 617 taedet — — laborem) und dem Gewünschten rechtfertigen diese Deutung. Also kann auch IV 451 mortem orat sein = sie nimmt das Sterben zur Losung.

IV 517 Die Lesart pians für piis ist bei der entfernten Stellung von deos 519 schwerlich richtig.

IV 528 blieb mit recht im Text stehen.

IV 149 wird haud illo segnior ibat übersetzt „nicht minder rüstig" und auf „jugendlich kräftige und elastische Bewegungen" bezogen. Soll denn aber 141/42 als einzige Angabe über die Stimmung des Mannes ausreichen, dem zu Ehren die Königin in dem 136 sq. beschriebenen Glanz auftritt? Ich übers. „nicht minder feurig", weil ich auch hier die Betonung des äufseren Verhaltens als Charakteristik der Stimmung auffasse. cf. Brosin zu 209. (Zur Sache cf. m. Progr. der Nürnb. Studienanst. 1883 S. 36; zum lat. Ausdruck cf. Uhlands W. „Die wollten da nicht feiern".)

IV 322 kann sidera adibam nicht heifsen „ich war auf dem Wege zu den Sternen d. i. zur Unsterblichkeit". Es ist wie I 379 fama super aethera notus ein übertreibender Ausdruck weitreichenden Ruhmes.

IV 333 wird quae auf te bezogen; dagegen cf. II 278, VII 217, XI 352.

IV 371 zu quae quibus anteferam? etc. heifst es: „Wem soll ich dies vorziehen? — was kann es Herzloseres geben? Das mufs auch die Götter empören". Aber haec 372 bezeichnet doch offenbar das ganze dermalige Verhältnis des Ae. zu Dido und nicht den 369/70 gerügten Mangel an äufserer Rührung. Ich halte bei quae quibus anteferam? die vom ersten Lesen der Stelle an selbständig gefafste Deutung des Servius fest: quid prius, quid posterius dicam? und verweise auf IV 677, wo Anna, wie hier D., in der Aufregung unfähig ist, ihre Empfindungen zu beherrschen und ihre Gedanken zu ordnen, und ausruft: quid primum deserta querar? cf. noch Od. IX 14 τί πρῶτόν τοι ἔπειτα, τί δ' ὑστάτιον καταλέξω;

Demnach ist IV 371 iam iam nec etc. = Jetzt, ja jetzt sollen Juno und Jupiter das mit ungnädigen Augen betrachten! Verschwiegen bleibt der Gegensatz: Damals, als Ihr mich brauchtet, war davon nicht die Rede. Mit quae quibus a. setzt D. dazu an, des Ae. Rede zu widerlegen, bringt es aber nur zu kurzen, stofsweise hervorbrechenden Ausrufen. Daher ruft sie 380 neque dicta refello.

IV 385 versteht Br. den Tod der D. In m. Progr. S. 20 suchte ich zu zeigen, dafs der Tod des Ae. gemeint ist. Hier noch Folgendes. D. sagt 383—6, dafs die quälende Erinnerung an sein Unrecht gegen sie den Ae. in der Todesstunde und in der Unterwelt nie verlassen werde. umbra 386 ist „Schatten" = (unverlierbarer) Begleiter. (cf. Cic. Mur. 13.) Es handelt sich bei omnibus umbra locis adero nicht um ein äufserliches Nahesein, so wenig als bei sequar 384. Zum Ausdruck und Gedanken in 385/6 cf. Bürgers Lenore: „Wenn Leib und Seel' sich trennen, wird ihn sein Meineid brennen". — Gelegentlich sei es gestattet zu IV 65 quid vota furentem, quid delubra iuvant? zu erinnern an Lenorens W.: „O Mutter, Mutter! was mich brennt, das lindert mir kein Sakrament".

IV 428 wird duras proleptisch gefafst und 440 der Übers. von placidas „sonst so" vorangestellt; beides ohne Not; denn 428 spricht D., 440 aber der Dichter, dessen Urteil über Ae. nicht mit dem der D. zusammenfällt. cf. hiezu die treffende Bemerkung von Br. zu 393: „Ae. verletzt mit schwerem Herzen die Pietät gegen D., um die höherstehende gegen die Götter zu bewahren".

IV 436 cumulatam morte remittam. Die Erklärung stimmt teilweise wörtlich zu dem in m. Progr. Gesagten. Zum Ausdruck cf. noch Liv. XXIV, 48,3.

IV 437 soll miserrima nach Br. wie 117 stehen; aber dort ist Dido und ihre verderbliche Leidenschaft, hier Anna und ihre Auffassung der Lage gemeint.

IV 531—2 wird que—que treffend mit „dann wieder" gegeben. Ob 533 sic adeo insistit = „endigt also ihr Schwanken", bezweifle ich. Das Schwanken dauert doch von 534—546 an, man könnte daher insistit nur auf das Ergebnis 547 sq. beziehen. Nun darf man aber D. seit 522 auf dem Lager l i e g e n d denken, bis die Unruhe sie auftreibt und sie das Selbstgespräch 534 sq. beginnt, worin sie, nachdem sie zuvor 531/2 sich machtlos dem Strom der verschiedenen Empfindungen überliefs, einen endgültigen Entschlufs erkämpft. Dabei ist nicht mehr das Liegen das natürliche. Also insistit = sie richtet sich auf (cf. Od. VI 118 ἑζόμενος δ' ὥρμαινε etc. u. Kvičala N. B. S. 160).

IV 534/5 rursusne procos irrisa priores experiar Nomadumque petam conubia supplex? Zu experiar versteht Br. „darauf hin, wer ihrer Hand würdig sei" und zu irrisa (mit Gofsrau) ab Aenea. Aber schon die Stellung von irrisa zwischen procos und priores legt nahe an diese zu denken. Deren Spott fühlt Dido schon von dem Augenblick an auf sich, wo sie Ae. verliert. Ihren lauten Hohn möchte sie nicht, von einem zum andern demütig wandernd, erfahren müssen. Damit erledigt sich das Bedenken bei Gofsrau wegen irrisa in sachlicher Hinsicht; betreffs des Gebrauchs des Part. perf. cf. IX 60 mit Od. VI 131. experiar aber ist „soll ich es bei ihnen versuchen" (anklopfen)? cf. noch 323—6.

IV 611 zu accipite haec wird ergänzt impia facta Aen. Natürlicher bezieht man es mit nostras audite preces 612 auf den folgenden Fluch. An dessen Erfüllung liegt der D. soviel, dafs sie die 607—10 angerufenen Gottheiten mit 3 Imperativen darauf hinweist.

IV 625 soll im Deutschen aliquis wegfallen. Doch ist auch im D. ein die Kühnheit der prophetischen Apostrophe milderndes Wort nötig. aliquis ist ein adjektivisches aliquando = einstmals, noch einmal Br. konnte A. B. 14 citieren. So ist V 670 novus = neuerdings.

V 222 denkt Br. bei fractis remis an eine notdürftige Ausbesserung der Ruder. Dem widerspricht fractis. Man versuchte mit den erhalten gebliebenen Rudern der nicht angeschlagenen Seite des Schiffes allein vorwärts zu kommen.

V 231 ergänzt Br. sibi zu videntur. Warum aber? Hier sind zunächst die äufseren Faktoren der Ermutigung gemeint (clamor 227 und successus 231), die dann freilich die Stimmung der Ruderer und ihre Kräfte heben.

V 256 Br. u. Gebhardi verstehen palmas nequiquam ad sidera tendunt von einer Fürbitte. Sollte nicht die unwillkürliche Bewegung gemeint sein, die man in der Richtung, wohin ein Raub entrückt wird, macht und festhält, auch wenn Hilfe schon zu spät kommt? Auf diesen Moment deutet nequiquam und das 257 über die Hunde Gesagte.

V 389 heroum quondam fortissime frustra. Erklärung und Übers. könnten gewinnen durch Beziehung auf Uhlands W.: „Ich kann die Harfe schlagen, was nützt mir das, wenn also stark die Wind und Wellen jagen?“ (König Karls M.)

V 507 wird acer auf das frühere Verhalten des M. bezogen. Warum nicht auf die eben 506 dem Vormann gespendeten Beifallssalven?

V 512 wird atra nubila als ein das spätere Gewitter vorbereitendes Moment gefafst Eine geistreiche Bemerkung, ohne dafs so das Wunderbare des gerade 693 losbrechenden Gewitters wesentlich verliert.

V 529 attonitis haesere animis. Br. vgl. Sch. Jungfr. v. O. I, 9: „Der, hochbetroffen, steht bewegungslos“. Ebenso glücklich ist die Parallele zu VI 661 aus Maria Stuart V, 7: „Was weiht den Priester ein zum Mund des Herrn? Das reine Herz, der unbefleckte Wandel“.

VI 137 werden die Ablative foliis und vimine nach A. B. 36 kausal gefafst. Alle auf diese A. B. bezogenen Fälle werden besser mit dem Abl limitationis erklärt, ebenso die dort gegebene Musterformel cervus ingens cornibus.

Dem Verständnis des Gedankens dient Br. zumal im 4. Buch durch meist zwar kurze, aber feinsinnige Bemerkungen. So bes. zu IV 18, 50, 52, 537, 595, 596, 607. Treffend sieht er IV 25/6 in der Häufung der Synonyma die Absicht der D. sich selbst zu schrecken. 657 wird felix durch das 655/6 Gesagte begründet. Die Hauptsache ist aber, dafs ohne Ankunft des Ae. der Anlafs zu der 552 ausgesprochenen Selbstanklage gefehlt hätte. — In schwierigen Fällen erleichtert Br. die Übersetzung oder gibt sie. Von seinem Geschick hierin nur einige Proben. Er übersetzt V 193 Maleaeque sequacibus undis „in M. wilder Flutenjagd“; 87/8 maculosus auro fulgor „Glanz goldiger Flecke“; 375 talis „ein solcher Kämpe“; 423 ingens „eine Hünengestalt“; VI 865 quantum instar in ipso „welch' herrliches Bild er selber“! Mitunter mischt Br. der Erklärung vorzubehaltende Momente in die Übers. ein, die dadurch zu breit wird. So z. B. V 439, 474, 555, 634. Für miror V 555 empfehle ich „sehe staunend“. (cf. Uhland Rol. Sch. a. E.)

Nicht überflüssig erschiene mir zu V 633 dicentur eine Hinweisung auf seinen Gegensatz videbo 634. Er läfst sich geben durch die Übers.: „Soll niemals mehr der Name Trojaburg erklingen“? (cf. Göthe, Tasso: „Nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine That dem Enkel wieder“.) Mifslungen scheint mir die Wiedergabe von IV 135 sonipes mit „dröhnhufiger Renner“. Von etwas ähnlicher Situation heifst es in Bürgers Lenore

Str. 16: „Der Rappe scharrt“. Also: „scharrend steht das Rofs“. Dasselbe Gedicht bietet zu IV 451 u. VI 241 caeli und supera convexa dar „Himmelsbogen“. Damit liefsen sich die Citate aus Shak. ersetzen, ebenso liegt für A. B. 14 näher der Hinweis auf Sch. Bürgsch.: „Und ehe das dritte Morgenrot scheint“.

Schliefslich möchte ich zu VI 263 vadentem passibus aequat anführen Uhlands W.: „Er ging an meiner Seite in gleichem Schritt und Tritt“. Zu VI 310 lapsa cadunt citiert Br. die A. B. 20, wo die durch das Part. Perf. bezeichnete Gleichzeitigkeit erwähnt ist. Man vergleiche Scheffels W. (Bergps. Sonnenschein): „Kommt der Tannen feinduftiger Blütenstaub herniedergeschwebt“ und Uhlands W.: „Eine Kugel kam geflogen“. (cf. Aen. VI 191). Zu VI 842 fulmina belli cf. Sch. Graf Eberh. d. Greiner: „ein Wettersturm im Krieg“.

München. Eduard Grofs.

Qu. Horatius Flaccus. Erklärt von Adolf Kiefsling. Erster Teil: Oden und Epoden. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1884.

Unter den neueren Horazausgaben nimmt die Kiefsling'sche wohl die beachtenswerteste Stellung ein. Leider fehlt eine orientierende Einleitung. Doch hat der Herausgeber seinem Buche eine Abhandlung über „Die metrische Kunst des Horaz“ beigegeben, welche sich durch Klarheit der Gedanken und Gemeinverständlichkeit des Ausdrucks sehr empfiehlt. Der Hauptvorzug der Arbeit Kiefslings ist in dem reichhaltigen Nachweis griechischer Dichterstellen, welche Horaz gekannt und benutzt haben mag, zu erblicken. Es wird kaum mehr möglich sein, auf diesem Gebiete Neues von einiger Bedeutung beizubringen. Aber auch die römischen Dichter berücksichtigt er, speziell den engeren Freundeskreis des Horaz, Vergil und Tibull. Er bringt aus ihren Dichtungen viele Zitate, welche die innigen Wechselbeziehungen der Drei in ihrem literarischen Schaffen beweisen und manches für die richtige Auffassung einzelner Stellen enthalten. Sehr viel hat der Herausgeber für die Klarstellung der in den Oden berührten Personal- und Realverhältnisse gethan. Namentlich hat die Durchforschung des Monument. Ancyr. für diesen Zweck reichliche Ausbeute geliefert.

Jeder einzelnen Ode hat Kiefsling eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher er bald nur den Inhalt des Gedichtes gibt, bald aber auch weitere Ausführungen über mutmafsliche Entstehungsweise, über Zeit der Abfafsung, Zweck u. s. w. Man könnte in diesen Einleitungen manchmal einen schärferen Hinweis auf den Gedankengang der Ode wünschen, welcher sich oft schon durch eine blofse kausale, konzessive oder adversative Partikel hätte andeuten lassen; keinesfalls aber darf man hierin die Forderung stellen, welche Plüfs vorgebracht hat. Er sagt in Fleckeisens Jahrbüchern Bd. 133 und 134 p. 115: „Klar ist uns ein lyrisches Gedicht dann, wenn wir Empfindung, Stimmung, Idee und Gedanken, also Gegenstand, Charakter, ästhetische und logische Gestalt der lyrischen Darstellung erkennen. Wie wenig unsere besten Herausgeber eine solche Klarheit auch nur anstreben, mag beispielsweise die Erklärung zeigen, welche A. Kiefsling in seiner Ausgabe vom ersten Horazischen Gedichte gibt.“ Wollte man nach den Plüfs'schen Kategorien alle Horazischen Oden erklären, so würde anstatt eines handlichen Buches, das jeder Schüler sich beilegen kann, eine Reihe von dicken Bänden entstehen.

Den Text hat Kiefsling gegenüber den verschiedenen Willkürlichkeiten neuerer Bearbeiter des Dichters sehr konservativ behandelt. Nur an drei

Stellen nimmt er Interpolationen an. Es sind dies II 16, 20—24; III 11, 17—20; IV 8, 17. Die Einklammerung der ersten Stelle halte ich nicht für gerechtfertigt; für ihre Beibehaltung habe ich in meinem Programme gesprochen. Die zweite Stelle ist sehr verdächtig, aber unter den Gründen für ihre Unechtheit scheint mir eine Verletzung der consecutio temporum mit Unrecht angenommen. Es handelt sich nicht um einen gleichzeitigen Vorgang im konjunktivischen Nebensatze mit cessit im übergeordneten Satze, sondern um eine allgemein giltige Bemerkung: So war Cerberus nicht damals allein, so ist er immer. Dazu kommt noch in betracht, dafs bei quamvis sehr häufig noch sein verbaler Ursprung berücksichtigt wird und defshalb gerne Präsens und Perfekt damit verbunden werden. Unschön und zu breit ist die Stelle aber auf alle Fälle. IV 8, 17 eliminiert Kiefsling mit gutem Grunde als nach Versbau und Inhalt gleich schlecht; schlecht ist aber auch schon Vs. 15 und 16, denn nicht von Thaten ist die Rede, sondern von Mitteln der Fortpflanzung grofser Thaten in der Erinnerung.

Konjekturen oder seltenere Lesarten hat Kiefsling jedoch mehrfach aufgenommen und sehr oft zum Vorteil des Dichters. Ich rechne dazu: visit für urit in I 4, 8; ex somnis in III 25 9 für exsomnis. Gut ist auch ille für Jule in IV 2, 2, denn die zweimalige Anrede des Antonius, der auch nicht Julus hiefs, ist gegen Horazischen Gebrauch. So ist concinet für concines in Vs. 33 und 41 gutzuheifsen, da dadurch poeta erst seine Berechtigung erhält; auch würde bei concines ein t u kaum zu vermissen sein. cfr. II 12, 9: t u q u e dices. In IV 15, 9 hätte Kiefsling nach der in der Anmerkung zitierten Stelle des Sueton Janum Quirinum für Janum Quirini in den Text aufnehmen müssen, offensi für offensae in Ep. 16, 15 verdient Beifall. Weniger glücklich scheint mir in III 20, 8 die Aufnahme von Peerlkamps Konjektur major an illa für illi. Abgesehen davon, dafs major im Sinne von superior stehen müfste, bedarf die Verszeile ein eigenes Verbum, da cedat nicht mehr herangezogen werden darf. Dies Verbum könnte aber nur sit sein. Ob dies aber ebenso leicht wie est fehlen kann, möchte ich sehr bezweifeln. Vielleicht erklärt sich die Stelle so: major praeda ist gleich major pars praedae. Es frägt sich, wer den gröfseren Teil der Beute bekommt, wem Nearchus sich m e h r zuneigt. Sagen wir doch auch von einem Mädchen, um welches sich zwei zugleich bewerben, von denen ihm keiner ganz gleichgiltig ist, nicht: sie neigt sich dem einen zu, sondern: m e h r dem einen. Auch kann ich mich nicht für die Lachmann'sche Emendation zu III 24, 4, für welche Kiefsling begeistert ist, erwärmen. Terrenum omne tuis et mare publicum für Tyrrhenum omne tuis et mare Apulicum scheint mir keine Verbesserung. Gerade der Hinweis auf III 1, 33—36 gibt der Stelle ihren rechten Wert. Der ganze Inhalt unserer Ode gibt Zeugnis davon, dafs sie in Beziehung zu den Römeroden steht. In III 1, 33—36 ist aber gerade davon die Rede, dafs Fundamente ins hohe Meer gelegt werden, dafs der Herr t e r r a e f a s t i d i o s u s ist. Dafs das Ackerland für königliche Paläste in anspruch genommen wird, sagt der Dichter an einer anderen Stelle, II 15, wo er auch davon spricht, dafs das Meer in das Land eingelassen wird, und er also eine Art Ergänzung zu den zwei genannten Stellen gibt. Dafs omne bei Tyrrhenum eine Übertreibung ist, ist gewifs, allein jeder, der gegen ein Laster predigt, übertreibt. Mare publicum für Apulicum ist äufserst gesucht. Was kümmert in diesem Zusammenhang den Dichter der Gedanke an eine Rechtsverletzung, die doch offenbar nur an Ausländern begangen sein könnte? Und eine solche anzuerkennen ist Horaz viel zu sehr Römer. Wenn man an Apulicum aus metrischen Gründen — es gibt aber wichtigere — anstofs nimmt, warum emendiert man nicht in J o n i c u m, wofür die Hand-

schriften in dem sinnwidrigen Punicum oder Ponticum jedenfalls eine Berechtigung bieten? Gerade an den herrlichen Gestaden Unteritaliens, vom gesegneten Neapel bis zum üppigen Tarent, also am Tyrrhenischen und jonischen Meere waren die Prachtsitze der römischen Grofsen gelegen. Warum soll also Horaz nicht sagen können: Magst du mit deinen Unterbauten das ganze tyrrhenische und das (ganze) jonische Meer in Besitz nehmen, so etc.?

Was die Texterklärung betrifft, so hat Kiefsling hierin viel Neues und Gutes gebracht. Dafs die Anschauungen über den Sinn einer Stelle, wenn schon bei einem Prosaiker, so noch mehr bei einem Dichter auseinander gehen können, ist selbstverständlich. So sagt denn auch Kiefsling manches, was andere nicht anerkennen werden. Sehr häufig ist ein starker Gegensatz zu Nauck bemerkbar. Als vollkommen verfehlt möchte ich hier nur die Erklärung zweier Stellen anführen. Zu III 24, 17 und 18 bemerkt Kiefsling: temperat mit dem Dativ in der Bedeutung „gebieten“ wagt H. hier der Etymologie gemäfs (= tempora reddit, wie moderatur = modum imponit) ebenso, wie er innocens „ohne zu schaden“ für innoxius gebraucht.“ Aber temperat heifst hier „sie schont, verschont“ die Stiefsöhne, während man sie in Rom aus des Vaters Liebe zu verdrängen oder geradezu zu beseitigen sucht. Die Stiefmutter ist der Typus unversöhnlichen Hasses: novercalia odia Tac. ann. XII, 2; quid alterum novercalibus oculis intueris? Senec. contr. IV, 6. So zitiert Kiefsling selbst zu Ep. 5, 9. Ferner sagt er zu IV 4, 37: Neronibus, nicht dem Geschlecht der Neronen, sondern den beiden jetzigen Trägern des Namens, deren Ahnen väterlicher und mütterlicherseits (M. Livius und L. Claudius) am Metaurus gesiegt: Wie kann der Flufs Metaurus aber und Hasdrubal Zeugnifs dafür ablegen, was Rom dem Drusus und Tiberius verdankt? Es ist das Geschlecht der Neronen gemeint und nicht die gegenwärtigen Träger des Namens.

Die Darstellung ist klar und kräftig; der Herausgeber nimmt keinen Anstand jedesmal das deckendste Wort zu wählen, aber hie und da spricht sich ein Satz sehr schwer. Aufgefallen ist mir S. 294: „nomina, da von Ikarus, dessen Name der Leser erraten mufs, Sturz das ikarische Meer den Namen hat.“ Dafür würde man doch wohl sagen müssen: da vom Sturze des Ikarus, dessen Name etc. etc.

Druckfehler enthält die Ausgabe sehr viel, mitunter auch störende, da ein paarmal die Genauigkeit der Zitate darunter leidet.

Regensburg. Joh. Proschberger.

Dr. Georg Schepss, Priscillian, ein neuaufgefundener lat. Schriftsteller des 4. Jahrhunderts. Mit dem Facsimile eines Blattes in Originalgröfse. Würzburg. Stuber 1886.

Noch immer gelingt es emsigen Forschern, in Bibliotheken des In- und Auslands ungehobene litterarische Schätze zu entdecken. Insbesondere hat unsere theologische Litteratur durch solche überraschende Funde in neuerer Zeit eine wesentliche Bereicherung erfahren. So machte uns vor wenigen Jahren — um von den Resten vorhieronymianischer Bibelübersetzungen, die in den letzten Jahrzehnten zu tage gefördert worden sind, zu schweigen — der persönlich liebenswürdige Vicecustode der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, Professor und Akademiker Guerrino Amelli, in seiner Schrift: S. Leone Magno e l'oriente, Roma 1882 mit einem Codex s. X der Capitelsbibliothek der Kathedrale von Novara näher bekannt, der eine äufserst schätzenswerthe Collection von Dokumenten zur Geschichte

des Monophysitismus, der Synode zu Konstantinopel (448), der sog. „Räubersynode“ zu Ephesus (449) und des Konzils zu Chalcedon (451) enthält, die von Maafsen und Reifferscheid übersehen, oder wenigstens nicht gewürdigt worden waren, obwohl die Sammlung, wie der Verfasser überzeugend nachweist, durch den berühmten Dionysius Exiguus zwischen 530 und 535 veranstaltet wurde.

Auch bei dem von Dr. Schepss besprochenen Funde haben wir es nicht mit einem Palimpsest oder einzelnen schmalen Pergamentstreifen, die mühsam und sorgfältig von Bücherdeckeln abgelöst werden mufsten, sondern mit einem wohlerhaltenen 145 Blätter in Quart umfafsenden Codex s. V.—VI. zu thun, der, in Uncialschrift geschrieben, wohl zu den ältesten der überhaupt vorhandenen Handschriften zählt. Er enthält elf lateinische Traktate, die bisher als „Homilien eines unbekannten Kirchenvaters“ bezeichnet wurden, von Dr. Sch. aber mit Recht dem Bischof von Avila Priscillianus vindizirt werden, der i. J. 385 auf Befehl des Kaisers Maximus gegen den Willen des Papstes Siricius, des hl. Martinus von Tours und des hl. Ambrosius als Irrlehrer (Manichäer) mit mehreren Gesinnungsgenossen zu Trier enthauptet wurde und von dessen einst zahlreichen Schriften bisher nur wenig (die von A. Mai edirten canones ad S. Pauli epistulas und ein bei Orosius aufbewahrtes Fragment einer epistula) bekannt war.

Besonders wichtig sind der erste und zweite Traktat, von welchen der erstere nach Dr. Sch. vom Laien Priscillian der Synode von Saragossa 380 als Denkschrift unterbreitet wurde, vielleicht aber vielmehr mit der von Prisc. im zweiten Traktat erwähnten „Beschwerdeschrift an seine coepiscopi“ identisch ist. Der zweite stellt eine von P. bei seiner Anwesenheit in Rom 382 an Papst Damasus übersandte, aber von diesem nicht acceptierte, Appellation und Rechtfertigungsschrift dar. An der Hand sämmtlicher Traktate glaubt Dr. Sch. eine Vertheidigung des P. gegen den Vorwurf der Häresie und gegen die zahlreichen Anklagen, welche noch i. J. 447 Bischof Turribius von Astorga gegen die Priscillianisten in 16 Artikeln erhob (s. den Brief des Papstes Leo I. an den gen. Bischof vom 21. Juli 447), unternehmen zu müssen. Bei dem totalen Mangel anderer gleichzeitiger Berichte, welche uns in stand setzen könnten, die Behauptungen des P. über seine Strenggläubigkeit auf ihre Richtigkeit zu prüfen, dürfte dieser Versuch als gewagt erscheinen. Im übrigen aber kann die Absicht des Verf.'s, eine editio princeps dieser Traktate in dem von der Wiener Akademie herausgegebenen Corpus scriptorum ecclesiasticorum zu bewerkstelligen, nur mit Freude begrüfst werden.

Eichstätt. Dr. B. Sepp.

Sophoclis Trachiniae. Scholarum in usum edidit Fridericus Schubert. (Bibl. script. graec. et rom. ed. cur. Carolo Schenkl.) Leipzig. Freytag 1886. 40 Pfg.

Mit diesem Bändchen ist nunmehr diese Ausgabe des Sophokles geschlossen. Wenn ich bei der Besprechung des vorletzten Stückes, des Öd. Col., sagte, dafs man bei dem üblen Zustande der Überlieferung manchmal auch (in einer Schulausgabe) mit einer weniger sicheren Lesart zufrieden sein könne, so möchte ich dieses Urteil doch nicht allzu subjektiv genommen wissen. Bei dem vorliegenden letzten Stücke scheint mir der Verf. doch zu neuerungssüchtig gewesen zu sein. So läfst sich v. 358 ὃν recht wohl erklären; ebensowenig anstöfsig ist v. 301 ἐλευθέρων, v. 322 οὐδέν, v. 579 θανόντος (cf. ζῶν v. 581), v. 825 ἀναδοχάν, v. 837 φάσ-

ματι; bei v. 663, 689, 831, 1035, 1053 scheint Weckleins Lesart genügend; an anderen Stellen, wo man allenfalls ein Bedenken haben kann, halte ich es für gut bei der Überlieferung zu bleiben, da ein zwingender Grund dagegen kaum geltend zu machen ist. Ansprechend jedoch ist die Aufnahme von ὄκνος v. 298, λύπην πρός γ' ἐμοῦ διπλῆν v. 331, ἕρκος ἱερόν v. 607, ὀλό' αἰάζει v. 846, αἰκίσαι v. 855, τότ' ὀλόαν v. 857, παρῇ v. 946.

Zu anderen Stellen bemerke ich folgendes: Wenn an v. 88 überhaupt anstofs zu nehmen ist, so halte ich für richtig nicht ἀλλ' ὁ sondern ὁ δ' οὖν; v 139 suche ich in τάδ' αἰέν: τάλαιναν (ἐν); v 549 wiederholt Sch. mit Recht die alte Vermutung τῆς δ', aber jedenfalls müfste ὄμμ' ἀνδρὸς ἄνθος geschrieben werden; v. 781 f., wo κόγχης in den Text gesetzt ist, vermute ich in κόμην ein Substantivum, von dem αἵματος regiert ist; v. 1018 ff. ist nach Gleditsch und Meineke rekonstruiert, wogegen ich vorläufig noch meine in d. Bl. XXI S. 148 geäufserte Vermutung festhalte mit dem Sinne: tuum, opinor, etiam magis erat quam meum eum servare; v. 1111, wo die Lesart der Hdschr. beibehalten ist, scheint mir nur die Umstellung nötig: κακούς γε καὶ ζῶν.

Bestechend ist die nach O. Hense vorgenommene Umstellung von 903 mit der Änderung ἐμαυτήν hinter v. 914; ob die Konstituierung des Textes von v. 1259 an nach Nauck die richtige ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Der Druck ist wie bisher gefällig und sauber, die kritischen Noten stehen diesmal am Schlusse; sie beruhen auf neuer Kollation des Laur. und Paris.; letzteren scheint der Herausgeber etwas zu überschätzen; das Bestreben, den Text so herzustellen, dafs er sich leicht liest, ist anzuerkennen, doch wäre, wie schon oben gesagt, eine etwas konservativere Richtung angezeigt.

N. Wecklein, Die Tragödien des Sophokles zum Schulgebrauche, versehen mit erklärenden Anmerkungen. Zweites Bändchen: Oedipus Tyrannos. Zweite Auflage. München. Lindauer, (Schöpping). 1886. ℳ 1.20.

Nachdem im vorigen Jahre Antigone in zweiter Auflage erschienen ist, folgt nun auch das zweite Stück in neuer Bearbeitung. Die Einleitung ist unverändert geblieben; auch in den erklärenden Noten war selten Veranlassung zu einer kleinen Besserung gegeben; nur die Umgestaltung des Textes hatte Zusätze oder Streichungen zur folge. Die Stellen aber, an welchen neue Lesarten aufgenommen sind, sind ziemlich zahlreich, wie aus den Bemerkungen des Verf. bei verschiedenen Gelegenheiten im voraus zu vermuten war. Wenn auch nicht alle Änderungen gleich sicher oder wahrscheinlich — dies gilt namentlich von der Fassung von v. 665 ff. —, so zeugen doch alle von dem Streben nach leichter, ungezwungener Auffassung neben der nötigen Achtung der Überlieferung. So ist nach dem Vorschlag anderer Kritiker geschrieben: v. 65 ἐνδόντα, v. 261 καὶ νῷν τά, v. 360 ἦ πέτρᾳ ἔλεγον, v. 483 τεράζει, v. 960 Δαλίου θνατοὶ θεοῦ, v. 1105 σε θρέμμα, v. 1135 f. νέμων und ἐπλησίαζεν, v. 1411 f. die Anfangsworte vertauscht. — Nach eigener Vermutung setzt der Verf. v. 153 δνοφεράν statt φοβεράν, v. 422 ὅρμον ὃν statt ὃν δόμοις, v. 896 θυοσκεῖν, v. 1279 κηκίεται statt ἐτέγγετο, v. 1522 μηδαμῶς τούτω ἀφέλῃ μου. — Besonders hervorstechend sind die Veränderungen in der so viel bestrittenen Königsrede. Denn aufser der sicherlich richtigen Konjektur in v. 261 von M. Schmidt ist v. 227 nach Margoliouth φανεῖται und ἐπεξιών, v. 230 nach Purgold ἄλλος

statt ἄλλον geschrieben, v. 246—251 aber als nachträglicher Zusatz gestrichen. Letztere Anschauung kann ich nicht teilen; Margoliouths Konjekturen scheinen mir sehr gelungen; nur möchte ich φανεῖ τις schreiben. — Nicht beruhigen kann ich mich bei v. 329, wo die Lesart τἀμφώβολα nun in den Text gesetzt ist; sollte nicht εἴπω μὴ τά verschrieben sein aus εἰδῶ μηδέ? „Ich werde nie was ich weifs so kund thun wie ich es (in jedem Falle) weifs, und auch (in diesem Fall) dein Unglück nicht offenbaren.“ — Sehr schön ist der Gedanke, dafs in v. 1444 οὕτως aus v. 1442 stammt und θεῶν einzusetzen ist, welches die Antwort des nächsten Verses erwarten läfst; ich möchte nur nicht ohne weiteres θεῶν ἄρ' sondern ὡς θεῶν ἄρ' schreiben. — Mit der Streichung der Worte ἃ—ὁμοῦ in v. 1494 f. und der Änderung δηλήμονα statt δηλήματα bin ich einverstanden; doch scheint mir zu letzterem ein Genetiv wünschenswert; war vielleicht σφῶν λαβών geschrieben? Damit wäre der Grund für die Einschiebung gefunden.

Der Druck der Ausgabe ist tadellos; möge die neue Bearbeitung auch der übrigen Stücke in der begonnenen Folge rasch erscheinen!

Schweinfurt. K. Metzger.

Anecdota varia Graeca musica metrica grammatica, edidit Guil. Studemund. Berlin 1886, Weidmann 313 S. ℳ 10.

W. Hoerschelmann hat das Verdienst, die Scholienmasse zu Hephästion unter Zurückgehen auf die lange Zeit ignorierte Überlieferung gesichtet und in ihren Bestandteilen erkannt zu haben. Seinem Aufsatz über die Komposition der Hephästioscholien (Rhein. Mus. 36, S. 260) liefs er die Herausgabe der Scholien B folgen. Noch blieben die Scholien A zu edieren und die Exegese des Choeroboscos. Teile der letzteren hat Gaisford aus dem Saibantianus (Bodleianus Auct. T IV 9) veröffentlicht, ohne zu ahnen, dafs die auseinander gerissenen Bemerkungen Teile eines einheitlichen und zusammenhängenden Kommentars sind. Beides, die Scholien A und die Exegese, finden sich in Studemunds Anecdota. Die Ausgabe der letzteren hat Hoerschelmann besorgt. Als Handschriften des Kommentars bezeichnet Hoerschelm. in oben genanntem Aufsatz aufser dem Saibantianus noch den Venetus Marcianus 483 und den Laurentianus conv. nr. 8 (letzterer enthält nur einen Teil vom 3. Kap. περὶ ποδῶν). Diese drei Handschriften repräsentieren nur eine Quelle; aus der adnot. crit. der Exegese ergibt sich, dafs Studemund Recht hat, den Bodleianus und Laurentianus als Abschriften des Venetus 483 (K) zu erklären. Aber zu K tritt eine von Studemund aufgefundene weitere Quelle des Kommentars in dem Vaticanus 14 (U). Die Überlieferung in U ist eine selbständige, vielfach reichhaltigere und korrektere als in K. Nur wenige Belege für den Wert von U. In dem Abschnitt über den ionicus a maiore heifst es (Hoerschelm. 79, 10) in K: διαιρεῖται δὲ ἀπὸ τοῦ τροχαικοῦ τῷ τε ῥυθμῷ καὶ τῇ φωνῇ· τὸ γὰρ τροχαικὸν εἰς πενθημιμερῆ καὶ ἑφθημιμερῆ τέμνεται, τὸ δὲ ἰωνικὸν κατὰ ἁπλῶν ποδῶν. Westphal hat (S. 190, 6) die nach φωνῇ folgenden Worte bis ποδῶν ausgeworfen; nach φωνῇ haben sie freilich keinen Sinn, aber Westphal hätte, anstatt sie zu streichen, vielmehr φωνῇ emendieren sollen: U hat dafür τομῇ und hiermit ist alles in Ordnung. — Lückenhafte Stellen werden durch die vollständigere Überlieferung in U jetzt verständlich: in dem Abschnitt περὶ κοινῆς συλλαβῆς war natürlich Westphal ratlos an folgender Stelle, in welche erst durch die in U erhaltenen, hier eingeklammerten Worte Licht kommt (Hoersch. S. 45, 16): ἰστέον δὲ ὅτι ἡ τοῦ ποιητοῦ χρῆσις ἡ ἔχουσα τὴν οι <ἣν παραφέρει ὁ τεχνικός,

ἐναντιοῦται τῷ λόγῳ Ἡρωδιανοῦ τῷ ὅτι οὐδέποτε ἐν παλιμβακχείῳ ἔστιν εὑρεῖν> τὴν οι ἀντὶ βραχείας παραλαμβανομένην etc. Aufser 3 noch unedierten Hipponaxfragmenten (worunter leider ein stark verderbtes) lernen wir zu dem äschyleischen Niobefragment Ἴστρος τοιαύτας παρθένους λοχεύεται folgende Variante: Ἴστρος τοιαύτας παρθένους ἐξεύχεται | τρέφειν ὅ θ' ἁγνὸς Φᾶσις, eine Stelle, die an Suppl. 281 (καὶ Νεῖλος ἂν θρέψειε τοιοῦτον φυτόν) anklingt. Ob Hoerschelmann mit Recht K bevorzugt, kann erst entschieden werden, wenn man zur völligen Klarheit über das gegenseitige Verhältnis der doppelten Überlieferung gelangt ist. Was U mehr hat als K, ist von Hoerschelm. in der Regel eingeklammert, nicht immer; Referent würde ein konsequentes Verfahren vorgezogen haben, um dem Leser ein rasches und sicheres Urteil über die Bedeutung von U zu ermöglichen. Für die Emendierung des Textes hat Studemund so viel gethan als Hoerschelm. Referent möchte hier noch wenige Punkte zur Sprache bringen. Hoerschelmann schreibt 57, 19, wo von der Zählung der πόδες die Rede ist: ἄλλοι δ' ἄλλως ψηφίζουσιν ὥστε καὶ πλείονα (nämlich ρμδ' statt ρκδ') φθάνειν (mit K), nimmt aber Anstofs an φθάνειν. Ich meine, dafs der Anonymus Ambrosianus de re metrica im Kapitel über die σχήματα, wo diese zusammengerechnet werden, den richtigen Ausdruck gibt, es heifst hier (Studem. S. 218, 3): ὑπόλοιπον οὖν ἐστι τοὺς ἐκ δύο καὶ τριῶν συγκειμένους δεκασχήμους εἰπεῖν, ὁμοίως δὲ καὶ τοὺς ἐκ τριῶν τε καὶ δύο, ἵνα καὶ ἐν τούτοις φανῶσι τὰ εἴκοσι σχήματα. So wird Choeroboscos ὥστε καὶ πλείονα φαίνειν (oder mit Wechsel des Subjekts φανῆναι) geschrieben haben. -- Bei Erwähnung des Verses von Sotades τίνα τῶν παλαιῶν ἱστοριῶν θέλετ' ἐπακοῦσαι kommt Choeroboscos auf die κοινὴ λύσις der ionici zu sprechen. Die Stelle ist zu vergleichen mit der in den Scholien A (Studemund S. 147) behandelten κοινὴ λύσις des Diiambus und des Choriambus. Die κοινὴ λύσις der beiden ionici ist natürlich die, dafs die erste Länge des ionicus a maiore und die zweite Länge des ionicus a minore aufgelöst wird; in dem einen wie in dem andern Fall ergibt sich das Schema ◡ ◡ — ◡ ◡. In die darauf bezügliche Stelle der Exegese ist fremdartiges eingedrungen; sie wird verständlich, wenn das von mir Eingeklammerte beseitigt wird (Hoersch. S. 41, 23): οὐσῶν γὰρ δύο μακρῶν καὶ δύο βραχειῶν, ἐὰν τὴν πρώτην λύσω μακρὰν εἰς δύο βραχείας, ἡ κοινὴ γίνεται λύσις· καὶ τοὐναντίον εἰς τὸ ἀπ' ἐλάσσονος, ἐὰν [αἱ δύο βραχεῖαι εἰς μίαν συνέλθωσι μακράν, ἡ κοινὴ γίνεται λύσις καὶ] τὴν δευτέραν μακρὰν τοῦ σπονδείου ποδὸς διαλύσω, τὸ αὐτὸ σχῆμα δείκνυται. Der Zusatz ist veranlafst durch den verkehrten Einfall, dafs die zwei Jonici mit Kontraktion ihrer Kürzen einen und denselben Takt (den Molossus) ergeben. Möglicherweise aber sind nach ἐλάσσονος die Worte οὐσῶν δύο βραχειῶν καὶ δύο μακρῶν ausgefallen. — In dem Kap. περὶ κοινῆς συλλαβῆς werden aus Heliodor die 8 Fälle angeführt, in welchen der Vokal vor vokalischem Anlaut lang bleibt. An vorletzter Stelle heifst es (S. 46, 26): ἕβδομον ὅτε ὁ ἢ διαζευκτικὸς ἐπιφέρεται

ἢ Αἴας ἢ Ἰδομενεὺς ἢ δῖος Ὀδυσσεύς. Darauf schreibt Hoerschelm, mit Westphal: περὶ δὲ τῆς ας συλλαβῆς τοῦτο φησί· „δεῖ παρατηρῆσαι, ὅτι πρὸ τοῦ η κεῖται σύμφωνον ἐν τῷ ας. καὶ ὅμως ὥσπερ ἀμφιβαλλομένης καὶ οὐκέτι ὁμολογουμένης μακρᾶς φησὶν ὁ Ἡλιόδωρος." Cäsar hält δεῖ — ἐν τῷ ας für Heliodors Worte, das übrige für eine Bemerkung des Exegeten. Darin hat, meine ich, Hoerschelm. recht, dafs Choeroboscus fehlerhaftes in seiner Quelle fand; das verkehrte ἐπιφέρεται darf nicht in προφέρεται, προηγεῖται geändert, noch darf, wie Hoerschelm. vorschlägt, ὅτε τῷ ἢ διαζευκτικῷ ἐπιφέρεται φωνῆεν gesetzt werden. Choeroboscos hat ὅτε ὁ ἢ δ. ἐπιφέρεται in seiner Vorlage gelesen und an ein Versehen Heliodors geglaubt, dafs derselbe von der Quantität des ας vor ἤ, anstatt von ἢ vor Αἴ

spreche. Das folgende aber (περὶ — Ἡλιόδωρος) ist lediglich Bemerkung des Choeroboscos, welcher in seiner Weise das vermeintliche Versehen des Heliodor klar zu legen sucht, nur mufs mit U τοῦτο δὲ δεῖ geschrieben werden, so dafs die ganze Stelle lautet: περὶ δὲ τῆς ᾱς συλλαβῆς φησί (Heliodor, meint Choerob., handelt hier über die Silbe ας, dafs diese vor ῃ lang bleibt). τοῦτο δὲ δεῖ παρατηρῆσαι (sagt Choerob. weiter gegen die ihm zwecklos scheinende Aufstellung Heliodors), ὅτι πρὸ τοῦ ῃ κεῖται σύμφωνον ἐν τῷ ᾱς καὶ ὅμως ὥσπερ ἀμφιβαλλομένης καὶ οὐκέτι ὁμολογουμένης μακρᾶς φησὶν ὁ Ἡλιόδωρος. — Hoerschelmann macht darauf aufmerksam, dafs die Aufzählung der τρόποι συνεκφωνήσεως (S. 55, 7—12) nicht in Ordnung sei. Der Abschnitt beginnt mit den Worten: καὶ λέγονται τῆς συνεκφωνήσεως ε΄ τρόποι (so schreibt H. mit Studemund zum teil nach U, zum teil nach K; das in K überlieferte λέγονται τ. σ. πάντως τρόποις ist vielleicht zu korrigieren in πάντες oder οἱ πάντες τρόποι ε̄: d. i. im Ganzen 5 τρόποι). Es wird dann gesagt, dafs durch die συνεκφώνησις 1) zwei Längen zu einer Länge, 2) eine Kürze und eine Länge zu einer Länge, 3) eine Länge und eine Kürze ebenfalls zu einer Länge, 4) zwei Kürzen zu einer Kürze werden. Als letzter τρόπος wird die Geltung einer Kürze mit einer κοινή als einer Kürze bezeichnet. Hephästion hat den dritten Fall nicht, dafür den bei Choeroboscos fehlenden, dafs zwei Kürzen zu einer Länge werden, und es kann wohl kaum bezweifelt werden, dafs in der Exegese vor ἢ δύο βραχεῖαι εἰς μίαν βραχεῖαν (S. 55, 10) die Worte ἢ δύο βραχεῖαι εἰς μίαν μακράν ausgefallen sind. Aber dann stimmt die Zahl nicht mehr, da so 6 τρόποι anstatt der 5 herauskommen. Zur Lösung sind zwei der von Studemund edierten Traktate περὶ συνιζήσεως von Belang: der eine findet sich im Codex Ambrosianus C 222 (Studem. S. 244, 27 ff.); in Reihenfolge und Zahl stimmt er bei Angabe der τρόποι mit Hephästion; einleitend heifst es τρόποι δὲ συνεκφωνήσεως ἤτοι συνιζήσεως οἱ ἀναγκαιότατοι δ΄: vier heifst es (und nicht 5 wie bei Choeroboscos) defswegen weil der die κοινή enthaltende Fall besonders genommen wird „ἔστι δ' ὅπου βραχεῖα καὶ κοινὴ ἀντὶ βραχείας καὶ κοινῆς παραλαμβάνονται.“ Aufs engste verwandt mit diesem Traktat ist der Abschnitt περὶ συνιζήσεως, welchen Studemund (S. 183) aus dem Barberinus I 4 ediert. Die Verwandtschaft ist sofort einleuchtend, da der Schlufssatz denselben Fehler enthält wie obiger Traktat; es heifst nämlich auch hier ἀντὶ βραχείας καὶ κοινῆς παραλαμβάνονται anstatt ἀντὶ βραχείας παραλαμβάνονται. Vor Nennung der τρόποι steht im Barberinus fast ebenso wie im Ambrosianus: τρόποι δὲ συνεκφωνήσεως ἤτοι συνιζήσεως τέσσαρες οἷον ἀναγκαιότατοι. Es folgen dann aber nicht blos die vier hephästioneischen τρόποι wie im Ambrosianus, sondern wir finden auch den bei Hephästion nicht vorkommenden dritten Fall des Choeroboscos, dafs Länge und Kürze durch die συνίζησις zu einer Länge werden; und trotzdem heifst es τέσσαρες τρόποι und nicht πέντε. Man wird wohl anzunehmen haben, dafs der Zusatz aus anderen Darstellungen des Gegenstandes (man vgl. z. B. Studemund S. 191, § 5 c, ferner S. 244, 15 ff., Heliae Monachi Appendix I Studem. S. 178) in die Exegese sowie in den Traktat des Barberinus Eingang fand; die Summenangabe aber hat man wohl darum nicht geändert, weil man neben dem Falle: ⏑ + — = — den weiteren — + ⏑ = — nicht als einen besonderen Tropos, sondern nur als eine Variation des ersten auffafste, da ja in beiden Fällen die 2 Glieder die gleiche Anzahl χρόνοι aufzuweisen haben.

Der Druck der ἐξήγησις ist korrekt; von kleineren Versehen nennt Ref. οἱον für οἷον (S. 33, 22), ἐξῇς für ἑξῆς (S. 35, 20), συλλαβῇ f. συλλαβῆ (S. 38, 10), οἱονεὶ für οἱονεὶ (S. 43, 18); S. 68 Z. 3 v. u. mufs es 69, 17

anstatt 67, 17 heifsen. S. 48 ist im Text Z. 5 ἔστιν als Zusatz des Herausgebers bezeichnet, in der Adnotatio als Lesart des Vaticanus. S. 53, 24 war zu Γ 71, 92 noch ϶ 46 hinzuzufügen.

Die Scholien A bilden das vierte Kapitel in Studemunds Appendix de codicibus aliquot italicis ad Hephaestionem et Choerobosci exegesin pertinentibus. Die vorzüglichste Handschrift derselben ist der Ambrosianus J 8 (A); er enthält die beste Überlieferung des Hephästion und der hephästioneischen Scholienmasse. Da ihn Hoerschelmann bei Herausgabe der Scholien B noch nicht gekannt hat, so sind zu diesen die Varianten aus A von Studemund im zweiten Kap. der appendix zusammengestellt, während das dritte Kapitel die vollständige Aufzählung der hephästioneischen Dichterstellen aus A enthält. Für die A-Scholien kommen aufser A noch K (der Venetus 483) und der Ambrosianus Q 5 (Q) in betracht; K hat als Abschrift von A nur subsidiäre Bedeutung, ist aber darum wichtig, weil ohne ihn der schadhaft gewordene Ambros. J 8 nicht entziffert werden könnte. Studemund beabsichtigte keine recensio der Scholien zu geben, sondern sie in der Form zu edieren, in welcher sie in AKQ überliefert sind, und ist seinem Vorsatz gröfstenteils treu geblieben. Aufgegeben ist die Überlieferung z B. in der Bemerkung über die freie Basis des Antispastes (S. 148, ad pag 59, 5); hier hat AQ παίωνα ohne nähere Bezeichnung des Taktes; Studemund fügt mit Westphal das sachlich notwendige τρίτον hinzu; die Stelle ist (vgl. Hoerschelm. Rhein. Mus. 36, 295 f.) von Wichtigkeit für die Beurteilung des Verhältnisses der Handschriften zum Archetypus, desgleichen für die Entscheidung über die Verwandtschaft der ἐξήγησις mit den A-Scholien, und darum würde ich hier von jeder Änderung des Überlieferten abgesehen haben, wie z. B. S. 132 ad pag. 30, 3 in dem Satze ὁ δὲ ἀνάπαιστος διαλελυμένην ποιεῖ τὴν φράσιν διὰ τὸ τρίσημον das von Westphal in den Text gesetzte τετράσημον nicht angeführt ist. S. 138 ad pag. 40, 14 ist von den εἴδη des δακτυλικόν die Rede, zu denen auch das ἡρῷον gehört; es heifst hier: δακτυλικὸν μὲν οὖν τό γε κῶλον ὠνόμασται (mit später folgendem ἰδίως δὲ ἐν αὐτῷ τοῦτο ἡρῷον προσαγορεύεται:), Studemund erwähnt Westphahls Verbesserung von τό γε κῶλον in τὸ γένος; auch ich halte γένος für richtig, nur wird aus γε κῶλον anstatt des einfachen γένος vielmehr γένος καθ' ὅλον herzustellen sein. — Dafs die Scholien A jetzt nach Umfang und Fassung wesentlich verschieden sind von der mangelhaften Form, in welcher sie bis jetzt veröffentlicht waren, ist selbstverständlich; auch enthält die adnotatio treffliche Bemerkungen erläuternder Art; so wird das Fehlen des Euphronios, des siebenten in der Tragikerpleias, aus dem Versehen des Scholiasten erklärt, welcher das Epitheton bei Ὅμηρος νεώτερος als Eigennamen fafste.

Von einem weiteren Inhaltsverzeichnis der reichhaltigen Anekdota sieht Ref. ab, auch will er die Bedeutung derselben für Lexikographen, Grammatiker, andere Gebiete, für die Emendierung verschiedener Schriftsteller nicht berühren, desgleichen mufs er es sich versagen, auf eine Besprechung von A. Stamms canones harmonici einzugehen. Was aber die Metriker betrifft, so bieten die Anecdota die beste Überlieferung der Hephästionscholien, vereinfachen den kritischen Apparat zu dem Enchiridion, zeigen in einer Fülle von metrischen Traktaten verwandten Inhalts den Umfang der byzantinischen Metrik, geben für Quellenuntersuchungen auf metrischem Gebiet ein reiches Material und gewähren mit der Möglichkeit einer vielfachen Kontrolle und Vergleichung der Emendierung metrischer Schriften die besten Hilfsmittel. Letzten Satz möchte Ref. durch wenige Beispiele illustrieren. Studemund hat S. 160 f. Διονυσίου περὶ ποδῶν aus 6 Handschriften ediert; die Fassung dieses Traktats im Leidensis Vossi-

anus 76 (welche in den Add. p. 292 gegeben ist) enthält viele Verderbnisse, die einfach durch Vergleichung mit der zuerst genannten Überlieferung von Studemund beseitigt sind. Umgekehrt wird aus dem Leidensis ein Fehler der übrigen Quellen zu verbessern sein: es heifst S. 161 (Z. 11 v. u.) διὰ τί ἐκλήθη δάκτυλος; ἀπὸ μεταφορᾶς τῶν ἁρμογῶν τῶν δακτύλων· ἀπὸ γὰρ τοῦ (Studem. τῆς) μείζονος ἐπὶ τὰς ἐλάττους ἁρμογὰς ὁ τ ό π ο ς ἐστί. Ich kam auf τ ύ π ο ς und fand dies bestätigt im Leidensis, wo es heifst: δάκτυλος ἐκλήθη ἀπὸ μεταφορᾶς τῶν ἁρμογῶν τοῦτ' ἔστιν ἁρμονιῶν τῶν δακτύλων· ἀπὸ γὰρ μείζονος ἐπὶ τὰς ἐλάττους ἁρμογὰς ὁ τύπος ἐστίν. [Der codex Alexandrino-Vaticanus 47, T, hat in demselben Traktat S. 161 Z. 8 v. u. διὰ τί ἐκλήθη ἀνάπαιστος; ἂ ν τ ὶ ς τ ο ῦ ὁ π ρ ο ς τὸ ἀνάπαλιν τοῦ δακτύλου ἀντιστρέφεται und S. 162 Z. 1 διὰ τί παλιμβάκχειος; ὅ τ ι ο ὐ δ' ε ἷ ς τὸ ἀνάπαλιν τοῦ βακχείου τρέχει. Studemund glaubt, dafs sowohl ἂν τὶς τοῦ ὁ προς als auch ὅτι οὐδ' εἷς aus ἀντὶ τοῦ ὃς πρὸς verschrieben sei; für die erste Stelle wird man unbedenklich zustimmen; sollte aber an zweiter Stelle, wo auch der Neapolitanus II C. 38 ὅτι οὐδεὶς bietet, nicht einfach ὅτι ὅδε (oder οὗτος) εἰς τὸ ἀνάπαλιν τοῦ βακχείου τρέχει zu lesen sein? An der Richtigkeit von ὅτι zu zweifeln ist jedenfalls kein Grund, da mit dieser Konjunktion auch die folgende Erklärung des χορεῖος eingeleitet wird: ὅτι ἐν χορείαις τοιοῦτον μέτρον ἐστίν.] Bei der Erklärung des Namens ἴαμβος heifst es in den Scholien B Hoerschelm. S. 18, 13 (ἐκλήθη) ἀπὸ Ἰάμβης οὕτω καλουμένης κόρης, ἥτις αἰσχρῶς ὑβρισθεῖσα ἀγχόνῃ κατέλυσε τὸν βίον, ὅπερ καὶ αἱ Λυκαμβίδες ἐπὶ τοῖς Ἀρχιλόχου ποιήμασι. Dazu bemerkt der Herausgeber: ἐποίησαν aut ante aut post ποιήμασι excidisse puto. Aus dem Ambrosianus C 222 veröffentlicht Studem. (S. 242) einen Traktat περὶ τοῦ ἰαμβικοῦ μέτρου, in welchem wirklich zu lesen ist (Z. 24): ὅπερ καὶ αἱ Λυκαμβίδες ἐπὶ τοῖς Ἀρχιλόχου ποιήμασιν ἔδρασαν. Es ist aber, meine ich, in den Scholien B weder ἐποίησαν noch ἔδρασαν einzufügen, sondern ⟨πεπόνθασι⟩ ποιήμασι zu schreiben; dies zeigt der Laurentianus 56, 16 im Helias Monachus (Studem. S. 171 § 7): ὅπερ καὶ αἱ Λυκαμβίδες ἐπὶ Ἀρχιλόχου πεπόνθασι ποιήμασι. (Übrigens ist πεπόνθασι auch in dem Abschnitt περὶ τοῦ ἰαμβικοῦ μέτρου verloren gegangen, den Studem. S. 153 f. aus dem Ambrosianus Q 5 und aus dem Parisinus 2881 ediert). Umgekehrt wird bei Helias (S. 171 § 7) in dem Satze: συντεθῆναι τὸν ἴαμβον ἐκ βραχείας λέγουσι καὶ μακρᾶς διὰ τὸ τὴν ὕβριν ἀπὸ β ρ α χ ε ί α ς ἀρχομένην εἰς μέγα καταλήγγειν κακόν vor εἰς das Substantivum αἰτίας einzufügen sein, das die Scholion B, Ambr. Q 5, Ambr. C 2 2 übereinstimmend bieten. — Der S. 155 aus Q und dem Parisinus 2881 edierte Traktat: ἑτέρως περὶ τοῦ ἡρωϊκοῦ μέτρου lehrt die Verwendbarkeit des παλιμβάκχειος und des ἀμφίμακρος im Hexameter. Er beginnt mit χρὴ γινώσκειν ὅτι ὁ παλιμβάκχειος εἰς τὴν δευτέραν συλλαβὴν θεραπεύεται, τουτέστιν ἵνα λήγῃ εἰς φωνῆεν καὶ εἰς τέλειον μέρος λόγου καὶ ἡ ἑξῆς ἄρχηται (cod. ἄρχεται) ἀπὸ φωνήεντος. Es heifst dann S. 156: ὁ δὲ ἀμφίμακρος, ἵνα λήγῃ εἰς φωνῆεν etc. Studemund konnte hier schreiben: ὁ δὲ ἀμφίμακρος ⟨εἰς τὴν τρίτην συλλαβὴν⟩ ἵνα etc. Diesen Zusatz erfordert der Sinn (denn wie bei dem παλιμβάκχειος, so mufs auch bei dem ἀμφίμακρος die Silbe bezeichnet sein, von deren Beschaffenheit die Zulässigkeit des Taktes abhängig ist); die Worte finden sich aber auch in dem identischen Traktat des Alexandrino-Vaticanus (Studem. S. 164): ὁ δὲ ἀμφίμασρος ε ἰ ς τ ὴ ν γ η ν σ υ λ λ α β ὴ ν ἵνα λήγῃ etc. — S. 160 beginnt der Traktat περὶ ποδῶν ἑρμηνεία so: αἱ δύο συλλαβαί, μακρά τε καὶ βραχεῖα, ἀλλήλαις συμπλεκόμεναι τοὺς τέσσαρας τ ε τ ρ α σ υ λ λ ά β ο υ ς ἀποτελοῦσι: Studem. schreibt δισυλλάβους nach den Scholien B; aus diesen und ähnlichen Traktaten ist auch zu ersehen, dafs die folgende Stelle (Z. 6) εἶτα—ποιεῖ lückenhaft ist. Auf die zweisilbigen Takte kommen hier gleich die viersilbigen, vollständig

müſste es etwa heiſsen: εἶτα πάλιν ἑκατέρα τούτων ἑκάστῳ τῶν δισυλλάβων προστιθεμένη <ὀκτὼ καὶ ἑκάστῳ τῶν τρισυλλάβων προστιθεμένη> ἑκκαίδεκα ποιεῖ. Eine ähnliche Lücke bei Aufzählung der Takte findet sich in dem metrischen Traktat, welcher im Laurentianus 56, 16 dem Helias vorausgeht; es steht hier (Studem. S. 168): τρισύλλαβοι δὲ η̅, τετρασύλλαβοι δὲ λ̅β̅ für τρισύλλαβοι δὲ η̅, τετρασύλλαβοι <δὲ ι̅ς̅, πεντασύλλαβοι δὲ> λ̅β̅.

Noch einige Kleinigkeiten. In den Scholien A erwartet man ad pag. 49, 7. 8 (S. 143) anstatt ἑρμηνευκέναι vielmehr ἐμνημονευκέναι. — S. 168 (im metrischen Traktat des Laurentianus 56, 16) heiſst es: δάκτυλος ἐκ μακρᾶς καὶ δύο βραχειῶν καὶ μακρᾶς. (deest anapaestus) οἷον πολέμων; es konnte genauer geschrieben sein: δάκτυλος ἐκ μακρᾶς καὶ δύο βραχειῶν (exciderunt verba οἷον ἥλιος. ἀνάπαιστος ἐκ δύο βραχειῶν) καὶ μακρᾶς, οἷον πολέμων. — In Psellos' Gedicht περὶ τοῦ ἰαμβικοῦ μέτρου heiſst es V. 16 χάλης δ' ἴαμβος καὶ λάβης αὖ καὶ θέων: am einfachsten ändert man χάλης in Λάχης, wenigstens hat Moschopulos (Titze S. 50) λάχες (d. i. Λάχης, vergl. Uhlig Dionysii Thracis ars grammat. p. 118) als Beispielwort für den Jambus. — S. 176 Z. 10 v. u. ist von Studemund (desgleichen von Mangelsdorf Anecd. Chis. S. 13) φίλε μὴ λάθοι' ἐμοῖο statt φίλε μὴ λάθοι' ἐμεῖο als Konjektur Hermanns bezeichnet.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Mit Übungsaufgaben. Erster Teil: Sexta bis Tertia. Leipzig, Teubner, 1885. Mark 2,40. —

Lyons Handbuch der deutschen Sprache kann seine Entstehung dadurch rechtfertigen, daſs es den Lehrstoff, auf 4 Klassen verteilt, in konzentrischen Kreisen vorträgt. Dies ist ein Vorzug des Buches, der sehr hoch anzuschlagen ist. Aber mit dem gebotenen Lehr- und Übungsstoff bin ich in vielen Beziehungen nicht einverstanden. So billige ich es nicht, wenn der Sextaner Wörter nach Sprach- und Sprechsilben abteilen oder zwischen hochtonigen, tieftonigen und tonlosen Silben unterscheiden soll. Auch die beliebten Aufgaben, Substantiva in abstrakte und konkrete, ferner in Eigennamen, Gattungsnamen, Sammelnamen, Stoffnamen u. s. w. einzuteilen, halte ich für mindestens überflüssig. Wir können gottlob mit anregenderem und den Kräften der Quintaner angemessenerem Stoff ihren Verstand schärfen. Ja, diese Distinctionen haben mit der deutschen Grammatik gar nichts zu thun, sondern sind von der Becker'schen Schule mit Unrecht hineingeschmuggelt worden. In der Satzlehre unterscheidet Lyon Prädikat- Attributiv-, Objektsätze u. dgl. An sich ist nun dagegen nichts einzuwenden, aber wie Klarheit in die Köpfe der Schüler kommen soll, wenn in den beiden Sprachen die Sätze verschieden eingeteilt werden, ist mir unbegreiflich.[1]) Hier zeigt sich ganz besonders, wie gefährlich eine gesonderte Behandlung der deutschen Grammatik ist. An Gymnasien ist vielmehr die Vereinigung des deutschen Unterrichtes mit dem lateinischen absolut geboten; dadurch wird die allseitig geforderte Klarheit gefördert, die berüchtigte Überbürdung verhindert und auſserdem viel Zeit erspart, letzteres namentlich deshalb, weil der lateinische

---

[1]) Gewiſs verdanken die deutschen Grammatiken von Hoffmann-Schuster, Lattmann und Englmann ihre weite Verbreitung nicht zum wenigsten dem Umstand, daſs sie der Einteilung der lateinischen Grammatik Rechnung tragen.

Lehrstoff genau auch den deutschen bestimmt und so vor unnötigen Spaziergängen in entlegene Partien der sogenannten deutschen Grammatik abhält. Durch die geforderte Konzentration wird aber der Schüler auch seines Besitzes froh, er sieht ein, dafs er die betreffenden Kapitel der deutschen Grammatik zuerst kennen mufs, ehe er seine Übersetzung machen kann. Es schadet gar nicht, das lateinische Übungsbuch in der deutschen Stunde zu benützen, um damit deutsche Grammatik zu treiben und auf das betreffende lateinische Pensum vorzubereiten. Das fordert zwar die bayerische Schulordnung nicht, aber sie gibt es sicherlich zu, wenn sie sagt: In den Klassen der Lateinschule wird im Zusammenhang mit dem Unterricht in der lateinischen Grammatik und mit steter Berücksichtigung derselben ein grammatischer Unterricht erteilt.

Die Befolgung dieser trefflichen Vorschrift ist, wie schon oben angedeutet, auch aus dem Grunde geboten, weil sonst leicht unnötiger Weise den anderen wichtigen Teilen des deutschen Unterrichts zu viel Zeit entzogen wird. Es mufs nämlich auch die Orthographie an sorgfältig zusammengestellten Diktaten gründlich eingeübt werden, es müssen Gedichte und prosaische Lesestücke erklärt und vor allem die Aufsätze (auf der untersten Stufe freilich nur Nacherzählungen) fleifsig gepflegt werden. Die tadellose Methode der Volksschule, schon früh eine ästhetische und stilistische Bildung des Schülers anzustreben, darf an den Mittelschulen nicht unterbrochen werden. Darin, dafs von Sexta an durch Lektüre das Verständnis der Sprache erschlossen und der Knabe veranlafst werde, in zusammenhängender Rede mündlich und schriftlich sich im Gebrauch seiner Muttersprache zu üben, liegt die Hauptaufgabe des deutschen Unterrichtes. Und weil ich fürchte, es möchte durch zu ausgedehnte Einübung der Regeln der deutschen Grammatik diese Hauptaufgabe des deutschen Unterrichtes beeinträchtigt werden, erblicke ich in dem Gebrauche von sogen. deutschen Uebungsbüchern geradezu eine grofse Gefahr.

Man sieht, ich stehe zu Lyons Buch zunächst, ja fast ausschliefslich in einem prinzipiellen Gegensatz. Für diejenigen aber, welche auf dem Standpunkt des V. stehen, ist Lyons Buch empfehlenswert. Vor andern ähnlichen Werken zeichnet es sich, wie schon eingangs bemerkt, durch eine stufenweise geordnete Auswahl des Stoffes aus, die Aufgaben sind sehr zahlreich, reichhaltig und mannigfaltig, endlich enthält es einzelne methodische Neuerungen, die man freudig begrüfsen mufs. So verdient die Aufnahme der wichtigsten Interpunktionsregeln in das Pensum der ersten Klasse[1]) besondere Anerkennung; es ist ganz absolut notwendig und leicht zu erreichen, dafs die Schüler schon sehr früh innerhalb bescheidener Grenzen volle Sicherheit im Gebrauch der Unterscheidungszeichen gewinnen; Versäumnisse rächen sich später schlimmer als man glaubt.

Arndt. Gegen die Fremdwörter in der Schulsprache. Paderborn u. Münster, Schöningh, 1886. 86 S.

Der V. handelt im ersten Teil seiner Schrift von der Möglichkeit und Pflicht, die Fremdwörter aus der Sprache der Gebildeten und namentlich aus der Schulsprache zu verbannen. Der zweite Teil enthält eine recht unterhaltende Sammlung der in der Schulsprache üblichen Fremdwörter. Aber unter Schulsprache versteht der Herr V. auch die Sprache der Grammatik, Stilistik, Rhetorik, Poetik, Mathematik, Physik, Botanik, Zoologie,

[1]) Vgl. 13. Bd. d. Bl. S. 433.

Geographie u. s. w., weil diese Wissenschaften ja alle in der Schule gelehrt werden. Der Titel ist also streng genommen nicht genau, der vom V. erregte Kampf ein Riesenkampf, dem auch der vielgerühmte Stephan bald erliegen müfste. Es ist nämlich etwas einfacher, Correspondenzkarte, Retourbillet, Etage, Corridor, Portier u. ä. zu übersetzen, als für Pleonasmus, Tautologie u. dgl. gute deutsche Wörter zu erfinden. Williger als die Kunstausdrücke der artes liberales sind wohl auch die der Architekten, deren sprachreinigende Versuche der V. rühmt — und mit Recht. Wenn endlich geltend gemacht wird, dafs die verschiedenen Fremdwörter aus der Schulsprache deshalb verschwinden sollen, weil sie dem Volke so fremd seien, so wollen wir doch lieber zuerst mit den fremden Ausdrücken im Militärwesen aufräumen, an dem das Gesamtvolk noch mehr beteiligt ist als an der höheren Schule. Sicher bemüht sich der gemeine Mann mehr zu erforschen, was sein Sohn, der „Pionier" geworden, als solcher zu thun hat, als zu ergründen, was sein „studierender" Sohn unter Hendiadys und Anakoluth versteht.

Übrigens wäre Arndts Absicht ja ganz löblich, wenn er nur die angefochtenen Ausdrücke verdeutschte! Nur an ein paar Stellen (S. 53 u. ff. u. S. 67 u. ff.) ist ein ernsthafter Versuch gemacht, von den unzähligen Kunstausdrücken einige deutsch umzukleiden. Und solange er nicht für jedes von ihm gerügte Fremdwort eine brauchbare Übersetzung ausfindig zu machen weifs, ist der Beweis, dafs seine Forderung in ihrer ganzen Ausdehnung berechtigt ist, nicht erbracht. Von den vorgeschlagenen Verdeutschungen sind manche nicht nach jedermanns Geschmack, so z. B. Haarröhrchenanziehung, Parallelflächner, Zweckroman, Verwickelungsstück (Kapillarattraktion, Parallelepiped, Tendenzroman, Intriguenstück).

Allerdings gibt der V. an verschiedenen Stellen (S. 28. 51. 55. 67. 68) zu, dafs manche Ausdrücke (z. B. Gymnasium, Rektor, Konsonant, Vokal, Objekt, Hiatus) als eingebürgert oder unübersetzbar nicht zu entbehren seien, sagt aber S. 17 verwunderlicher Weise gleichwohl, dafs diejenigen, welche sagen, dafs unsere Sprache viele Begriffe nicht ausdrücken könne, ihr ein unverdientes Armutszeugnis ausstellen. Hoffen wir übrigens, dafs die einschlägigen Verwaltungsbehörden das Schriftchen beachten und in ihren Erlassen, in den Schulordnungen u. dgl. wenigstens aus der „administrativen" Schulsprache diejenigen Ausdrücke entfernen, für die der V. S. 37 gut brauchbare Verdeutschungen vorschlägt. — S. 83 steht Centennarium (Druckfehler?).

Speier. A. Brunner.

F. G. Hubert, Römische Staatsaltertümer, in kurzer Übersicht zusammengestellt. Berlin. Springer. 1886. X und 256 S. kl. 8°.

Während die Bd. XXII H. 1 S. 53 besprochenen „Römischen Staats- und Rechtsaltertümer" von M. Zoeller (1885) nicht blos zur Einführung in das bezügliche Studium, sondern auch zur Orientierung über den gegenwärtigen Stand der römischen Altertumsforschung dienen, beschränkt sich der V. des vorliegenden Buches darauf, in gedrängter, inhaltsvoller Kürze sein System der römischen Staatsaltertümer vom konservativen Standpunkt aus darzulegen, wobei der unter den Forschern herrschenden Meinungsverschiedenheit über einzelne Punkte nur selten und dann nur mit wenig Worten gedacht wird. H.'s Buch ist bestimmt, die Stelle einer vierten Auflage der wissenschaftlich unbedeutenden, aber viel benützten „Römischen Staats-, Sakral- und Kriegsaltertümer" von Kopp einzunehmen.

Der Verfasser nennt sein Werk eine Umarbeitung; mit mehr Recht hätte er für dasselbe die Bezeichnung eines neuen Werkes gebraucht: so bedeutend ist die Umänderung des Planes, sowie die Vermehrung des Stoffs, die er an dem Buche des früheren Herausgebers vorgenommen. Die neue Auflage enthält infolge dessen beispielsweise nicht blos einen nach der gegenwärtigen Überschrift des Buches nicht zu vermutenden Abschnitt über den Kultus mit einem Anhang über den Kalender und einem weitern über die Spiele, sondern auch im einzelnen eine Menge von Bemerkungen, die man in Zusammenstellungen von gröfserem Umfange oft kaum findet. Freilich hätten auch die vielen termini technici, so wie dies bei Zoeller geschieht, jedesmal einer Übersetzung oder Erklärung bedurft, ein Mangel, welcher für den Lernenden, der sich erst unterrichten mufs, sehr fühlbar ist, nicht für den Unterrichteten, den mehr die Darstellung als der Inhalt interessiert. Überhaupt erinnert H.'s Werk an Stil und Ton häufig an ein gewissenhaft geführtes, mit Details gespicktes Kollegienheft, zu dessen Verständnis wenn nicht die mündliche Erklärung seines Autors, so doch die Kenntnis seiner Ausdrucksweise notwendig ist. An Deutlichkeit, Präcision und zweckmäfsiger Fassung könnten wir in Deutschland manches von unseren westlichen Nachbarn lernen, unter denen sich gerade gegenwärtig einige nicht unbedeutende Forscher auf dem Gebiete der römischen Altertumswissenschaft finden.

Um auf H.'s Buch zurückzukommen, so ist an demselben hervorzuheben, dafs es aufser einer Karte (Capitolium und Forum Romanum) 18 meist aus Schreibers Bilderatlas genommene Abbildungen enthält; auch das ist nur zu loben, dafs das j aus lateinischen Wörtern (mit Ausnahme von major S. 36 Z. 11) verschwunden ist. Dagegen fehlt S. 35 bei Erwähnung der intercessio und obnuntiatio der Hinweis auf die erst später folgende Erklärung; die Bemerkung über das sog. senatus consultum ultimum (ob diese allgemein übliche Bezeichnung offiziell war, ist sehr fraglich) S. 47 steht im Widerspruch mit der auf S. 60; auf S. 48 Z. 2 steht wie statt als, welch' letzteres sich in unseren Zeiten sogar in der Schriftsprache, im Norden wie im Süden, häufig durch das erstere verdrängen lassen mufs; der Satz S. 50 Z. 6 und 7 „ganz vereinzelt ist das Beispiel des Minucius Rufus“ stört den Zusammenhang und läfst aufserdem nur raten, statt zu lehren; S. 130 bedarf der Satz „ihm zu Ehren — genannt“ einer jedes Mifsverständnis ausschliefsenden Umänderung. Durch die Anführung solcher Kleinigkeiten soll jedoch H.'s Buch nicht um die Empfehlung gebracht werden, die der Verfasser für seine mühevolle Arbeit, der durch seinen wissenschaftlichen Sinn bekannte Verleger für die elegante Ausstattung des Werkes verdient.

München. M. Rottmanner.

Gustav Gilbert, Handbuch der griechischen Staatsaltertümer. II. Bd. Leipzig. Teubner. 1885. VIII und 426 S. 5 ℳ 60 ₰

Auf den im Jahre 1881 erschienenen 1. Teil seines Handbuches der griechischen Staatsaltertümer, welcher die Darstellung des Staates der Athener und Lacedämonier enthält[1]), hat Gilbert nach vier Jahren den 2. Teil folgen lassen, in welchem er die Verfassungsgeschichte und die Verfassungseinrichtungen aller uns bekannten griechischen Staaten schildert.

---

[1]) Eine kurze Anzeige desselben findet sich Jahrgang 18, S. 501 dieser Blätter.

Gewifs war es ein zeitgemäfses und dankenswertes Unternehmen, zum ersten Male in einem Handbuch alles zusammenzustellen, was die inschriftlichen Funde der letzten Jahrzehnte für die Kenntnis griechischen Staatswesens ergeben haben, und der Verf. hat die Aufgabe, die er sich gestellt, mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit gelöst, so dafs sein Buch das trotz seiner Mängel immerhin bahnbrechende Werk von Tittmann, Darstellung der griechischen Staatsverfassungen, Leipzig 1822, vollkommen ersetzt hat. Seinen Standpunkt hat Gilbert in der Vorrede selbst bezeichnet, indem er sagt: „Wenn mir auch die eine oder andere Monographie entgangen, vielleicht auch die eine oder andere Inschrift von mir unberücksichtigt geblieben ist, so glaube ich doch, dafs im Grofsen und Ganzen dieses Handbuch über die Verfassungsgeschichte und die Verfassungszustände der uns bekannten griechischen Staaten die Summe dessen bietet, was zu wissen möglich ist.“

Indem ich im Folgenden das Buch nach seinen beiden Teilen bespreche, glaube ich mir bei der Bestimmung desselben den Dank aller seiner Benützer zu verdienen, wenn ich nicht nur nachtrage, was von Gilbert übersehen ist, sondern auch alles anführe, was seit dem Erscheinen des Buches an Inschriften und Monographien veröffentlicht wurde, und dessen ist nicht eben wenig.

Der 1. statistische Teil enthält eine „Zusammenstellung derjenigen griechischen Staaten und Staatenvereine, welche einigermafsen bekannt sind“. Das Einteilungsprinzip, welches Gilbert befolgt hat, ist ein geographisches, also rein äufserliches: er beginnt mit Thessalien und Epirus, geht das Festland bis zum Peloponnes hinab durch, behandelt dann die kleinasiatische Küste, die Städte am Pontus und der Propontis, sowie auf Chalcidice, um von da auf die Inseln des ägäischen Meeres nebst Kreta und Kyrene überzugehen und mit den westgriechischen Inseln, Grofsgriechenland und Sizilien zu schliefsen. Über die Berechtigung dieses Einteilungsprinzips läfst sich streiten; wenn dasselbe auch die leichtere Übersichtlichkeit für sich hat, so geht dabei doch der innere Zusammenhang zwischen den Verfassungen einzelner Staaten verloren, obschon derselbe nach meiner Ansicht nicht scharf genug hervorgehoben werden kann. Wenn beispielshalber im unmittelbaren Anschlufs an Korinth, Megara, Milet, Phokäa die Kolonien dieser Städte behandelt wären, so würde dadurch nicht nur den historischen Verhältnissen besser rechnung getragen, sondern, da die Verfassung der Pflanzstädte oft nur ein Abklatsch derer der Mutterstadt ist, so würde auch das Verständnis des Einzelnen besser gefördert und manche Wiederholung, sowie manche nachträgliche Verweisung vermieden werden. Bequemer allerdings für die Benützung und für rasches Nachschlagen ist die geographische Anordnung. — Ich zähle die einzelnen Kapitel auf: 1. Epirus — 2. Thessalien. S. 5, Anm. 2: Zu den Stellen, welche beweisen, dafs die einwandernden Thessaler zunächst die Landschaft von Arne besetzten, möchte ich Polyaen. 1, 12 (auf Ephorus zurückgehend) hinzufügen. S. 8, Anm. 1: Die wichtigste Stelle über die militärische Ordnung des ersten thessalischen Gesamtkönigs, Aleuas des Rotkopfs, Schol. Vat. in Eurip. Rhes. 307, siehe jetzt in neuer Behandlung bei Val. Rose, Aristotelis fragm. 1886, fr. 498. S. 12 Neue Aufschlüsse über das κοινὸν τῶν Θετταλῶν erhalten wir durch eine Inschrift aus Larisa, Bull. de corr. hell. X, p. 431: στρατηγοῦντος τῶν Θετταλῶν Πολλίχου, ἱππαρχοῦντος δὲ . . . ., γραμματεύοντος τῶν συνέδρων Μενεκράτους; bisher hatte man keine vom κοινόν direkt stammende Inschrift, nur zwei an dasselbe gerichtete; aufserdem erfahren wir hier, dafs die Versammlung des κοινόν συνεδρία hiefs. — 3. Malier, Oitaier, Ainianen —

4. Akarnanien. Zu S. 19. Ueber diese bisher wenig berücksichtigte Landschaft des alten Griechenland erschien soeben das eingehende, die geographische, historische und antiquarische Seite gleich ausführlich behandelnde Buch von E. Oberhummer, Akarnanien, Ambrakia, Amphilochien, Leukas im Altertum. München. Ackermann 1887. XVIII u. 330 S. Mit 2 Karten. S. 210 wird in demselben die unter anderen auch von Gilbert S. 19 vertretene Ansicht zurückgewiesen, dafs die Akarnanen noch im 5. und 4. Jahrhundert in kleinen, offenen Ortschaften gewohnt hätten und erst durch Kassandros veranlafst worden seien, sich in wenigen festen Städten anzusiedeln. — 5. Aetolien. S. 24, Anm. 2: Interessant für die Ausbreitung der Macht der Aetoler im ägäischen Meere ist eine Bull. de corr. hell X, p. 497 publizierte Inschrift aus Naxos, durch die einigen Bürgern von Naxos eine Ehrung dekretiert wird dafür, dafs sie im Auftrage des Staates die Lösung von 280 Naxiern bewirkt hatten, die von den Aetolern als Gefangene fortgeschleppt worden waren. Ferner ist neuerdings von Fränkel, Archäolog. Zeitung 1885, p. 142 ein Dekret aus Mitylene veröffentlicht, welches mit dem von Keos, das Gilbert S. 24 citiert, fast wörtlich stimmt: ἔδοξε τοῖς Αἰτωλοῖς ποτὶ τοὺς Μιτυληναίους τὰν φιλίαν τὰν ὑπάρχουσαν διαφυλάσσειν etc. Daraus ergibt sich, dafs auch Mitylene zu den von Gilbert im Texte aufgeführten Bundesgenossen der Aetoler aufserhalb des Peloponnes zu rechnen ist. Das auf der gleichen Inschrift stehende Gegendekret der Mitylenäer beginnt: δέδοχθαι τῷ δάμῳ ἐπαινῆσαι τὸ κοινὸν τῶν Αἰτωλῶν καὶ τοῖς προέδροις καὶ Πανταλέοντα τὸν στραταγὸν (Strateg 193/92 v. Chr.); demnach führt der Bundesrat des κοινὸν τῶν Αἰτωλῶν neben der gewöhnlichen Bezeichnung σύνεδροι auch die hier angewendete πρόεδροι, was bei Gilbert S. 28 nachzutragen ist. — 6. Doris — 7. Phokis. S. 33, Anm. 3: Kämpfe der Phoker mit den Thessalern, vgl. auch Polyaen. 6, 18. S. 34: Verschiedene Einzelheiten für die Verfassung des phokischen Bundes und der einzelnen phokischen Städte ergeben sich aus Inschriften von Elatea Bull. de corr. hell. X, p. 356, in deren einer drei eponyme Phokearchen, jeder aus einer anderen Stadt des Bundes und ein γραμματεύς genannt werden; für Elatea selbst ist zweimal ein eponymer Archont und ein γραμματεύς erwähnt, ein Ehrenbeschlufs beginnt mit den Worten δέδοχθαι τοῖς δὲ συνέδροις καὶ τῷ δάμῳ; ferner heifst es daselbst τὰν δὲ στάλαν τοὺς ἀ ρ ι σ τ ῆ ρ α ς θέσθαι, also wahrscheinlich eine Finanzbehörde. — 8. Das östliche Lokris. — 9. Das westliche Lokris — 10. Böotien. S. 45, Anm. 1: Zur Litteratur über den böotischen Bund ist nachzutragen H. Franke, Der Böotische Bund, Wismar 1873. S. 45, Anm. 3: Ueber den Zweikampf des böotischen Königs Xanthos mit Melanthos während eines Krieges gegen Athen berichtet nach Ephoros auch Polyaen. 1, 19. S. 52, Anm. 1: Das κοινὸν τῶν Βοιωτῶν, für welches Gilbert nur eine Inschrift anführen konnte, finden wir jetzt erwähnt in mehreren Inschriften, Ἐφήμερις Ἀρχαιολογική 1886, 2. Heft, aus Oropos: Nr. 22 a) ἄρχοντος ἐν κοινῷ Βοιωτῶν Ἀπολλωδώρου b) ἄρχοντος ἐν κοινῷ Βοιωτῶν Φίλωνος. Darnach können beide Inschriften auch zu S. 54, Anm. 1 citiert werden, wo Gilbert bemerkt, dafs der Name des böotischen Archon in den Urkunden der einzelnen Städte zur Jahresbestimmung verwendet wird; so also auch in Oropus. S. 53. Anm. 3: Eine weitere Inschrift aus Thespiä aufser der von Gilbert angeführten siehe jetzt Bull. de corr. hell. IX, p. 418 mit der interessanten Doppeldatierung ἄρχοντος ἐπὶ πόλιος . . . || ἐν δὲ Ὀγχηστῷ . . . (= ἄρχων Βοιωτῶν); ebenso sind zu den bereits bekannten Inschriften von Aigosthena aus der Zeit, wo die Stadt dem böotischen Bunde angehörte (ibid. p. 318), drei neue publiziert worden mit der gleichen Doppeldatierung. S. 61, Anm. 3: Zur Geschichte des ἱερὸς λόχος der Thebaner vgl. auch Polyaen. 2, 5, 1.

S. 61, Anm. 3. Inschriftlich bezeugt ist jetzt auch ein ἄρχων in Haliartus (Bull. de corr. hell. IX, p. 425), ferner in der Stadt Ἀκραιφία am Kopaissee (ibid.). S. 61, Anm. 4. Zu den Inschriften, durch welche für die Städte des böotischen Bundes die πολέμαρχοι mit ihrem Schreiber bezeugt sind, kommt noch eine weitere aus Thespiä (Bull. IX, p. 412: Πραξίωνος ἄρχοντος, πολεμαρ[χιόντων . . . || (2 Namen fehlen) Ὀνασίμω, γραμματίδδοντος Θεοδώρω etc. — 11. Euboia. S. 64. Bisher war über die Verfassungseinrichtungen der Stadt Histiäa auf Euboia nichts bekannt. Nun hat jüngst Durrbach im Bull. X, p. 102 ein Ehrendekret der Histiäer aus dem 3. Jahrh. v. Chr. für einen Rhodier Athenodorus publiziert, welches in Delos aufgestellt war; dessen Eingang lautet: ὁ δῆμος ὁ Ἱστιαέων. οἱ ἄρχοντες εἶπαν προβουλεῦσαι τὴν βουλὴν εἰς τὸν δῆμον . . ., am Schlusse τὸ δὲ ἀνάλωμα τὸ γενόμενον εἰς τὴν ἀναγραφὴν δοῦναι τὸν ταμίαν τὸν προστατεύοντα. Daraus ergibt sich, dafs die Verfassung wirklich, wie Gilbert im Text vermutet, demokratisch war seit Eintritt der Stadt in den zweiten athenischen Seebund; von ταμίαι mufs in Histiäa offenbar ein ganzes Collegium bestanden haben, wie in Oropos und Orchomenos, aufserdem sind in der Inschrift noch σιτῶναι als Beamte erwähnt. S. 65, Anm. 2. Bei der Angabe der Litteratur über den langjährigen Kampf der Städte Chalkis und Eretria um den Besitz der lelantischen Ebene vermisse ich ungern den schönen Aufsatz von A. Holm „Lange Fehde" in den E. Curtius zu seinem 70. Geburtstage gewidmeten Aufsätzen (Berlin 1884) S. 21 ff. — 12. Megaris. Die neueste Arbeit ist M. Thamm, de republica et magistratibus Megarensium, Halle 1886, Diss. — 13. Argos. S. 76, Anm. 3: Für die Teilnahme von Tiryns und Mykenai am Kampfe gegen die Perser konnte aufser auf Herodot auch auf das platäische Weihgeschenk hingewiesen werden. S. 77, Anm. 2: Alle bisherigen Inschriften, welche Namen der argivischen Phylen enthalten, datieren aus später Zeit, um so wichtiger ist die Bull. IX, p. 349 publizierte aus dem 3. Jahrh. v. Chr., welche den Namen von 3 Phylen enthält . . . δρίλας Ὑλλέων | . . . . ἐνης Παν[φυ]λ[ᾶν] . . . . Ὑρναθίων; ebenda ist auch p. 352 eine auf der Stätte des Tempels des nemeischen Zeus gefundene Inschrift publiziert ἔδοξε τᾷ ἁλιαίᾳ τ . . . | . . . τετάρ[ται | βωλᾶς, die wegen Erwähnung der ἁλιαία und βωλά wichtig erscheint. — 14. Sikyon. Zur Litteratur S. 69, Anm. 3: Hagen, Sicyonia, Königsberg 1831, Progr., Rempen, die Sagenkönige von Sikyon, Klausthal 1853, Progr. — 15. Phlius. — 16. Die Städte der Acte: Epidauros, Troizen, Hermione. S. 86 Zur Litteratur über Troizen: J. Schell, de agro Troezenis, Triest 1856; derselbe, de Troezenis urbis historia, Krakau 1858. Gilbert bemerkt: „Von der Verfassung des Staates wissen wir nichts". Ich möchte dies dahin modifizieren, dafs uns bisher nur eine βουλή bekannt war (C. I. Gr. 1786; Le Bas et Foucard, Inscr. du Pelop. 158a); in einer Bull. X, p. 136 herausgegebenen Inschrift aus der Zeit, wo Troizen zum achäischen Bunde gehörte, wird aufserdem auch eine ἐκκλασία genannt; also demokratische Verfassung. — 17. Korinth. Zur Litteratur: Haacke, Geschichte Korinths bis zum Sturze der Bacchiaden, Hirschberg 1871, Progr.; J. Schubring, de Cypselo, Corinthiorum Tyranno, Göttingen 1862, Diss. — 18. Messenien. — 19. Elis. Zur Litteratur S. 95: Beloch, sulla costituzione politica dell' Elide, Rivista di Filol. IV (1876), p. 255 sqq. Ed. Luebbert, Originum Eliacarum capita selecta, Bonn, Ind. lect. 1882. — 20. Achaia. Zu S. 108, Anm. 4: Bull. X, p. 136 ist eine Inschrift aus Troizen publiziert, worin Rat und Volksversammlung beschliefsen, dafs alle einzelnen Geschlechter beisteuern sollen πάντα τὰ ὑπάρχοντα αὐτοῖς εἰς τὸν διατειχισμὸν καὶ εἰς τὴν διοικοδόμησιν τῆς πόλεως πρὸς κοινὴν σωτηρίαν; da in der Inschrift auch das κοινὸν τῶν Ἀχαιῶν genannt wird, so mufs sie sich auf die Zeit beziehen, wo Troizen

zum achäischen Bunde gehörte und sich gegen Kleomenes III. von Sparta rüstete. Zu S. 110, Anm. 4 ist beizufügen: Baier, Studien zur achäischen Bundesverfassung. Würzburg 1885. Diss. — 21. Arkadien. Zur Litteratur über Arkadien, S. 124, Anm. 2: V. Hoehl, Arcadia ante aetatem bellorum Persicorum, Meeranae 1883. Zu S. 127, Anm. 5. Über Tegea hat zuletzt gehandelt: G. J. Schwedler, de rebus Tegeaticis, Leipziger Studien für klassische Philol. IX, p. 263—334. S. 134, Anm. 2: Zu Gilberts Angabe „Dafs οἱ καλούμενοι ἐπίλεκτοι, ὄντες πεντακισχίλιοι bei Diod. 15, 62. 67 mit den ἐπάριτοι identisch ist, ist sicher“ will ich nachtragen, dafs Unger. Philol. 40, p. 174, 4 an beiden Stellen ἐπάριτοι statt ἐπίλεκτοι in den Text gesetzt hat und zwar, wie ich glaube, mit Recht. — 22. Jonien. S. 136, Anm. 3. Für die Unternehmungen der lydischen Könige gegen die kleinasiatischen Städte war noch zu berücksichtigen: Schubert, Geschichte der Könige von Lydien, Breslau 1884. S. 139, Anm. 1. Zur Litteratur über Milet ist nachzutragen: A. Schrader, de rebus Milesiorum specimen I, Stralsund 1827; G. Th. Soldan, Rerum Milesiarum commentatio, Darmstadt 1829. S. 148, Anm. 2. Zur Litteratur über Smyrna: G. M. Lane, Smyrnaeorum res gestae et antiquitates, Göttingen 1851; Mylonas, de Smyrnaeorum rebus gestis, Göttingen 1866. S. 153, Anm. 1. Zur Litteratur über Chios: A. Korais, Χιακῆς ἀρχαιολογίας ὕλη in den Ἄτακτα, Paris 1830. S. 155. Über das κοινὸν τῶν Ἰονίων mag noch beigefügt werden, dafs auch die einzelnen Städte desselben nach dem Helikonion, der Cultstätte des helikonischen Poseidon auf dem Vorgebirge Mykale, welches als sacraler Mittelpunkt der kleinasiatischen Jonier auch Panjonion hiefs, in ihrem eigenen Bezirk ein Helikonion eingerichtet hatten; Paus. 7, 4, 5 erwähnt ein solches in Milet und Teos, und aus einer Mitteil. d. athen. Inst. X, S. 32 publizierten Inschrift kennen wir jetzt auch ein solches in Samos, so dafs der Schlufs auf alle Städte, welche an der Feier der Panjonien teilnahmen, gestattet ist. — 23. Aiolis. S. 157, Anm. 1. Zur Litteratur über das südliche Aiolis ist noch nachzutragen W. M. Ramsay, Contributions to the history of southern Aeolis, Journ. of. hell. stud. I (1880), II (1881). S. 158, Anm. 2 dieselbe Formel ἔδοξε τῷ δάμῳ für Kyme findet sich in einer Inschrift, die Meister, philol. Wochenschrift 1886, S. 483 besprochen hat. S. 163, Anm. 1: Zur Chronologie des Pittakus haben in neuester Zeit Beiträge geliefert J. Toepffer in seiner Dissertation, Pisistratea, Dorpat 1886, p. 65 und F. Susemihl, Zu Laertius Diogenes und der Chronologie des Pittakus, Rhein. Museum, 1887, p. 140. — Zu S. 166. Für die Kenntnis der Verfassung lesbischer Städte aufser Mitylene vgl. jetzt Lolling, lesbische Inschriften in den ath. Mitteil. 1886, S. 264 ff. Aus Methymna kommt zu den auch bei Gilbert S. 166, Anm. 2 citierten drei Chellestyeninschriften noch eine vierte ἀ χέλληστυς ἀ Σ χ υ ρ ί ω ν (wenn die Ergänzung richtig ist); aus Aigeiros: Κλεοστράτω π ρ ο τ ά ν ι ο ς στεφανωθέντος ὑπὸ τ ᾶ ς β ό λ λ α ς κ α ὶ τ ῶ δ ά μ ω etc. etc.; für Eresos wird ib. p. 290 neuerdings βόλλα καὶ δᾶμος bezeugt und der Ausdruck πρυτανεύσας weist auch hier auf die Existenz des eponymen πρύτανις hin. — 24. Doris. S. 169, Anm. 1. Zur Litteratur über Halicarnassus: G. Juergens, de rebus Halicarnassensium, Diss. Halle 1877; zu der über Kos, S. 172, Anm. 2 M. Dubois, de Co insula, Paris 1884. Zu S. 176, Gebiet der Rhodier ist zu bemerken: Bull. de corr. hell. X, p. 245—269 sind die ersten aus der rhodischen Peräa stammenden Inschriften veröffentlicht. In einer aus dem alten Alessa (3. Jahrh. v. Chr.) stammenden wird ein Prytane genannt (in Rhodus 6). Von Wichtigkeit für die Geschichte der Machtentwicklung von Rhodus sind zwei auf Delos aufgestellte Ehrendekrete, das eine für den Admiral Polystratos, von welchem es heifst ἀποσταλεὶς

ὑπὸ τοῦ δήμου ἐπὶ καταφράκτων πλοίων κατὰ πόλεμον, συστρατευομένων αὐτῷ τῶν τε νησιωτικῶν τριήρων καὶ τῶν Ἀθηναίων ἀφράκτων (der erwähnte Krieg ist der gegen Philipp V. von Macedonien), das zweite für einen rhodischen Beamten, der als ἄρχων ἐπί τε τῶν νήσων καὶ τῶν πλοίων τῶν νησιωτικῶν bezeichnet wird, offenbar eine Art von Gouverneur der Cycladen und speziell Kommandant ihrer Marine, der etwa dieselbe Stelle bekleidete, wie der νησιάρχης zur Zeit der Ptolemäer. Demnach waren in der Herrschaft über die Cycladen auf Aegypten und Macedonien die Rhodier gefolgt. Die Grenzpunkte dieser Herrschaft sind der Anfang des 2. Jahrhunderts einerseits und der Ausgang des Krieges der Römer gegen Perseus andrerseits. — Zu S. 177, Anm. 3 ist nachzutragen: J. W. Schneiderwirth, Geschichte der Insel Rhodus, Progr. v. Heiligenstadt 1868 und als neueste Arbeit: C. Schuhmacher, de republica Rhodiorum commentatio, Heidelberg 1886, Diss. — S. 179. Für die Verfassungsverhältnisse Kariens zu der Zeit, wo es zur Peräa der Rhodier gehörte, ist von Interesse eine in den Mitt. des athen. Inst. 1886, p. 203 publizierte Inschrift aus dem Vorhofe eines türkischen Hauses in Mughla, ein Ehrendekret ὑπὲρ Σωσικράτευς Σωσινίκου Ῥοδίου τοῦ ἐπιστάτου εὐνοίας καὶ δικαιοσύνης ἕνεκεν, aufgezählt werden 3 ἄρχοντες, 1 γραμματεύς, 3 ἀγορανόμοι. Zu S. 181, Anm. 1. Siehe jetzt H. Fowler, the Μάστροι at Rhodos. American Journal of Philology 1886, p. 472. Zu S. 182, Anm. Zu den vier bisher bekannten Inschriften, welche der rhodischen κτοῖναι erwähnung thun, kommt nun noch eine 5. aus dem alten Alessa in der Peräa (Bull. X, p. 245 sqq.). Bisher wufste man nur durch eine Inschrift von Kameiros, dafs es solche κτοῖναι auch in dem festländischen Gebiet der Rhodier gab, dies wird jetzt bestätigt. — 25. Lykien. Zu S. 185: Von der Verfassung der lykischen Städte weifs Gilbert noch wenig zu berichten. Inzwischen sind aber eine Reihe von Einzelheiten bekannt worden, vor allem durch die unter Benndorfs Leitung erfolgte österreichische Expedition 1881/82, deren Ergebnisse niedergelegt sind in dem Prachtwerke O. Benndorf und G. Niemann, Reisen in Karien und Lykien, Wien 1884, das Gilbert leider nicht mehr benützt hat. Nun sind sowohl hier eine Anzahl Inschriften lykischer Städte publiziert, als auch Bull. de corr. hellen. X, p. 51 Inschriften aus Cadyanda in Lykien, p. 216 Inschriften aus Oenoanda in Lykien. In einer Inschrift aus Cadyanda p. 51 ehrt das κοινὸν τῶν Λυκίων durch Statuen Μελέαγρον τὸν ἐξιόντα ὑπογραμματέα Λυκίων τοῦ κοινοῦ; bisher war Cadyanda nicht als Glied des Λυδιακὸν σύστημα bekannt, ferner wird uns hier zuerst als Bundesbeamter ein ὑπογραμματεύς genannt. Diese Inschriften aus Cadyanda beginnen durchgehends mit Καδυανδέων ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος; ebenso die aus Oenoanda p. 216: Τερμησσέων τῶν πρὸς Οἰνοιάνδοις ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος καὶ ἡ γερουσία; hiedurch wird Gilberts Vermutung, dafs die Verfassung in den einzelnen Städten anscheinend eine demokratische gewesen sei, bestätigt; ferner ist also auch Oenoanda zum lykischen Bunde zu zählen. Das ibid. p. 54 veröffentlichte Ehrendekret ist besonders wichtig durch Aufzählung von Ämtern; man ehrt Ὑπερήνορα, φυλῆς Ἀπολλωνιάδος ἄνδρα .... πρυτανεύσαντα καὶ ταμιεύσαντα δήμου, γραμματεύσαντα βουλῆς, ταμιεύσαντα γερουσίας, ἱερασάμενον Σαραπίδος, γυμνασιαρχήσαντα, παραφυλακήσαντα δίς, σειτομετρήσαντα, ὑποφυλακήσαντα τοῦ Λυκίων ἔθνους, εἰκοσαπρωτεύοντα. Durch die beiden zuletzt genannten Inschriften ist aber auch die Existenz einer γερουσία in den einzelnen lykischen Städten bezeugt, deren Gilbert gar nicht erwähnung thut, obwohl Menadier, Ephesii p. 61 bereits die Städte verzeichnet hat, wo sie genannt wird: Cyaneae, Limyra, Myra, Rhodiapolis, Telmessos, Tlos, Xanthos. Dazu kommen nach obigen Inschriften Cadyanda und Oenoanda, sowie Sidyma (nach „Reisen in

Lykien" p. 71); letztere aus der Kaiserzeit stammende Inschrift gibt über die Zusammensetzung dieser γερουσία Aufschlufs: dieselbe bestand aus 2 Kategorien, 48 βουλευταί und 47 δημόται, an der Spitze der Liste ersterer stehen der Λυκιάρχης, der γραμματεὺς τῆς βουλῆς und der Priester des Augustus. — 26. Die griechischen Städte des Pontus und der Propontis. S. 185. Für die Darstellung der Verfassungsverhältnisse der Städte an der Nordküste des Pontus konnte Gilbert leider nicht mehr benützen: Inscriptiones antiquae orae septentrionalis Ponti Euxini Graecae et Latinae ed. B. Latyschev, vol. I Inscriptiones Tyrae, Olbiae, Chersonesi Tauricae, aliorum locorum a Danubio usque ad regnum Bosporanum. Petersburg 1885. Ich nenne aufserdem das Schriftchen von L. Bürchner, Die Besiedelung der Küsten des Pontos Euxeinos durch die Milesier, I. Teil, Progr. von Kempten 1885. Unsere dürftige Kenntnis der Verhältnisse der Städte an der Ostküste des Pontos hat neuerdings eine dankenswerte Bereicherung erfahren durch die von Jireček in den Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Oesterreich-Ungarn X, p. 129 ff. veröffentlichten Ergebnisse einer Forschungsreise im östlichen Bulgarien. Zunächst mehrere Inschriften aus Apollonia, darunter eine beginnend ἔδοξε τῇ βουλῇ καὶ τῷ δάμῳ τῶν Ἀπολλωνιατῶν, ebenso werden für die dem alten Odessos benachbarte Stadt Διονυσόπολις erwähnt βουλὴ καὶ δῆμος Διονυσοπολιτῶν. Am wichtigsten aber ist eine alte dorische Inschrift aus Kallatis (Colonie von Heraclea, nördlich von Odessos), die Aufstellung einer Ehrensäule im Heiligtum des Apollo in Apollonia betreffend; ein βασιλεὺς wird zweimal genannt; es findet sich die Formel δέδοχθαι τᾷ βουλᾷ καὶ τῷ δάμῳ, ferner heifst es ἀποστεῖλαι τοὺς στραταγοὺς τὸ ἀντίγραφον τοῖς Ἀπολλωνιατῶν ἄρχουσιν ... καλέσαι δὲ αὐτὸν καὶ τὸν βασιλέα εἰς τὸ πρυτάνειον, τοὺς δὲ προβούλους τοὺς προβουλεύοντας τὸν μῆνα . . . ἀποδεῖξαι τόπον ἐν τῇ ἀγορᾷ. Also neben den Strategen lernen wir in Kallatis monatlich wechselnde Probulen kennen. Zu S. 186. Für die Verfassung der zwischen Istros und Olbia an der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegenen Stadt Tyras, die Gilbert nicht erwähnt hat, ergeben sich einzelne Thatsachen aus zwei Inschriften der Kaiserzeit (Latyschev, Nr. 3 und 4). Die Verfassung war demokratisch; an der Spitze des Gemeinwesens standen 4 Archonten, von denen einer, nach dem das Jahr benannt wurde, πρῶτος ἄρχων hiefs, ebenso wie in Olbia, das ja gleichfalls milesische Colonie ist. Aufserdem werden als Beamte ein εἰσηγητής und ein γραμματεύς τῆς πόλεως genannt. — Für die Geschichte von Olbia wäre auch die oratio Borysthenica des Dio Chrysostomus zu erwähnen gewesen (Dio XXXVI, p. 75 R), der zur Zeit Domitians Olbia besuchte und angibt, die Stadt sei etwa 150 Jahre vor seiner Zeit, also ca. 50 v. Chr. von den Goten fast ganz zerstört worden. Auf die Einfälle der Goten bezieht Latyschev auch ein Ehrendekret für Niceratus (Nr. 16) aus den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts v. Chr. Daraus scheint hervorzugehen, dafs das Ὑλαία genannte Gebiet jenseits des Borysthenes damals den Olbiern gehörte. Latyschev Nr. 17 wird für Olbia eine ἀρχαιρετικὴ ἐκκλησία erwähnt. Latyschev zu Nr. 50 hat auch widerlegt, was Gilbert S. 187, Anm. 2 nach Boeckh (zu C. I G. 2067) angibt; demnach sind 6 στρατηγοί, nicht 5 anzunehmen. S. 188, Anm. 1. Zur Litteratur über Chersonasos ist nachzutragen B. Koehne, Recherches sur l'histoire et les antiquités de Chersonésos, Petersburg 1848; ferner hat Gilbert den im Aprilheft des Bull. de corr. hell. IX, p. 265—300 erschienenen Aufsatz von B. Latyschew, Constitution de Chersonésos en Tauride, d'après des documents épigraphiques, der übrigens schon im Juni 1884 in den Publikationen des russischen Ministeriums für Volksaufklärung, philol. Klasse, S. 43 ff. in russischer Sprache veröffentlicht

worden war, wohl noch in der Anm. citiert, für die Gestaltung des Textes aber, wie es scheint, nicht mehr verwerten können. Zu S. 194, Anm. 5: Eine wichtige Inschrift aus Chalcedon ist neuerdings publiziert von Gardner, Journal of Hellenic studies VII (1886) p. 154: τοίδε ἔλαχον αἰσιμνῆν μῆνα Ποτάμιον καὶ ἐστεφάνωσαν ἀγεμόνα [βουλῆς] etc. (folgen die Namen von 10 αἰσυμνῶντες samt Angabe ihrer Phylen; nun sind allerdings diese Phylenbezeichnungen zum Teil verstümmelt, aber es läfst sich doch soviel konstatieren, dafs nur 1 von den 7 in C. I. Gr. 3794 genannten und von Gilbert im Text aufgeführten Phylen hier sich wiederfindet, dagegen mindestens 6 neue, so dafs es also in Chalcedon über 12 Phylen gegeben haben mufs. Neu ist ferner, dafs es hier 10 αἰσυμνῶντες sind (C. I. Gr. 3794 nennt 8, dazu den Präsidenten und den Schreiber). Zu S. 195. Litteratur über Kyzikus: Kersten W., de Cyzico nonnullisque urbibus vicinis quaestiones epigraphicae, Halle 1886, Diss. S. 196. Zu den von Gilbert angeführten Inschriften, die Phylen von Kyzikus betreffend, kommt jetzt noch eine alte, um so wertvollere, als die übrigen meist aus der Kaiserzeit stammen, publiziert von Σ. Ἀριστάρχης in der Zeitschrift des Ἑλληνικὸς Φιλολογικὸς Σύλλογος, Ἀρχαιολογικὴ Ἐπιτροπή. 1885 p. 4: ἔδοξε]ν τῷ δάμῳ· Ἀργαδεῖς ἐπρυτάνε[υεν || Δημήτ]ριος Διονύσο ἐπεστάτει, Θεμίστ[ιος || Κρατ]ύλο ἐγραμμάτευεν etc. Die Inschrift stammt aus dem 5. Jahrh. v. Chr. Ferner hat Mordtmann, Mitt d. athen. Inst. X, p. 202, 20 Inschriften zusammengestellt, auf welchen der eponyme Hipparch von Kyzikus genannt wird. Derselbe veröffentlicht daselbst die Inschrift eines Weihegeschenkes an Heracles mit dem Titel: ἐπὶ Φοίνικος ἱππάρχου στρατηγοὶ καὶ φύλαρχοι Ἡρακλεῖ. Darauf folgen die Namen von 2 στρατηγοί und 9 φύλαρχοι. Daraus ergibt sich 1. die bisher unbekannte Zahl von 2 Strategen, 2. dafs es in Kyzikus sogar 9 Phylen gegeben haben mufs. — 27. Olynthos und der chalkidische Bund. — 28 Die Inseln des ägäischen Meeres. S. 199 bei der Übersicht der allgemeinen Geschichte dieser Inseln dürfte noch angeführt sein, dafs schon Pisistratus (nach Herod. 1, 64) durch eine Reinigung in Delos sich eine gewisse Oberherrschaft zu sichern suchte. S. 200. Zur Geschichte des delischen Staatenvereines ist jetzt noch zu nennen: P. Nenz, Quaestiones Deliacae, Diss. Halle 1885 und G. Attinger, Beiträge zur Geschichte von Delos bis auf Ol. 153, 2, Frauenfeld 1887. Letzterer hat mehrmals gegen Gilbert Stellung genommen, so besonders gegen S. 205, wo Gilbert den Besitz des Delischen Tempels durch die Athener von der politischen Abhängigkeit der Insel vollständig sondert, ferner berechnet er p. 25—28 die Dauer der Verbannung der Delier auf ein Jahr (August 422 — Sommer 421) gegen die Ansetzung 424/3—421 bei Gilbert. S. 201, Anm. 2 gibt Gilbert an, nur unter dem Archon Demares (181) habe es in Delos 4 ἱεροποιοί gegeben, sonst 2. Eingehender handelte darüber W. Doermer, de Graecorum sacrificulis qui ἱεροποιοί dicuntur, Bd. VIII. der Diss. Argentoratenses, der zu der Annahme kommt, die Delier hätten bald 4, bald 2 gewählt. Jetzt hat Attinger p. 66 durch Tabellen festgestellt, dafs 4 Archonten je 4 ἱεροποιοί hatten, die übrigen blofs 2. Zu S. 203, Keos: Neue Inschriften der Städte von Keos siehe Bull. X, für Julis werden darin mehrmals θεσμοφύλακες genannt, aus Karthea ist eine Urkunde publiziert, die einem das Bürgerrecht zuerkennt und ihm wie seinen Nachkommen gestattet, anzugehören καὶ φυλῆς ἧς ἂν βούλωνται καὶ οἴκου, demnach erscheint hier die Bezeichnung οἶκος als Unterabteilung der Phylen. — 29. Kypros. — 30. Kreta: Zu S. 221, Anm. 1. Die Zehnzahl der κόσμοι in den einzelnen kretischen Staaten war bis jetzt nur durch Aristoteles überliefert, während in den Inschriften bald 6, bald 4 genannt werden; 10 finden wir jetzt zum ersten Mal auf-

gezählt in einer dem 2. Jahrh. v. Chr. angehörigen Inschrift aus Hierapytna auf Kreta (Mitt. des athen. Inst. 1886, p. 181), deren Überschrift lautet ἐπὶ τῶν Δυμά[ν]ων κοσμόντων (folgen die zehn Namen). Diese Worte sind auch um deswillen interessant, weil wir sonst nirgends lesen, dafs die κόσμοι aus einer Phyle gewählt wurden. Zugleich wird hiedurch auch das Vorhandensein der dorischen Phylen auf Kreta inschriftlich bestätigt, cf. Gilbert, S. 220, Anm. 3. — 31. Kyrene. Bei der Übersicht der Geschichte Kyrenes konnte S. 231 auch auf die Kämpfe der Tyrannen Agathocles gegen Ophelas und dessen Untergang durch die Hinterlist jenes hingewiesen werden. Über Magas, den Nachfolger des Ophelas vgl. auch Polyaen. 2, 28. — 32. Westgriechische Inseln und Städte. Zur Litteratur über Korkyra S. 232, Anm. 1: R. Mustoxidi, delle cose Corcirese, Corfu 1848. Über Ambrakia und Leukas ist jetzt das schon oben zu S. 19 citierte Buch von E. Oberhummer, Akarnanien etc. zu vergleichen. — 33. Grofsgriechenland. Zur Litteratur über Thurioi S. 245 ist hinzuzufügen: Theodor Müller, de Thuriorum republica und L. Schiller, de rebus Thuriorum, Göttinger Preisschriften 1838, zur Litteratur über Tarent: Doehle. Geschichte Tarents, Progr. v. Strafsburg 1877; über Kumä: S. H. Schwenger, de primordiis rebusque Cumanorum, Düsseldorf, Progr. 1860. — 34. Sicilien. — 35. Massalia.

Der 2. Abschnitt des Buches, „Systematischer Teil" betitelt, enthält folgende 5 gröfsere Kapitel: 1. Entwicklungsgeschichte des griechischen Staates. 2. Die Elemente der Bevölkerung und die politische Gliederung der Bürgerschaft. 3. Staatsgewalt, Regierung und Gericht. 4. Kriegswesen und Finanzwesen. 5. Die internationalen Beziehungen der griechischen Staaten untereinander: A. Internationales Recht. B. Mutterstadt und Colonie. C. Staatenvereine. Es werden also die im statistischen Teil gewonnenen Resultate zu systematischer Darstellung verwertet. Freilich tritt dabei die Unzulänglichkeit und Lückenhaftigkeit der Überlieferung deutlich zu tage: denn in vielen Fällen ist der Verf. genötigt, aus den genauer bekannten athenischen Verhältnissen auf die anderer griechischer Staaten zu schliefsen; meistenteils ist ein solcher Schlufs berechtigt, manchmal aber trägt er doch nur den Charakter einer Vermutung. Im Einzelnen sei hier noch bemerkt: S. 268, Anm. 1 verweist Gilbert für den Einflufs der Phönikier auf Griechenland auf Duncker, Gesch. d. Altert. 5, 42 ff. Dessen Standpunkt aber, der den Phönikiern den gröfsten Spielraum zuweist, wird nicht allgemein anerkannt; cf. E. Oberhummer, Phönikier in Akarnanien. Untersuchungen zur phönikischen Colonial- und Handelsgeschichte mit besonderer Rücksicht auf das westliche Griechenland. München 1882. — Zum 2. Kapitel dieses Teiles: Elemente der Bevölkerung etc. ist jetzt zu verweisen auf Beloch, Historische Beiträge zur Bevölkerungslehre, I. Teil: Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. Leipzig 1886. — Zu S. 287, Anm. 1, Litteratur über die Sklaverei, ist nachzutragen: Bippart, die Sklaverei bei den Griechen in Prutz, deutsch. Mus. 1851, I, S. 816 ff.; Schück, über die Sklaverei bei den Griechen, Breslau 1875. — S. 313, Anm. 1 gibt Gilbert die Litteratur zum Stadtrecht von Gortyn an; ich ergänze dieselbe bis auf die neuesten Erscheinungen: Comparetti, Museo italiana di antichità class. I, p. 233 ff.; Dareste, Bull. de corr. hell. IX (1885). Bemerkungen von Wachsmuth, Nachr. d. Gött. Gesellsch. d. Wissensch. 1885, Nr. 5, S. 199 ff.; Blafs, Jahrb. f. Philol. 1885, S. 479 ff.; J. Simon, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1885, S. 489 ff.; R. Meister in Bezzenbergers Beiträgen X, p. 139 ff.; Dittenberger, Hermes 20, S. 573 ff Gröfsere Publikationen: A. C. Merriam, Law Code of Gortyne in Krete, Baltimore 1886; J. Simon, Zur Inschrift

von Gortyn, Wien 1886; A. Schaube, Objekt und Composition der Rechtsaufzeichnung von Gortyn, Hermes 21, S. 213 ff.; J. Simon, Zur 2. Hälfte der Inschrift von Gortyn, Wiener Studien IX (1887) S. 1 ff. — S. 345, Anm. 2 werden Ehrendekrete für fremde Richter angeführt. Dazu kommt jetzt noch ein Ehrendekret für fremde Richter aus Mylasa in Larisa, Bull. de corr. hell. X, p. 431, sowie ein solches für fremde Richter aus Magnesia im äolischen Kyme publiziert von Meister, Berl. philol. Wochenschrift 1886, S. 483. — Zum Kapitel über Kriegswesen: für die Periode des Epos cf. jetzt F. Albracht, Kampf und Kampfschilderung bei Homer. Ein Beitrag zu den Kriegsaltertümern, Progr. v. Schulpforta 1886; für die Zeit Alexanders: H. Droysen, Untersuchungen über Alexander des Grofsen Heerwesen. Freiburg 1885. Unzureichend sind auch die Litteraturangaben über das griechische Seewesen S. 355, Anm. 1; es ist hinzuzufügen: A. Cartault, la trière athénienne, Paris 1881; Jurien de la Gravière, la marine des Ptolemées, Paris 1885; ferner aus neuester Zeit: Breusing, die Nautik der Alten, Bremen 1886; A. Cartault, de quelques représentations de navires empruntées a de vases primitifs provenant d'Athènes (Monum. grecs II, 11—13), besonders interessant durch die hier zuerst begegnenden Darstellungen von Dieren, deren 2 Ruderreihen durch ein Verdeck geschieden sind. — Zu S. 376, Anm. 2 über Anleihen griechischer Staaten cf. E. Szanto, Anleihen griechischer Staaten. II. vom Gläubiger, Wiener Studien VIII, S. 1 ff. -- Zu S. 379, Anm. 2: Über Sympolitieverträge griechischer Städte handelt im Zusammenhange W. Feldmann, analecta epigraphica ad historiam synoecismorum et sympolitiarum Graecorum. Diss. Argentor. IX, p. 97—238. — S. 383, Anm. 1. Zur Litteratur über die Proxenie: P. Monceaux, les proxénies grecques. Paris 1886.

Die vielfachen im Vorstehenden berührten Einzelheiten mögen dem Verf. ein Beweis sein, wie eingehend mich sein Buch beschäftigt hat; denn es ist das einzige auf diesem Gebiete, in welchem das gegenwärtig vorliegende Inschriftenmaterial ausgiebig verwertet ist. Wenn die Darstellung trotzdem selten ein vollständiges Bild der betreffenden Staatsverfassung gibt, so ist daran lediglich die Lückenhaftigkeit unserer Überlieferung Schuld. Auch kann der Verf. natürlich nicht aus allen Teilen eines so ausgedehnten und umfassenden Gebietes Ergebnisse eigener Forschung vorlegen, sondern mufs sich häufig darauf beschränken, zusammenzustellen, was andere gefunden haben. Deshalb aber zu sagen, „Gilberts Buch erfüllt vollkommen die Erwartungen, mit denen man an eine unwissenschaftliche Kompilation herantritt", wie jüngst Wilamowitz-Möllendorff, Hermes XXII, S. 211, Anm. 1 gethan hat, das heifst denn doch ein entschieden zu hartes und unbilliges Urteil fällen.

München. Dr. J. Melber.

Dr. Karl Biedermann. Deutsche Volks- und Kultur-Geschichte für Schule und Haus. Wiesbaden. Bergmann. 1885.

Dieses Buch zerfällt in 3 Teile, von denen der erste die Urzeit und das Frankenreich unter den Merovingern und Karolingern, der zweite die Entstehung eines selbständigen deutschen Reiches bis zu Karl V. von 843—1519, der dritte Karl V. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaisertums behandelt. 1519—1871. Es ist bestimmt, Eingang in der Schule zu finden, zunächst durch Anschaffung für Lehrer- und Schüler-Bibliotheken, sodann aber wenn möglich zur Einführung als Lehr- und Lese-Buch in der Schule. Beigegeben sind überaus günstige Urteile von hochgestellten Schulmännern, Schuldirektoren, einem grofsen Lehrerverein, sowie den angesehensten Organen der Fachpresse. Ich kann mich leider diesen Urteilen

durchaus nicht anschliefsen, da ich für ein Lehrbuch, das für Schulen bestimmt ist, strengste Genauigkeit und Richtigkeit der Daten und Thatsachen verlange. Nun aber enthält dieses Buch eine solche Menge von Unrichtigkeiten, ja vielfach groben Verstöfsen gegen die historische Wahrheit, so dafs es unbegreiflich scheint, dafs ein Universitätsprofessor ein solches Machwerk in die Welt zu setzen sich erlaubt. Dieses Buch ist in dem Zustand, wie es jetzt sich befindet, vollständig wertlos, und müssen erst die vielen Fehler ausgemerzt werden, um es brauchbar zu machen. Zum Beweise meiner Behauptung will ich eine eingehendere Blumenlese veranstalten, die jedoch durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht, da mir der nötige Raum fehlt.

I. Teil. S. 4. Herodot, der erst im Jahre 484 zu Halikarnafs geboren wurde, kann nicht schon um 500 v. Chr. geschrieben haben. Damals hätte Herodot überhaupt noch keinen Stoff gehabt, da die Perserkriege noch nicht begonnen hatten, was ein Historiker doch schon wissen dürfte. S. 5. Nicht seit der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr., sondern am Ende desselben, im Jahre 15, wurden die Länder südlich der Donau durch Drusus und Tiberius den Römern unterworfen. S. 5. Marbod ist mit seinen Cheruskern nicht erst im 1. Jahrhundert n. Chr. nach Böhmen ausgewandert, sondern führte während der Kriege des Drusus, 12—9 v. Chr., sein Volk von den durch Drusus gefährdeten Sitzen am Rhein und Main nach Böhmen, wo er die Bojer vertrieb. Schon bis zum Jahre 6 n. Chr. hatte er von der Donau bis zur Ostsee ein grofses Reich gegründet, so dafs Tiberius den Marbod wegen seiner Rom bedrohenden Machtentwicklung zu bekriegen beschlofs. S. 6. Die Teutonen haben überhaupt nicht Italien überschwemmt, da sie schon in Südgallien vernichtet wurden, und die Kimbrer, die in die Landschaft nördlich vom Po eingedrungen waren, wurden von Marius gänzlich besiegt. S. 7. Kaiser Augustus war nicht der Neffe Cäsars, sondern dessen Grofsneffe als Enkel von Cäsars Schwester Julia. S. 11. Der Bacennis ist nach Napoleon III. nicht der Harz, sondern das fortlaufende Waldgebirge vom Thüringerwald bis zu den Karpathen. S. 12. Nach Riezler nicht Hermionen, sondern Herminonen.

S. 45. Nicht schon 372 dringen die Hunnen bis in die ungarische Ebene vor, erst 375 stehen sie zwischen Wolga und Don. S. 45. Der Kaiser des oströmischen Reiches, der bei Adrianopel fiel, heifst nicht Valerius, sondern Valens. S. 48. Die Angelsachsen gründeten auf brittischem Boden kein angelsächsisches Reich (um 450). Allmählich bildeten sich sieben angelsächsische Reiche, die erst durch Ekbert von Westsex um das Jahr 800 zu einem Gesamtreich vereinigt wurden. S. 49. Bei einem Gelage in Ravenna wurde Odoaker von Theodorichs eigener Hand niedergestofsen. S. 50. Der Untergang des Vandalenreiches erfolgte im Jahre 534, nicht 535, in welchem Belisar bereits die Ostgoten angriff. Der Krieg endete im Jahre 555 nicht 556. S. 81. Die Merowinger regierten bis 751, nicht bis 752. S. 84. Karl Martell starb nicht 714, sondern 740. S. 88. Karls des Grofsen Feldzug in Spanien war erfolglos, erst im Jahre 812 gewann sein Sohn Ludwig die sogenannte spanische Mark.

II. Teil. 843—1519. S. 3. Nicht schon Ludwig der Deutsche, sondern seine Söhne bekamen 879 das westfränkische Lothringen bis zur Schelde. S. 4. Arnulf war Herzog von Kärnthen, seine königlichen Oheime behielten Bayern für sich. Nach ihrem Tode schlug Arnulf als König der Ostfranken seinen Hauptsitz in Bayern auf. Nirgends finde ich, dafs Arnulf, Luitpolds Sohn, Arnulf II. hiefs. S. 6. Nicht Karl der Einfältige, sondern der Graf Odo von Paris, Herzog von Francien, kam nach Absetzung Karls des Dicken auf den westfränkischen Thron. Erst 893 wurde Karl d. E. als Gegenkönig aufgestellt. S. 8. Nicht nur die Franken und Sachsen, sondern aus allen Gauen Deutschlands sammelten sich in Forchheim nach Ludwigs

des Kindes Tod die geistlichen und weltlichen Grofsen zur Königswahl. S. 12. Herzog Konrad von Lothringen war nicht der Sohn, sondern der Schwiegersohn Kaiser Ottos I. S. 12. Nach seiner Kaiserkrönung ging Otto nur noch einmal nach Italien, 966—972, so dafs von immer neuen Römerzügen nicht die Rede sein kann. Nicht am 2., sondern am 3. Zuge nach Italien ist Otto I. nach Unteritalien vorgedrungen. S. 12. Weder König Hugo noch sein Sohn Lothar fanden in der Schlacht von Ivrea durch Berengar den Tod. Hugo starb während seiner Rüstungen in Arles, 60 Jahre alt, sein jugendlicher Sohn Lothar drei Jahre später in Turin 950. S. 13. Kaiser Otto II. war nach seiner Niederlage in Kalabrien nicht gefangen und auf ein Schiff gebracht worden, das ihn nach Konstantinopel führen sollte. Der Vorgang ist bei Giesebrecht B. I. S. 597 ganz anders geschildert. S. 14. Es findet sich bei Giesebrecht B. I. S. 759 keine Andeutung einer Vergiftung Otto's III. durch die Witwe des Crescentius. Ein Siechtum, hervorgerufen durch die verderbliche Luft Italiens, raffte ihn dahin durch ein hitziges Fieber, noch nicht 22 Jahre alt. S. 14. Kaiser Heinrich II. starb nicht 1027, sondern am 13. Juli 1024. S. 15. Das bei der Vorgeschichte Burgunds über den Grafen Rudolf Gesagte ist unrichtig. Giesebrecht I, 160 schreibt: „In dem burgundischen Lande zwischen dem Jura und den penninischen Alpen erhoben die geistlichen und weltlichen Fürsten den Grafen Rudolf aus dem Welfengeschlechte zum König eines neuen Reiches (888), welches man zum Unterschied vom arelatischen das hochburgundische nannte.“ Von einem Einflufs des französischen Königs kann keine Rede sein. Vom Grafen Boso erwähnt der Verfasser gar nichts, der bereits 879 mit Hilfe der Geistlichkeit die Provence und Südburgund vom weströmischen abrifs und sich zum König eines besonderen burgundischen Reiches wählen liefs, das nach der Vereinigung mit Hochburgund das arelatische Reich hiefs. S. 19. Heinrich III. starb nicht 36, sondern 39 Jahre alt. S. 20. Nicht unter zwei, sondern unter fünf vorhergehenden Päpsten hat Hildebrand bereits am päpstlichen Hofe eine Rolle gespielt. S. 22. Dafs die Hohenstaufen ein fränkisches Geschlecht sind, ist mir neu. Bisher bestand die Ansicht, dafs der erste geschichtlich beglaubigte Hohenstaufer Friedrich von Büren war, der in Wäschenbeuern, heutzutage Wäscherschlöfschen zwischen dem Hohenstaufen und Lorch sefshaft war. Sein Sohn Friedrich I., der nahe seiner Stammburg die nunmehr für das Geschlecht namengebende Burg Staufen erbaute, erscheint zuerst noch als Graf, bekam aber später wegen kriegerischer Verdienste die Tochter Heinrichs IV. zur Frau und 1079 das Herzogtum Schwaben. S. 25. Dafs Lothar von Sachsen durch wichtige Zugeständnisse an den Klerus seine Wahl erkaufte, verwirft Giesebrecht B. IV, 11 (Ausgabe von 1875), indem er behauptet, dafs Lothar von Anfang an alle Rechte geübt, welche von Rom seinem Vorgänger im Wormser Konkordat eingeräumt waren, und hat sich in denselben trotz vieler Anfechtungen zu behaupten gewufst. Nicht dem Kaiser, sondern auf den Wunsch des Kaisers hat der Papst dem Herzog Heinrich das Allod der Mathilde zu Lehen gegeben. (Giesebrecht IV, 146.) S. 34. Nicht Papst Innocenz IV., der erst 1243 den päpstlichen Stuhl bestieg, sondern Gregor IX. drängte Friedrich II. zum Kreuzzug (1227). Ebenso unrichtig ist die Darstellung von Friedrichs II. Kreuzzug. Denn Friedrich entrifs nicht den Ungläubigen die hl. Stadt, sondern benützte einen zwischen dem Sultan El Kâmil und dessen Bruder entstandenen Streit und schlofs mit ersterem einen Vertrag auf 10 Jahre, wodurch er Jerusalem bis dahin erhielt. S. 37. Der Verfasser scheint sein eigenes Geschichtswerk „1840—1870“ vergessen zu haben, wenn er schreibt, dafs die Bourbonen und ihr Nebenzweig, die Orleans, bis auf den heutigen Tag in Frankreich regieren. Louis Philipp wurde bekanntlich im Jahre

1848 aus Frankreich verjagt und meines Wissens sitzt kein Orleans mehr bis 1885, als Biedermanns Buch erschien, auf dem Throne Frankreichs und heutzutage auch noch nicht. S. 37. Über Kaiser Heinrichs VI. Bestreben, das deutsche Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln, sind wir sehr gut unterrichtet. (conf. Weber, Weltgeschichte VI, 819.) S. 41. Auch die Quellenkunde scheint Biedermanns Stärke nicht zu sein, da er den besten Geschichtsschreiber des Mittelalters, den Bischof Otto von Freising, der 1158 starb, die Verwüstungen beschreiben läfst, die der Erzbischof von Köln den Landen Heinrichs des Löwen zufügt, nachdem Bischof Otto bereits über 20 Jahre im Grab liegt. S. 81. Die zu Ungunsten der Städte erlassenen fügungen in den Jahren 1226, 1231, 1232 sind nicht von Friedrich II., sondern von seinem Sohne Heinrich erlassen. S. 104. Nicht das Herzogtum Pommern, sondern Pommerellen oder Kleinpommern kam an den deutschen Orden. Nicht der deutsche Orden eroberte Livland, sondern bekam es durch den Anschlufs des zur Bekehrung der Heiden in Livland gestifteten Ordens der Schwertritter an den deutschen Orden. S, 108. Rudolf von Habsburg verfügte am 1. Juni 1283, dafs Albrecht und seine männlichen Erben die österreichischen Herzogtümer allein besitzen, sein jüngerer Sohn dagegen, wenn er nicht binnen 4 Jahren ein Königreich oder ein anderes Fürstenthum erhielte (man dachte an das Reich Arelat oder an das seit 1268 nicht mehr besetzte Schwaben) durch eine Geldsumme entschädigt werden sollte. Vorläufig führte Herzog Rudolf die Verwaltung der habsburgischen Besitzungen in den sogenannten Vorlanden zu beiden Seiten Seiten des Rheins. Aber Schwaben bekam Rudolf nie. S. 111. Der Enkel Ottokars von Böhmen war nicht Wenzel V., sondern Wenzel III. S. 113. Herzog Leopold von Österreich war in der Schlacht von Ampfing gar nicht zugegen, da er nicht vermochte, sich zur rechten Zeit mit seinem Bruder zu vereinigen. Trotzdem nahm Friedrich den Kampf auf, wurde aber entscheidend geschlagen. S. 113. Der Burggraf Friedrich IV., nicht der VI., der 100 Jahre später lebte, hat wesentlich zum Siege beigetragen. S. 113. Nicht Schweppermann, sondern der König von Böhmen leitete das bayrische Heer. Der Sieger von Gammelsdorf ist ebenfalls nicht Schweppermann, sondern Herzog Ludwig selbst. S. 113. Papst Klemens V. kam überhaupt nie nach Rom; er regierte seit 1305 erst in Lyon oder Bordeaux, dann seit 1309 (nicht 1307) in Avignon. (Weber VII, 730). S. 114. Nicht ein Kardinal, sondern die Häupter des römischen Volkes, an ihrer Spitze Sciarra Colonna setzten dem König die Kaiserkrone auf, die gebannten Bischöfe von Venedig und von Aleria in Korsika salbten ihn. S. 114. Benedikt XII. war anfangs friedfertiger Gesinnung und bestrebt, sich von der drückenden französischen Herrschaft frei zu machen, aber König Philipp VI. von Frankreich hinderte jeden Ausgleich mit Ludwig. S. 121. Ulrich, Graf Eberhards Sohn wurde nicht ein paar, sondern 11 Jahre vor dem Sieg seines Vaters bei Döffingen 1388 von den Städtern bei Reutlingen 1377 geschlagen. S. 121. Der Tod Arnolds von Winkelried gehört wohl der Sage an. S. 132. Der letzte König von Ungarn und Böhmen hiefs nicht Ludwig VI., sondern der II. S. 133. Eine Mark Silber beträgt nicht 20 Gulden oder ungefähr 40 Reichsmark, sondern etwa 24 Mark. Dafs übrigens der alte Gulden gleichwertig ist mit zwei Mark, ist mir neu. S. 177. Statt Papst Johann XII., der von 956—964 regierte, mufs es Johann XXII. heifsen, der Ludwig dem Bayer gegenüberstand.

III. Teil. 1519—1871. S. 11. Ferdinand von Österreich wurde zwar in Böhmen anerkannt, nicht aber in Ungarn, wo ihm Johann-Zapolya die Krone streitig machte und vom Sultan Soliman als König eingesetzt wurde. Ferdinand mufste sich mit einem kleinen Rest begnügen und dafür noch dem Sultan Tribut zahlen. S. 16. Ulrich von Hutten war nicht allein der

Verfasser der Briefe der Dunkelmänner, deren Haupt und Urheber Krotus Rubianus war. S. 27. Die Wiedertäufer trieben ihr Wesen nicht bis 1534, sondern bis 1535. S. 45. Kaiser Ferdinand I. starb 1564, nicht 1569. S. 48. Der Kaiser selbst rüstete ein starkes Heer und stellte es unter den Befehl eines böhmischen Edelmanns von ungewöhnlichen militärischen Talenten, Albrecht von Wallenstein. Es ist nun bemerkenswert, dafs der Verf. gleich auf der nächsten Seite sich widerspricht und jetzt erst das Richtige trifft, indem er schreibt: Im nächsten Jahre erschien in Norddeutschland ein kaiserliches Heer, welches Wallenstein auf eigene Kosten geworben hatte und unterhielt. Man vergleiche Ranke Bd. 23, S. 24 ff. In der Notlage des Kaisers, der jetzt auf die Hilfe Spaniens und der Liga nicht mehr rechnen konnte, erschien Wallenstein in Wien mit dem Antrag, wie einst ein Regiment, so jetzt eine ganze Armee auf seine Kosten aufzubringen und ins Feld zu stellen. Nach längeren Verhandlungen war er im voraus zum Feldhauptmann für die kaiserliche Armee bestimmt, seine Anträge wurden angenommen und er bekam ein Patent zu seiner Werbung. S. 50. Nicht der Kurfürst von Brandenburg, der sich bald fügte, sondern der Kurfürst von Sachsen, der dem Schwedenkönig Gustav Adolf hartnäckig den Durchzug durch seine Lande zur Rettung Magdeburgs verweigerte. S. 52. Das Restitutionsedikt trat für Sachsen nur auf 40 Jahre aufser Kraft, nicht für immer. S. 82. Die früheste Geschichte der Zollern, nicht Zolre, ist ungenau. Schmid in seiner ältesten Geschichte des Hauses Hohenzollern schreibt S. 38: Jenes mächtige und weitverzweigte Geschlecht, neuerdings gemeinhin die Burkardiner genannt, welches schon im 9. Jahrhundert die Herzogswürde von Rätien besafs, dabei neben anderen Grafenämtern das über den Scherragau an der Donau bekleidete und im 10. Jahrhundert Alamanien zwei berühmte Herzoge des Namens Burkard gab, ist unstreitig der Urstamm der Hohenzollern unserer Tage. Den von Biedermann genannten Grafen Thassilo nennt Schmid einen Fabelhelden. Im Jahre 1061 werden die nach der Burg Zollern erstmals benannten Ahnen der Hohenzollern in zwei vollkommen glaubwürdigen Quellen aufgeführt. Es ist ein Burkard, welchem eine zuverläfsige Aufzeichnung den Titel Graf (comes) beilegt, und ein Wezel (d. i. Werner), dem solcher Titel nicht gegeben wird. S. 85. Nur Vorpommern wurde den Schweden 1648 überlassen, Hinterpommern bekam der Kurfürst von Brandenburg S. 91. Kaiser Karls VI. Hausgesetz über die weibliche Thronfolge ist nicht neu, denn schon sein älterer Bruder Joseph I. hatte verordnet, dafs nach dem Aussterben des Mannesstammes seine Töchter folgen sollten. S. 120. Die erste Teilung Polens fand 1772, nicht 1773 statt. S. 156. In der Schlacht von Eylau siegte Napoleon nicht über Russen und Preussen. Die furchtbare Schlacht endete ohne bestimmte Entscheidung. (Häusser, deutsche Geschichte, B. 3, S. 71). S. 177. Österreich hat nur Salzburg, nicht auch Berchtesgaden zurückerhalten, das als ehemalige von Salzburg selbständige gefürstete Abtei bei Bayern blieb, weil Österreich diese früher unabhängige Abtei in der Urkunde namentlich aufzuführen vergessen hatte. Einen ähnlichen Fall bietet das heutige Fürstentum Lichtenstein. S. 178. Bayern erhielt nicht die ganze Pfalz zurück, sondern nur den linksrheinischen Teil, wodurch es den Zusammenhang seines Gebietes eingebüfst hatte.

Zum Schlusse will ich nur noch bemerken, dafs ich nur die politische, nicht auch die Kulturgeschichte hereingezogen habe, um den Umfang der Kritik nicht zu weit auszudehnen.

München. Gruber.

Dr. Paul Buchholz, Pflanzen-Geographie. Mit 6 Charakterbildern. Leipzig 1885. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Vorliegendes Werk ist das 1. Heft der in 10 Abteilungen erscheinenden Sammlung von Hilfsbüchern zur Belebung des geographischen Unterrichts von Buchholz, welche noch im Laufe dieses Jahres zu Ende geführt werden soll. Die noch folgenden Hefte werden enthalten die Tiergeographie, die Völkerkunde, die Mineraliengeographie (Heft 2—4) und Charakterbilder aus Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien und den Polarländern (Heft 5—10). Das Werk bildet eine Neubearbeitung des in den fünfziger Jahren in 3 Teilen erschienenen Handbuches zur Belebung geographischer Wissenschaft von Dr. Karl Vogel.

Der 1. Teil des Büchleins enthält: „Allgemeines über die Verbreitung der Pflanzen“ und „Bedeutung der Pflanzenwelt“, der 2. Teil enthält: „Charakterpflanzen der einzelnen Erdteile in Naturbildern“. Von Europa sind 11 Charakterpflanzen angeführt, von Asien 15, von Afrika 12, von Amerika 22, von Ozeanien 10. Alle diese Pflanzen sind mehr oder weniger ausführlich in anziehender und lehrreicher Weise beschrieben. Einige minder bekannte Pflanzen hätten vielleicht weggelassen werden können. Das Buch kann für Lehrer und Schülerbibliotheken empfohlen werden; denn, wenn auch in der Geographie keine förmliche Botanik getrieben werden darf, so gehört doch die Pflanzenkunde insoweit zur Geographie, als diese die Verbreitung der charakteristischen Pflanzenarten über die Erde in horizontaler und vertikaler Ausdehnung feststellen, den Ursachen dieser Verbreitung nachgehen und so die gegenseitigen Einwirkungen der einzelnen geographischen Elemente (Klima, Bewässerung, Pflanzen, Tiere, Menschen etc.) auf einander nachweisen mufs. Der Schüler will auch, wenn er sich über die Gliederung, Erhebung und Bewässerung eines Erdraumes klar ist, sich denselben mit Pflanzen bewachsen, von Tieren belebt und von Menschen bewohnt vorstellen; dann erst wird man sagen können, dafs er sich ein klares Bild von demselben macht. Dazu genügt aber nicht die tote Aufzählung von Naturprodukten, sondern es müssen wenige, aber die charakteristischen Pflanzen und Tiere eingehend geschildert und womöglich im Bilde gezeigt werden; denn das Bild ist oft besser als die beste Beschreibung. Darum hätte ich auch gewünscht, dafs mehr Abbildungen im Buche sich fänden. Doch haben wir zum Glück jetzt so schöne Abbildungen für den geogr. Unterricht (Hirts geogr. Bildertafeln, Wagners Naturgemälde, Schneiders Typenatlas etc.), dafs obiges Buch, als eine Art Texterläuterung dazu benützt, gewifs von Nutzen sein wird.

München. G. Biedermann.

Heinze, Dr. Karl, weiland Professor in Cöthen, genetische Stereometrie, bearbeitet von Franz Lucke, Gymnasiallehrer in Zerbst. XII und 194 Seiten Okt. mit 12 lithographierten Tafeln. Leipzig. Teubner. 1886. Preis 6 Mk.

Seit Karl Koppe im Jahre 1843 gezeigt hat, dafs man mit Hilfe der elementaren Geometrie der Griechen nicht blofs die Volumina der Prismen, Pyramiden, Cylinder, Kegel und Kugeln und bestimmter Teile derselben, sondern auch den Inhalt einer neuen Körperform berechnen kann, welche Koppe „Obelisk“ nannte, hat es bekanntlich nicht an Versuchen gefehlt, noch weitere Gestalten von Körpern ihrem Inhalt nach mit den Hilfsmitteln der elementaren Mathematik zu bestimmen; ich erinnere hier nur an die Abhandlungen von Ligowsky, Matzka, Brix, Zehme, August, Witt-



stein und Martus über die Berechnung des Kubikinhalts von Körpern, welche nach bestimmten von ihnen festgestellten Bildungsgesetzen entstehen. Die früheren Bemühungen eines Meier Hirsch und Steiner in diesem Gebiet habe ich deshalb nicht gleichfalls erwähnt, weil sie erst beachtet wurden, als durch jene späteren Arbeiten Resultate bekannt wurden, welche allerdings von diesen schon gefunden worden waren. Diesen Entwicklungen reihen sich nun die Untersuchungen Heinzes in seiner genetischen Stereometrie an und zwar zunächst an die Forschungen Wittsteins über das „Prismatoid“; denn schon der „Centralkörper“ Heinzes, welcher von zwei parallelen Ebenen als Grundflächen so begrenzt wird, dafs jeder Eckpunkt der einen Grundfläche entweder mit dem korrespondierenden Eckpunkt der andern oder sowohl mit diesem als auch einem benachbarten verbunden ist, während die begrenzenden Seitenflächen dadurch entstehen, dafs sich an je zwei benachbarten Seitenkanten Gerade parallel zu den Grundflächen sich fortbewegen, unterscheidet sich von Wittsteins Prismatoid, wie diese Definition erkennen läfst, nur dadurch, dafs die Seitenflächen auch windschiefe Vierecke sein können; dann gründet sich noch weiter der Beweis des weitaus wichtigsten Satzes (§ 18) der ersten Abteilung nicht auf Rechnung, mittels deren z. B. Dr. Ligowsky in Berlin in Grunerts Archiv (Band 32 Seite 241 u. f. f.) das vorgelegte Problem löste, sondern auf geometrische Sätze, ähnlich, wie das Wittstein in § 5 seiner Abhandlung „Das Prismatoid“ (Hannover. Hahn. 1860) ausgeführt hat. In diesem § 18 der Heinze'schen Stereometrie wird nämlich nachgewiesen, dafs der Inhalt des Centralkörpers mit Hilfe des einfachsten Falles der sogenannten Simpsonschen oder besser, wie der Verf. hervorhebt, der Cotesschen oder eigentlich der Newtonschen Formel nämlich mit der Gleichung $V = \frac{1}{6} h (f_0 + 4 f_1 + f_2)$ berechnet wird, in welcher f_0 und f_2 die Gröfse der begrenzenden Grundflächen, f den Flächeninhalt der mittleren Durchschnittsfigur des Körpers und h die Höhe desselben bedeutet. Der erste Teil des Beweises, in welchem vorausgesetzt wird, dafs die Seitenflächen Dreiecke, Parallelogramme oder Trapeze sind, ist zwar einfacher als der Wittsteinsche, jedoch immerhin nicht neu; denn derselbe ist sogar in manchen neueren Lehrbüchern, z. B. in Reidt's Stereometrie zu finden. Erst im zweiten Teil des Beweises findet sich die eigentliche Erweiterung der Heinzeschen Stereometrie, nämlich die Entwicklung der Formel für die Berechnung des Inhalts des Centralkörpers mit windschiefen Vierecken als Seitenflächen. Der Beweis selbst beruht auf dem gegenwärtig allerdings nicht mehr neuen Lehrsatz, ein Tetraeder werde durch eine windschiefe Fläche halbiert, welche durch zwei gegenüberliegende Kanten desselben hindurchgeht. In diesem Beweis hätte wohl die Gleichung $agfn\,ACDG = AKCD$ abgeleitet werden dürfen, entweder nach dem Vorgang Wittsteins auf Seite 7 seiner Abhandlung über das Prismatoid oder etwa, wie folgt: $CDGL = \frac{1}{3} AKCDGL$ ferner $DCAK = \frac{1}{3} AKCDGL$, also bleibt $agfn\,ACDG = \frac{1}{3} AKCDGL$ und durch Vergleich der zwei letzten Gleichungen erhält man nun die oben angegebene.

Spezielle Fälle dieses seinem Inhalt nach bestimmten Centralkörpers mit gradlinigen Seitenkanten sind nun das Prisma, der Pyramidenstutz, Obelisk u. s. w., aus welchen durch D r e h u n g der einen Grundfläche das Anti-, Para- und Inter-Prisma, der Anti-, Para- und Inter-Pyramidenstutz oder -Obelisk etc. entstehen, je nachdem die Seitenflächen dieser letzteren Körper nur Dreiecke oder nur windschiefe Vierecke oder Dreiecke und windschiefe Vierecke sind; diese Entstehung neuer Körper aus bestimmten Grundformen hat wohl hauptsächlich Heinze veranlafst, seine Stereometrie eine genetische zu nennen; hiebei ist zu beachten, dafs für

ein und dieselbe Grundfläche und Höhe und denselben Drehungswinkel z. B. aus dem Obelisken nur ein Antiobelisk und ein Paraobelisk in Bezug auf den Inhalt existiert, während es n-1 verschiedene Formen von Interobelisken gibt, wenn die Grundfläche ein n-Eck ist, nämlich Interobelisken mit 1, 2, 3, ... (n-1) windschiefen Seitenflächen, welche demnach die Zwischenglieder zwischen dem Anti- und Para-Obelisken und den Übergang von einen zum andern bilden. Letzteres ist wohl auch der Grund für den Namen „Interobelisk"; das Antiprisma kommt schon bei Wittstein vor und hat Heinze diesen Namen auch beibehalten. Da diese neuen Körper ebenfalls aus dem Centralkörper durch Spezialisierung hervorgehen, so werden für diese aus der allgemeinen Formel die besonderen für diese Körper geltenden Ausdrücke abgeleitet und gerade die Paragraphen, in welchen die Eigenschaften der mittleren Durchschnittsfiguren des Antiprisma und Antipyramidenstutz etc. sowie des Paraprisma und Parapyramidenstutzes u. s. w. und die Formeln für den Inhalt dieser Figuren leicht verständlich entwickelt, die erhaltenen Ausdrücke für das Volumen jener Körper diskutiert und ihre Maximal- und Minimal-Werte bestimmt werden, sind besonders interessant und lehrreich; so z. B. ergibt sich bei der Untersuchung der Kubikinhalte von durch verschieden grofse Drehungen erhaltenen Antiprismen, zu welchen unter anderen Körpern der mittlere Teil des Ikosaeders gehört, dafs der Inhalt eines in das Antiprisma übergehenden Prisma sich vergröfsert, wenn man die eine Grundfläche um einen Punkt derselben zu drehen beginnt, und dafs dieser Kubikinhalt ein Maximum erreicht, wenn um einen Winkel ε gedreht wurde, dessen Gröfse sich aus der Gleichung $\operatorname{tg} \varepsilon = \frac{a^2 + b^2 + c^2 + d^2 + \dots}{4\,G}$ bestimmt, in welcher a, b, c, d .... die Längen der Grundkanten und G den Inhalt der Grundfläche bedeutet und dafs es sich in gleicher Weise bei dem in einen Antipyramidenstutz übergehenden Pyramidenstutz verhält. Im zweiten Teil dieses bisher besprochenen Abschnitts werden dann noch die Inhalte von Körpern mit krummlinigen Grundflächen z. B. der Wannen und Glocken angegeben sowie die bekannten Formeln für die Mantelflächen des Cylinders und Kegelstutzes in eigentümlicher Weise hergeleitet, welche den Beifall des Lesers sich erwerben wird.

In dem folgenden Abschnitt, welcher die Körper mit krummlinigen Seitenkanten behandelt, wird zuerst gezeigt, dafs nicht nur, wenn man um eine Kugel einen geraden Cylinder so konstruiert, dafs seine Grundflächen und seine Mantelfläche die Kugel berühren und mit einer zu den Grundflächen parallelen Ebene irgendwo durchschneidet, die Durchschnittsfläche der Kugel dem Unterschied zwischen der des Cylinders und der eines Doppelkegels gleich ist, dessen Spitze mit dem Kugelmittelpunkt und dessen Grundflächen mit den Grundflächen des Cylinders zusammenfallen, sondern auch, wie aus der Gleichung der Ellipse folgt, dieselbe Beziehung zwischen einem Rotationsellipsoid und einem Cylinder stattfindet, welcher dem Ellipsoid umgeschrieben ist und dessen Grundflächen dem von der einen Axe beschriebenen Kreis parallel sind, und einem Kegel der oben schon näher bezeichneten Art, und dafs deshalb für die Kugelscheibe und die Scheibe des Rotationsellipsoids ebenfalls die Fundamentalformel $V = {}^1/_6 h (f_0 + 4 f_1 + f_2)$ gilt. Hieran reiht sich dann eine sinnreiche Entwicklung, in welcher dargethan wird, dafs diese Formel auch für die Berechnung des Inhalts von Scheiben des Rotationsparaboloids- und des zwei- und einschaligen Hyperboloids, ferner auf Scheiben mit elliptischen Grundflächen und auf Pyramidoidenstutze angewendet werden kann. Da sich hiebei der Verfasser auf Seitenkanten beschränkt, welche Kegelschnitte oder Teile derselben sind, so ist die Formel nicht so weit als möglich ausgenützt, weil bekannt-

lich die Simpsonsche Regel auch noch für solche Körper gilt, deren Parallelschnitte sich als Funktionen ihres Grundflächenabstandes selbst noch vom dritten Grad ausdrücken läfst. Im weiteren wird dann das Volumen z. B. des Rotationsellipsoids, des Sphäroids oder dreiaxigen Ellipsoids und von Abschnitten, Ausschnitten, Scheiben und Scheibenabschnitten derselben und des elliptischen Paraboloids und Hyperboloids also auch der Kubikinhalt von Tonnen und Fässern, deren Grundflächen Kreise oder Ellipsen sind und deren Dauben von einer durch die Axe gehenden Ebene nach einem Kreis-, Ellipsen-, Parabel- oder Hyperbel-Bogen durchschnitten werden, in elementarer Weise berechnet, freilich nicht mehr mit Benützung der Euklidschen Geometrie allein, da in diesem Abschnitt auch analytische Geometrie angewendet wird. Unter den noch folgenden Körpern mit geradlinigen Grundflächen und krummlinigen Seitenkanten verdienen die sog. Cylinderhufe besondere Beachtung.

Im letzten Abschnitt werden noch zusammengesetzte Körper besprochen. Dafs zu denselben auch die regulären Körper gezählt werden, will dem Ref. nicht gefallen; die bisherigen Methoden zur Bestimmung des Inhalts der Platonischen Körper sind den Heinzeschen vorzuziehen, wenn auch diese als geistreich anerkannt werden dürfen; dagegen ist die Behandlung der halbregulären Körper zu rühmen, vielleicht auch, dafs der Verfasser vielfach zeigt, wie vorteilhaft es ist, die gesuchten Volumina der Körper in verschiedenen Formen darzustellen. Bei der Berechnung der schliefslich in diesen Abschnitt aufgenommenen technischen Rotationskörper findet hauptsächlich das Cylindroid vielfache Anwendung. In einem Anhang sind dann noch verschiedene Gewölbeformen erörtert.

Heinzes genetische Stereometrie kann wegen der Klarheit und nicht seltenen Eleganz seiner Entwicklungen, die freilich hie und da auch kürzer gefafst sein könnten, und wegen seiner in stofflicher und methodischer Hinsicht hübschen und anregenden Erörterungen, sowie auch wegen des überaus reichen Übungsstoffes, welchen der Lehrer in dem Buche findet, vielleicht auch wegen der geradezu meisterhaften und mustergiltigen Ausführung der Figuren bestens empfohlen werden.

Hochheim, Dr. Adolf, Prof. an der Guericke-Schule in Magdeburg, **Aufgaben aus der analytischen Geometrie der Ebene.** Heft III. Die Kegelschnitte, Abteilung II. Leipzig. Teubner. 1886. Aufgaben 67 S. Okt. *M.* 1,20. Auflösungen 94 S. *M.* 1.60.

Bei Herausgabe der eben angeführten Aufgabensammlung war dem V. die Erwägung mafsgebend, dafs das Studium der analytischen Geometrie nur dann wahrhaft fruchtbringend sein kann, wenn Theorie und praktische Übungen stets mit einander in Verbindung bleiben. Der V. berücksichtigte bei der Zusammenstellung der Aufgaben nicht nur die längst bekannten Theorien und Methoden, sondern brachte auch die zahlreichen grofsen Resultate, mit welchen während der letzten Jahrzehnte die Wissenschaft bereichert worden ist, in leichtfafslichen Problemen zur Anwendung und bietet ein sehr reichhaltiges Material für Übungen, die von den leichtesten Aufgaben allmählich zu schwierigeren fortschreiten; für die Lösungen hat der V. auch die Methoden der modernen Algebra benützt.

Während das erste Heft auf 77 Seiten 558 Aufgaben über den Punkt, die gerade Linie und den Kreis und das zweite Heft auf 75 Seiten 668 Aufgaben über die Parabel, Ellipse, Hyperbel und die Kurven zweiten Grades im allgemeinen enthält, werden im dritten Heft Probleme aus der projektivischen Geometrie, sowie aus der Behandlung der Kegelschnitte mit Hilfe trimetrischer Koordinaten zur Bearbeitung dargeboten. In diesem letzten

Heft findet man also Aufgaben über projektivische Strahlenbüschel und Punktreihen in schiefer Lage, über konzentrische projektivische Strahlenbüschel und konjektivische Punktreihen und Erzeugnisse projekt. Strahlenbüschel und Punktreihen in einer Ebene, ferner über Punktreihen und Strahlenbüschel zweiter Ordnung, über involutorische Punktreihen und Strahlenbüschel zweiter Ordnung, insbesondere über die Sechsecke von Pascal und Brianchon und schliefslich über Kegelschnittsbüschel und Kegelschnittscharen.

Die Aufgabensammlung Hochheims kann zum eigehenderen Studium und zur Repetition der analytischen Geometrie der Ebene allen bestens empfohlen werden, welche mit den Lehren dieser Disziplin möglichst vertraut werden wollen.

Ch. Paulus, Prof. am Obergymnasium in Tübingen, **Tafeln zur Berechnung der Mondphasen** zum Gebrauch beim Unterricht in der mathematischen Geographie. Tübingen. Franz Fues. 1885. VI. und 72 Seiten. Preis 1,80 *M.*

Die Tafeln des in der Überschrift genannten Werkchens ermöglichen, den Eintritt des Vollmonds oder Neumonds und des ersten und letzten Viertels für einen bestimmten Monat eines gegebenen Jahres in dem Zeitraum von 800 v. Chr. bis 2000 n. Chr. oder auch die Mondphase für einen gegebenen Tag eines bestimmten Jahres in sehr einfacher Weise zu berechnen; so z. B. findet der V. in einer von ihm ausgeführten Musterrechnung, dafs auf Göthes Geburtstag ein Vollmond fiel; zugleich findet man während einer solchen Rechnung, ob zur Zeit einer Syzygie eine Sonnen- oder Mondfinsternis stattfinden konnte beziehungsweise eintreten wird oder nicht; man führt also mit Hilfe dieser Tafeln in sehr kurzer Zeit Rechnungen aus, welche sonst einen grofsen Zeitaufwand erforderten. Auf welche Weise dies geschehen kann, erläutert der V. leicht verständlich, indem er entwickelt, dafs die Längenunterschiede von Sonne und Mond aus einer nach Potenzen der Zeit fortschreitenden und rasch konvergierenden Reihe berechnet werden können, welche ungekünstelt in Teile zerlegt werden kann, von welchen der eine jene Längenunterschiede für den Anfang eines jeden Jahrhunderts angibt, während der andere Teil ebendieselben für den Anfang eines jeden Jahres in den verschiedenen Jahrhunderten bestimmt. Die Auswertung dieser Längenunterschiede für die einzelnen Tage des Jahres fällt bei der sinnreichen Umwandlung der Formeln, welche der Berechnung der Tabellen zu grunde gelegt sind, vollständig weg, weil das Argument derselben selbst in Tagen ausgedrückt und daher die Zahl der bis zu einem bestimmten Datum verflossenen Tage ohne weiteres auch der Wert des Arguments ist. Mit Hilfe der ersten Kolumne der drei ersten Tafeln wird zunächst die Zeit des mittleren Neumonds oder Vollmonds und durch Anwendung der übrigen sechs oder, wenn man besonders genaue Resultate erhalten will, der übrigen 17 Kolumnen und der dazu gehörigen sechs, beziehungsweise siebzehn Ergänzungstafeln die Zeit der wahren Mondphasen gefunden. Die am Schlufs der Abschnitte und der ganzen Abhandlung beigefügten Musterbeispiele erklären dann die mechanische Ausführung der Rechnung mit Hilfe der Tabellen und lassen erkennen, dafs diese äufserst bequem für ihren Zweck eingerichtet sind.

Auf ein paar Druckfehler in den Gleichungen möchte ich noch aufmerksam machen. Seite 6 Zeile 3 v. oben sollte es $3n \frac{t''}{100}\left(\frac{d-\frac{1}{2}r}{36525}\right)^2$ heifsen nämlich beim letzten Faktor der Exponent 2 stehen und auf der

gleichen Seite fehlt in Zeile 10 v. u. nach dem Glied $\frac{3n}{100} \cdot \left(\frac{t''}{100}\right)^2$ die abschliefsende eckige Klammer; auf Seite 7 Zeile 5 v. u. endlich steht 0,0000572704 statt 0,000572704.

Für diese verdienstvolle Arbeit, deren Herstellung freilich grofse Mühe gemacht und viel Zeit gekostet haben mag, wünscht Ref. dem V. die gebührende Anerkennung und recht vielfache Benützung seines Werkchens von Seite der verehrten Kollegen, welche sich dabei bald überzeugen werden, dafs man die für die Chronologie des Altertums und Mittelalters so wichtigen Mondphasen und Verfinsterungen der Sonne und des Mondes leicht und schnell mit diesen Tafeln berechnen kann.

Nürnberg. Th. Schröder.

Drbal, Dr. Matthias, k. k. Landesschulinspektor. Lehrbuch der empirischen Psychologie. Zum Unterricht für höhere Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung leichtfafslich dargestellt. Vierte, verbesserte Auflage. Wien 1885. W. Braumüller. 311 u. VIII S. 8°. 2 fl.

In der Vorrede spricht der V. seine Überzeugung aus, dafs die Psychologie ebensogut wie die Logik für die Gymnasialstudien von bildendem Wert ist und daher unentbehrlich erscheint. Dies ist gewifs vollkommen richtig; auch die von ihm erwähnte Programmabhandlung des Prof. Dr. Jarz (Znaim 1882) hat Recht, wenn sie die philosophische Propädeutik als die geeignetste Disziplin für die Konzentration des gymnasialen Unterrichts erklärt. Konzentrierend für alle Zweige des Wissens und dadurch charakterbildend können ja nur zwei Disziplinen wirken, nämlich Religion und Philosophie. Dafs aber die erste von beiden in ihrer Dogmatik hinter der geistigen Entwickelung unserer Zeit zurücksteht und deshalb selbst in den Händen des besten Lehrers ihre heilsame Wirkung nicht mehr genügend ausüben kann, ist leider eine betrübende Thatsache; um so angestrengter sollte darum gleichsam der andere Lungenflügel, die Philosophie, seine Schuldigkeit thun, um für den kränkelnden zu vikarieren. Dieses Streben tritt auch in dem vorliegenden Lehrbuch deutlich hervor; es bekämpft entschieden die materialistischen Anschauungen (besonders § 9 u. § 11) und sucht den Glauben an Gott und Unsterblichkeit der Seele zu stützen.

Das Buch ist aber nicht nur in bester Absicht, sondern auch mit ausgiebiger Sachkenntnis geschrieben. So viel ich sehen konnte, schliefst es sich hauptsächlich dem Herbartianer Volkmann an; jedoch hat sich der V. auch in der übrigen psychologischen Litteratur gehörig umgesehen und bekundet nebenbei eine grofse Belesenheit in den alten und neuen Klassikern. Die Darstellung zeugt von lebhafter Auffassung und denkender Durchdringung des Stoffs, ist aber vielleicht doch nicht überall so „leichtfafslich“, wie der V. meint; für schwer verständlich halte ich z. B. den Satz am Schlufs von § 65: „Auf der Assoziation der Vorstellungen mit Bewegungen und umgekehrt dieser mit jenen beruht der Ursprung der Sprache.“

Die Disposition des Ganzen will mir nicht gefallen. Zuerst bietet D. in 4 §§ eine Einleitung in die Psychologie. Dann handeln 32 §§ in 3 Kapiteln vom Begriff der Seele und deren Verhältnis zum Leibe. Man weifs nicht, ob dieser Teil bereits Psychologie selbst sein soll, oder noch Einleitung in dieselbe. Hierauf folgt die Hauptsache (§ 37 — § 143) in 3 Abschnitten, von welchen der erste, die Lehre vom Geist, in 3 Kapiteln 69 Paragraphen umfafst, während der zweite Abschnitt, die Lehre vom

Gemüte, nur 2 Kapitel und 37 Paragraphen zählt, und der dritte Abschnitt, von den natürlichen Anlagen der Menschen, gar blofs auf einen einzigen Paragraphen sich beschränkt. Eine so auffallende Verschiedenheit des Umfangs koordinierter Hauptteile ist wohl kaum erträglich.

§ 5 handelt von der Seele als Substanz. Diese Frage gehört aber nicht in eine empirische Psychologie. Wenn der Titel des Buches richtig sein soll, müfste demnach dieser und noch eine ganze Reihe der folgenden Paragraphen einfach gestrichen werden. Dies könnte dem Werke blofs zu statten kommen; denn es drängt eben doch eine solche Masse von Stoff in sich zusammen, dafs man nicht daran denken könnte, es für den propädeutischen Unterricht an unseren Gymnasien einzuführen. Ein so ausführliches Lehrbuch pafst blofs für Universitäten. Trotzdem scheint der V. es in erster Linie für den Gebrauch an Gymnasien bestimmt zu haben, ohne zu bedenken, wie verwirrend ein so massenhafter Stoff auf den ohnehin mit Memorierballast überladenen Kopf des Primaners einwirken mufs.

§ 3, Abs. 1 ist gesagt, dafs die zur Selbstbeobachtung nötige Teilung des Bewufstseins nicht ganz vollständig gelingt, weil uns sonst das innerlich Beobachtete gleich einem Gegenstand der Aufsenwelt gegenübertreten würde. Dahinter ist auf Kants Anthropologie § 4 verwiesen, obwohl dort hievon kein Wort steht. Überhaupt scheint mir diese Befürchtung grundlos. Wahrscheinlich geschieht die Selbstbeobachtung durch äufserst feine, das Gehirn durchziehende sensorische Nerven, durch die uns eben die eigene Seelenthätigkeit als eigene zum Bewufstsein kommt so gut, wie der Schall durch den Gehörnerv.

§ 93 Abs. 6 heifst es: „Tiere, Kinder und Wilde nennt man unverständig; denn es zeigt sich bei ihnen kein eigentliches Denken und Urteilen, sondern nur ein dem eigentlichen Denken mehr oder minder analoges Vorstellen“. Wie soll man sich aber dieses Vorstellen der Tiere, Kinder und Wilden denken? Dafs Tiere urteilen und schliefsen, lehrt doch wohl die Erfahrung.

§ 106, Abs. 4 wird Herbarts Theorie von der eingeklemmten Vorstellung, die das Gefühl hervorbringen soll, als Erfahrungsthatsache hingestellt. Ob aber ein Mensch jemals eine solche eingeklemmte Vorstellung wirklich in sich wahrgenommen hat, scheint mir mehr als zweifelhaft. Diese Lehre war mir von jeher antipathisch.

§ 125, Anm. 2 wird die Kantische Einteilung der Affekte in sthenische und asthenische, sowie die von Carus in rüstige und schmelzende wohl mit Recht angefochten.

Der § 131, Abs. 2 hervorgehobene Unterschied zwischen Leidenschaften und Affekten könnte darauf aufmerksam machen, dafs Fühlen und Wollen eben doch zwei spezifisch verschiedene, dem Vorstellen koordinierte Seelenvorgänge sind.

Nicht ganz zu billigen ist es wohl, dafs D. die von Dichtern geschilderten Seelenvorgänge mitunter förmlich als Beweise für seine Behauptungen benützt. Ob die Schilderungen der Dichter völlig naturgetreu sind, ist doch recht fraglich.

S. 119, Z. 13 v. o. ist „nicht“ zu streichen und in die nächste Zeile vor „schlafen“ zu setzen. Sonst ist mir nirgends ein Druckfehler aufgestofsen; überhaupt verdient die Ausstattung des Buches alles Lob und ist der Preis im Verhältnis zu derselben und zum ganzen Wert des Buches ein sehr mäfsiger.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Druck von H. Kutzner in München.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Italienische Gymnasien und Lyceen.

II.

Die Vollständigkeit unserer Darstellung erheischt es, dafs wir auch das Verhältnis von Schule und Haus und öffentlicher Meinung näher betrachten, ferner über Disziplin und Schulstrafen, über Aufnahme, Vorrücken und Absolutorien der Schüler, über Schul- und Hausaufgaben, Zeugnisse und Preisverteilung, und schliefslich über Thätigkeit, Vorbildung und Lage der Lehrer einige Worte sagen.

Schule und Haus und öffentliche Meinung.

Die öffentliche Meinung in Italien ist durch die Politik durchweg in Anspruch genommen. Das ist allgemeine Klage der Lehrer an höheren Schulen. Welch wichtiger und bedeutsamer Faktor die Schule, speziell die Mittelschule, im Leben des Volkes sei, diese Erkenntnis ist noch nicht ins Bewufstsein des italienischen Volkes übergegangen. „La scuola secondaria non ha tribuni in piazza, nè oratori alla Camera" (die Mittelschule hat keine Tribunen auf dem Platze, keine Redner in der Kammer), klagt der schon erwähnte Preside Verde. Und in ähnlichem Sinne äufsert sich Agostini Tarantini in einer zu Neapel gehaltenen Rede (1881 cf. Jahresbericht): „Während man den Wert aller andern Werke anerkennt und lobt und preist, ist die Schule immer die am wenigsten hervorstechende, am wenigsten begriffene, nicht mit Lob, nicht mit Dank gelohnt."

Noch auffallender ist die Teilnahmslosigkeit, welche das Haus, die Familie, die doch am meisten Grund zur Teilnahme hätte, der Schule gegenüber an den Tag legt. Der Anteil des Hauses zeige sich, so klagen zahlreiche Vorstände, hauptsächlich gegen Ende des Schuljahres und gebe sich kund in Bitten und Versprechungen, in Drohungen und Aufbietung aller Freunde und Bekannten, wenn die sog. Promotionsprüfung nahe. Am Schlusse und An-

fange jedes Jahres findet nämlich, wie bereits erwähnt, in jeder Klasse ein Examen [1]) in zwei Sessionen im Juli und Oktober statt, von dessen Ausfall das Vorrücken oder Repetieren des Schülers abhängt. „Eine grofse Zahl von Eltern betrachtet die Schule wie eine Übergangsstation, in der ihre Söhne einige Zeit verbringen müssen, blofs zum Zwecke, ein Absolutorialzeugnis zu erwerben“. So schreibt der bejahrte Preside Cigliutti in Rom (1883), und ich habe diese Klagen vielfach wiederholen hören.

Übrigens ist der Zusammenhang zwischen Schule und Haus schon gelockert durch das eigentümliche Verhältnis, welches hier obwaltet.

Die Schule ist zur Überwachung ihrer Zöglinge blofs so lange verpflichtet, als sich dieselben in den Schullokalen befinden. Da hat sie darüber zu wachen, dafs die Schüler nicht zu spät in die Schule kommen (ein noch ziemlich häufiger Unfug), hat zu sorgen, dafs während des Unterrichts Ruhe und Aufmerksamkeit herrsche, die indes in sehr vielen Klassen durch Schwätzen und Einsagen gestört wird, hat zu verhindern, dafs die Schüler ihre Bücher unter den Bänken übernachten lassen, was ich leider in einigen Klassen bemerkt habe, hat endlich darauf zu dringen, dafs die Schüler ihre Pflicht erfüllen. Auch gegen die unverhältnismäfsig vielen Absenten resp. das häufige Schwänzen dürften schärfere Mafsregeln ergriffen werden. Diese Mifsstände: Schwänzen, Schwätzen und Einsagen, zu spät kommen, sind für einen energischen Vorstand und Lehrer nicht allzu schwer zu beseitigen. Denn der italienische Schüler ist gutmütig, artig, fafst rasch auf, und wenn auch fleifsiges Wiederholen und infolge dessen festes Behalten nicht seine Sache zu sein scheint, er liefse sich mit etwas Konsequenz wohl an mehr Ordnung, Pünktlichkeit und Strammheit gewöhnen. Auch stehen hier der Schule je nach Art des Vergehens Strafen zur Verfügung: 1) Bemerkung über Trägheit oder schlechtes Betragen im Tagebuch der Schule, 2) privater Verweis des Preside oder Direktors, 3) Ausschlufs von der betreffenden Lektion, der dem Vorstand angezeigt wird, 4) öffentlicher Verweis des Preside oder Direktors vor Mitschülern und Professoren, 5) Ausschliefsung von der Schule von 1 bis zu 6 Tagen, 6) Ausschliefsung von den Examina in der 1. Session, 7) Ausschliefsung von den Examina in beiden Sessionen und also Verlust des Jahres, 8) Dimission. Die letzten drei Strafen werden vom Lehrerrat verhängt und dem

---

[1]) Wie lästig diese zeitraubenden Promotionsexamina von den Lehrern auch empfunden werden, so können sie vorerst nicht entbehrt werden, da sie in ihrer jetzigen Einrichtung noch die sicherste Gewähr gegen unerlaubte Beeinflussungen bieten.

Ministerium angezeigt. Doch scheint in der Anwendung besonders der schärferen Strafen eine sehr milde Praxis zu herrschen.

Soweit reicht also die Kompetenz der Schule. Hat der Schüler das Schulgebäude verlassen, so ist er für sein Thun und Lassen niemanden verantwortlich als seinen Eltern oder deren Stellvertretern oder der Polizei, wenn er sich, was hie und da auch schon bei diesen Schülern vorkommt, in Politik mischt. Die Schule enthält sich jedes Eingriffes in das, was als Recht der Familie erscheint: sie verbietet dem Schüler nicht, Theater oder Konzerte oder Bälle oder öffentliche Vergnügungslokale oder Gerichtsverhandlungen zu besuchen oder Leihbibliotheken zu benützen, noch weniger kümmert sie sich um das religiöse Leben des Schülers.

Vom pädagogischen Standpunkte aus ist diese schrankenlose Freiheit kaum zu rechtfertigen. Denn „wo viel Freiheit, ist viel Irrtum“, und die Jugend ist erfahrungsgemäfs nicht fähig, die Freiheit mit Mafs zu geniefsen. Aber woher leitet die Schule das Recht, dem Schüler das oder jenes zu verbieten und sich so einen Teil der Familienrechte anzumafsen? wendet man ein. Ich antworte: Der Schule ist die Aufgabe gestellt, ihr Unterrichtsziel zu erreichen; also hat sie auch das Recht, alles, was der Erreichung desselben hinderlich im Wege steht, bei ihren Zöglingen zu verbieten. Der Umstand übrigens, dafs in Italien der Andrang zu den Seminarien oder Konvikten, über die wir ein andermal handeln wollen, von Jahr zu Jahr gröfser wird, spricht dafür, dafs die Eltern selbst diese Freiheit für gefährlich halten.

Aufnahme, Vorrücken und Absolutorien.

Ehe wir über diese Punkte sprechen, müssen wir der überraschenden Erscheinung von Schülerinnen in den italienischen Studienanstalten gedenken.

Zugleich mit den Schülern nehmen am Unterrichte auch Mädchen teil. Doch sind zur Verhütung von Unzukömmlichkeiten die ausreichendsten Vorsichtsmafsregeln getroffen, und es wurde mir von verschiedenen Seiten versichert, dafs nie Anlafs zu Klagen hinsichtlich der Disziplin bestanden habe. Die Mädchen betreten und verlassen die Schule, wie es die gute Sitte in Italien fordert, nie ohne Begleitung von Eltern oder Verwandten. An der einen oder anderen Anstalt versammeln sie sich vor Beginn des Unterrichts in einem Wartezimmer, von einer Aufsichtsdame überwacht. In die Klasse treten sie, bis zur Schwelle begleitet, erst nach dem Lehrer ein, dort haben sie gesonderte Sitze inne, gewöhnlich in unmittelbarer Nähe des Katheders und in gemessener Entfernung von den Schülern. Es sind ihrer nicht eben viele, bald 3, bald 5,

auch 8 an einer Anstalt. Sie werden als fleifsig bezeichnet, und ihre Antworten bestätigen dieses Zeugnis. Nach Absolvierung des Lyceums, was schon mehreren mit anerkennenswertem Erfolge gelungen ist, setzen sie ihre Studien an der Universität fort, erwerben sich die akademischen Grade und verwerten ihre Kenntnisse meist als Lehrerinnen höherer Töchterschulen.

Für die Aufnahme der Schüler gibt es im allgemeinen keine bestimmte Altersgrenze, doch ist es herrschende Praxis, dafs sich nicht zu grofse Altersunterschiede in einer Klasse zusammenfinden, aus begreiflichen pädagogischen Rücksichten. Das Schuljahr beginnt im Oktober und endet im Juli, einige wenige Vakanztage an Weihnachten, Karneval und Ostern ausgenommen. Während der Woche gibt es keinen offiziellen Vakanztag; der Unterricht dauert regelmäfsig von 8—11 oder ½9—11 und 1—3 oder 1—3½. Die Dauer einer Lektion ist nämlich auf den Zeitraum von 1 Stunde oder auch 1½ Stunde festgesetzt. Wer in eine öffentliche Anstalt aufgenommen werden will, mufs dem Vorstande derselben 1) ein Gesuch mit der Erklärung des Vaters oder Stellvertreters, 2) ein Geburtszeugnis, 3) einen Impfschein, 4) Quittung über die bezahlte Taxe[1]) in Vorlage bringen. Hat der Schüler ein Zeugnis über Absolvierung der vier Elementarklassen, so wird er ohne weitere Prüfung in die 1. Klasse des Gymnasiums aufgenommen. Alle anderen, welche aus Privatschulen kommen oder ihren Unterricht im elterlichen Hause empfangen haben, müssen eine Aufnahmsprüfung machen. Dieselbe schreibt vor: 1) ein italienisches Aufsätzchen, 2) mündliche Prüfung über alle in der Elementarschule gelehrten Gegenstände. Die Prüfungskommission, welche die Aufgaben bestimmt, besteht für die Aufnahme in die 1. Klasse aus dem Anstaltsvorstande, dem Professor der 1. Klasse und dem der Arithmetik.

Bei der Aufnahme und den Promotionsexamina für die 2., 3., 4. und 5. Klasse wird die Kommission aus dem Anstaltsvorstand, dem Professor der Klasse, aus welcher der Schüler kommt, dem

---

[1]) Die Taxe für Aufnahme ins Gymnasium beträgt 5 lire, die ins Lyceum 40. Die Inskriptionstaxe ist für die ersten 3 Klassen auf 10, für die 2 oberen Klassen des Gymnasiums auf 30 und fürs Lyceum auf 60 lire bestimmt. Man bezahlt sie in 2 Raten, eine in der ersten Hälfte des Oktober, eine andere im Mai. Wer befreit werden will, mufs durch den Anstaltsvorstand dem Provinzialschulrat in Vorlage bringen 1) Gesuch um Befreiung, 2) amtliches Armutszeugnis, 3) Schulzeugnis über gute Fortschritte und braves Betragen. Der Vorstand der Anstalt und jedes Prüfungsmitglied hat für jede Aufnahms- oder Promotionsprüfung am Gymnasium von jedem Schüler 80 Cent., am Lyceum 2 lire Gebühren zu erheben.

Professor der nächst höheren Klasse, dem Arithmetikprofessor und, wo Französisch obligat ist, dem Professor des Französischen und für die 5. Klasse noch dem Professor der Naturwissenschaften zusammengesetzt.

Am Lyceum bilden die Kommission für die 2. und 3. Klasse bei Aufnahme und Vorrücken der Anstaltsvorstand und die 7 Fachlehrer für die einzelnen Gegenstände. Zur Aufnahme in den 1. Kurs des Lyceums berechtigt nur das Absolutorium des Gymnasiums. Die Aufnahmsprüfung in den 2. oder 3. Kurs des Lyceums kann ein Schüler nur machen, wenn seit Erlangung des Gymnasialabsolutoriums mindestens 1 resp. 2 Jahre verflossen sind.

Bei der Aufnahms- oder Promotionsprüfung für die 2., 3. und 4. Klasse wird verlangt: 1) italienischer Aufsatz, 2) schriftliche Übersetzung aus dem Lateinischen ins Italienische, 3) eine solche aus dem Italienischen ins Lateinische; für die 5. Klasse kommt noch 4) eine Übersetzung aus dem Griechischen ins Italienische dazu.

In der Prüfung für den 2. u. 3. Kurs des Lyceums werden die 4 eben genannten Aufgaben und dazu noch die Übersetzung einiger italienischer Sätze ins Griechische verlangt, natürlich entsprechend schwieriger.

Bei allen Examina aber wird aufserdem noch mündlich geprüft aus allen Lehrgegenständen der vorhergehenden Klasse, wenn es sich um das Vorrücken von einer Klasse zur andern handelt, aus allen Fächern aber aller vorhergehenden Klassen, wenn es sich um Aufnahme handelt.[1])

Das Promotionsexamen wird den Schülern erlassen, welche 9 im Italienischen und Lateinischen, 8 [2]) in jedem andern Fache und ein gutes Betragen aufzuweisen haben.

Die Aufnahms- und Promotionsexamina finden zweimal statt: am Ende des Schuljahres (1. Session) und für die, welche in der 1. Session nicht bestanden haben, am Anfange des nächsten, im Oktober (2. Session).

Da das Gymnasium, wie erwähnt, eine für sich abgeschlossene Anstalt bildet, deren Absolvierung zum Eintritt in verschiedene

---

[1]) Dadurch ist einem auch an italienischen Anstalten öfter versuchten Manöver vorgebeugt. Man macht nämlich die Prüfung z. B. in die 5. Klasse, um im Falle des Mifslingens sicher in die 4. zu kommen. In einem solchen Falle ist es aber dem Lehrerrate anheimgegeben, zu entscheiden, ob der durchgefallene Prüfling überhaupt für die nächst niedere Klasse tauglich sei.

[2]) Die Notenskala geht von 10 bis 1; manche wollen aber selbst damit nicht auskommen und machen Zwischennötchen $6^1/_2$, $8^1/_2$. Mit 6 beginnt: Ungenügend in den Hauptfächern.

niedere Ämter berechtigt, so findet ein eigenes Absolutorium[1]) statt, dessen Beginn der provveditore agli studi (Provinzialschulrat) bestimmt. Mitglieder der Prüfungskommission sind der Vorstand der Anstalt, der Professor der 5. Klasse, 3 Professoren des Lyceums oder, wenn kein Lyceum am Orte ist, 3 Kgl. Professoren, welche vom Provveditore zu Kommissären ernannt sind. Von diesen 3 Professoren mufs der eine italienische, der andere lateinische und griechische Litteratur und der dritte irgend eines der wissenschaftlichen Fächer vertreten. Wo französisch gelehrt wird, kommt dazu noch der Professor des Französischen. Von dieser Kommission werden folgende Aufgaben gestellt: 1) italienischer Aufsatz, 2) schriftliche Übersetzung aus Latein ins Italienische, 3) schriftliche Übersetzung aus Italienisch ins Lateinische, 4) schriftliche Übersetzung aus Griechisch ins Italienische. Die mündliche Prüfung umfafst alle Gegenstände des Gymnasiums.

Die Kommission für das Absolutorium des Lyceums bilden der Vorstand der Anstalt und die Professoren des Lyceums. Der Anstaltsvorstand hat den Vorsitz, wenn nicht ein Kgl. Kommissär abgeordnet ist, der aufser einer Reisevergütung noch 15 lire Diäten bezieht. Nehmen Schüler aus dem Privatunterricht am Absolutorium teil, so wird ein zum Lehramt am Lyceum befähigter, aber nicht-kgl. Lehrer als Kommissionsmitglied beigegeben. Ein Lehrer, der einem Prüfungskandidaten Privatunterricht erteilt hat, kann nicht als Prüfungsmitglied funktionieren. Das Absolutorium kann nur machen, wer 3 Jahre zuvor das Gymnasialabsolutorium erlangt hat. Doch findet eine Ausnahme in der Art statt, dafs Privatschüler, welche das 20. Jahr vollendet haben, auch wenn sie erst 2 Jahre vorher das G.-Absolutorium erhielten, und diejenigen Schüler eines Lyceums, welche schon im 2. Kurse militärpflichtig würden, das Absolutorium mitmachen dürfen, wenn sie nicht gegründete Aussicht auf Befreiung vom Militärdienst haben. Die Schüler der Kgl. Anstalten und alle diejenigen, welche aus dem Privatunterricht kommen, müssen entweder im Laufe des Monats Mai oder bis 15. Sept. ein Gesuch um Zulassung zum Absolutorium einreichen mit Geburtszeugnis, Gymnasialabsolutorium und Quittung über die gesetzliche Taxe. Das Verzeichnis der Kandidaten wird nach geschlossener Inskription dem Ministerium vorgelegt, welches den

[1]) Wie schon gesagt, können Privatanstalten kein Absolutorium erteilen, aufser nach spezieller Erlaubnis und unter Vorsitz eines Kgl. Kommissärs. Aufser den Staatsanstalten haben hiezu nur noch Berechtigung die sog. ginnasi u. licei pareggiati. So heifsen nämlich die Anstalten, welche nachweisen, dafs sie die für die Kgl. Anstalten geltenden Normen beobachten. Es sind deren ca. 77 Gymnasien und 27 Lyceen.

Tag des Examens bestimmt. Die Kandidaten, welche von nicht-kgl. Anstalten kommen und das Absolutorium machen wollen, werden, wenn mehrere Anstalten in einer Stadt sind, vom Provveditore alphabetisch verteilt und den verschiedenen Anstalten zugewiesen. Die Zöglinge von Konvikten werden immer insgesamt einer Anstalt zugeteilt.

Die Absolutorialaufgaben wurden früher dem Vorstand der Anstalt versiegelt vom Ministerium zugestellt. Da sich aber nicht selten der Fall ereignet haben soll, dafs diese Aufgaben den Schülern vor der Prüfung auf krummen Wegen zugänglich wurden, so ist neuestens der Modus eingeführt, dieselben jedesmal am Prüfungsmorgen telegraphisch zu übermitteln. Die Mitteilung des Telegramms erfolgt in Gegenwart der Prüfungskommission und der Prüflinge. Es werden folgende Aufgaben bestimmt: 1) Thema des italienischen Aufsatzes, 2) ein Kapitel aus einem lateinischen Klassiker zum Übersetzen ins Italienische (z. B. Cicero Paradoxa Nro. II § 18 bis zum Ende), 3) ein Kapitel oder ein Passus aus einem italienischen Autor zum Übersetzen ins Lateinische, 4) ein Kapitel oder eine Stelle aus einem griechischen Autor zum Übersetzen ins Italienische (z. B. Plato, Phaedon c. 66 die ersten 19 Zeilen oder Xenophons Hellenica IV, c. 1, 29—30). — Dazu kommen noch regelmäfsig 5) Aufgaben aus der Mathematik. Der Minister kann nach eigenem Befinden auch noch schriftliche Arbeiten aus andern Fächern verlangen. — Für jede schriftliche Arbeit sind 6 Stunden Zeit gegeben, von 9—3 Uhr. Offenbar zu viel Zeit! Es wurde mir auch nicht verschwiegen, dafs dieses Übermafs von Zeit das Abschreiben in hohem Mafse begünstige. Erlaubt ist den Schülern der Gebrauch italienisch-lateinischer, lateinisch-italienischer und griechisch-italienischer Wörterbücher, sowie der Logarithmentafeln. Während letztere nicht zu entbehren sind, ist es zu bedauern, dafs die ersteren benützt werden dürfen. Denn dadurch erscheint die Selbstthätigkeit der Schüler bedeutend beeinträchtigt. Es ist dieser Brauch aber ein neuer Beleg für das, was wir oben ausgesprochen haben, die Schüler seien zu sehr von ihren Büchern abhängig.

Die mündliche Prüfung, welche für jeden Kandidaten mindestens ¼ Stunde dauert, erstreckt sich über alle Fächer des Lyceums.

Die Aufgaben werden von einer Kommission von drei Mitgliedern (giunta superiore) gegeben, welche auf 3 Jahre ernannt ist, aber vom Minister in der Weise erneuert wird, dafs immer jedes Jahr ein Mitglied ausscheidet, und ein neues dafür eintritt. Das ausscheidende Mitglied kann im folgenden Jahr nicht wieder gewählt werden. Welches Mitglied auszuscheiden hat, hängt für

die ersten 3 Jahre (seit 1884) vom Loos, für später von der Anciennität der Ernennung ab. Diese Kommission prüft auch die Absolutorialaufgaben, welche jährlich eingeschickt werden müssen, und erstattet dem Minister Bericht über die Resultate und die Qualität der Anstalten. Da die Arbeit aber für 3 Mitglieder nicht zu bewältigen wäre, so ist diesen Drei eine Abteilung von 12 Professoren teils der Universität teils des Lyceums beigegeben, damit sie die Arbeiten revidieren. Sie werden ebenfalls für 3 Jahre ernannt, aber $^1/_3$ wird in der eben genannten Weise alle Jahr erneuert.

Das Examen (sowohl Aufnahms- als Promotions- und Absolutorialexamen) hat bestanden, wer im Italienischen, Lateinischen und in der Geschichte wenigstens 7, in den andern Fächern 6 hat, sei es jetzt, dafs er im Schriftlichen: im Italienischen und Lateinischen (aus ital.-lat. und lat.-ital. die Durchschnittsnote) 6, in den andern Fächern 5, im Mündlichen dagegen: in Italienisch und Latein 8 und in den übrigen Fächern 7, oder dafs er im Mündlichen: im Italienischen und Lateinischen 6, in den übrigen Fächern 5, im Schriftlichen dagegen 8 im Italienischen und Lateinischen und 7 in den übrigen Gegenständen hat, woraus als arithmetisches Mittel immer 7 und 6 resultiert.

Ist ein Kandidat im Juli in dem einen oder andern Fach durchgefallen, so kann er im Oktober das Promotions- und Absolutorial-Examen aus diesen Fächern nachmachen. Fällt der Prüfling aber in der 2. Session des Absolutoriums vom Lyceum blos in einem Fache (nur darf dies nicht Italienisch oder Latein sein) durch, hat aber in den andern wenigstens 7, so wird über ihn allgemein abgestimmt, wobei jedes Prüfungsmitglied über 4 Stimmen verfügt. Bekommt er mindestens $^3/_4$ der Stimmenzahl, so hat er bestanden. — Ist aber ein Prüfling in der 2. Session nicht durchgekommen, so mufs er im nächsten Jahre das ganze Examen von neuem machen und die Taxe für Promotions- oder Absolutorialexamen wiederum bezahlen. Für das Gymnasialabsolutorium beträgt die Taxe 30 lire, für das Absolutorium des Lyceums 75, Anstaltsvorstand und Prüfungsmitglieder haben für jedes Zeugnis des Gymnasialabsolutoriums eine Gebühr von 2,50 lire und 5 lire für jedes Lycealabsolutorium zu beanspruchen.

Haus- und Schulaufgaben, Zeugnisse, Preisverteilung.

Während des Jahres werden zahlreiche Hausaufgaben gegeben und vom Lehrer korrigiert und mit Censur versehen. Doch findet eine Kontrolle dieser Korrektur durch den Vorstand der Anstalt nicht statt. Nur die alle zwei Monate in der Schule zu fertigenden Aufgaben (Bimestralskriptionen) aus den einzelnen Fächern sind

dem Vorstande vorzulegen. Ebenso wird jedesmal nach Beendigung des Unterrichts das Journal der Klasse dem Vorstande übergeben, damit derselbe über den Gang des Unterrichts immer informiert ist und den Eltern auf Befragen über den Schüler Mitteilung machen kann. Dieses Journal enthält nämlich die Noten aus den schriftlichen und mündlichen Leistungen und die Angabe dessen, was in jeder Stunde durchgenommen wurde, sowie besondere Bemerkungen über das Betragen des Schülers. Aus diesen Noten im Schriftlichen und im Mündlichen wird eine Durchschnittsnote für das Schriftliche und eine für das Mündliche gezogen, und diese kommt in das Bimestralzeugnis,[1]) welches also in jedem Fache eine Durchschnittsnote 1) aus dem Schriftlichen, 2) aus dem Mündlichen, 3) eine Betragensnote, 4) die Zahl der Absenten und die Unterschrift des Anstaltsvorstandes trägt. Dieses Zeugnis, das alle 2 Monate, also viermal im Jahre ausgegeben wird, mufs von den Eltern oder deren Stellvertretern unterschrieben werden. Das Jahreszeugnis enthält diese in den 4 Bimestern erhaltenen Durchschnittsnoten und die im Promotionsexamen im Schriftlichen und Mündlichen erworbenen Noten, sowie den Vermerk, ob der Schüler in der 1. oder 2. Session die Erlaubnis zum Vorrücken erhalten hat oder nicht. Ein Fortgang der Schüler nach Plätzen wird nicht gemacht. Doch ist es, um Fleifs und Wetteifer der Schüler anzuregen, an mehreren Anstalten üblich, die Bimestralnoten jeder Klasse auf den Gängen des Schulgebäudes, die Schüler dem Fortgange nach geordnet, auszuhängen.

Alljährlich findet eine feierliche Preiseverteilung statt. Es gibt Preise 1. Grades, bestimmt für die Schüler, welche in der Mehrzahl der Fächer 10 und in den andern 9 bekommen haben. Die Preise 2. Grades sind den Schülern zugedacht, die in der Mehrzahl der Gegenstände 9 und sonst 8 haben. Ehrenvolle Erwähnung wird den Schülern zu teil, welche das Promotionsexamen bestanden und in einem Fache sich ausgezeichnet haben. Bei dieser Feierlichkeit hält ein Professor eine auch dem Publikum verständliche Rede meist pädagogischen Inhalts, und der Vorstand der Anstalt gibt gewöhnlich eine statistische Übersicht über den Stand der klassischen und, wenn solche vorhanden sind, technischen Schulen der Stadt. Denn die Preiseverteilung ist für alle Mittelschulen gemeinsam.

---

[1]) Tritt ein Schüler während des Jahres aus Familienrücksichten an eine andere Anstalt über, so erhält er ein Zeugnis, welches die bisher erworbenen Noten enthält, damit er allenfalls, wenn er die entsprechenden Noten hat, vom Promotionsexamen befreit werden kann.

Stellung, Vorbildung, Lage, Thätigkeit der Lehrer.

An der Spitze der Anstalt steht ein Vorstand, welcher als Leiter des Lyceums und Gymnasium-Lyceums Preside, als solcher des Gymnasiums für sich Direktor heifst. Er erteilt keinen Unterricht, Ausnahmsfälle abgerechnet. Ihm liegt die wesentlich administrative Leitung des Ganzen ob. Er gibt in der Regel keine Direktiven über methodisches Zusammenwirken der Lehrer und Ineinandergreifen des Unterrichts. Er beruft die Konferenzen, führt in denselben den Vorsitz; der älteste Lehrer ist Vicepräsident, der jüngste Protokollführer, Stimmenmehrheit entscheidet, doch steht dem Vorstande die Berufung an den Provinzialschulrat gegen einen ihm etwa nachteilig scheinenden Beschlufs des Lehrerrates zu. Es sind 3 Konferenzen vorgeschrieben. In der ersten, bei Beginn des Schuljahres, werden Bestimmungen über Stundenplan, Verteilung der Lehrgegenstände, über die in Anwendung kommenden Lehrbücher getroffen. Eine zweite findet am Ende des Schuljahres statt, um Beschlufs zu fassen über die, welche ohne Examen vorrücken dürfen und welche mit Preisen bedacht werden. Die dritte und letzte Konferenz stellt die Resultate der Promotions- und Absolutorialexamina fest. Aufserordentliche Veranlassungen bedingen natürlich auch aufserordentliche Konferenzen. Ebenso mufs auf schriftliches, den Gegenstand bezeichnendes Verlangen zweier Professoren eine Konferenz berufen werden. Die Protokolle sind als Aktenstücke in Ordnung zu halten. Aufserdem wacht der Vorstand, während der Schulzeit in der Regel anwesend, über Einhaltung der Schulstunden, über das Benehmen der Schüler vor Beginn und nach Schlufs des Unterrichts. Nur er kann den zu spät kommenden Schülern die schriftliche Erlaubnis zum Eintritt in die Klasse geben, nur er nimmt Entschuldigungen wegen Absenten entgegen und gestattet dem Wiedererschienenen den Eintritt in die Klasse. Er benachrichtigt die Eltern, welche selten die Professoren besuchen, und Institutsvorstände über Fortschritte und Rückschritte der Zöglinge. Er sorgt dafür, dafs der Unterricht ohne Unterbrechung erteilt wird, und dafs im Erkrankungsfalle Aushilfe vorhanden ist. Er kann einem Lehrer bis zu 10 Tagen Urlaub gewähren. Was darüber hinaus geht, gehört zur Kompetenz des Provinzialschulrats.

Die ihrem Vorstand unterstellten Lehrer führen amtlich den Titel Professoren. Am Gymnasium besteht das Klafslehrersystem mit Ausnahme des arithmetischen und naturgeschichtlichen Unterrichts. Die Professoren der 1. und 4. Klasse rücken mit ihren Schülern in die 2. und 5. vor. In der 4. und 5. Klasse können die beiden Professoren die Fächer so teilen, dafs der eine Italienisch und Lateinisch, der andere Griechisch und Geschichte in den beiden

Klassen gibt. Die Stundenzahl, welche ein Lehrer zu geben hat, beträgt 20—22 per Woche. Am Lyceum dagegen haben wir das Fachlehrersystem[1]), nur Lateinisch und Griechisch wird von einem Lehrer gelehrt.

Wie steht es nun mit der Vorbildung dieses Lehrpersonals? Man hört oft die Ansicht aussprechen, dafs es damit sehr schlimm bestellt sei, und man macht geltend, dafs sich unter demselben noch viele befinden, die nicht durch Neigung und Absicht, sondern

---

[1]) Das Fachlehrersystem entspringt dem Grundsatze der Arbeitsteilung, wie sie an den Universitäten am Platz ist. Dafs dieses System auch in weitestem Umfange an die Mittelschule übertragen wurde, kann nicht gutgeheifsen werden. Erstens hat dieses System eine äufserst ungleiche Verteilung der Arbeit unter den einzelnen Lehrern zur Folge. Der Professor für Latein und Griechisch lehrt 22 Stunden, hat aber noch eine grofse Anzahl von Korrekturen zu besorgen, der Professor für italienische Litteratur hat zwar wöchentlich nur 12 Stunden, aber mit Korrekturen vollauf zu thun. Hingegen hat der Professor für Physik und Chemie 8, ebensoviel der Professor für Philosophie, der Professor für Naturgeschichte und physikalische Geographie 10 (davon 4 am Gymnasium), der Professor der Mathematik 11, der Professor der Geschichte 15 Stunden zu lehren und so gut wie keine Korrektur. Ferner führt dies System leicht zu einer Überbürdung der Schüler. Spezialisten in ihrem Fache muten den Schülern nicht ungern zu viel zu. Auch, wo dies nicht der Fall ist, entsteht dadurch eine Überbürdung, dafs oft zu viele Arbeiten für den Schüler zusammenkommen, da die Professoren bei ihren Aufgaben in der Regel zu wenig Rücksicht auf einander nehmen. Endlich leidet unter dem Fachlehrersystem die Konzentration des Unterrichts. Das zeigt sich gleich darin, dafs griechische und lateinische Lektüre, sowie Geschichte und Philosophie für den Aufsatz so gut wie gar nicht ausgenützt werden. Eine solche Konzentration ist aber nur dann mit Nutzen möglich, wenn diese Gegenstände in einer Hand vereinigt sind. Man sage nicht, es sei unmöglich, dafs ein Lehrer Latein und Griechisch und nationale Litteratur und Geschichte und auch noch Philosophie umspanne. Soviel, als für Schüler genügt, kann und mufs jeder fleifsige Lehrer beherrschen und zwar um so leichter, wenn auch die Universität den praktischen Bedürfnissen der Lehrer mehr Rechnung trägt als bisher. Details und Spezialitäten aber gehören nicht für Schüler. Der Lehrer mufs nicht gelehrter Forscher sein, aber er soll und mufs gut unterrichtet und praktisch im Lehren sein. Überhaupt mufs die Lehrthätigkeit der erste und nächste Mafsstab für Beurteilung eines Lehrers sein, wissenschaftliche Leistungen begründen einen berechtigten Vorzug des guten Lehrers, können aber dem unpraktischen oder lässigen Schulmann, der über wissenschaftlichen Liebhabereien seine Lehrpflicht vergifst, nicht als Verdienst angerechnet werden. Ebenso könnten Mathematik, Physik und Chemie sehr wohl vom Mathematikprofessor (19 Std.) gelehrt werden, während der Professor für Arithmetik und Geometrie auch Naturgeschichte und physikalische Geographie am Gymnasium und Lyceum (22 Std.) zu lehren hätte. Freilich müfste, damit dann nicht eine Überbürdung der Lehrer durch Korrekturen einträte, für kleine Klassen durch Zerlegung in Abteilungen gesorgt werden.

durch politische Stürme diesem Berufe zugeführt worden seien. Das letztere ist wohl wahr; aber man würde diesen Lehrern Unrecht thun, wollte man sie deshalb als ununterrichtet bezeichnen. Sie haben sich vielmehr mit den Forderungen ihres Amtes genügend vertraut gemacht. Wenn etwas zu tadeln ist, so sind es die schon oben gerügten Mängel in der Unterrichtsmethode, so ist es die etwas schlaffe Disziplin, Fehler, von denen im allgemeinen auch die regelrecht an Universitäten vorgebildeten Lehrer sich nicht frei halten. Denn wenn an den Hochschulen auch Pädagogik vorgetragen wird, von dem, was man Unterrichtstechnik nennt, scheint dort nichts gelehrt zu werden. Daher ist wohl die Frage erlaubt, ob jüngere Lehrer, welche eine gründliche wissenschaftliche Bildung und Vertrautheit mit den neuesten philologischen Forschungen zeigen, sich herausnehmen dürfen, auf die älteren Kollegen vornehm herabzusehen. — Die Berechtigung zum Lehramt wird heutzutage in dreifacher Weise erworben: entweder durch Universitätsstudien, was jetzt die Regel bildet, oder durch Bewerbung auf Grund litterarischer Leistungen oder durch spezielle Examina.

Wer zwei Jahre an einer Universität philologische Studien betrieben und die betr. schriftlichen und mündlichen Examina bestanden hat, ist zum Unterricht in den drei unteren Klassen befähigt. Nach 3 jährigem Studium und Ablegung der betreffenden Examina hat man die facultas docendi auch für die zwei oberen Klassen der Lateinschule. — Am Lyceum kann jetzt nur mehr angestellt werden, wer die Universität absolviert hat. In der Regel aber machen die Adspiranten des Lehramts die 4 jährigen Universitätsstudien durch, erwerben sich auch sehr häufig den Doktorgrad (laurea genannt) und durchlaufen dann die übliche Karriere. Dieselbe beginnt mit dem Amte des Incaricato (Gymnasialassistent), der auf Ruf und Widerruf immer nur auf ein Jahr angestellt und je nach Bedürfnis verwendet wird. Dann wird derselbe professore reggente etwa unser Klaſsverweser und dann professore titolare d. h. wirklicher Professor am Gymnasium oder Lyceum. Das Avancement richtet sich nach Leistung und Dienstalter.

Doch kann der ziemlich langwierige Gang des Avancements eine Abkürzung erfahren durch die Institution der sog. Konkurse. Erledigt sich nämlich z. B. eine Professur für Latein und Griechisch am Lyceum, so bewirbt man sich um diese Stelle entweder bloſs auf grund litterarischer Leistungen (per titoli) oder man unterzieht sich einem behufs Besetzung der Stelle eigens stattfindenden theoretischen und praktischen Examen oder man bewirbt sich auf grund seiner litterarischen Leistungen und macht zugleich das Examen mit. Die für den betr. Konkurs niedergesetzte Kommission

stellt dann eine Liste der Bewerber auf und empfiehlt den besten dem Ministerium. So ist der Strebsamkeit Gelegenheit zur Bethätigung und Belohnung zugleich geboten.

Aufserdem wurden bisher immer noch, um den Bedarf an Lehrkräften zu decken, eigene Examina abgehalten, durch welche man sich die facultas docendi erwerben konnte.

Welche materielle Stellung sich ein Lehrer durch die obengenannten Studien schafft, mag folgende Gehaltstabelle veranschaulichen:

Lyceum

	1. Klasse	2. Klasse	3. Klasse
Preside	3600	3000	2400 lire[1])
professore titolare	2640	2400	2160
„ reggente	2112	1920	1728.

Gymnasium

Direttore	2400	2160	1920
prof. titolare für 4. u. 5. Kl.	2400	2160	1920
„ „ „ 1. 2. u. 3. Kl.	2160	1920	1680
prof. reggente f. 4 u. 5. Kl.	1920	1728	1536
„ „ f. 1. 2. u. 3. Kl.	1728	1536	1344
Incaricato	1344	1176	1008.

Diese Gehälter, hört man allenthalben, besonders in grofsen Städten, wo die Wohnungen sehr teuer sind, seien nicht ausreichend, am allerwenigsten für Familie. Die meisten Lehrer suchen daher eine Aufbesserung des Gehaltes durch Nebenverdienst, d. h. entweder durch Unterricht an Privatschüler, der aber nie an Schüler der nächst niederen Klasse, noch weniger an die der eigenen erteilt werden darf, oder durch Unterricht in Privatinstituten. Wird ein Lehrer untauglich, so bekommt er nichts, wenn diese Dienstuntauglichkeit eintritt, ehe er 10 Jahre dem Staate gedient hat, hat er aber über 10 Jahre Staatsdienste geleistet, so wird er mit einer Gnadensumme ein für allemal abgefunden. Erst nach 25 jährigen dem Staate geleisteten Diensten hat ein Lehrer pragmatische Rechte d. h. im Falle der Untauglichkeit Anspruch auf $^5/_8$ des Gehaltes als Pension.

---

[1]) Die Lehrer der Gymnasien und Lyceen bekommen alle 6 Jahre $^1/_{10}$ des Gehaltes als Zulage, so dafs z. B. ein professore titolare I. Klasse nach den ersten 6 Jahren 264, nach weiteren 6 Jahren 528 lire u. s. f. bekommt. Wird er befördert, ehe das Sexennium abgelaufen, so beginnt die Rechnung vom Tage der Beförderung von neuem, und er erhält erst nach 6 Jahren Dienst in seiner neuen Stellung das betr. $^1/_{10}$ Zulage.

Was die Stellung der Lehrer unter einander anlangt, so findet fast nirgends ein Zusammengehen in Gesellschaft oder in Vereinen statt, sondern jeder lebt für sich. Es besteht zwar ein Verein italienischer Professoren, der seinen Sitz in Turin hat und sich auch die Wahrung und Besserung der Standesinteressen angelegen sein läfst. Doch ist die Beteiligung nicht sehr allgemein, und besonders im Süden scheinen sich wenig Freunde desselben zu finden. Das Organ desselben Eco dell' associazione nazionale fra gl'insegnanti delle scuole secondarie, welches wissenschaftliche und pädagogische Aufsätze bringt, erscheint in Turin.

Aufser dieser Zeitschrift boten früher die durch des Polyhistors Bonghi verdienstvolle Bemühungen 1874 nach preufsischem Muster eingeführten Jahresberichte Gelegenheit zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten.[1]) Doch da die Kommunen sich bald weigerten, die Kosten dieser Jahresberichte zu tragen, und die italienische Kammer ebenfalls nichts hiefür bewilligte, — ein beredtes Zeugnis dafür, wie wenig Teilnahme die mafsgebenden Faktoren für die Mittelschule zeigen — so hörten diese Jahresberichte auf zu erscheinen, und nur da und dort erblickt noch einer infolge besonders günstiger lokaler Umstände das Licht des Tages. Damit aber wissenschaftlich thätigen Lehrern die Möglichkeit nicht benommen werde, die Resultate ihrer Forschungen zu veröffentlichen, können sie ihre Arbeiten dem Ministerium vorlegen, welches nach Prüfung

---

[1]) Ich mache hier beispielsweise einige Arbeiten namhaft: Das Ereignis von Vigliena 13. Juni 1799; der Staat und die Erziehung in Griechenland; griechische Wörter im Italienischen; die geheime Liga von Nymphenburg und die erste Allianz Friedrichs II. mit Frankreich; Niccolò di Cusa; Euripides de rebus divinis et humanis quid senserit; die ersten Historiker Alexanders des Grofsen; die lateinische Volkskomödie und die kunstgerechte Komödie; der Lokativ; Gegenstand und Aufgabe der Psychologie; Griechenland im Jahre 1821; Jacob Sannazaro; Synthesis der organischen Entwicklung; historisch-ethnographische Exkursion in die slavischen Dörfer der Provinz Campobasso.

Als eine Art wissenschaftlicher Thätigkeit möchte ich auch die Abfassung von Lehrbüchern bezeichnen. An solchen fehlt es nun nicht, aber sie scheinen nicht zu genügen, da so viele deutsche und auch französische Schulbücher ins Italienische übersetzt sind. Ja, die Instruktionen selbst empfehlen solche Werke wie Petite histoire ancienne des peuples de l'Orient del Van den Berg; petit cours d'histoire universelle di V. Duruy; Compendio di storia universale di Georg Weber, Elemente der Weltgeschichte von Rudolf Dietsch. Beim griechischen und lateinischen Unterricht, auch beim litterarhistorischen in Latein und Griechisch, bei Erklärung Homers fanden wir deutsche Bücher im Gebrauch. So sehr das den Deutschen freuen kann, so ist es doch vom nationalen Standpunkt der Italiener aus betrachtet nicht schmeichelhaft für dieselben, dafs sie fremdländische Werke nicht durch eigene verdrängen.

derselben Beiträge (sussidio d'incoraggiamento) von 200—2000 lire gewährt. Sonst wird wissenschaftliches Streben und erfolgreiche Lehrthätigkeit von höchster Stelle durch Verleihung von Orden nicht blofs an die Vorstände, sondern auch an verdiente Professoren anerkannt. Auch gilt es als Auszeichnung, zum Mitglied der früher erwähnten giunta superiore ernannt zu werden. Tüchtigen Mitgliedern des Professorenstandes steht ein weites Avancement offen. Ein solcher Lehrer kann zum Preside, aber auch gleich zum provveditore agli studi befördert werden. Dieser provveditore hat die Mittel- und Volksschulen eines Distriktes unter sich, aber nicht etwa die unterrichtstechnische, sondern lediglich die administrative Leitung. Ferner werden wissenschaftlich hervorragende Professoren sehr häufig an die Universität berufen. Da eine grofse Anzahl Räte im Unterrichtsministerium Professoren sind, so ist auch die Aussicht auf eine Ratsstelle für einen Professor gegeben. Auch Minister kann er werden; denn die italienischen Unterrichtsminister sind aus der Klasse der Professoren genommen. Der Minister bildet mit seinen Räten und hervorragenden Männern des Landes ein consiglio superiore della pubblica istruzione. Zur Kompetenz desselben gehören Beratungen über didaktische und pädagogische Fragen, über Ernennung von Universitätsprofessoren, über Zulassung von Dozenten als Privatdozenten, über Disziplinarvergehen, über Schliefsung und Eröffnung von Anstalten, über Konkurse fürs Lehramt, über Zulassung zum Lehramt auf grund von Titeln an den verschiedenen Schulen (Volks-, Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenseminarien, Töchterschulen u. s. w.), über Unterstützung zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten und überhaupt über alles, was das Schulwesen betrifft. Organ des Ministeriums, welches alle das Schulwesen betreffenden Erlasse, Verordnungen u. s. w. enthält, ist das bolletino ufficiale. Ministero della pubblica istruzione; dasselbe erscheint jeden Monat.

Wir sind mit unserer Darstellung zu Ende. Mögen diese Ausführungen dazu beitragen, eine genauere Kenntnis des italienischen Gymnasialwesens zu verbreiten, das man bei uns im grofsen und ganzen mehr nur vom Hörensagen kennt. Sollte manche Bemerkung hart erscheinen, so erkläre ich: es war mir nur um die Wahrheit zu thun, die ich mit Wissen und Willen in keinem Punkte verletzt zu haben glaube. Ich will nicht fremde Einrichtungen meistern. Jeder richte sein Haus nach eigenem Gutdünken und seinen speziellen Bedürfnissen entsprechend ein. Solche Selbständigkeit schliefst indes nicht aus, dafs man durch vorurteilsfreie Vergleichung anderer Einrichtungen einerseits im Festhalten am Bisherigen bestärkt anderseits zur Änderung etwaiger Übelstände

angeregt werde. Übrigens wird ein wohlwollender Beurteiler mit mir gerne überall rüstiges Streben anerkennen und wo ihm etwas mangelhaft erscheint, wird er bedenken, dafs wir es mit einem jungen, mächtig aufstrebenden Staatswesen zu thun haben. Und wenn er sieht, wie schon binnen kurzer Zeit in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung Bedeutendes geleistet ist, so wird er mit mir die frohe Hoffnung hegen, dafs die Regierung, welche bisher thatkräftige Fürsorge für das ganze Unterrichtswesen gezeigt hat, nach und nach auch bei den Kommunen, beim Volke und seinen Vertretern immer mehr Teilnahme und Unterstützung finden werde zur Förderung des ganzen klassischen Mittelschulwesens.

Würzburg. Dr. Remigius Stölzle.

Zum Philogelos des Hierokles.

(ed. A. Eberhard. 1869)

No. 50. Σχολαστικὸς δανειστὴς ναυτίλῳ χρεώστῃ ἐνετείλατο σορὸν αὐτῷ κομίσαι καὶ δύο παιδίσκας τοῖς ὀκταέτεσι παιδίοις αὐτοῦ δικαίου μέτρου ὡς εἰς αὔξησιν.

Dazu bemerkt Eberh. „sententiam non bene perspicio.“ Man ändere παιδίσκας in παιδικὰς (scil. σορούς). Der Einfaltspinsel bestellt mit genauer Mafsangabe drei Särge, einen für sich und zwei Kindersärge, ohne zu bedenken, dafs seine Kinder bis zu ihrem Tode nicht bei ihrer derzeitigen Körperlänge bleiben werden. Die letzten Worte scheinen ein späterer Zusatz zu sein, der die Dummheit noch vergröfsern sollte, als habe er gemeint, die Särge würden mit dem Wachstume der Kinder gleichen Schritt halten.

No. 64. Σχολαστικὸς βράκας ἀγοράσας ἐπειδὴ στενὰς οὔσας μόγις ὑπεδύσατο, ἐδρωπακίσατο.

Eberh. reproduciert die Bemerkung von Boissonade ‚bracas picabat, opinatus scilicet se sic eas facere laeves‘. Der Einfaltspinsel rupft sich vielmehr die Haare an den Beinen aus, in der Meinung, dafs die Beine dadurch dünner geworden in die engen Hosen hineingehen werden.

No. 71. Wenn es auch ungewifs bleibt, was ἀκρόπτυξ bedeutet, so ist doch die Änderung von λαβών in λαβεῖν (abhängig von ζητήσας) unzweifelhaft notwendig.

No. 97. Προσείληφαι τῷ ὅρκῳ heifst nicht, wie Eberh. erklärt (medial) ‚du hast mich durch deinen Eid zu deiner Ansicht bekehrt‘, sondern passivisch ‚du bist durch den Eid gebunden‘; so steht bei Theophr. h. pl. 6, 2, 2 καταδεῖν καὶ προσλαμβάνειν zusammen.

No. 116. Ἀβδηρίτης εὐνοῦχος δυστυχήσας κήλην ἐποίησεν und ähnlich No. 252 Ἀτυχὴς εὐνοῦχος κήλην ἐποίησεν. Eberh. bemerkt

,non intelligo fragmenti qui sit jocus‘. Es fehlt aber nichts; der Eunuch ist selbst unglücklich über seinen körperlichen Defekt und legt sich einen Hodenbruch an, um so die ihm peinliche Leere an der betreffenden Stelle auszufüllen.

No. 153. Man lese statt ἀπάλαιστος — καταπάλαιστος. Der beim Ringen zu Boden geworfene Schlaukopf dreht sich im Kote gleich um und um und kann nun ruhig aufstehn, ohne zu befürchten, dafs jemand denken wird, er sei von seinem Gegner niedergeworfen; denn dazu ist er zu sehr beschmutzt.

No. 158. Κυμαῖος κλεψιμαῖα ἱμάτια ἀγοράσας διὰ τὸ μὴ γνωσθῆναι ἐπίσσωσεν αὐτά.

Eberh. meint ,num pice ad evellendos villos usus est?‘ Nein, der Dummkopf beschmiert die Kleider, um sie unkenntlich zu machen, mit Pech, wodurch er sie, ohne seinen Zweck zu erreichen, nur verdirbt.

No. 169. Ὁ αὐτός, τινὸς εἰπόντος ὅτι ,ἐσύλησάς με‘, ,μὴ ὑποστρέψω, <ἔφη>, ἔνθεν ἄπειμι, εἰ ἐσύλησα;‘

Eberh. sagt: ,post ἐσύλησα interrogandi signum posui.‘ In Verkennung des richtigen Sinnes. Aus No. 168 ersehen wir, dafs es sich um einen Kymäer handelt, der zum Tode verurteilt ist. Auf den Vorwurf, ,du hast mich bestohlen‘ erwiedert er beteuernd: ,möge ich von da, wohin ich jetzt gehe, nicht zurückkehren, wenn ich es gethan.‘ In seiner Dummheit bedenkt er gar nicht, dafs er ja an einen Ort geht, (ins Jenseits), woher es überhaupt keine Wiederkehr giebt.

No. 176. Man lese statt ὁ ἰατρὸς μεθ’ ὅρκου ἀπεκρίνατο οὕτως· ,εἰ μὴ ἐκλύσθη, ἐλάκησεν ἄν‘ vielmehr ἀπεκρίνατο· ,οὗτος εἰ μὴ ἐκλύσθη, ἐλάκησεν ἄν.‘

No. 179. Ἐν Κύμῃ δημαγωγὸς ἐν ἐκκλησίᾳ κατηγορηθεὶς ,ἄνδρες, ἔφη, πολῖται, οἱ μὲν κατεψευσμένοι μου τὰς διαβολάς εἰσιν οὗτοι· γένοιτο αὐτοῖς παρ’ ὑμῖν καταγνωσθῆναι· εἰ δέ τι ἐγώ κτλ.

Unzweifelhaft ist zu lesen: οἳ μὲν κατεψευσμένοι μ. τ. δ. εἰσι, τούτοις γένοιτο αὐτοῖς κτλ. Der Kymäer ahnt in seiner Dummheit nicht, welch ein Kompliment er seinen Richtern damit macht, dafs er seinen Gegnern wünscht, es gleichfalls (αὐτοῖς) mit ihnen einst zu thun zu haben. Καταγιγνώσκω heifst hier natürlich nicht verurteilen, sondern anklagen.

No. 184. Δυσκόλῳ ἰατρῷ τις λέγει· ,τί ποιήσω, ὅτι αἷμα κάθημαι (= χέζω) καὶ χολάς;‘ κἀκεῖνος πρὸς αὐτὸν εἶπεν· ,ἐὰν καὶ τὰ ἔντερά σου ἐκβάλῃς, ἐγὼ οὐ χολῶ.‘

Der von Eberh. nicht bemerkte Witz liegt darin, dafs der mürrische Arzt das letzte Wort seines Patienten χολάς (Galle) als χολᾷς fafst und darauf hin sagt: οὐ χολῶ.

No. 199. Ἀφυὴς μαθητὴς κακῶς τινα κείρας καὶ παρωνυχίδας (man lese παρωνυχίας) ποιήσας καὶ διὰ τοῦτο ὑπὸ τοῦ ἐξονυχιζομένου ἀπωσθεὶς ἀνεβόησεν· ,ἐπιστάτα, τί οὐκ ἀφίης με μαθεῖν'; Man lese ἀφίησί με. Der schwachköpfige Barbierlehrling, der wegen seiner Ungeschicklichkeit von dem Kunden fortgejagt wird, beklagt sich beim Meister (ἐπιστάτης vgl. No. 200); denn er sieht nicht ein, warum der fremde Herr ihm nicht Gelegenheit geben will, die schwere Kunst zu lernen.

No. 216. Φθονερὸς ἰδὼν τὸν γείτονα θηριομαχοῦντα λέγει τῷ κυβερνήτῃ ,ἄρκος'.

Eberh. sagt: ,corriget, qui intellexerit'. Die Fassung der Anekdote ist zwar sehr kurz, aber doch ausreichend, um sich die Situation in der Hauptsache vorstellen zu können. Ein Neidischer, der einen eifrigen Jäger zum Nachbarn hat, will denselben foppen und ihm einbilden, dafs er eine Jagdbeute sehe; so ruft er denn dem Steuermanne (sie befinden sich also auf oder neben einem Schiffe) zu: ,siehst du den Bären' (scil. das Gestirn am Himmel). Ἄρκος für ἄρκτος in der Septuaginta, bei Aelian u. s. w., auch vulgärgr. z. B. Physiologus V. 347 (Annuaire de l'association pour l'encouragement des études Grecques VII p. 243); auf der Silkoinschrift dafür die Form ἄρξ, wozu Lepsius, Hermes X 138.

No. 229. Μέθυσος ἀτυχὴς ἀμπελῶνα κτησάμενος τῷ τρυγητῷ ἀπέθανε.

Eberh. ,narrationem abbreviatam esse docet illud v. ἀπέθανε non addita causa. mortuus autem est nimium potans ut ille eques Germanus propter nimium Est Est'. Es fehlt nichts und die Geschichte ist viel einfacher, wenn auch nicht besonders geistreich. Ein Trunkenbold erwirbt einen Weinberg, aber der Unglückliche stirbt gerade in der Zeit der Weinlese, auf die er sich schon so gefreut hat.

No. 250. Νεανίσκος ἐρωτηθείς, εἰ ὑπὸ τῆς γυναικὸς αὐτοῦ κελεύεται ἢ πείθεται αὐτῷ ἐκείνη πάντα, ἐναβρυνόμενος ἔλεγεν· ,οὕτω με φοβεῖται ἡ γυνή μου, ἐὰν χάνω, χέζει.' Πάντα habe ich mit Bursian zur Frage gezogen. Statt χάνω vermutete Boissonade κλάνω (= πέρδομαι) und Eberh. bemerkt zu χέζει ,scil. prae timore'. Der von Beiden nicht verstandene Witz besteht in dem nahe liegenden Doppelsinn, indem zu den prahlerischen Worten ,wenn ich nur den Mund aufthue, χέζει ἡ γυνή μου' jeder Hörer sich leicht versucht fühlt zu ergänzen: εἰς τὸ στόμα μου.

Riga. Ed. Kurtz.

Beiträge zu den Regesta Bohemiae.

I.

Von dem Cod. lat. mon. 16066 hat W. Meyer, nunmehr Professor in Göttingen, ein am linken Rande stark beschnittenes Pergamentblatt abgelöst, auf dessen einer Seite zehn Zeilen eines lateinischen Briefes (saec. XIII.), und auch diese nur teilweise erhalten sind. Um zwischen je zwei auf einander folgenden Zeilen den Zusammenhang herzustellen, müssen jedesmal mehrere Worte eingesetzt werden, die der abgeschnittene linke Rand enthielt. Von der ersten Zeile sind nur die Worte facultas noce(ndi) rechts oben am Ende, von der letzten nichts mehr mit Bestimmtheit zu lesen. Was den Inhalt des Fragmentes betrifft, so spricht der Aussteller des Briefes von der Notwendigkeit energischer Rüstungen gegen einen Grafen Rudolf, der ein Heer aufbiete, um entweder ihn, den Schreibenden, oder den Adressaten anzugreifen. Er, der Schreibende, sei daher eigentlich genötigt sich in seine „anderen Fürstentümer, insbesondere nach Mähren“ zu begeben, um dort eine entsprechende Kriegsmacht zu sammeln; dennoch bleibe er einstweilen noch „in seinem Königreiche“, um den feindlichen Angriff abzuwarten; auch sehe er der Rückkunft seiner an die römische Kurie gesandten Unterhändler entgegen, da er sich bereit erklärt habe, unter Vermittlung des Papstes mit dem Grafen eine friedliche Abkunft zu treffen.

Es liegt auf der Hand, dafs der Besitzer eines „Königreichs, anderer Fürstentümer und besonders Mährens“ kein anderer ist als Ottokar II., König von Böhmen 1253—1278; der comes Rudolfus, wie Ottokar seinen Gegner bis zum Friedensvertrag im Herbst 1276 konsequent nennt, ist der am 29. September 1273 zum römischen König erwählte Graf Rudolf von Habsburg; derjenige, dem die Kriegsrüstungen Rudolfs ebenso gut gelten können wie dem Böhmenkönig, ist der Nachbar und Verbündete Ottokars, Herzog Heinrich XIII. von Niederbayern (1255—1290), dessen Übertritt auf Rudolfs Seite erst im Herbst 1276 erfolgte; der Papst, dessen Vermittlung von Ottokar gewünscht wird, ist Gregor X. (1271—1276).

Als die Abfassungszeit des Briefes ist aus den in demselben berührten Verhältnissen der April oder die erste Hälfte des Monats Mai 1275 zu bestimmen. Denn nachdem die seit Rudolfs Wahl zwischen diesem und Ottokar geführten Unterhandlungen zu keinem Ergebnis geführt hatten, schickte Ottokar im März 1275 zwei seiner Kapellane, Theodorich und Witlo, an Gregor X. mit der Bitte um Vermittlung[1]). Dafs der Papst damals schon Rudolf

[1]) Emler, Regesta Bohemiae et Moraviae, II 946) u. 947); im folg. = E

aufgefordert hatte, Truppen zu rüsten, um seinen Nebenbuhler niederzuwerfen,[1]) war dem Böhmenkönig sicherlich noch nicht bekannt. Die Antwort des Papstes[2]) ist vom 2. Mai 1275 datiert; Gregor X. stellt sich darin ganz auf die Seite Rudolfs; sie wird wohl erst Mitte Mai in Ottokars Hände gelangt sein. Da nun Ottokar in dem erhaltenen Fragment noch von einer friedlichen Beilegung seiner Streitigkeiten mit Rudolf unter der Vermittlung des Papstes spricht, so mufs der in rede stehende Brief in jene Zeit fallen, da seine Unterhändler nach Aurasika, wo der Papst damals sich befand, abgegangen waren und er selbst die Antwort des Papstes noch nicht erhalten hatte, also in den April oder in die erste Hälfte des Mai. Dafs Ottokar zu jener Zeit bereits eines Angriffs auf verschiedene Teile seines Reiches gewärtig sein mufste, geht aus einer Urkunde d. d. 27. Februar 1275 zu Nürnberg hervor, in welcher Rudolf Kärnthen, Krain und die Mark dem Herzog Philipp von Kärnthen, früherem Erzbischof von Salzburg, zu Lehen gibt,[3]) von den Beschlüssen des vorausgehenden Reichstages von Nürnberg zu schweigen.

Dafs sich Ottokar zur Zeit der Abfassung des Briefes in Prag befand, ist wohl als sicher anzunehmen; dafs er sich in Böhmen aufhielt, gibt er selbst in der 6. Zeile des Fragmentes an. Wie oft er im Jahre 1275 seinen Aufenthalt wechselte, geht daraus hervor, dafs wir ihn am 7. Januar zu Ostrow,[4]) am 26. Jan. zu Wien[5]), am 6. Febr. ebenfalls zu Wien[6]), vom 9. bis 19. März zu Prag[7]), am 6. und 10. April zu Brünn[8]), vom 29. Mai bis 2. Juni in Prag[9]), am 5. Juni zu Kamenecz an der mährischen Grenze[10]), am 30. August zu Eichhorns in Mähren[11]), am 12. September zu Kamuk in Böhmen[12]), am 30. Sept. in Brünn[13]) finden. Sein längerer Aufenthalt in Mähren im Jahre 1275 hing also mit den politischen Verhältnissen jener Zeit zusammen.

Der Wortlaut des Fragmentes ist, soweit derselbe festgestellt werden kann, folgender:

.... facultas noce(n-|di) .... (nostr)is facilem inimicis caute circumspectionis prouidentia nos taliter muniemus, ut dum nos obice instantis defensionis cli-|[14]) .... nica manus intellexerit, nequeat, (id e)o titubet in nos furere ab incauto; ad illud, quod de comite Rodolfo ac ipsius nu|(nciis) .... a taliter respondentes, quod siue propter

---

[1]) E 942) [2]) E 958) [3]) E 943) [4]) E 935) [5]) E 936—938) [6]) E 939) [7]) E 946—950) [8]) E 953) u. 954) [9]) E 963—965), 967) [10]) E 968) [11]) E 978) [12]) E 980 [13]) E 984).

[14]) cli(pei ad instar protectos ini)mica manus?

vos siue propter nos dictam collegerit militie quantitatem, nos tamen debemus sic uiriliter| .... (nost)ras u(ires) accendere sic instare, ut aduersantium nobis insultus nequeamus aliquatenus formidare, sed propulsare ualeamus iniu|(riam, quamcumque nobis) conabitur ingere(re) peruersitas emulorum. vnde nos licet ad alios principatus nostros pergere oporteret et in Morauiam maxime, ut tanto me|(lius) .... attraheremus, tamen nunc in nostro regno | (Boemie) ...... (ut) tanto melius partibus illis, que nostre tuitionis egebunt presidio, ualeamus succurrere nostreque potentie auxiliis suffragari; | .... nobis fore nunccios a romana redeuntes curia nuncciatum dix (?) istis nos uelle mediante papa sine bellorum strepitu| .... (cum Rudo)lfo comite concordare teste vniuersorum auctore, qui secreta cordium perscrutatur, nichil penitus nobis com| ....

(Fortsetzung folgt).

München. M. Rottmanner.

Petrarca.

Sonetto XXVI.

Quando dal proprio sito si rimove
L' arbor ch' amò già Febo in corpo umano,
Sospira e suda all' opera Vulcano
Per rinfrescar l' aspre saette a Giove;

Il quale or tona or nevica ed or piove,
Senza onorar più Cesare che Giano;
La terra piagne e'l Sol ci sta lontano
Che la sua cara amica vede altrove.

Allor riprende ardir Saturno e Marte,
Crudeli stelle; ed Orione armato
Spezza a' tristi nochier governi e sarte.

Eolo a Nettuno ed a Giunon, turbato,
Fa sentire, ed a noi, come si parte
Il bel viso dagli angeli aspettato.

Ist an der Heimatstätte nicht geblieben
Der Baum, um welchen Phöbus kam zur Erde,[1])
So keucht und ächzt Vulkan am Schmiedeherde,
Bis Jovis' Pfeile sind aus Erz getrieben,

---

[1]) Daphne = Laura (lauro).

Der donnert, regnen läfst und Flocken stieben,
Dem Julius wie dem Janus zur Beschwerde;
Die Erde weint, und dafs es schlimmer werde,
Ist Sol fernhin gezogen mit der Lieben.

Die Unheilssterne nun zur Macht gelangen,
Saturn und Mars; Orion sturmbewehret
Bricht Raa'n und Steuer, und die Schiffer bangen.

Den Luftraum und das Meer und uns belehret
Der Winde Tos, von dannen sei gegangen
Die Huldin, die der Himmel selbst begehret.

Sonetto XXVII.

Ma poi ch' il dolce riso umile e piano
Più non asconde sue bellezze nove;
Le braccia alla fucina indarno move
L' antiquissimo fabbro siciliano.

Ch' a Giove tolte son l' arme di mano
Temprate in Mongibello a tutte prove;
E sua sorella par che si rinnove
Nel bel guardo d' Apollo a mano a mano.

Del lito occidental si muove un fiato
Che fa sicuro il navigar senz' arte
E desta i fior tra l' erba in ciascun prato.

Stelle noiose fuggon d' ogni parte
Disperse dal bel viso innamorato,
Per cui lagrime molte son già sparte.

Doch will die süfsen Reize nicht mehr bergen
Die Anmutreiche, die von uns geschieden.
So magst vergeblich du Geschosse schmieden,
Uralter Meister in Siciliens Bergen.

Die Waff', in Ätnas Schofs zu grimmen Werken
Gehärtet, sinkt aus Jovis Hand in Frieden;
Beim Sonnenhuldblick, der uns lang gemieden,
Läfst wieder sich des Himmels Blau bemerken.

Vom Westgestade kommt ein Hauch gegangen,
Der auf dem Meere sichre Fahrt gewähret
Und Blumen läfst auf grasigen Matten prangen.

Der bösen Sterne Flucht das Antlitz ehret,
Das uns erweckt der Liebe Glutverlangen,
Und dessen Fernsein nur die Thränen mehret.

Sonetto XXVIII.

Il figliuol di Latona avea già nove
Volte guardato dal balcon sovrano
Per quella ch' alcun tempo mosse in vano
I suoi sospiri ed or gli altrui commove.

Poi che cercando stanco non seppe ove
S' albergasse, da presso o di lontano;
Mostrossi a noi qual uom per doglia insano
Che molto amata cosa non ritrove.

E così tristo standosi in disparte
Tornar non vide il viso che lodato
Sarà, s'io vivo, in più di mille carte.

E pietà lui medesmo avea cangiato,
Sì che i begli ochi lagrimavan parte:
Però l' aere ritenne il primo stato.

Zur Himmelszinne neunmal schon gestiegen
War Letos Sohn, der Umschau dort zu pflegen
Nach ihr, der ehmals schlug sein Herz entgegen,
Doch ohne ihre Spröde zu besiegen.

Soweit sein Blick auch schweift, ihm blieb verschwiegen
Der Ort, der ihre Schönheit mochte hegen,
Und gramvoll liefs er, weil er allerwegen
Sein Lieb nicht fand, sich von Gewölk umschmiegen.

So wird er nicht gewahr, dafs wiederkehret
Die, welche meine Lieder stets besangen
Und feiern stets, so lang mein Leben währet.

Ihr selbst rinnt über die entfärbten Wangen
Mitleidige Thränenflut[1]), der sie nicht wehret:
Drum bleibt des Himmels Antlitz schwarz umhangen.

Regensburg. A. Wittauer.

Über einige Sätze der Elementargeometrie.

Die Lehre von der Gleichheit der Figuren wird gewöhnlich vorgetragen, indem man zuerst beweist, dafs Parallelogramme und Dreiecke von gleicher Grundlinie und Höhe einander gleich sind, und dann erst, dafs diese Figuren sich bei gleicher Grundlinie zu

---

[1]) Laura hatte einen kranken Verwandten besucht, der dann gestorben war.

einander verhalten, wie ihre Höhen, und erst später die Messung der erwähnten Figuren vornimmt.

Diese Lehre würde sich aber weit einfacher gestalten, wenn man an die Spitze die Sätze stellte, dafs das Rechteck gleich dem Produkte aus Länge und Breite und dafs ein Parallelogramm gleich dem Rechtecke von gleicher Grundlinie und Höhe ist.

Bei dem Beweise der Sätze über das Verhältnis resp. die Gröfse der Figuren diskutiert man häufig eigens den Fall, dafs die in betracht kommenden Strecken incommensurabel sind. Ich glaube, dafs diese Unterscheidung, wenigstens für den ersten Geometrieunterricht, unnötig ist. Man setzt ja auch in der Algebra das Prinzip der Continuität stillschweigend voraus, und erst jenseits des Gymnasialunterrichtes wird in der Analysis die Allgemeingültigkeit z. B. der Gleichung $f(x) + f(y) = f(x + y)$ für $f(z) = kz$ genauer erörtert.

Wenn man aber einen strengeren Beweis für den Satz „Rechteck $= a \cdot b$“ haben will, so dürfte das gewöhnliche Verfahren, einen eigenen incommensurablen Fall durch einen indirekten, durchaus nicht leichten Beweis zu erledigen, sich wenig empfehlen. Denn auf dieser Stufe weifs der Schüler von incommensurablen Linien noch nichts, und die in dem Beweis vorkommende Idee „ein Fehler, den man beliebig klein machen kann, ist gleich Null“ ist auch neu, der ganze Beweis beruht also auf neu eingeführten Begriffen und ist daher schwer aufzufassen.

Etwas länger, aber trotzdem einfacher und dem Verständnis näherliegend ist folgender Weg, der wenigstens für Schüler eines Realgymnasiums nicht allzuschwer sein dürfte.

Ich bezeichne mit $Q(a)$ das Quadrat von der Seite a, mit $R(ab)$ das Rechteck von den Seiten a, b.

I. Lehrsatz[1]: $Q(a) = a^2$

Beweis: Teilt man a in n gleiche Teile so ergibt sich leicht:

$Q(a) = n^2 . Q\left(\frac{a}{n}\right)$ Wählt man $\frac{a}{n}$ als Längeneinheit und $Q\left(\frac{a}{n}\right)$ als Flächeneinheit, so ist $n = a$ und $Q(a) = n^2$

oder $Q(a) = a^2$.

Da nun a ganz unabhängig von der gewählten Längeneinheit ist, so gilt $Q(a) = a^2$, ob die Längeneinheit in a ohne Rest enthalten ist, oder nicht.

[1]) Infolge einer unangenehmen Erfahrung erkläre ich ausdrücklich, dafs ich die Beweise für die Lehrer und nicht in der für Schüler nötigen Breite gebe.

II. Lehrsatz: $R(ab) = ab$

Sei $b > a$ und

$$b = n_1 a + b_1, \quad b_1 < a;$$
$$a = n_2 b_1 + a_2 \quad a_2 < b_1; \text{ etc.}$$
$$b_1 = n_3 a_2 + b_3$$
$$a_2 = n_4 b_3 + a_4$$

u. s. w., unter den n positive ganze Zahlen verstanden, die a und b sind unbegrenzt abnehmende Strecken.

Dann ist: $R(ab) = n_1 Q(a) + R(b_1 a)$
$$= n_1 Q(a) + n_2 Q(b_1) + R(a_2 b_1)$$
$$= n_1 Q(a) + n_2 Q(b_1) + n_3 Q(a_2) + R(b_3 a_2)$$

also:

$$1) \quad R(ab) = n_1 a^2 + n_2 b_1^2 + n_3 a_2^2 + n_4 b_3^2 + \text{in inf.}$$

Ebenso ist aber auch:

$$ab = n_1 a^2 + a b_1$$
$$= n_1 a^2 + n_2 b_1^2 + a_2 b_1$$
$$= n_1 a^2 + n_2 b_1^2 + n_3 a_2^2 + b_3 a_2$$

also:

$$2) \quad ab = n_1 a^2 + n_2 b_1^2 + n_3 a_2^2 + n_4 b_3^2 + \text{in inf.}$$

Da die Restglieder dieser beiden unendlichen Reihen sich unbegrenzt der Null nähern, so folgt:

$$R(ab) = ab$$

Im Falle a und b ein gemeinsames Maſs haben, sind obige Reihen natürlich endlich.

Neuburg a. D. A. Schmitz.

Die Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich.[1]

II.

Deutsche Sprache.

In 8 Kl. 26 St.; in I. u. II. je 4, sonst je 3.

Die Aufgabe des grammatischen Unterrichts am Untergymnasium liegt vor allem in der möglichsten Entwicklung des Sprachgefühls (S. 118).

Dabei muſs auf der I. Stufe (I. u. II. Kl.) stets auf ein Zusammenwirken zwischen dem Lateinischen und Deutschen gesehen werden; Analogien und Gegensätze sind hervorzuheben. Im deutschen Grammatikunterricht ist, wie ganz richtig bemerkt wird, das rein gedächtnismäſsige Aneignen zu vermeiden, so z. B. kein tabellarisches Erlernen der Ablaut-

---

[1]) Wien 1884, Verlag von A. Pichlers Witwe. 8°. 416 S.

reihen beim Verb, sondern Aneignung der gebräuchlichen Formen auf praktischem Wege. Auch hier wird, was die schriftlichen Übungen überhaupt betrifft, zugestanden, daſs es dem Erfolg des Unterrichts nicht gerade abträglich ist, wenn der Lehrer, anstatt alle Arbeiten zu Haus zu korrigieren, zuweilen auch die Schultafel und darnach die wechselseitige Korrektur der Schüler zuhilfe nimmt (S. 123). Von den Fremdwörtern sollen nur die berücksichtigt werden, deren Gebrauch Bedürfnis ist; im übrigen ist auf jene Sprachformen, die noch gar nicht im Sprachschatz des Schülers sich vorfinden, besondere Aufmerksamkeit zu verwenden, eine Forderung, die gleichfalls sehr vernünftig lautet. -- Der grammatische Unterricht der II. Stufe (Formenlehre, Syntax, Prosodik in III. u. IV. Kl.) ist selbständig. „Die hauptsächlich formale Behandlung des Lehrstoffs hat die vollständige Erfassung des Inhalts zur Voraussetzung; es ist also, was die Lektüre für diese Lehrstufe anbelangt, nicht zu fürchten, daſs die Betonung des formalen Charakters derselben die ethischen Bildungszwecke beeinträchtigt." Poetische und prosaische Form sind verschieden zu behandeln; das beliebte Verwandeln eines Gedichts in Prosa würde, wie es (S. 129) heiſst, das Gefühl für die Unterschiede der poetischen und prosaischen Form abstumpfen. „Erst, wenn ein Gedicht in seiner poetischen Form völlig aufgefaſst, etwa auch memoriert ist, könnte sein Stoff später Gegenstand der mündlichen oder schriftlichen prosaischen Reproduktion werden". In diesem Fall dürfte, wie uns scheint, die fragliche Übung zwar noch schwierig genug, immerhin aber recht fruchtbringend sein, indem gerade sie den Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Darstellung lebhaft zum Bewuſstsein bringt. Sehr zu billigen ist die Ansicht, daſs poetische Stücke nie zu grammatischen Übungen benutzt werden sollen; überhaupt dürfen nicht unmittelbar an die Lektüre allerlei Sprachübungen angeknüpft werden; das geschehe in der für Grammatik bestimmten Zeit. Auf verständnisvolles Lesen ist groſser Wert zu legen von der untersten Klasse an, ebenso darauf, daſs die Schüler zusammenhängend reden lernen. Nicht bloſs aus der Poesie, sondern auch in Prosa ist Mustergiltiges auswendig zu lernen. Dadurch soll auf Ausdruck und Geschmack einerseits und auf das Gemüt anderseits gewirkt werden. Durch die Schulpraxis hat sich ein Kanon der für jede Stufe passenden Gedichte herausgebildet. Zu besorgen ist nach unserer Ansicht dabei, daſs wenn nur etwa 10 Gedichte für jeden Kurs ausgewählt sind — und wer möchte die Auswahl unbedingt billigen — der Lehrer in einen zu engen Kreis gebannt ist, als daſs er je nach dem Stand der Fähigkeiten der einzelnen Klassen sich frei genug bewegen kann. Das Schülermaterial der einzelnen Jahreskurse ist ja oft, wer wüſste das nicht aus Erfahrung, ein qualitativ sehr verschiedenes, Klasse gegen Klasse beurteilt. Man sollte also nicht gar zu ängstlich am einmal aufgestellten Kanon bestehen, was besonders für Lehrer Geltung haben dürfte, die den nämlichen Kurs eine längere Reihe

von Jahren fortführen müssen. „Von der III. Klasse an soll der Schüler Präparations- und Notatenhefte sich anlegen, in die er aufnimmt, was ihm sachlich und formell dunkel und fremdartig erscheint; über solche in der Schule nicht besprochene Punkte hätte er sich Aufklärung zu erbitten." Ob wohl auf dieser Stufe schon durchführbar? ob überhaupt? fragen wir.[1]) Die Schülerbibliothek sollte, wie S. 136 bemerkt ist, in den untersten Kursen mit etwas weiser Sparsamkeit, von der III. und IV. Klasse an häufiger beigezogen werden — eine Ansicht, die nur zu billigen ist.

In dem Abschnitt „Schriftliche Aufsätze" wird in ganz trefflicher Weise betont, dafs der Stil das Ergebnis der gesamten Bildung des Menschen ist. Daraus ergibt sich von selbst, welche enorme Wichtigkeit und Bedeutung dem deutschen Aufsatz im Gymnasialunterricht zuzumessen ist; die Übungen im lateinischen oder griechischen Stil gehen ja über das Mafs leerer Nachahmung so gut wie gar nicht hinaus und lassen nur in geringem Grad einen Einblick thun in das gesamte geistige Leben und Sein des Schülers. Natürlicherweise bilden die Aufsatzübungen auch nach unserer Ansicht schon von den untersten Stufen der Gelehrtenschule an den Hauptbestandteil des deutschen Unterrichts, ja des ganzen Unterrichts überhaupt. Wenn der Aufsatz in den mittleren Klassen der Elementarschule schon eingehend gepflegt und geübt wird, so müssen unbedingt jene Schüler, die im Untergymnasium auf gleicher Altersstufe stehen, in dem nämlichen Mafse zur Anfertigung von Aufsätzen angehalten werden; nichts würde in den unteren Klassen den Gesamtunterricht, der sich in den fremden Sprachen rein auf formalem Gebiet bewegt, der in den Realien so vielfach nomenklatorisch das Gedächtnis in anspruch nimmt, mehr und unerträglicher nüchtern gestalten, als das Streben, die Stunden auch in der deutschen Sprache meist grammatisch z. B. für die Satzlehre auszunützen. Es hiefse dem aufstrebenden Geist der Schüler Luft und Licht entziehen, wenn die Aufsatzübungen in den Hintergrund gedrängt und als etwas Nebensächliches behandelt würden. Schon in der I. Klasse soll nach wenigen Monaten von den Diktatübungen zu kleinen Nacherzählungen geschritten werden. Den Stoff liefern zum Teil Geographie und Naturgeschichte „auch Hebels Schatzkästlein und Ludwig Aurbachers Volksbüchlein werden dabei gute Dienste leisten"[2]).

„Bald sollen die Schüler zu Beschreibungen angeleitet werden, aber sie dürfen nichts beschreiben, was sie nicht aus eigner Anschauung kennen."

---

[1]) Vgl. Stimmen über den öst. Gymn.-Lehrplan ges. von Dr. Kummer, Wien 1886. Gerolds Sohn. S. 126.

[2]) Der Referent konstatiert seine freudige Überraschung, dafs in Oesterreich bereits amtlich das von ihm herausgegebene Volksbüchlein **Aurbachers** (wie es statt Auerbach heifsen mufs) für Unterrichtszwecke ausdrücklich empfohlen worden ist.

Nacherzählungen schliefsen sich an. Auch Auszüge sind zu machen (in III. Kl.); Gedichte sollen und können disponiert werden, das alles schon auf dieser Unterrichtsstufe. In der IV. Klasse mag zu den deutschen Übungen auch die altklassische Lektüre verwertet werden; an unerschöpflichem Stoff zu Arbeiten dieser Art fehlt es keineswegs. (S. 140.) Nur soll der Schüler, wie wir glauben, mit derlei Arbeiten nicht geradezu ermüdet werden. Wenn die Zahl der Themen aus diesem Gebiet ein Drittel der schriftlichen Arbeiten übersteigt, so ist leicht zu befürchten, dafs Übersättigung eintritt; das frische volle Leben soll von solchen antiquarischen Arbeiten nicht zu sehr eingeengt werden; Briefe, Beschreibungen und Vergleichungen, Erklärungen von Sentenzen aus dem Erfahrungskreis des Schülers sollten vorzugsweise geübt werden, denn da, wie S. 141 zugegeben wird, die an den Text sich enge anschliefsenden Übersetzungen aus Latein und Griechisch eine gewisse Gehobenheit des Tones erzeugen und Neigung zu ausgedehnten Satzfügungen beibringen, so würde der Schüler aufserdem in formaler Hinsicht an Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks Einbufse erleiden, wenn er vorwiegend zu solchen Arbeiten angeleitet würde. Bei den schriftlichen Übungen in der Schule ist die Korrektur vielfach auch sofort in der Schule vorzunehmen; bei der häuslichen Korrektur bediene sich der Lehrer für die Hauptkategorien der Fehler bestimmter Zeichen; die angemerkten Fehler sind vom Schüler selbst zu korrigieren. — Gewifs! Was der Schüler selbst thun kann, soll er selbst besorgen, sonst wird nur die Bequemlichkeit unterstützt!

Die deutsche Sprache im Obergymnasium.

„Erweiterung und Vertiefung des grammatischen Unterrichts ist auf dieser Stufe geboten; da aber das Material, an dem die Gesetze der Sprachbildung nachgewiesen werden sollen wegen Ausschliefsung des Mittelhochdeutschen nur der neuhochdeutschen Sprachperiode angehört, so kann wissenschaftliche Vollständigkeit hier nicht erreicht werden". Historische Grammatik zu treiben, war seiner Zeit dem Gymnasium unseres Erachtens überhaupt im Übereifer zugemutet worden. Nachdem die Klasse V die Lautlehre und die „Formenbilder" (Vokalwandel, Wortbildung) eingehender behandelt, wird in der VI. Klasse die Stellung der deutschen Sprache unter den indogermanischen erörtert werden müssen. Dabei ist von der Lautverschiebung zu sprechen. Daran schliefst sich die „empirische Einführung in psychologische Elemente der lebendigen Sprachthätigkeit" (Formenassociation, Differenzierung z. B. durch grammatische Isolierung etc. etc.), also in V. u. VI. lauter abstrus theoretische Deduktionen der jungdeutschen Schule, die jedenfalls nur in weiser Beschränkung und mit guter Auswahl der Beispiele den Schülern zum Bewufstsein gebracht werden müssen, soll einiger bleibender Nutzen dabei erreicht werden.

Die deutsche Lektüre am Obergymnasium hat zur unmittelbaren Aufgabe die Einführung in die Nationallitteratur. Da Mittelhochdeutsch nicht mehr im Stundenplan figuriert, kann das Volksepos, das in der V. Klasse in erster Linie zu behandeln ist, nur in neuhochdeutscher Form mitgeteilt werden. Verwiesen wird dabei auf die Uhland'schen Auszüge im 1. Bd. seiner Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Dem Lehrer kann natürlich die Kenntnisnahme der Originale nicht erlassen werden. Die Sagengruppen sollen nicht unmittelbar nacheinander in Angriff genommen, sondern erst nach Zwischenpausen weiter behandelt werden und zwar unserer Ansicht nach nur die wichtigsten. — Proben der Prosa (Erzählung, Beschreibung, Schilderung) sollen gelesen werden; von Abhandlungen ist abzusehen; es lassen sich allgemeine Dispositionsregeln dafür nicht aufstellen; darum ist auch, wie richtig bemerkt wird, ein längeres Verweilen bei der Chrie ziemlich nutzlos. (S. 147.) Vor allem ist unserer Ansicht nach nunmehr darauf hinzuarbeiten, dafs die Schüler allmählich ein richtiges Gefühl für die verschiedenen Stilgattungen der Prosa erwerben. „Die Einsicht in den Unterschied der poetischen Kunstformen sollen sie durch eigne Kraft(?) auf dem Wege der Beobachtung gewinnen; um den systematischen Aufbau einer Poetik handelt es sich nicht; selbst eines Leitfadens kann man dabei entraten".

„Die Unterweisung in der Litteraturgeschichte geschehe nicht ästhetisierend, sondern bleibe rein historisch, indem sie besonders die Haupt-Richtungen ins Auge fafst. Die Anfänge der neuhochdeutschen Litteratur sollen etwas eingehender, das 16. und 17. Jahrhundert in gedrängter Weise behandelt werden; alles Detail, heifst es weiter ganz trefflich, das ohne wirklichen Nutzen nur das Gedächtnis belasten würde, ist auszuschliefsen. Die Schullektüre bleibt immer noch formales Bildungsmittel; Schülern dieser Stufe durch dieselbe den ganzen Entwicklungsgang Lessings oder Goethes zu verdeutlichen, ist nicht möglich. „Mehr als anderswo mufs bei der Lektüre der Klopstockischen Oden das Lesen selbst gepflegt werden; die Gewalt des Rhythmus soll zum ausdruck gebracht werden". Proben aus Wieland sind unserer Ansicht nach in sehr vorsichtiger Auswahl zu geben und zwar nur, um den starken stilistischen Gegensatz zur Klopstockischen Darstellung klar zu legen. Was Lessing betrifft, so ist bei ihm besonders auf die epigrammatische Zuspitzung hinzuweisen. „Lessings poetische Thätigkeit gipfelt im Drama, dem auch seine kritische Arbeit zunächst zugewendet war." Ob aber die VI. Klasse der passende Boden sei, um fruchtbringend auch nur die Haupttheorien(!) der Dramaturgie mit den Schülern durchzuarbeiten, möchte uns zweifelhaft erscheinen; die nächste Klasse (VII.) dürfte dazu mehr geeigenschaftet sein; in der VI. präponderiere die Lektüre der Lyrik, wie z. B. die bayerische Studienordnung bestimmt. (Schulausgaben!)

In der VII. Klasse, heifst es S. 152, beginnt der Unterricht mit der Schilderung des Sturms u. Dranges, insbesondere mit Herder. Die Vorliebe dieser Richtung für Homer ist hervorzuheben. (Darauf wird Goethe Gegenstand des Unterichts und zwar die frei-rhythmisch odenartigen Dichtungen. Bei Schiller vermeide man aus formalen und pädagogischen Gründen die Gedichte der Jugendzeit zur Schullektüre zu verwenden, auch zur Privatlektüre eignen sie sich u. E. nicht; s. o.!) Die philosophische Lyrik wäre aber in VII. ins Aug zu fassen, dann folge die Dramatik. Was von empfehlenswerten Dramen Göthes und Schillers in der Schule nicht bewältigt werden kann, gehört der Privatlektüre der VII. u. VIII. Klasse an; auch hier ist streng auszuscheiden, glauben wir. „Wenigstens ein Shakespeare'sches Stück, etwa Julius Cäsar soll privatim gelesen werden." (S. 154.)

In die VIII. Klasse wird Hermann und Dorothea verwiesen; dann Schillers Glocke, Lessings Laokoon. Wir finden diese Anordnung und die Verweisung der genannten Dichtungen auf diese Lehrstufe sehr einsichtsvoll; dafs Schüler der IV. und V. Klasse für Werke von solch tiefer Bedeutung, absolut nicht, weder geistig, noch physisch, reif sind, dürften Einsichtigere nicht bezweifeln. Unreife Schüler des Untergymnasiums aber etwa zur Lesung des ganzen Schiller anzuleiten, kann nur dem baren Unverstand beifallen.

„Die Privatlektüre in VIII. bezweckt auch erste Einführung in Goethes Faust (I.), wenngleich nicht angenommen werden kann, dafs Jünglinge dieser Altersstufe ihn nur annähernd verstehen". Der Lehrer hat Weisungen für die richtige Auffassung zu erteilen.

Grillparzer kann als der jüngste deutsche Klassiker gelten; als solcher ist er der Privatlektüre zuzuweisen (S. 155). Die Litteraturgeschichte sollte ihn u. E. den Schülern unbedingt noch charakterisieren: aber auch noch darüber hinaus müssen der Jugend Fingerzeige gegeben werden. Passende Gelegenheiten dazu bieten sich bei Vorführung der klassischen Litteratur mannigfach. Wenn die Wieland'schen und Goethe'schen Romane besprochen werden, wird ein Exkurs über die Präponderanz des Romans und der Novelle in den modernen Litteraturen, speziell der deutschen, gegeben werden müssen; es wird dabei zu sprechen sein über die verschiedenen Arten des ersteren, seine Abhängigkeit von der Litteratur des Auslands, seinen inneren Wert resp. Unwert in künstlerischer, ethischer und sprachlicher Beziehung. War schon bei Behandlung der Schiller'schen Gedichte die rhetorische Färbung zu beachten, so bietet seine Prosa nicht minder Veranlassung, auf den Antithesenstil hinzuweisen. Jean Pauls Schreibweise endlich fordert förmlich heraus, die Extravaganzen der modernen prosaischen Diktion, zu denen seine Schriften Anstofs gaben, ins Aug zu fassen. Bei der Charakteristik der Romantiker mufs aufser ihren Verdiensten besprochen werden: das Streben dieser Autoren nach Originalität und monströsen Produktionen und nach Auflösung

der künstlerischen Form, ihre Feindschaft gegen die Ideale des 18. Jahrhunderts, die Überschwänglichkeit ihrer Phantasie, die Ironie.

Nicht minder wäre zu sprechen über die Zersetzung der Romantik in Heine und Genossen, dann über das junge Deutschland, (mit seiner Hereinziehung der Tagesinteressen, der satirischen und kritischen Negation aller Ideale und Formen der Litteraturentwicklung, seiner Frivolität und seinem semitischen Sarkasmus). Auf dem Grund solcher Elemente bildete sich der Journalistenstil, der nach Effekt und dem Pikanten hascht und um ephemeren Beifall buhlt, indem ein Skribent die Excentricität des Andern zu überbieten sucht; daher der Bilderreichtum bis zum sinnlosen Übermafs. Selbst die Dichter, besonders die mit und nach Grillparzer auftretenden österreichischen, weisen grofsen Bilderprunk auf.

Was den Inhalt der modernen deutschen Litteratur betrifft, so sind von aufsen eingedrungen: die politische Tendenz, der Byron'sche Weltschmerz und der Pessimismus, sowie der Realismus, welcher neuestens in den nackten Naturalismus ausartet. Es kann nun unseres Erachtens dem Gymnasium nicht erlassen werden, den Schüler darüber aufzuklären, wie am Mafsstab der klassischen Erzeugnisse der Wert oder Unwert der Tageslitteratur gemessen und gefunden werden kann, soll die Beschäftigung mit den antiken und deutschen Klassikern nicht rein illusorisch sein und der Jüngling als Schlufsresultat seiner litterarischen Studien nichts weiter erzielen, als ein prüfungsloses Hinneigen zu der krankhaften, gleifsenden Modelitteratur, und Aufgehen in dem modernen Journalismus, in dessen Dienst nur zu viele namhafte Schriftsteller der Neuzeit getreten sind. Übrigens hat das Gymnasium an sämtliche litterarische Leistungen der klassischen Periode und der darauffolgenden Zeit nicht blofs den ästhetischen Mafsstab anzulegen, sondern auch den ethischen; dann erst werden auch die Irrungen und Strebungen der gröfseren Geister den Studierenden verständlich werden; so müssen besonders die Jugendgedichte Schillers und Goethes venetianische Epigramme auch nach ihrer moralischen Seite charakterisiert werden; man darf dem Schüler des Gymnasiums nicht verschweigen, dafs manche Produkte der Klassiker erst dem Mannesalter ganz verständlich werden und dafs es wenigstens rätlich ist, dieses oder jenes Schriftstück nur an der Hand eines litterarischen Wegweisers, d. h. in kommentierter, mit Einleitung versehener Ausgabe kennen zu lernen (so Wilh. Meister, die Wahlverwandtschaften, den Faust, Wielands Schriften). Dafs die alten Klassiker immer wieder der Ausgangspunkt und die Vorbilder für die moderne Litteratur sein sollten, (leider sind sie es seit Goethes Tod den wenigsten Schriftstellern mehr gewesen), das wird rückhaltslos anerkannt von einem der hauptsächlichsten Vertreter der modernen Dichtung selbst, von R. v. Gottschall in seiner Vorrede zur Poetik S. IX.[1])

[1]) „Die Wiedergeburt unserer Nat.-Litt. vollzieht sich noch immer, noch jeden Augenblik mit dem Hinblick auf die grofsen Muster des Altertums".

Der Unterricht in der Litteraturgeschichte kann also u. E. mit Goethes Tod nur insofern seinen Abschlufs finden, als bei den oben angedeuteten Gelegenheiten auch Streiflichter auf die Hauptrichtungen der neuesten Litteratur gegeben werden; nur so wird der junge Mann an den Klassikern einen Mafstab finden und fürs ganze Leben besitzen zur richtigen Wertschätzung der litterarischen Produkte der Neuzeit.

Die Redeübungen sollen von der VII. Klasse an die Fähigkeit einzelner Schüler, selbständig durchdachten Stoff in relativ frei erzeugter mündlicher Rede zusammenhängend darzustellen, erproben und zwar „auf Grund einer schriftlichen Ausarbeitung, die nicht geradezu memoriert werden darf. Zu solchen Übungen eignen sich hauptsächlich die Stoffe der Privatlektüre, indem ein einzelner Gesichtspunkt, unter dem sonst der Lehrer selbst den Gegenstand besprochen haben würde, hervorgekehrt wird"; das ist aber das höchste Ziel der Übung; anfangs wird wohl das Memorieren nicht zu umgehen sein.

Bei den Aufsätzen handelt es sich darum, dafs die „inventio" immer mehr Sache des Schülers werde; nicht auf blofse Reproduktion des Stoffes ist es dabei abgesehen, sondern auf indirekt durch ihn erzeugte Gedanken. Von den moralisierenden (reflektierenden) Aufsätzen wird bemerkt, dafs sie gut gewählt und erläutert eine vorzüglich bildende Wirkung auszuüben vermögen, „nur sollten Lebenskreise gewählt werden, innerhalb deren die Jugend sich thätig bewegt, Vorstellungsgebiete, welche durch die Handlungen der Jugend in Bewegung gesetzt werden". Ganz richtig! Was soll z. B. ein Schüler mit dem beliebten Thema „tempora mutantur nos et mutamur in illis" anfangen, er, der kaum ein paar Jährchen zu denken und zu überblicken angefangen hat? Einzelne schildernde Aufsätze sind auch jetzt nicht zu missen (S. 158), ingleichen Aufsätze, die ihren Stoff den bildlichen Redensarten der lebendigen Sprache entnehmen; Themata litterarhistorischer Art sind wie die rein historischen von geringem bildenden Wert; ein Urteil, dem wir beipflichten; ihr Stoff ist vollständig gegeben, damit auch die Darstellung. Zum Schlufs wird bemerkt, es komme nicht auf die Mannigfaltigkeit der Themata an, doch solle man auf Mannigfaltigkeit der Formen bedacht sein, ja „denselben Vorwurf sollte der Lehrer in einigen Aufgaben, von leichteren zu schwereren fortschreitend, bearbeiten lassen"[1]). Jedenfalls mufs das einer Aufgaben-

[1]) Der Referent kann nicht umhin, der Besorgnis Raum zu geben, dafs nach seiner Ansicht der Schüler abgespannt wird, wenn ihm zu viele Themata aus dem nämlichen Gedankenkreis zur Bearbeitung vorgelegt würden, besonders gilt das, wie oben bemerkt, von den aus alten Klassikern entnommenen, ferner von den neuestens in den Schulen eingeführten kritisch-dramaturgischen Vorwürfen wie sie z. B. auf Grund der „Technik des Dramas" (von Gust. Freytag) bearbeitet werden. Auch auf der obersten Lehrstufe des Gymnasiums dürfte jährlich ein paar Mal, sei es in Schul- sei es in Hausarbeiten, ein Thema aus der Naturbe-

sammlung entlehnte Thema erst jedes Mal dem Stand der Klasse und dem speziellen Bedürfnis der Schüler angepafst d. h. verändert, kombiniert werden; weifs der Schüler, dafs dieses geschieht, dann wird er nicht Aufgabensammlungen ausschreiben oder gar zu einer Probearbeit heimlich mitschleppen, um ihnen die fertigen Dispositionen zu entnehmen.

„Sowohl bei Haus- wie bei Schularbeiten ist in kurzer Besprechung der Umfang der Themas festzustellen. Die Anfertigung einer Disposition zum Gegenstand einer Schularbeit zu machen, wird als nicht ratsam erklärt" (S. 159). Ob mit Recht?

Bei der Korrektur mufs die grammatische Richtigkeit im Aug behalten werden, ebenso die Wahl des Ausdrucks (Konsequenz im Bild). „Affektierte Kälte und Schwulst ist streng zu rügen."

Wenn schon in der Litteraturgeschichte sich Anlafs ergab, auf die Fehler des modernen Journalistenstils hinzuweisen, so wird sich bei Besprechung von Aufsätzen der obersten Lehrstufe eine noch viel häufigere und passendere Gelegenheit finden, die mit weise angebrachtem Schmuck gepaarte Einfachheit und Klarheit der klassischen Diktion als Muster aufzustellen gegenüber der von den modernen Schriftstellern vielfach beliebten allen Gesetzen des Geschmacks und der Schönheit Hohn sprechenden, Witz und Geist affektierenden wüsten Bildersprache. Solche Darstellungsweise begegnet uns nicht etwa blofs in der Unterhaltungslektüre, sondern selbst in renommierten auf Litteratur- und Kunstverständnis abzielenden Schriftwerken, was Referent aus seiner ziemlich reichhaltigen Sammlung diesbezüglicher Originalproben männiglich nachzuweisen im stande wäre.

Speier. Jos. Sarreiter.

II. Abteilung.

Recensionen.

Dr. Ad. Hemme, Rektor in Einbeck, Auswahl aus Horaz und den römischen Elegikern, für den Gebrauch auf Realgymnasien herausgegeben und erklärt. Teil I: Text und Einleitung. VIII u. 123 S. 1 ℳ. Teil II: Kommentar. 132 S. 1,20 ℳ. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1886. 8⁰.

Der Verf. will mit der vorliegenden Auswahl aus Horaz und den römischen Elegikern den Versuch machen, dem Bedürfnisse nach einer mit

---

trachtung gewählt werden neben den ethischen und litterarhistorischen Arbeiten, (z. B. Spruch Galilei's: Die Natur ist das beste Buch. Psychischer Unterschied zwischen Mensch und Tier. Die Naturkräfte im Dienste des Menschen. Der Wechsel, das erste Prinzip im Naturleben; vgl. in Bl. f. d. bayer. Gymn.-Wesen Bd. XIV S. 203 den Artikel des Referenten).

erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe für Realgymnasien abzuhelfen. Im ersten Teile liegt nur Text und Einleitung vor.

Dafs alles, was in der Anthologie einen Platz gefunden hat, in ästhetischer und pädagogisch-didaktischer Beziehung wertvoll und bedeutend ist, läfst sich nicht bestreiten. In betreff der Anzahl der den einzelnen Autoren entnommenen Gedichte ist der Hgbr. jedoch einseitig verfahren. Wohl mit Recht hat er dem Horaz den Löwenanteil gegeben, allein den Oden gibt er einen unverdienten Vorzug vor den Satiren und Episteln, wenn er von ersteren 48, von letzteren aber nur 6 nebst ein paar Fragmenten aus der ars poetica aufgenommen hat. Die Auswahl aus Catull (12), aus Tibull (5) ist entsprechend, aus Ovid aber (5) zu spärlich und knapp bemessen. Vergils Georgica und Bucolica ist mit Recht die Aufnahme versagt, Properz aber hätte wenigstens mit ein paar leichteren Elegien bedacht werden sollen, damit der Schüler auch seine eigentümliche Dichtungsweise kennen lernt.

Bezüglich der Anordnung und Reihenfolge der einzelnen Dichter möchte ich dem Verf. nicht beistimmen, indem er Horaz an den Anfang stellt, dann Catull und Tibull und zuletzt Ovid folgen läfst. Denn da nicht der Wert der einzelnen Dichter, sondern das leichtere oder schwierige Verständnis derselben für die Reihenfolge bei der Lektüre mafsgebend sein kann, so sollten zuerst die Elegiker und zwar an erster Stelle Ovid, dann Tibull, hernach Catull und zuletzt Horaz gelesen werden. Auf diese Weise wird der Schüler in richtiger Aufeinanderfolge mit den verschiedenen Versmafsen, zuerst mit dem heroischen und elegischen, dann erst mit den verschiedenartigen lyrischen Metren des Horaz vertraut.

In der Einleitung (S. 1—14) gibt der Verf. eine kurze und übersichtliche Darstellung des Lebens und der Werke der römischen Lyriker, der hauptsächlichsten grammatischen Eigentümlichkeiten der Dichtersprache und der wichtigsten Regeln der lateinischen Verslehre.

Bei der Gestaltung des Textes schliefst er sich im allgemeinen den neuesten Ausgaben der Autoren an. Besondere Schwierigkeiten sucht er einfach dadurch zu vermeiden, dafs er die Stelle streicht, wie Tib. II, 1, 57 sq; noch auffallender ist, dafs er oft mitten im Gedichte abbricht, wie Tib. I, 10 bei Vers 50, oder gleich eine Verkürzung nach eigenem Ermessen vornimmt, wie bei der Autobiographie Ovids.

Was den Kommentar betrifft, so gesteht der Verf. selbst, dafs seine Arbeit zu einem grofsen Teile in einem mühsamen Sammeln (apis Matinae more modoque) aus den trefflichen Werken von Nauck, Kiefsling, Schütz, Krüger, Schulze, Volz, Sommer und Yonge bestand. Und in der That finden wir in seinen Erklärungen eine so reiche Ausbeute der genannten Werke, besonders der Uebersetzungen von Geibel, Mähly und Heyse, dafs die selbstständige Arbeit sich auf ein geringes Mafs beschränkt; denn die Fassung der Überschriften über Inhalt und Bau der Gedichte geht im wesentlichen auf Kiefsling, die Zitate aus den modernen Dichtern auf Nauck, die Biographie des Horaz auf Schütz, die metrische Übersicht auf Köpke, Bock und Schiller, die Übersetzungen auf Geibel, Mähly und Heyse zurück. Indes fehlt es auch nicht an eigenen Zuthaten, welche darauf abzielen, dem Schüler die Präparation und das Verständnis möglichst zu erleichtern; diese bestehen aber nur in der Erklärung grammatischer Konstruktionen, in der Anführung von Parallelstellen aus der französischen und englischen Litteratur, hauptsächlich aber in der Übersetzung einzelner Wörter und Ausdrücke. Sachliche Erklärungen treten völlig in den Hintergrund. Dafs der Herausgeber sehr häufig die einfachsten Dinge, welche jedem Schüler geläufig sein sollen, unnützer Weise erklärt, mögen folgende Beispiele dar-

thun. So bemerkt er zu Horaz od. I, 1, 4: iuvat „es erfreut, gefällt"; od. I, 1, 30 gibt er den Unterschied von superi und inferi an; od. I, 3, 18: qui = is, qui; od. I, 3, 29: post ignem subductum = post ignis subductionem (!) oder igne subducto; od. II, 1, 1: ex „seit"; od. II, 1, 21: videor „es scheint mir, ich glaube" (Soll das eine Erklärung sein!); od. III, 5, 17: si non = im Falle dafs nicht (non zu perirent); Sat. II, 6, 10: o si quae (aliqua) (!) fors. — Es fehlt aber auch nicht an groben sachlichen Verstöfsen; so z. B. sagt er von Catull, er sei früh nach Rom gekommen, wo er mit Horaz bekannt wurde. Bekanntlich aber war Horaz beim Tode des Catull erst elf Jahre alt; denn Catull starb um 54, Horaz wurde 65 v. Chr. geboren.

Der Herausgeber hat die Anmerkungen in einem eigenen Bändchen getrennt vom Texte herausgegeben, wohl nur deshalb, damit der Schüler die Anmerkungen beim Unterrichte nicht vor Augen habe und dadurch zu einer gründlicheren häuslichen Vorbereitung sich veranlafst sehe. Mag dieser Grund auch einige Berechtigung für sich haben, so sind doch die damit verbundenen Nachteile, besonders die Unbequemlichkeit beim Studium, so bedeutend, dafs ich dieser Einrichtung nicht den Vorzug geben möchte.

München. Dr. Jak. Haas.

Fragmenta poetarum Romanorum collegit et emendavit Aemilius Baehrens. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1886. (427 SS.)

Die ungewöhnliche Arbeitskraft und den rastlosen Fleifs des Groninger Professors Emil Bährens müssen auch diejenigen Philologen anerkennen, welche die mit seinem Namen versehenen litterarischen Novitäten nicht eben freundlich aufzunehmen pflegen. In überraschend kurzen Zwischenräumen folgen die kleineren und gröfseren Produkte seiner Feder aufeinander, und nicht leicht ermangelt die Vorrede eines Hinweises auf verschiedene Dinge, die da noch kommen sollen. Durch die Bearbeitung der poëtae latini minores hat sich B. ein unleugbares Verdienst erworben, und jedermann mufs es als ein dankenswerthes Unternehmen bezeichnen, diese wertvolle Sammlung durch einen die fragmentarisch erhaltenen Denkmäler der römischen Poësie umfassenden Band zu ergänzen und den Jüngern der Philologie die erwünschte Möglichkeit zu eröffnen, um billigen Preis in den Besitz der bisher nur in kostspieligen Einzelausgaben zu beschaffenden Fragmente eines Ennius und Lucilius, um von anderen abzusehen, zu gelangen. Leider hat der Herausgeber auch in diesem Werke die fatalen Eigentümlichkeiten seiner kritischen Methode durchaus nicht verleugnet, und das durch Pontius Pilatus (vulg. ev. Jo. XIX, 22) und Emil Bährens berühmt gewordene ‚scripsi' spaziert unter den schwierigen, fast Wort für Wort von Controversen umsponnenen Resten der archaischen Poësie, welche die gröfsere Hälfte des Bandes füllen, mit einer Unverfrorenheit umher, welche dem Leser grausende Bewunderung abnötigt. Eine Mahnung zu vorsichtigem Gebrauche ist daher auch bei dieser Ausgabe durchaus am Platze. Die praefatio enthält aufser ‚analecta ad versum Saturnium spectantia' (p. 6 sqq.) und einigen obligaten, recht pietätvollen Ausfällen gegen Lucian Mueller (p. 4* 6*) die Ankündigung eines Handbuches der lateinischen Metrik. Die dritte Ausgabe von Teuffels Litteraturgeschichte hat B. wohl aus besonderer Freundschaft für Schwabe benützt. — Vermifst habe ich z. B. die Verse des Augustinus ‚de cereo', (de civ. d. XV, 22) über welche neuerdings zu vergleichen: A. Rösler: Prudentius. Freib. i. B. 1886 S. 71 Anm. 2.

A. Persii Flacci, D. Junii Juvenalis, Sulpiciae saturae. Recognovit Otto Jahn. Editio altera curata a Francisco Buecheler. Berol. ap. Weidmannos 1886. XV, 238 SS.

Die Namen der beiden Herausgeber bürgen für die Vortrefflichkeit der Arbeit. Mit Umsicht und Sorgfalt hat Bücheler die seit 1868 erschienenen einschlägigen Publikationen, unter welchen Rudolf Beer's ‚spicilegium Juvenalianum' (Lips. 1885) hervorragt, verwertet und durch Hinzufügung der alten Scholien, um deren Kritik sich in jüngster Zeit besonders A. Zingerle (Sitzungsber. der Wien. Akad. 1880), Liebl (Straubing 1883) und Stephan (Bonn 1882) verdient gemacht haben, den einzigen fühlbaren Mangel der ersten Ausgabe gedeckt. Die Lektüre der beiden kleinen Aufsätze im 41. Bande des rhein. Mus. „Der Text des Persius" (S. 454 ff.) und „eine Verbesserung Juvenals", (S. 634 ff.), welche füglich als eine Selbstanzeige des zweiten Herausgebers bezeichnet werden können, kann aus methodischen Gründen nicht dringend genug empfohlen werden. An einer Reihe von Stellen wird die von den Kritikern ohne Grund beanstandete Überlieferung wieder in ihre Rechte eingesetzt: Pers. I, 8 (ac); I, 46 (hoc); I, 119 (me); IV, 37 (tunc); V, 19 (pullatis); V, 21 secrete); V, 149 (nummi); VI, 6 (senex); VI, 37 und 41 (ohne Umstellung). Die Entlarvung des ‚dicta' (Pers. VI, 66) als Imperativus, — zu ‚pone paterna' wird der bekannte Schlufs der 2. Epode des Horatius verglichen — und die Herstellung von Juv. VIII, 148 durch das florilegium Sangallense (ipse rotam astringit sufflamine mulio consul) sind den schönsten Errungenschaften der Hermeneutik und Kritik beizuzählen. — S. 147 (schol. Juv. VIII, 139) wird aus Versehen Sall, Jug. 80 statt 85 zitiert.

München. C. W.

Meifsner, Dr. Carl, kurzgefafste lateinische Schulgrammatik. Leipzig, Teubner 1886. IV und 277 S. geb. M. 2,40.

Meifsner beabsichtigt eine Grammatik in Beispielen darzubieten, welche die in Worten ausgedrückte Regel entbehrlich machen soll. Nur notgedrungen geht er von diesem Grundsatze ab in der Formenlehre, wo er dem bisherigen Verfahren sogar soweit entgegenkommt, dafs er Regeln in Versen nicht verschmäht, welch' letztere übrigens nicht gelungen sind; in der Syntax hiegegen verfolgt er strikte sein Prinzip, nur dafs einigemale in der Kasuslehre da, wo eine Mehrzahl von Wörtern nach der gleichen Regel geht, diese an der Spitze des betreffenden Paragraphen kolumnenweise oder ebenfalls in Versen zusammengestellt sind.

Der Verfasser verzichtet also grundsätzlich auf in Worte gekleidete Regeln und versucht vielmehr letztere an Beispielen zu zeigen.

Der Gedanke, an Beispielen zu lehren, ist ja nicht neu; er ist vielmehr so alt, als der lateinische Unterricht überhaupt: jederzeit hat derjenige Lehrer, der es mit den ihm anvertrauten Schülern wohl meinte, die in Frage stehende Regel aus seinem Eigenen nach Kräften mit Beispielen erläutert; auch verfahren alle Grammatiken so; mir ist keine bekannt, die auf Beispiele verzichtete; aber sie verbinden sie mit der in Worten ausgedrückten Regel; ob dann die wörtliche Regel voraus- oder nachstehe, ist gleichgiltig. Der Lehrer kann und wird immerhin am besten mit den Beispielen beginnen und die Regel daraus abstrahieren.

Man sieht nun aber gerade an der Beschaffenheit der von den üblichen Grammatiken gebotenen Beispiele, wie schwer es ist, das Richtige zu treffen. Häufig sind die gewählten Beispiele einerseits für das Begriffsvermögen

der kleinen Lateiner zu schwierig, aus dem Zusammenhange gerissen unverständlich, wegen mannigfacher Antizipationen unpraktisch, andrerseits nicht in hinreichender Anzahl aufgestellt. Es ist daher immer ein Verdienst, nur solche Beispiele zu bieten, die sowohl leicht fafslich sind, als auch die Regel von allen Seiten beleuchten. Harre hat, in seinen „Hauptregeln der lateinischen Syntax" diese beiden Forderungen in musterhafter Weise erfüllt und nebenbei bemerkt auch treffliche, leicht verständliche Regeln ausgearbeitet.

Wie steht es nun in dieser Beziehung bei M. Auch er bringt leicht fafsliche Sätze; dafs er aber die Regel durch sorgfältig ausgewählte Beispiele überall in die rechte Beleuchtung rücke, kann man leider nicht sagen. Hier ist eine selbstverständliche Sache mit einer unübersehbaren Reihe von Beispielen belegt, dort sind viele einzelne Wörter statt eines kurzen in Worte gefafsten Satzes, dort wieder ist eine schwierigere Regel unzureichend erläutert oder es fehlen die erläuternden Beispiele ganz; sehr häufig finden sich statt der erwarteten Beispiele trockene Konstruktionsangaben. Allerdings läfst sich über ein Zuviel und Zuwenig hie und da verschiedener Meinung sein. Aber jedenfalls sollte man erwarten, dafs die Beispiele, wo sie nicht durch eine Wortregel erläutert sind, vollkommen Ersatz für die fehlende wörtliche Regel bieten, und dies hat der V. nicht erreicht, wie es wohl überhaupt ohne Gefahr für die Übersichtlichkeit und leichte Erlernbarkeit nicht erreichbar ist.

Eigentümlich ist es, wie M. zu dieser Einseitigkeit kommen konnte. Er stützt sich im Vorwort auf Urteile der 4. Direktorenversammlung in der Prov. Sachsen vom J. 1883; es ist aber unmöglich, anzunehmen, dafs dieser ein Buch in der Art des vorliegenden vorgeschwebt habe. Eine wörtliche Erklärung sollte doch wenigstens da nicht vorenthalten werden, wo die Sprachwissenschaft einfache, das Lernen erleichternde Erklärungsweisen gefunden hat, z. B. beim Abl. compar.; — nur sehr selten tritt unwillkürlich auch M. in die hergebrachten Pfade, wo er adäquate Wendungen beifügt, z. B. in der Kasuslehre, und auch sonst kommen zuweilen kurze Erklärungen vor; aber einen wahren Horror hat er vor in Sätzen ausgedrückten Regeln, „weil das wörtliche Auswendiglernen der Regeln geradezu schädlich sei"; warum läfst er sich dann auf Regeln in Versen ein? Ich meine übrigens, dafs der Schüler mechanisch lerne, könne der Lehrer verhüten, und andererseits kann der Schüler in den Übersetzungen zur genüge beweisen, ob er die Regeln verstanden habe; die Beispiele allein dürften kaum das Verständnis bewirken und für die Vorbereitung zu Hause braucht er durchgehends ein in wörtlich ausgedrückten Regeln bestehendes Substrat. Was sagt Comenius? Praecedant exempla, sequantur praecepta. Merkwürdig! Der Verfasser setzt diese Worte als Motto auf das Titelblatt seiner Grammatik und doch handelt er blofs nach dem einen Teile des Satzes! Die praecepta? — sie folgen nicht.

Dieselbe Inkonsequenz, ja Systemlosigkeit zeigt das Buch auch im übrigen. M. sagt im Vorworte, dafs er eine „kurzgefafste" Schulgrammatik schreiben wolle, zumal an solchen kein Überflufs sei. Dieses Unternehmen ist sicher dankenswert; nur mufs 1) wirklich eine kurzgefafste Grammatik geliefert werden, 2) Übersichtlichkeit und Deutlichkeit nicht die Kosten der Kürze tragen und 3) alles unbedingt Wissenswerte in derselben enthalten sein. Das ist aber bei M. nicht der Fall. Denn erstens leiden viele Partien an Weitschweifigkeit, z. B. § 182, 189, 190, 198, 390 etc. etc., ein Fehler, woran vor allem die Methode i. e. das Bestreben, keine Regeln in Worten zu bringen, die Schuld trägt; z. B. anstatt § 34 zu sagen, dafs Femin. diejenigen mehrsilbigen

auf -us sind, die im Gen. Sing. das u behalten, wird eine Anzahl solcher Femin. in einer Versregel gegeben, in § 48, 2, wo einfach zu sagen wäre, dafs alle Adjektiva der 3. Dekl., welche nicht zweier oder dreier Endungen sind, also alle nicht auf -er und -is endigenden, einer Endung sind, werden folgende Endungen aufgeführt: x, l, r, s (!).

Mit der Weitschweifigkeit stellt sich nun aber auch sehr häufig Unübersichtlichkeit und Unklarheit ein. Ganz monströs und systemlos sind z. B. die § 160. 186. 191. 202 etc. etc.

Umgekehrt fehlt vieles, was selbst in einer kurzgefafsten Schulgrammatik unbedingt stehen mufs. Der Schüler hat füglich ein Recht, zu verlangen, dafs ihn seine Grammatik nicht im Stich lasse, wenn er sich von ihr Rats erholen will. So vermifst man die Angabe, welche Adj. im N. Plur. gen. neutr. ia haben, welche Partizipia komparationsfähig sind, § 77 sind die Komposita von sum unvollständig, es fehlt sogar adsum; die Ausnahmen der Genusregeln sind durchaus unvollständig; von Plur. tantum sind § 42. 2 nur 3 angegeben; besonders aber fehlen in der Kasuslehre viele Verba und Adjektiva, deren Konstruktion im Lat. von der Deutschen abweicht, so im Accus. ulcisci, suadere, parare, gratulari, minari etc. (vgl. Goldbacher § 265. 3), auch obire, subire etc., § 156 ist der Kompos. von sequi nicht Erwähnung gethan. Beim Dativ fehlt supplicare; § 167 genügt weitaus nicht, Kompos. mit sub, super fehlen ganz; § 177. 1 ist zu sagen, wann anstatt des gen. partit. ex, de oder in zu setzen ist; § 176: steht auch bei tot ein partit. Genetiv? § 197 fehlen die Ausdrücke „mieten, vermieten, feilstehen" u. s. w.; § 306: bei spero und juro gibt es doch auch einen Inf. Praes. und Pft.! § 309 fehlt sinor. etc. etc.

Dafs es der Grammatik an Ordnung und Übersichtlichkeit gebricht, ist oben schon in anderem Zusammenhang beklagt worden. Sehr häufig ist daran auch eine wissenschaftlich sein sollende Methode und Mangel an Sorgfalt schuld. Regeln und Ausnahmen stehen durch das ganze Buch meist unterschiedslos neben und untereinander, wiederholt finden sich Ausnahmen von der Ausnahme, z. B. § 32. 2, § 59. 2. In der Formenlehre ist, wie bei Goldbacher, die Zerreifsung der 3. Deklin. in eine konsonant. und vokalische und die Hereinziehung der Deklin. der Adj. und Komparative unpraktisch, weil verwirrend; z. B. wie die Komparative deklinirt und gebildet werden, ist an 5 verschiedenen Stellen gelehrt (§ 21. 23. 47. 50. 53—60) und gleichwohl fehlt es, wie schon oben bemerkt, an der nötigen Vollständigkeit. Das beweist, dafs die Methode verfehlt ist. Auch in der Kasuslehre zeigt sich der Zwang der Methode. Die Präpositionen finden sich an Dutzenden von Stellen zerstreut; die kurze Zusammenstellung derselben in der Formenlehre ersetzt den Mangel einer einheitlichen Auseinandersetzung am Schlusse der Kasuslehre, wie sie in den andern Grammatiken sich findet, nicht. Der abl. mens. kommt an 3 Stellen vor (§ 198. 204 b und c, 210) etc. Der Schüler merkt sich die Regeln zunächst immer nach dem Orte; folglich mufs ihn diese Zerstückelung aufs nachteiligste verwirren. Mehr oder weniger systemlos sind auch die § 25, 30. 1, 161. 4, 164 (es fehlen notwendige Adjektiva wie gratus, amicus und stehen dafür, obwohl es der erste Paragraph über den Dativ ist, fast nur Adj. die mit dem Gen. oder Präpos. verbunden werden, Ausnahme und Regel ohne nähere Kennzeichen durcheinander); § 182 (es fehlt paenitet eum, eos etc.); 185, 191. 4, 327—332 (z. B. gehört operam dare in § 330 b — Systemzwang!); sum gehört vor § 119; § 151 ist verfrüht; ebenso in § 160 mit einigen Beispielen vorgegriffen, z. B. missi sunt auxilium rogatum; § 166 gehört nach § 167 wegen praestare; der Dat. commodi § 169 ge-

hört an den Anfang des Dativs, jedenfalls vor § 166, welcher die Kenntnis des Dat. comm. voraussetzt; § 186 d und § 187 gehören zusammen; § 297 setzt § 309 voraus, resp. ist eine Ergänzung des letzteren; § 317. 1 und 2 gehört in die Formenlehre; § 225 b Anm. und § 303 Abs. 3 enthalten Gleichartiges.

Dafs das Buch überhaupt ziemlich voreilig und flüchtig gearbeitet wurde, beweisen aufser Vorstehendem auch die vielen einzelnen Fehler.

§ 30. 4: der Sing. verber kommt nicht vor; die Schlufsbemerkung von § 68 gehört zu § 67. I. 1; § 159 id gaudeo soll = id gaudium gaudeo sein? wie steht es dann mit id celor, id me paenitet etc.?

§ 89 vi fällt vor s aus? § 186 enthält manches Unrichtige; § 157 mirari heifst nicht bewundern, sondern wunderbar finden (sich über etwas wundern). dolere nicht betrauern, sondern bedauern, ebenso falsch maerere, lamentari; § 185 pluris bei interest ist nicht klassisch; § 189 die Ausdrücke des Schätzens gehören nicht zum abl. limit.; § 202 b patris loco esse heifst „Vaterstelle vertreten."

Auch das „Register zur Syntax" läfst häufig im Stich.

Von Druckfehlern nenne ich S. 11 —ens statt —ans; § 35 cornui statt cornu; S. 199 habere statt haberi; § 161, 1 ist esse in Klammern zu setzen; § 229 a u. b ist die Klammer zu streichen; § 177, 1 nicht trecenti iuravimus cf. Liv. II. 12: t. c o n i uravimus; § 210 a tertio post annis.

Anerkennung verdient der grammatisch-stilistische Anhang. Die übrige Grammatik ist für den Unterricht nicht verwendbar; nur eine radikale Umarbeitung resp. Neubearbeitung kann ihr helfen.

Die Ausstattung des Buches ist übrigens vorzüglich.

Amberg. Gebhard.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von Ameis. I. Bd. 3 Heft, Ges. 7—9. Bearbeitet von Hentze. 3. berichtigte Auflage. — Leipzig. Teubner. 1886. — 1,20 ℳ.

Anhang zu Homers Ilias. III. Heft. Erläuterungen zu Gesang 7—9 von Hentze. 2. umgearbeitete Auflage. Leipzig. Teubner. 1887. — 1,80 ℳ.

In der vorliegenden Ausgabe hat der Bearbeiter, durch gründliche Kenntnis der bezüglichen Litteratur, sowie umsichtige Genauigkeit unterstützt, alles gethan, um das Buch auf der dem gegenwärtigen Stande der Forschung entsprechenden Höhe zu erhalten. Die ausführlichen Einleitungen und eingehenden kritischen Erörterungen des Anhangs[1]) bieten zugleich ein Repertorium der homerischen Litteratur; einzelne für die Entwicklung des Zusammenhangs besonders wichtige kritische Bemerkungen finden sich schon unter dem Texte. Es fehlt zwar immer noch nicht an solchen, die mit Ängstlichkeit jede Hereinziehung dieser Fragen in den Unterricht vermieden wissen wollen; allein der unbefangen Urteilende kann sich, je mehr die homerische Frage eine greifbare Gestalt annimmt und je gesichertere Ergebnisse ihre unermüdete Bearbeitung bereits erzielt hat, immer weniger der Erkenntnis verschliefsen, dafs es unmöglich ist, die homerischen Gesänge in der Schule zu erklären, ohne auf jene Ergebnisse gebührende Rücksicht zu nehmen. Für die sachliche Erklärung

[1]) Insbesondere sei hier auf die sorgfältige Analyse der Reden des 9. Buches aufmerksam gemacht, durch welche sich der Verf. ein ganz wesentliches Verdienst erworben hat.

lieferte dem Herausgeber Helbigs Werk: das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert sehr schätzenswertes Material. Wenn auch einzelne Aufstellungen Helbigs sich bestreiten lassen und thatsächlich mit übertriebenem Eifer bekämpft worden sind, so ist das Buch dennoch, wie in diesen Blättern Jahrg. 22, S. 136 ff. schon nachgewiesen worden ist, ein ausgezeichnetes unentbehrliches Hülfsmittel für eine auf realer Grundlage ruhende Interpretation der homerischen Epen, das wohl in Bälde in neuer verbesserter Gestalt dem philologischen Publikum dargeboten werden wird.

Im einzelnen seien folgende wenige Bemerkungen gestattet.

Buch 7. — V. 117—119. Mit Recht bemerkt Hentze: „Diese überaus zuversichtlichen Worte sind nach der vorhergehenden Schilderung von Hektors Furchtbarkeit sehr befremdend." Noch mehr, sie widersprechen dem vorher Gesagten geradezu. Zuerst rät Agamemnon seinem Bruder vom Einzelkampfe mit Hektor ab „ἀμείνονι φῶτι, τόν τε στυγέουσι καὶ ἄλλοι", sogar Achilleus, und dann schliefst er diese Abmahnung mit der Äufserung: Hektor wird froh sein, wenn er heil aus dem Kampfe entfliehen kann! Wenn das kein Widerspruch ist, dann gibt es überhaupt keinen in unserer Ilias. Dazu kommt, dafs δηΐου ἐκ πολέμοιο καὶ αἰνῆς δηιοτῆτος, wie Franke in seiner Ausgabe bemerkt, nur hier und V. 174 vom Zweikampfe gebraucht ist. Die Verse 117—119 sind mit Köchly zu verwerfen.

V. 133—135. Hentze erklärt diese Stelle durch die Annahme, der Keladon sei ein Nebenflufs des Jardanos und die erwähnte Schlacht habe an der Einmündung des ersteren in diesen stattgefunden. Allein diese Erklärung ist nur ein Notbehelf; aus den Worten des Textes läfst sich ein klarer Sinn nicht gewinnen. Es ist hier das geratenste mit Christ (Iliasausgabe) den V. 135 zu streichen.

V. 190. πὰρ πόδ' ἑὸν — βάλε. Hentze: „weil es (das Los) nun keine Bedeutung mehr hatte." Aber schon Aristarch erklärte: βάλλει δὲ χαμαὶ τὸν κλῆρον, τύπον τῆς ἥττης Ἕκτορος παρενθείς, und Fr. Rauchenstein sagt sehr schön: „Ein feiger Kämpfer hätte vielleicht das Los zögernd in der Hand behalten; der freudig entschlossene Aias wirft es rasch auf den Boden."

V. 291—293 scheinen dem Herausgeber aus 377, 378 und 282 eingeschoben. Seine Gründe sind überzeugend.

Buch 8. V. 28—40 hat H. eingeklammert, der hier mit Recht Christ folgt, nach dessen Urteil diese Partie noch jüngeren Ursprungs ist als der Kern dieses Gesanges.

V. 73 f. schon in den Scholien athetiert bezeichnet auch H. als eingeschoben.

V. 213. Es fällt hier auf, dafs nach dem Wortlaute des Verses man sich den Raum zwischen Umwallung und Graben des Schiffslagers so weit zu denken hat, dafs Gespanne und Kämpfer daselbst stehen können. Überdies vollziehen sich unzweifelhaft die von V. 222—252 erzählten Vorgänge hinter dem Walle, während sich nach unserer Stelle die Achäer zwischen Graben und Wall, also vor diesem zusammengedrängt haben. Beseitigt man den V. 213, so ist jeder Anstofs gehoben.

V. 235 wurde zwar von Aristophanes und Aristarch verworfen und ist auch von H. eingeklammert, weil er das Gewicht der vorhergehenden Worte abschwäche. Diefs läfst sich jedoch nicht einsehen; der Vers besagt: Wir gelten nicht so viel wie der eine Hektor, der (eben in Folge unserer Mutlosigkeit) bald selbst unsere Schiffe in Brand stecken wird.

V. 466—468, die in den besten Handschriften fehlen, hat der Herausg. zwischen Klammern gesetzt, bemerkt aber mit Recht, dafs auch die vorhergehenden Worte der erzürnten Here wenig angemessen sind. Der Ausdruck leidet an kläglicher Dürftigkeit.

V. 521. Die von Hektor hier ausgesprochene Befürchtung, dafs ein λόχος der Achäer in Ilios eindringen möchte, stimmt nicht zu der Äufserung 510 f, wo jener vermutet, es könnte der Feind bei Nacht und Nebel sich eiligst einschiffen.

V. 523 u. 524 drücken ein und denselben Gedanken in zwei Wendungen aus. Franke verwirft 523, H. streicht 524 mit den folgenden VV. bis 529 einschliefslich (523—529 schon von Bekker als interpoliert erklärt). Aber gehört nicht auch dieser Anstofs eben zu den Merkmalen der Nachdichtung? Ein solches darf wohl auch darin erblickt werden, dafs V. 565 der sonst nur von Menschen gebrauchte Ausdruck Ἠῶ μίμνειν von den Pferden gesagt ist.

Buch 9. V. 230 hätte Bekkers Konjektur σόας ἔμεν statt des überlieferten σαωσέμεν Aufnahme verdient.

V. 320 betrachtet H. als Interpolation; lieber möchte man mit Bekker und Christ 318—320 verwerfen.

V. 383 f. klammert der Herausg. ein; aus welchen Gründen nur die beiden Verse, und nicht auch 380, 381 und 382?

V. 424 σόῳ (cod. Ven. 454 σόω) darf kaum, wie H. will, als Optativ gefafst werden; vielmehr ist es eine Konjunktivform wie V. 681 σόῳς (Ven. σόῃς).

V. 513 f. Diese schwierige Stelle wird von H. nicht genügend erklärt. Derselbe bezieht nämlich ἥ τε (V. 514) auf das unmittelbar vorhergehende τιμήν, aber nicht mehr in dem Sinne, welchen das Wort im Hauptsatze hat: „gewähre du Ehre den Töchtern des Zeus“, sondern objektiv als die den Litai anhaftende Anerkennung, der eine Macht über die Herzen der Zürnenden beigelegt wird. Es würde mithin in den beiden Sätzen τιμή in verschiedenem Sinne stehen, was unmöglich erscheint. Nach Franke wäre der Inhalt der Verse: Gewähre auch du es, dafs den Töchtern des Zeus deinerseits Ehre folge, wie solche Ehre ja andrer edler Menschen Herzen umstimmt. Allein dies liegt nicht in den Worten des Dichters; nicht die τιμή, die Rücksicht, die man den Litai zu teil werden läfst, stimmt die Herzen um, sondern der Gedanke an die Notwendigkeit der τιμή, die Scheu, den Bitten diese Ehre zu verweigern. Christ schlägt angesichts dieser Schwierigkeiten vor zu schreiben: ἀλλ' Ἀχιλεῦ, πόρε καὶ σὺ Διὸς κούρῃσιν ἕπεσθαι Τιμήν, αἵ τ' ἄλλων περ ἐπίγναμψαν νόον ἐσθλῶν. Allerdings etwas gewaltsam; aber ohne Änderung des Textes läfst sich hier nicht zurecht kommen.

V. 682 ff. Wenn Franke es auffällig findet, dafs Odysseus in seinem Berichte über den Erfolg der Sendung an Achilleus von den milderen Äufserungen desselben V. 609 und 650 keine Notiz nimmt, so erklärt der Herausg. diese Thatsache richtig durch die Bemerkung, dafs jene Worte des Achilleus 609, 619, 650 ff. nicht zur eigentlichen den Gesandten erteilten Antwort gehören und dafs es zur Situation besser stimmt, wenn die Achäer sich jeder Hoffnung auf die Mitwirkung des Grollenden gänzlich entschlagen. In dem Hörer mufs so das Gefühl platz greifen, dafs die Griechen jetzt nur auf sich selbst angewiesen sind. —

Der Text der Schulausgabe beruht auch in dieser Bearbeitung auf den Recensionen von Bekker und der kritischen Ausgabe von J. La Roche. Die Ergebnisse der auf Sprachvergleichung und Inschriftenkunde aufgebauten Forschungen nach einem von attischer und alexandrinischer Umformung herausgeschälten Homertexte wird Hr. H., wenn er sie überhaupt berücksichtigen zu müssen glaubt, erst in einer neuen Auflage verwerten können.

H. Guhrauer, Musikgeschichtliches aus Homer. I. Beilage zum Osterprogramme des Gymnasiums in Lauban 1886. 4°. 24 S.

Soviel auch in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Geschichte der alten Musik gearbeitet worden ist, herrscht dennoch selbst über die wichtigsten Fragen derselben, wie z. B. das Wesen der Tonarten, das Vorkommen der Polyphonie oder die Qualität der Instrumentalbegleitung keineswegs Einstimmigkeit. Einen Hauptgrund für diese auffallende Thatsache sieht der Hr. Verf. des angeführten Programms darin, daſs bisher versäumt wurde, die in den alten Schriftstellern, nicht etwa nur in den Musikschriftstellern vorliegenden für die Musikgeschichte wichtigen Angaben zu sammeln und kritisch zu behandeln. In seiner Schrift macht nun G. den Anfang dieser Aufgabe mit der Sammlung und Besprechung des in den homerischen Gedichten vorhandenen hier einschlägigen Materials. Eingehend und umsichtig prüft der Verf. die einzelnen Stellen und findet dabei Gelegenheit, so manches mit apodiktischer Gewiſsheit ausgesprochene Urteil neuerer Fachschriftsteller zu entkräften, sowie auch zu zeigen, wie die Erklärer Homers immer noch zu sehr geneigt sind in die Worte des Dichters ihre subjektive Anschauung hineinzulegen. Stellt sich auch im Verlaufe der Untersuchung das Resultat heraus, daſs Homer für Musikgeschichte keine ergiebige Quelle ist, so besitzt die Schrift doch sowohl für den Forscher auf diesem Gebiete, als auch für den Bearbeiter und Erklärer des Homer Wichtigkeit und Wert, und ist ihr eine baldige Fortsetzung zu wünschen.

München. M. Seibel.

Schenkl, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen und Lateinischen ins Griechische für die Klassen des Obergymnasiums. 6. Auflage. Prag, Tempsky und Leipzig, Freytag. 1887. Preis ℳ 2,70. S. VIII und 210.

Das Buch ist zunächst für die vier oberen Klassen der österreichischen Gymnasien bestimmt und zerfällt in zwei Kurse, einen für die 5. und 6. und einen für die 7. und 8. Klasse. Es enthält abgesehen von den aus Einzelsätzen bestehenden Vorübungen, welche zur mündlichen Einübung der Moduslehre dienen sollen, bloſs zusammenhängende Stücke. Die deutschen Übungsstücke sind sämtlich griechischen Schriftstellern entnommen, jedoch gröſstenteils und fast durchweg recht zweckmäſsig umgearbeitet. Daſs sich da und dort weniger instruktive Übungen, wie etwa Nr. 17 ff., 40 f., 54 f., oder in der Fassung nicht besonders gelungene, wie Nr. 28 f. finden, kann neben dem vielen Trefflichen, das das Buch bietet, nicht in betracht kommen. Die lateinischen Abschnitte sind bis auf einige wenige, für welche griechische Stellen übersetzt oder bearbeitet wurden, römischen Autoren entlehnt. Zwei angefügte Wörterverzeichnisse, ein deutsch-griechisches und ein lateinisch-griechisches, sind sehr sorgfältig gearbeitet, und lassen, nach Stichproben zu schlieſsen, den Schüler nirgends im Stich.

Für Bayern wäre das Buch in den beiden oberen Gymnasialklassen recht wohl zu brauchen; doch müſsten von den unter dem Text stehenden Angaben viele gestrichen werden. Obwohl nämlich Kenntnis der griechischen Grammatik vorausgesetzt wird, findet sich doch in den Noten vieles aus der Kasus- und Moduslehre angegeben, was dem Schüler bekannt sein muſs, so 7^{15} bei den olympischen Spielen: Dat. C(urtius) 443; 9^{19} einen nicht beachten: ὀλιγωρεῖν τινος; 30^{11} μεταδιδόναι τινί τινος; 121^{12} συνεῖναί τινι;

124^{19} ἐνδεᾶ εἶναί τινος; 2^{4} gestatten, dafs: Infinitivconstr.; 24^{17} (κελεύειν; m. f. Acc. m. Inf.); 44^{17} versprach zu geben: Inf. des Fut.; 118^{17} ὅτε m. abs. Gen.; 156^{7} uter eorum vita superavit: ὁπότερος ἄν; 174^{13} moneo: παραινεῖν τινι m. f. Inf., u. dgl. m. — Nicht billigen kann ich ferner, dafs dem Schüler nicht eben selten ganze Sätzchen übersetzt sind, wie z. B. 1^{11} da konnte man nun sehen: ἔνθα δὴ ἔγνω ἄν τις; 116^{15} und dies geschah auch ὃ καὶ συνέβη γενέσθαι; 130^{13} wenn ihr also dieser Meinung seid: εἰ οὖν δοκεῖ ταῦτα οὕτως, und öfter; ich hielte Andeutungen, wie zu übersetzen sei, für geeigneter.

Zum Schlufs noch ein paar Einzelheiten: Warum ist wohl 59^{6} abweichend von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ἄριστα τῶν σωμάτων ἔχειν angegeben, während doch Xen. Ages. I, 25 der Artikel fehlt? Seite 12 heifst es: Als Thibron ..., verlangte er von den Athenern 300 Reiter. Und (diese) schickten sie ihm auch. Kann man von dem Schüler verlangen, in „diese“ das Objekt des Satzes zu erkennen? — Ausstattung und Druck lassen nichts zu wünschen übrig. An Druckfehlern habe ich mir aufser etlichen Kleinigkeiten nur notiert: S. 38 Freudenaufnahme statt Fremdenaufnahme, S. 81 pars extremo, S. 177 s. v. Goldarbeiter τεχνίτη f. τεχνίτης und S. 203 furor ἐνθουσιάζω.

Regensburg. Zorn.

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar. IX. Bd. Schillers Jungfrau von Orleans, von Dr. A. Funcke. Paderborn und Münster 1886. 176 S. 8⁰. M. 1.20.

Diese Ausgabe ist ebenso eingerichtet, wie die übrigen des gleichen Herausgebers, über welche Ref. in diesen Blättern (XXII. S. 505) berichtet hat. Die Anmerkungen unter dem Text sind ganz wohl dazu geeignet, das Verständnis des Dramas zu fördern und den Genufs der Lektüre zu erhöhen, nur dafs hie und da die eine oder die andere überflüssig erscheint, so z. B. S. 16, 4; 32, 3; 46, 1, 4; 51, 1; 68, 2; 105, 2; 112, 4; denn einem Leser, bei dem der Herausgeber die Kenntnis rhetorischer Ausdrücke wie Hyperbel (74, 1) oder Synekdoche (124, 1) u. a. voraussetzt, braucht er doch wohl das Wort „Visier“ u. a. nicht zu erklären. Über das Frage- und Antwortspiel hat sich Ref. bereits in seiner früheren Besprechung geäufsert; bemerkt mag hier nur noch werden, dafs sich mehrmals Wiederholungen dessen, was bereits in den Anmerkungen unter dem Text enthalten ist, in den Fragen und Antworten, wenn auch in etwas anderer Form finden, man vgl. z. B. die Anm. zu IV, 1 und S. 153. Der V. fühlte eben das Bedürfnis, Bemerkungen ästhetischer Art oder solche, die sich auf die Bedeutung einzelner Scenen und den Bau des Stückes beziehen, und die er sonst fast durchweg in den 2. Abschnitt verlegte, hin und wieder auch unter dem Texte zu geben. Wäre es da nicht besser, den ganzen Inhalt des 2. Abschnitts in den Fufsnoten zu verarbeiten? Es würden dann nichtssagende Fragen und Antworten, wie z. B. „In welcher Weise legt Johanna zu Anfang des Aktes ihr Inneres dar?“ — „In einem ergreifenden Monologe, mit dem der IV. Akt beginnt“ von selbst in Wegfall kommen. — Die Bemerkungen über das ganze Drama, welche die Stelle einer Einleitung vertreten sollen, enthalten eine praktische Auswahl des für die Entstehung und Würdigung der Dichtung, für die Vorgeschichte und historische Grundlage derselben Wissenswerten aus den betreffenden Werken von Naumann, Gude und Schäfer. In dem

ersten Abschnitt, wo die Vorstudien Schillers zu seinem Werke erwähnt werden, sollte nicht fehlen der Hinweis auf die vielfachen Anregungen, die dem Dichter Shakespeares Heinrich VI. bot, und dies um so weniger, als ja die Anmerkungen mehrfache Hinweisungen enthalten auf sachliche und sprachliche Entlehnungen aus jener Dichtung. Aufserdem konnte hervorgehoben werden, dafs Schiller mit der Verherrlichung des Königtums der Lilien eine Polemik gegen die französische Revolution beabsichtigte. — Den Schlufs der Ausgabe bilden Aussprüche aus dem Drama, deren Sammlung doch wohl dem Privatfleifse der Schüler überlassen werden dürfte, und eine Reihe von verständig gewählten Aufsatzthemen.

Paul Klaucke, Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes. Für die obersten Klassen höherer Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht. Erstes Heft: Götz von Berlichingen. Berlin. W. Weber 1886. 8⁰. 193 S. M. 2.60

Paul Klaucke, zur Erklärung deutscher Dramen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Berlin, ebenda. 8⁰. 59 S. M. 1.

Die Erläuterungen zu Götz von Berlichingen enthalten eine überaus gründliche und eingehende Behandlung des Dramas. Um zu zeigen, in welcher Weise der V. zu Werke geht, sei es gestattet, als Beispiel das Schema, welches er vom Inhalt der ersten Scene des ersten Aktes entwirft, hier anzugeben:

Einleitung: Die erste Scene eines Dramas gibt nicht selten den Grundton des Ganzen an. Inhalt derselben: Streit, wie im ganzen Drama der Kampf eine höhere Bedeutung hat. I. Von diesem Kampfe gibt uns die erste Scene wenige, ganz allgemein gehaltene Andeutungen. Wir erfahren einiges A. Über die Sache, um die es sich handelt 1) Äufsere Veranlassung und bisheriger Verlauf. 2) Ein neues Moment dieses Kampfes. B. Über die kämpfenden Parteien 1) Äufsere Stellung 2) Wenige Charakterzüge derselben. II. Die allgemeinen Zeitverhältnifse des Dramas. A. Zustände der höheren Kreise des Landes. B. Die niederen Kreise. 1) Die Reiter 2) Die Bauern a) Moralischer Zustand b) Verhältnis zu den höheren Ständen α) Freundliches β) Feindliches. aa) Von den Geistlichen bb) Den Fürsten. Schlufs: 1) Form und Sprache 2) Resultat.

Dieses logisch gegliederte Schema ist durch Paraphrase des Inhalts, wie sie ungefähr der Lehrer beim mündlichen Unterricht gibt, zu einem abgerundeten Ganzen, zu einem förmlichen Aufsatz über die Scene ausgearbeitet; in gleicher Weise ist jede folgende Scene und jeder Akt für sich behandelt. Nun ist gleich zu bemerken, dafs, wie der V. selbst ausdrücklich bemerkt, „die logische Verzweigung" beim mündlichen Unterricht wegfällt; von und mit den Schülern jede Scene des Dramas in dieser Weise behandeln zu lassen, würde ja ermüden und den Genufs der Lektüre verderben; denn Dramen sollen nicht zu dem Zwecke gelesen werden, dafs Dispositionsübungen damit angestellt werden; mit einer einzelnen Scene kann man hin und wieder eine solche Übung anstellen, nicht aber mit einem ganzen Drama. Darum sind auch die Erläuterungen des V. zunächst für den Lehrer bestimmt, (wozu allerdings der Titel nicht genau stimmt), und diesem bieten sie für seine Präparation eine wesentliche Erleichterung und ein treffliches Hilfsmittel; er wird sie weit besser verwerten können, als die Düntzerschen Erläuterungen; er kann sich aus der gründlichen Behandlung das heraussuchen, was er für seinen Zweck braucht. Aber

eben deswegen, weil das Buch zunächst für den Lehrer bestimmt ist, konnte sich der V. in seinen Paraphrasen kürzer fassen; er schreibt hier, wie er in der Schule spricht; nun stellen wir ihm gerne das Zeugnis aus, die Überzeugung gewonnen zu haben, dafs er es trefflich versteht, seinen Schülern ein eingehendes Verständnis des Dramas und damit auch den wahren Genufs zu vermitteln, aber wir müssen doch fragen, ob es für den Zweck des Büchleins nötig war, die Breite der mündlichen Paraphrase auch im gedruckten Buch beizubehalten. Der V. denkt dabei an jüngere, noch ungeübte Lehrer; aber auch hier müssen wir einwenden, dafs ein Lehrer, der nicht selbst der Begeisterung für den Stoff fähig ist, schwerlich von fremdem Feuer so erwärmt wird, dafs ihm eine begeisternde Einwirkung auf die Schüler möglich ist. Doch sollen diese Austellungen dem Lob, das wir sonst der Arbeit des V. zollen, keinen Eintrag thun. Als besonders verdienstlich erscheinen uns die letzten Abschnitte des Buches, in welchen u. a. das Drama als Ganzes, sein Grundgedanke und die Schuld des Helden eingehend und treffend behandelt werden; besonders der letztere Punkt war bisher noch in keiner Ausgabe Gegenstand so gründlicher Untersuchung. Von praktischem Wert für den Gebrauch in den Schulen sind auch die Kapitel „die politischen Zustände Deutschlands, das Privatleben, die Gegensätze im Götz und die Sammlung von Themata, in denen überall reichliches Material für Aufsätze und Vorträge der Schüler enthalten ist.

Was das zweite Schriftchen anlangt, so können wir uns über dasselbe kurz fassen. Es enthält die theoretischen Grundsätze, welche der V. in seinen Erläuterungen befolgt hat. Diese Grundsätze dürften wohl im wesentlichen die allgemeine Billigung finden, und es wäre nur wünschenswert, dafs die darin aufgestellten Forderungen recht fleifsig gelesen, beherzigt und befolgt würden; wir heben speciell hervor, was Klaucke über das Lesen der Dramen selbst sagt, und worin wir ihm völlig beipflichten: Das Lesen mit verteilten Rollen in der Schule ist zu vermeiden; die Schüler haben sich auf die Lektüre zu Hause gründlich vorzubereiten, so dafs sie über den Inhalt der einzelnen Scenen und Akte Rechenschaft ablegen können; es folgt alsdann die Betrachtung des Einzelnen nach gewissen Gesichtspunkten, zunächst in katechetischer Form. Ist Zeit vorhanden, so können einzelne Scenen durch einen oder mehrere Schüler oder zuletzt das ganze Drama gewissermafsen als Gesamtrepetition gelesen werden. Auch dem Wunsche des V., dafs ein bestimmter Kanon der in der Schule zu behandelnden Dramen aufgestellt werden möge, schliefsen wir uns an.

Somit seien beide Schriften des V. den Kollegen bestens empfohlen.

Daniel Sanders, Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur bis zu Goethes Tod. Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung 1887. 142 und IX S. ungeb. 2 M.

Bedarf es bei einem Werke des trefflichen Sanders, das in kurzer Zeit trotz der vielen gleichartigen Bücher bereits die dritte Auflage erlebt hat, noch besonderer Empfehlung? — Der V. sagt von demselben, er habe es mit „Liebe und sorgsamem Fleifs“ ausgearbeitet, und wenn wir noch hinzusetzen „mit einer aus dem Vollen schöpfenden Sachkenntnis und einem überaus praktischen Blick“, so glauben wir das Büchlein hinreichend charakterisiert zu haben. Und in der That, wir staunen über

die Fülle und Reichhaltigkeit des hier auf engem Raume Gebotenen, wie wir uns andererseits freuen über die praktische Anordnung und Durchführung des Ganzen. Eingestreute charakteristische Proben aus Dichtungen, Citate und Urteile einzelner Dichter und Kritiker über andere oder sich selbst und ihre Werke, welche in wirklich treffender Weise ausgewählt zu haben nicht das geringste Verdienst des V. ist, beleben die gedrängte Darstellung wesentlich und machen das Werk zu einem vortrefflichen Hand- und Nachschlagebuch der deutschen Litteraturgeschichte, dessen Brauchbarkeit durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Register noch erhöht wird, und das wir Lehrern und Schülern aufs angelegentlichste empfehlen möchten. — Eine kleine Bemerkung möge der V. dem Ref. gestatten. S. 101, Abschnitt 8 heifst es zu Götz von Berlichingen: „Das Stück fand in dieser (der ersten) Fassung an Merck einen wohlwollenden, verständigen Beurteiler, an Herder einen unfreundlichen, harten Tadler und Spötter. Die letzteren Worte sind gewählt im Anschlufs an die Äufserungen Goethes in Wahrheit und Dichtung. So schlimm scheint es nun doch mit dem Urteil Herders nicht gewesen zu sein; sonst hätte Goethe auf dessen Kritik hin ihm nicht schreiben können (Juli 1772): „Von Berlichingen ein Wort. Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn schon weiter herunter als ihr“. Auch würde das nicht mit dem Lob stimmen, das Herder in den Briefen an seine Braut der Dichtung zollt. Es scheint eben, dafs Goethe später von dem Schreiben Herders nur den Tadel in Erinnerung behalten hat, wie sich ja auch sonst in Wahrheit und Dichtung manche auf Gedächtnisfehlern beruhende ungenaue Angaben finden. Zum Schlufs noch ein Wunsch. Der Titel des Werkes lautet „bis zu Goethes Tod“; nun sind allerdings die späteren Jahre Goethes von 1810 an in gedrängter Weise behandelt, nicht aber die gleichzeitigen Erscheinungen der Litteratur, die Dichter der Befreiungskriege, die Romantiker — abgesehen von einzelnen gelegentlichen Erwähnungen; könnte sich der V. nicht entschliefsen, bei einer neuen Auflage auch diese zu berücksichtigen, oder in einem Anhange die sog. „neuere Zeit“, (nicht die neueste) in gleicher Weise zu behandeln? Des Dankes der Litteraturfreunde dürfte er gewifs sein.

Regensburg. L. Bauer.

Max Miller, Gymnasial-Professor in Speier, Übungsbuch der deutschen Sprache für die Lateinschule. 3. vermehrte und umgearbeitete Auflage. Amberg. Pohl. 1887. 128 Seiten.

Referent hat bereits in den Berichten über die 2 vorausgegangenen Auflagen auf einzelne Vorzüge der Arbeit aufmerksam gemacht und anerkennt bei der eben erst erschienenen vermehrten und umgearbeiteten 3. Aufl. gerne das ernste und erfolgreiche Streben des Verf., das Buch zu einem brauchbaren und gedeihlichen Unterrichtsmittel zu machen und dasselbe einer immer gröfseren Vollkommenheit zuzuführen.

Wenn man die 3 Auflagen mit einander vergleicht, zeigt sich deutlich, dafs das Büchlein in der That immer mehr verbessert worden ist, so dafs es, wie es jetzt vorliegt, wohl geeignet ist, zur besseren Förderung des deutschen Unterrichts an den Lateinschulen das Seinige beizutragen.

Der theoretische Teil, immer mit vielfältiger Anwendung der Regeln und des Sprachgebrauchs verbunden, enthält in geordneter Entwicklung und planmäfsiger Aufeinanderfolge das zu wissen Nötige für alle 5 Lateinklassen in einfacher, leicht verständlicher Darstellung, zuerst die Lehre

von den Redeteilen, dann die Satzlehre von der Behandlung der einzelnen Satzglieder bis zur Bildung von Perioden. Die Beispiele, Übungen, Aufgaben und die Arbeiten zur Wiederholung, teils zum mündl., teils zum schriftl. Gebrauch bestimmt, sind mit aller Sorgfalt ausgewählt und in der neuen Auflage um ein bedeutendes vermehrt, so dafs es kaum eine sprachliche Schwierigkeit gibt, über welche man den Schüler belehrt und geübt wissen wollte, die unberücksichtigt geblieben wäre.

Das Buch kann zum Gebrauche in der Lateinschule um so mehr empfohlen werden, als seine ganze Methode darauf berechnet ist, von vorneherein das sprachliche Gefühl des Schülers zu bilden, ihn allmählich und planmäfsig anzuleiten, Gedachtes korrekt und klar auszudrücken und ihn nach und nach zu befähigen, ganze Gedankenreihen logisch aneinander zu schliefsen, endlich selbst an die Anfertigung freier Aufsätze wohlvorbereitet heranzutreten, wozu auch die im Anhang als Themen zu Aufsätzen zur Beantwortung gegebenen Briefe ein für den Anfänger passendes Material bieten.

Auch dem Lehrer selbst dürfte das Büchlein willkommen sein, da es ihm eine Fülle von passenden Aufgaben an die Hand gibt und einen festen, geregelten Gang des in den einzelnen Klassen zu Erlernenden und Einzuübenden ermöglicht.

Würzburg. A. Baldi.

Lesebuch für höhere Lehranstalten. Hrsg. v. d. Fachlehrern für deutsche Sprache an der Kgl. Kreisrealschule in München: Madel, Micheler, Nägerl, Dr. Reidelbach, Dr. Roth, Schöttl, Dr. Schultheifs, Dr. Stöckl. 3 Teile. Würzburg. 1883. Stuber. 1. u. 2. Teil zu je 3 ℳ, 3. Teil 4 ℳ.

> „Noch bis jetzt hat niemand das Publikum für diese Missgeburt gewarnet; man hat sie sogar angepriesen. Wer weiss, in wie viel Händen angehender Leser sie schon ist; wer weiss, wie viele derselben sie schon betrogen hat!" Lessing.

Die folgende Blumenlese[1]) aus dem ersten und zweiten Teile obigen Lesebuchs soll den Herrn Amtsgenossen einen Anhalt bieten zu eigener Würdigung. Mein eigenes Urteil auszusprechen habe ich soviel wie möglich vermieden.

In den Zahlenangaben habe ich den ersten Teil, dem die meisten Stellen entnommen sind, unbezeichnet gelassen, den zweiten mit II. bezeichnet. Die Lesestücke in ungebundener Rede sind nach Seite und Zeile, die in gebundener Rede nach Seite, Zahl und Zeile angegeben.

Ich schicke eine Stelle der Vorrede (S. V. des I. Teils) voraus, und richte mich darnach in der Aufzählung.

---

[1]) Der Stoff zu dieser Zusammenstellung war bereits gesammelt, als ich vor einigen Tagen durch meinen Amtsgenossen, Herrn Dr. Melber, Kenntnis erhielt von Dr. Stölzles Besprechung des Zettel'schen Lesebuchs im 20. Bande dieser Blätter S. 22 ff. Ich bemerke dies, um mich gegen den Vorwurf zu wahren, als hätte ich ihn benutzt oder wollte ihm nachmachen. Zweimal hatte ich in einer Anmerkung Gelegenheit, auf ihn Bezug zu nehmen.

„Da dem Schüler nur Nachahmungswertes geboten werden soll, musste manche pädagogisch bedenkliche Stelle, manche entbehrliche Abschweifung, manche stilistische Freiheit ausgemerzt, manches willkürlich gebrauchte Fremdwort durch ein deutsches ersetzt werden — hat ja doch ein Lesebuch gewiss nicht die Bestimmung, Textkritik zu treiben."

1. „Nachahmungswertes". a) Druckfehler: Versehen wie 76, 11: onch (auch), 112, 22: Wölse (Wölfe), 130, 1: Mnnn (Mann), 188, 16: Glaubensgeoossen (-genossen), 286, 16: Vackentaschen (Back.), 287, 2: Käutern (Kr.), 331, 3 v. u.: Scheesturm (Schn.), 347, 15, 20 und 398, 88, 72: in (ihn), 379, 67, 16: im (ihm), 383, 71, 24: ihm (im) will ich noch gar nicht in Rechnung bringen, obwohl sie mich zuerst veranlassten, das Buch näher anzusehen; schlimmer steht es mit folgenden: 39, 4: nackten (nickten), 89, 19: Dälalus (Däd.), 106, 15 v. u.: Phthyoten (Phthioten), 106, 8 v. u. und 107, 17 v. u.: Appollo, 122, 6 v. u.: seufte (seufzte), 127, 16: unverseht (-sehrt), 164, 10: Schwerfabrikant (Schwertf.), 270, 9: Spitzlöcher (Spritzl., weiter unten richtig!), 350, 22, 25: O fragt nicht nach der Sache Ziel (Sage), 354, 31, 2: die Sonne bringt es von (an) den Tag, 356, 20, 106 und 394, 83, 29: hat (hatt'), 384, 73, 27: Leichnahm, 386, 75, 27: Sper-(Speer), ebd. 82 flickem (flinkem). 422, 140, 1, 14: seh' ich im Garten (steh'), II, 360, 6: abzuschneiden (abzuscheiden), ebd. 12: die Gitter waren verborgen (verbogen), ebd. 30: Inselgebirg (-gebiet), II, 423, 14: Zugrock (Zeugr.), II, 436, 20, 12: tiefbedeckt (tiefverd.), II, 484, 65, 13: mein (nein) u. s. f.

b) Rechtschreibung: 3, 13 v. u.: platzmachen (Pl. m.), ebenso 317, 14 v. u.: platzgefunden (Pl. g.), 70, 6: das letztemal, 112, 23: Wahlstatt, 129, 6 u. ö.: Hammeln (Hameln), 150, 22 v. u.: mit allen vieren, 191, 19: rümlich, 203, 15 v. u.: schallten (schalten), 278, 18 v. u.: Tal, auf ders. Seite dreimal richtig: Thal, ebd. 24 v. u.: Thier, überall: Göthe st. Goethe, 350, 24: bald: Sir', bald: Sir, 371, 53, 1: Nideck (Niedeck), ebd. 24: so allerliebstes, 376, 61, 1. 15. und 379, 66, 10: Marte (Μάρϑα!) 379, 67: Heine hat: Belsazer geschrieben, 395, 84, 39 und 397, 87, 19: zur rechten, zur linken; wenn 400, 91 u. ö.: Bayern geschrieben wird, so mufs auch 399, 89, 13 u. ö.: Speyer, und 400, 92 u. ö.: Württemberg geschrieben sein.

c) Falsche Lesezeichen: Hier wird sich jemand vergeblich bemühen, eine Regel aufzufinden, höchstens die, dafs ein Zeichen überall da gesetzt wird, wo es nicht hingehört, und dafs es an den richtigen Stellen weggelassen wird. Lehrreiche Beispiele sind: 345, 11, 8. 9. 10. 16. 372, 54, 6—8, besonders aber 384, 74: „Klein Roland", ein Muster für die völlige Folgewidrigkeit und Regellosigkeit in der Setzung der Lesezeichen. 397, 88, 15: nach langem, verderblichen Streit (wenn ein Komma steht müfste es ja heifsen: nach langem, verderblichem Str.)

d) Folgerichtigkeit: 147 ff.: Im Lesestück: Abenteuer der sieben Schwaben (nach Aurbachers Volksbüchlein, hrsg. v. Sarreiter, Leipzig, Reclam, I, 137—9. 176 ff.) sind die Spuren der schwäbischen Mundart zum Teil getilgt; stehn gelassen sind: 148, 16: Trompeterstückle, 149, 25: Wörtle, 149, 11 v. u.: Spätzle, 149, 3 und 1 v. u.: Stündle, 151, 1: Männle, und 150, 16 v. u. ist gar: „dafs dich der Has nit beisse kann" geschrieben, wo Aurbacher: „nicht beissen" hat. 278, 18 v. u.: Tal, auf ders. Seite dreimal richtig: Thal. 346, 13, 22: verrät, obwohl es im Vorhergehenden heifst: starb, ebenso Wechsel der Zeiten gegen die Urschrift: 30, 25: lag — flammt — sagte — war u. s. w. 372, 5 ff.:

lag — schlummert — hüllt — wiegt — seufzet (st. mit Auslassungszeichen und: seufzte), 401, 94, 25: Sie wollten (wollen!) seiner spotten, da sind sie schon umringt — schwingt — sieht — führt. (vgl. G. Schwab, Ged. Stuttg. 1828/9, I, 227.) 422, 140, 1, 1: kam (komm'!) ich geflogen — berausche — schweb'. 375, 59, 49: S'Ist, dag.: 71: 's rief, 73: 's soll, 90: 's kam. 375, 59, 41: und dass Sie brav die Bälge tritt! dag. ebd. 30: was schwefelt (st. schwafelt) er, 31: ihn, 40 und 50: er, 65: gib's (gebt's); ebenso: 377, 61, 6: ihr, euer, 7: ihr, euch u. s. w., aber 12: Ihr. 384 f.: im Gedicht: Klein Roland: Z. 1. 28. 125 fälschlich: Berta, 109. 113. 117: richtig: Bertha (v. Berchta); 395, 85, 48: den Leu, ebd. 57: den Leun (Wolfg. Müller v. Königsw. Dichtgn. Lpz. 1871 ff. 3, 148); 409, 108, 8: Wiederhall, dag. 414, 117, 47: Widerhall. II, 24, 32: defshalb, ebd. 41: deshalb, II, 451, 31, 58: dess', dag. II, 475, 5 richtig: des, II, 451, 31, 28: ist das Uhlandische: einsmals in einstmals geändert, dag. II, 474, 34 beibehalten.

e) Fehler gegen Versmafs und Reim: 349, 20, 19: vorher (vorhin, soll sich auf erschien reimen!); 383, 72, 2: Da floh Carólus Magnus, der Kaiser, in grofser Not, st.: da flöhe Cárolus M. u. s. w. vgl. Z. 5 u. 11: Cárol (Kopisch, Werke, Berl. 1856. 3, 115). II, 433, 16, 50: zween st. zweene (Hebung und Senkung verlangt!). II, 471, 53, 64: Und wie nun um sie harrend all die Menge stand (soll ein Blankvers sein! „um sie" zuviel; Uhland, Herzog Ernst 2, 309). II, 498, 83, 1: In deinen Thälern wacht mein Herz mir auf (soll ein alkäischer Hendekasyllabus sein! st. wachte!). II, 487, 69, 29: heimgefordert (soll sich reimen auf: lodert). II, 516, 124, 2: Die von dem frierenden Norden (Nord!) bringen den Bernstein, das Zinn (soll ein dakt. Pentameter sein!).

2. „Ausmerzung stilistischer Freiheiten": 6, 14: versprechen würde (verspräche!), 32, 10: ladete (lud!), 39, 4 v. u.: trotz aller Drangsale (Aurbacher richtiger: tr. allen Dr—n), 149, 5 v. u.: der ist wohlgebettet (st. dem ist w. g.), 351, 24, 40: er sah nur an der Thür (aus d. Th.), 30, 26;

Lesebuch:	Andersens Märchen übs. v. Reuscher, Berl. 1851. S. 530 ff.
. . Gleichzeitig war da alles eine Flamme, die höher emporging, als der Flachs je seine kleine, blaue Blume hatte erheben können, und glänzte, wie die weifse Leinwand nie hatte glänzen können . . .	. . . . Flamme; die gieng so hoch empor, wie der Flachs nie seine kl. bl. Bl. h. erh. k. und glänzte, wie u. s. f.

II, 21: In dem 17. Lesestück, der Hauffischen Erzählung vom Holländermichel (Märchen, Stuttg. Ster.-Ausg. 4, 261 ff.) sind alle Präsentia in Präterita verwandelt, und dadurch die frische, lebendige Unmittelbarkeit der Erzählung zerstört.

Bei dieser „Ausmerzung" sind sogar noch Fehler gegen die Grammatik hereingekommen: 385, 74, 106: hilf' (hilf), 394, 84, 16: und kostet's ihm (ihn) das eigne Leben, II, 422, 34: Daun'sche (bei Rabener-Gellert (s. u.) richtig: Daunische), II, 481, 60, 2: Hispan'sche (bei Platen richtig: Hispanische).

3. „Entbehrliche Abschweifungen": a) Auslassung einzelner Worte: 28, 8: dafs ich ausgezeichnet gut stehe (dafs ich so ausg. g. st.), ebd. 12: wie der Sonnenschein und der Regen schmeckt (w. d. S. belebt u. d. R. schm.), ebd. 17: die Sonne am Morgen (d. S. scheint am M.), 29, 7: das ist ja herrlich (d. ist ja aber h.), ebd. 22: das war richtig und gut (d. w. so richtig u. g.) In Stück 29: „Der Buchweizen" v. Andersen ist auf wenig mehr als einer Seite 7 mal das

Wort: gerade, und öfters das Wörtchen: so ausgelassen und dadurch die volkstümliche Farbe der Erzählung völlig verblasst.

b) ausgelassene Zeilen, Sätze und Strophen. 31, 7 v. u. fehlt die Antwort nach: .... „sagten die Blumen": („Das brauche ich durchaus nicht, erwiderte der Buchweizen."). — 34, 18 v. u.: Da ging er weiter, und alles war so still st.: Da gieng er weiter, und sah im Saal den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben beim Throne lag der König und die Königin. Da gieng er noch weiter, und alles war u. s. w. (Grimm, Märchen S. 198). — 60, 22. In der Schillerischen Erzählung von der Gräfin Katharina von Schwarzburg und ihrem entschlossenem Benehmen dem Herzog Alba gegenüber ist zwar noch von dem „Schutzbriefe" die Rede, den sich die Gräfin vom Kaiser erwirkt hatte, dann aber fehlen die drei folgenden, zum vollen Verständnis ihres Vorgehens unentbehrlichen Sätze von: „Dagegen verband sie sich — aufs Rudolstädter Schlofs zu flüchten", worin gesagt ist, dafs sich die Gräfin zur Lieferung von Lebensmitteln verpflichtet hatte. Denn so hatten die Spanier gar keinen Grund, den Bauern ihr Vieh wegzutreiben, und die Leichtfertigkeit, mit der das kaiserliche Wort gebrochen wurde, erscheint um so gröfser. — 358 f.: In Bürgers „Lied vom braven Mann" fehlt Strophe 9 u. 16. Die letztere ist gar nicht zu missen. (Werke, hrsg. v. Bohtz, Götting. 1835. S. 36 f.). — 349, 20: Pfeffel, „die Wünsche des Esels" (poet. Versuche, Tüb. 1802—10. VI, 123.): nach Z. 36 fehlt: Nun übernahm ihn der Verdruss. — 386, 75: „Roland Schildträger" von Uhland: hier fehlt Strophe 9, ebenfalls unentbehrlich, von: „Roland das Schwert zur Seite band — den Vater nicht zu wecken." — 395, 85: Wolfg. Müller v. Königsw.: „Wickher" (Dichtgn. Leipz. 1871 ff., 3, 146 ff.): nach Zeile 8 fehlt: „Da dacht' er an sein Heimatdach, Das stand im alten Bacharach." — 421, 137: In Eichendorffs Gedicht: „Der Jäger Abschied" fehlt Strophe 3: „Banner, der so kühle wallt, Unter deinen grünen Wogen Hast du treu uns grofsgezogen, Frommer Sagen Aufenthalt! Lebe wohl, lebe wohl, du schöner Wald! — II, 35?, 24: Im Lesestück: „Das öde Haus" (P. Heyse, Einleitung zu: Helene Morten, Neue Novellen, 6. Aufl. Stuttg. 1878 S. 165 ff.) ist die feine Bemerkung ausgelassen: „Um jener sentimentalen Langenweile nicht zu verfallen, die in solchem Gewühl den Fremden heimzusuchen liebt, bestellte ich u. s. w." — II, 363, 145, 10: In dem Stücke: Der Oberhof, entnommen dem 3. Kap. des 2. Buches von Immermanns Münchhausen (Hempel I, 143.) fehlen 6 unentbehrliche Zeilen, die die Begründung der vorausgehenden Behauptung enthalten. — II, 426, 1: Lichtwer „der Löwe und der Ziegenbock": (Schriften, hrsg. v. Pott. Halberst. 1828. S. 136 f.) Am Schlusse fehlen die 4 Verse: „Des Narren Zorn entbrennt noch mehr, Wenn er nichts hat, ihn anzublasen. Und blofs darüber raset er, Dass er nicht Ursach hat, zu rasen". — Ebenso fehlt der Schlufs von N. 2: Lichtwer „das Pferd"; II, S. 426 f. (Schriften S. 144 f.): „Der Knechtschaftstand ist hart, doch besser jederzeit Als Freiheit ohne Sicherheit". Die Herausgeber haben das fabula docet in Lichtwers Gedicht: Der Hänfling (I, 348 f.) nicht ausgelassen, also verlange ich es auch hier. — II, 512, 114: In Schenkendorfs Gedicht: „Das eiserne Kreuz" fehlt Str. 2 und 3. (Gedichte 1. Aufl. Berl. 1837, S. 134 f. 3. Aufl. Stuttg. 1862, S. 105 f.): 2. An der Mauer ist zu schauen Bildnis, leuchtend grofs und klar, Bildnis unsrer lieben Frauen, Die den Heiland uns gebar. 3. Lieb' und Glaube wollten geben Jener Fülle milden Reiz, In den Lüften sah man schweben, In den Fahnen hoch das Kreuz. — II, 467 f., 50: Geibel, Omar. (Gesamm. Werke, Stuttg. 1883. III, 147, ff.); es fehlt die 5. Str.: O gib den Schatz, aus allen Reichen Der Welt gehäuft mit treuem Fleifs, Gib dies

Vermächtnis ohne Gleichen, Der Menschheit Erbteil gib nicht Preis! Nein, heilig sei auch dir die Stätte, Die jede Muse fromm geweiht, Streck' drüber deine Hand und rette Der Zukunft die Vergangenheit!

4. a) Willkür 'in der Änderung: (gleichviel, ob sie von den Herausgebern dieses Lesebuches herrührt oder nicht.) 348/9, 19: Der Hänfling von Lichtwer: Lesarten der Ausg. v. Pott (Halberst. 1828. S. 49 f.): doch Z. 26 hat auch dieser, wie alle andern: las st. sucht'. 353, 30, 13: So grofs fast wie ein Hebebaum (so gr. schier als ein Weberbaum, Claudius, Asmus 3. T. (1778) S. 170 ff.); ebd. 2: ein gewalt'ger Mann (st.: ein gefährlich M.); 354, 31, 2: Frühstück (Frühtrunk); 358, 36, 17: 'Hoch rollten die Wogen in ihrem (entlang ihr) Gleis Und wälzten (rollten) gewaltige Felsen Eis; 359, 36, 98: Doch hab' (ess') ich satt; 362, 40, 5: Liebt er es (sich) gar über die Mafsen; 364, 43, 16: Der Mönche Chor st.: der Brüder Ch. (Zettel hat: der Kirche Ch.); 366, 46, 14: Lafs mich doch (lass du mich) deinen Gesellen sein; 367, 49, 2: Wies hin auf seinen Thron (st.: und wies ihm auf den Thr.); 368, 49, 53: und alle (und tausend) weinen (vgl. Joh. Gabr. Seidl, ges. Schriften, hrsg. v. H. Max, 1877 ff. II, 3 f.) 369, 51, 1: Wie war es doch zu Köln vordem (st.: wie w. zu K. es doch vordem), ebd. 56: Wupp! hing die Wurst schon im Ausverkauf (Wapp! hieng die W. da schon im Ausv.); ebd. 60: Die Männlein sorgten nun für (um den) Wein; 370, 51, 111: Ach, dafs es doch (noch!) wie damals wär'! (vgl. Kopisch, a. a. O. 1, 123 ff.); 371, 53, 4: Und fragst du (du fragest); 372, 54, 28: Wie ein strahlender Stern (schimmernder St.; in der vorangehenden und folgenden Zeile steht: strahlend!); 374, 58, 21: Rastlos fort mit wildem Wagen (blindem W.: Schiller, Ausg. v. Goedeke 11, 402 ff.): 375, 59, 74: Dem Feinde nah', der auf den Höhn (dort auf d. H.); 379, 66, 22: Du irrst (Ihr irrt; Vogl, Balladen u. s. w. Wien, 1846 S. 314.); 386, 75, 40: Mittagszeit (-stund); ebd. 102: Gewand und Rüstung (G. und Waffen); 387, 75, 165: die Rüstung (den Harnisch); ebd. 188: wunderbaren (wunderklaren); ebd. 201: ach Gott (um Gott); 203: dieweil (derweil); 388, 77, 24: Wen sucht ihr Herrn? Sagt an! (Wen sucht ihr da? S. an! Vogl a. a. O. S. 52); 401, 94, 51: Ihr sollt nicht länger liegen (fürder l. Schwab, a. a. O. I, 227 f.); 414, 117, 12: Ihn zausen bei (an) dem weifsem Bart. 417, 126, 2. 8. 14: Der (Wer); ebd. 8: Der beten kann (wer glauben kann); 418, 128, 36: Gottesfurcht und Weisheit (G. und Freiheit, Geibel a. a. O. II, 44). — II, 427, 3, 1 f. „Wenn doch", so sprach in Zorneswut (mit rascher Energie) .... wenn doch die garst'ge Brut (das Rabenvieh, Pfeffel, a. a. O. 9, 92). II, 498, 83, 2: Deine Wellen umspiegeln mich (umspielten mich; Hölderlin, Dichtgn. hrsg. v. Köstlin, Tüb. 1884, S. 115). II, 510, 108, 46; „Noch hält der Herr in Händen den Weltball unverrückt" (in Anast. Grüns gesamm. Werken, hrsg. v. Frankl, Berl. 1877, I, 182 steht: ungeknickt; früher hiefs es: „Noch hält der Herr die Schöpfung In seiner Hand fortan".) —

b) Änderung des Sinns: 351, 24, 34: Der Kirchhof und dein Staat (Mein K. u. dein St.); 387, 75, 161: soll (sollt') mir gar köstlich munden; 414, 117, 20: mit seinen (kleinen) Blumenknospen; 419, 130, 20: Gebannt ein welkes Dasein träumt (ein gottentfremdet Dasein träumt, Geibel a. a. O. II, 92.) 423, 141, 1. Spruch:

Lesebuch:	Logau:
Einem trauen ist genug;	Einem trauen ist genug;
Keinem trauen, ist nicht klug:	Keinem trauen überklug.
Doch ist's besser, keinem trauen	Doch weit besser u. s. w.
Als auf gar zu viele bauen.	

II, 358, 7 v. u.: Der Fluſs hat sich sein Bett gewählt (gewühlt); II, 425, 13: (der Kriegseid) . . . . machte das Ende der Herrlichkeit (der herrlichen Feierlichkeit, Körners sämtl. Werke, hrsg. v. Streckfuſs, Berl. 1869 S. 809.); II, 434, 18, 9: Da gab es reiche (rechte) Beute; ebd. 45: Ihr rührt mich, Alter, bis zu Zähren (Schön, Vater, ihr entlockt mir Zähren); ebd. 48: Damit auch mein Herz ihn . . . bewundern (beneiden) kann; ebd. 57: Ihr seid ein wackerer Erbe (Ihr seid sein wahrer Erbe, Pfeffel, a. a. O. 2, 101); II, 441, 24, 31: Das Lied, das aus der Seele (Kehle) dringt; II, 468, 50, 43: ich bin gemacht, Gericht zu halten (genaht, Geibel a. a. O. III, 148); II, 485, 66, 8: Da alles schlief, (schwieg, Geibel a. a. O. I, 156).

c) Längere falsche Lesarten: 348, 18, 4 f.: Schon war er dem Ertrinken nah, als mitleidsvoll ein Delphin ihn ersah (Er war dem bängsten Tode nah, Als ihn ein frommer Delphin sah, Pfeffel a. a. O. I, 134.)

350, 24, 7 ff.: . . . . Sprach er: „Es fehlet unsern Staaten Jetzt ein Wesir. Der unser Reich Am meisten mehrt, dem will ich gleich Das Amt verleih'n. Ihr Kandidaten, Wer ihr auch seid, herbei!“ — Er schwieg; (. . . Sprach er: Zum Wachstum unsrer Staaten Fehlt ein Vezier, der in dem Reich Die Volkszahl mehre. Meldet euch, Wer ihr auch seid, ihr Kandidaten Aus unsrer Dienerschaft! Er schwieg. Pfeffel a. a. O. 5, 194 ff.); ebd. 26 ff.: Der König sprach: „Dies hebt den Streit!“ Und wollte voll Zufriedenheit Das Ehrenamt der Pest verleihen; (der König klatschte, daſs sein Thron Zu wackeln schien, und wollte schon D. Ehr. d. Pest verl. Pfeffel a. a. O.); 404, 98, 37 ff.: Es bringt der Mond dem blauen Hort Sich mit dem Silberkranz; Es lebt seine Name fort und fort, Ein Stern im goldnen Glanz (Büssel, der blaue König; Zettel, zwar an sich eine trübe Quelle, der aber doch hoffentlich in seinem „Wittelsbacheralbum“ (Mchn. 1880.) auf die Urschriften zurückgegangen ist, hat S. 252 folgende Lesart, die Sinn gibt: „Schon bringt der M. dem bl. Hort Den hellsten Silberkranz, Und Maxens Name lebt nun fort, Ein St. im g. Gl.

d) Barer Unsinn: 105, 2 ist Achilles' Lanze aus einer Eiche gemacht, statt aus einer Esche; 107, 15 ff. v. u.: im Lesestück: „Der Krieg gegen Troia“ von Pütz: „Um den Leichnam (des Achilles) wurde den ganzen Tag hindurch gekämpft, Odysseus empfing an jenem Tage die meisten Geschosse der Troer, endlich trugen ihn die Achäer glücklich zu den Schiffen und vergossen viele Thränen um den gefallenen Helden“ (also doch um Odysseus; so verstand es wenigstens einer meiner Schüler, der mich fragte, wie Odysseus noch so viele Irrfahrten habe durchmachen können, da er doch vor Troia gefallen sei, und der sich dabei mit Recht auf diese Stelle berief. Eine schlechtere Erzählung vom troischen Kriege, wie hier eine als Musterstück geboten ist, habe ich überhaupt noch nie gelesen; sie zeigt, daſs die Sorgfalt bei der Auswahl nicht geringer gewesen ist, als bei der Wiedergabe der Stücke und der Durchsicht der Druckbogen); 149, 14. v. u.: Herz und Morgenstärkung (Magenst.!); 162, 6: Sokrates geboren 449 (st. 469); 265: Die Einleitung zum Lesestück: „die Buche“ von Seytter ist Unsinn; 308, 13: Aus dem dunklen Fundamente (st. Firmamente!) tritt leuchtend der Abendstern hervor; 350, 22, 17: So sprach der lebensmüde Greis (so starb! Wolfg. Müller v. Königsw. a. a. O. 3, 190.); 356, 33, 47: Es troff der Schweiſs ihr vor (st. von) der Stirn; 375, 59, 22: Der Himmel wollt' (woll') uns gnädig sein; 378, 63, 14: Ich trug das Horn und er die Trompet' auf (in) der Hand; 384, 74, 38: zusammengestickt (st. -gestückt); 405, 100, 4: Noch

ragt sie nicht hoch (reicht, d. h. die Flut); 414, 118, 15: Sah berghinab und berghinan (Thal hinab und Berg hinan, Rob. Prutz, Gedichte Lpz. 1841); 418, 127, 15: Da zieht die Andacht wie ein Rauch (Hauch, Geibel a. a. O. I, 140); 423, 140, 5, 4: An Wut sich keine gleicht (vergleicht, Schiller, hrsg. v. Goedeke 11, 349); II, 24, 37: Die Blume verwuchs mit seinen Thränen (Träumen); II, 24, 43: Die Blume, welche wir mit unserm (st. mit in unsern) Blumenstraufs genommen haben; II, 359, 29: von jenseits des Ufers (Stromes!); II, 361, 29 f.: Dort im Winkel ein Klavier .... neben dem Fenster hin (hier!) eine Staffelei; II, 424, 7. v. u.: Ich halte es für eine kleine Gunst des Schicksals, dafs ich die heilige Erde meiner Heimat befreien helfen darf (natürl.: keine kleine Gunst! Körner a. a. O. S. 808.); II, 426, 1, 10 f.: Trotz manchem Fluch, er mufste dran, und sollte ... (Da war kein Fluch, er mufste dran, da sollte; Lichtwer, a. a. O. S. 136 f.); II, 450, 30, 54: Er hat den guten Lohn, Heil dir, du Held von allen (blutgen Lohn, Held vor allen); II, 476, 11: Wie rasselt's da im Stroh (raschelt's, vom Feuer); II, 479, 4 v. u.: Sie sehn aus grünem Thal das Schlofs von Stuttgart liegen (ragen!); II, 486, 68, 24: Und nehmt, ohne Hosen, den Walfisch zum Grab (Ohnehosen, Sansculottes!!); II, 503, 88, 26: Du bist dem Tod wie Spreu und Wind (Spreu im Wind, Geibel a. a. O. I, 91.); II, 506, 101, 10: Die schwanken Leiterstücke (L—stricke! Freiligrath, Ged. 2. Aufl. 1839 S. 173).

e) Fehler in der Wiedergabe und Erklärung: 148, 10 v. u.: eine Schar gespiefster Lerchen. Damit ist das schwäbische „Wiedle“ der Urschrift (Dimin. v. Weide, Aurbacher a. a. O. I, 138, 2 v. u.) verhochdeutscht statt etwa mit „Strang“; — 353, 30, 24: heifst es bei Claudius: „Ich bax ihn nieder; dies gute deutsche Wort, das Bürger (a. a. O. S. 18 a, 11) und Schiller (Fiesko V, 7, bei Goedeke 3, 144, 6) gebrauchen, ist durch das englische „box“ wiedergegeben. — II, 470, 53, 15 f. sind die Verse aus Uhlands Herz. Ernst (II, 260 f.): „Jetzt dachten unsre freien Männer nicht an Hub- und Haingericht und Markgeding u. s. f.“ in einer Anmerkung erklärt: „Das Hubengericht betraf Erbzinsverhältnisse. Hubner, (sic!) ein Besitzer von Erbgütern.“ Hören wir Grimm im W. B. u. d. W.: „Hubgericht, ein aus Hubern zusammengesetztes, über Rechtsverhältnisse von Grund und Boden aburteilendes Gericht.“ „Haingericht, Gericht für die Angelegenheiten eines Dorfes und seiner Mark.“ „Huber, Besitzer einer Hufe oder eines Hufengutes als freier Eigentümer oder Zinspflichtiger.“

5. Pädagogisch bedenkliche Stellen oder von der Prüderie: 15, 24: Leichte Gesellen, bei Grimm, „Kinder- und Hausmärchen“ S. 42: Lumpengesindel. — 32, 13/2 v. u.: eine Tochter besitzen — bekommen (Grimm S. 196: zur Welt bringen — gebären). — 346, 12, 15: Sack und Pack warf man sogleich dem Rappen auf (warf man dem groben R. auf, Gleim, (nicht Lossow!) Werke hrsg. v. Körte, Halberst. 1811 ff. 3, 323). — 353, 30, 23: Er komme her, der Vagabund (st. Lumpenhund). — 357, 35: In Bürgers unvermeidlichem Gedicht: „Die Kuh“ fehlt die 4. Str. (Ausg. v. Bohtz, 65 a): „Wie Kindlein, welche der nährenden Brust Der Mutter sich sollen entwöhnen, So klagte sie Abend und Nacht den Verlust, Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.“ — 368, 49: In J. G. Seidls Gedicht: Das Glöcklein des Glücks (Ges. Schriften, Wien 1877—81. II, 3 f.) fehlt die 8. Str.: „Einst fliegt er voll des Glückes erhörter Lieb' herein: „Mein Glück, mein Glück“, so ruft er, „muss ausgeläutet sein!“ Da kommt sein blasser Kanzler, und murmelt bang und

scheu: „Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?" — 378, 63, 4: Im Gedichte: Der Trompeter (Kopisch a. a. O. I, 353.): Und hat ihn auch oftmals als Ständchen gebracht (st.: auch schönen Mädchen oft als ein St. gebr. Die Hrn. Herausgeber sollen einmal ihre Entstellung laut lesen!). — 414/5, 118: Rob. Prutz: „Herr Frühling" (a. a. O.): hier fehlt die Schlufsstrophe: „So sitzt er nun beim frohen Schmaufs, Der fürstliche Geselle, Mit goldnen Locken fein und kraus, Mit Augen sternenhelle. Und wie ein König mild gesinnt Lässt er uns all zum Feste: Und Dichter und Verliebte sind die rechten Ehrengäste." — 416, 123: „Deutsches Lied" von Schmidt von Lübeck (Gedichte, Altona 3. Aufl. 1847. S. 97.) „Es hat nicht Gold, noch Edelstein, Doch Männer hat es, Korn und Wein Und Eisen (st. Mädchen!) allerwegen" (Prüderie und Unsinn zugleich!) Dann fehlt die 3. und 4. Strophe: „3. Von allen Mädchen in der Welt Das deutsche mir am besten gefällt, Ist ein gar herzig Veilchen; Es duftet, was das Haus bedarf, Ist nicht, wie Rose, dornenscharf, Und blüht ein artig Weilchen. 4. Von allen Frauen in der Welt Die deutsche mir am besten gefällt Von innen und von aufsen. Sie schafft zu Hause, was sie soll, Die Schüssel und die Wiege voll, Und sucht ihr Glück nicht draufsen." Die vorletzte Zeile ist freilich nicht zu brauchen, aber dafür hätten die Hrn. Herausgeber, wie sie es ja auch sonst gepflogen, eine andere Lesart, etwa die der Liederbücher: „Stets frohen Muts (besser: Sinns) und anmutsvoll" einsetzen können. — II, 470, 52, 39: In Uhlands Ged.: König Karls Meerfahrt, lassen sie den Herrn Gui, den feinen Ritter, singen: „Ich wollt', ich wär' ein Vögelein, Wollt' mich zum Neste schwingen (st. zum Liebchen!). — II, 507, 102, 46: Als ich meinen Lieben nah (als ich der Geliebten nah, Anast. Grün, a. a. O. I, 53). — II, 519: Lessings Sinngedicht: „Die Gewifsheit" (Lachmann [3]. I, 63 f.) heifst hier: „Leben und Streben", und die Stelle: „Aber wenn ich morgen lebe, Dafs ich morgen trinken werde, Weiss ich ganz gewiss", ist sehr schön geändert in: „Dafs ich morgen streben werde"! — II, 504, 91: In Eichendorffs Gedicht: „Der frohe Wandersmann" fehlt die 2. Strophe: „Die Trägen, die zu Hause liegen, Erquicket nicht das Morgenrot, Sie wissen nur von Kinderwiegen, Von Sorgen, Last und Not um Brot." — Warum haben denn die Hrn. Herausgeber nicht auch bei diesen zwei Stellen angestofsen: II, 475, 1 f.: „Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt, Das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt", und II, 510, 109, 6. Str.: „Warum weint die Dirn' und zergrämt sich schier u. s. f." ? —

6. a) Undeutlichkeiten: Die Gedichte No. 22 (S. 350): Schwert und Pflug, N. 32 (S. 355 f.): Der Glockenguss zu Breslau, N. 43 (S. 364): Der Mönch von Heisterbach, N. 117 (S. 414): Frühlingseinzug sind alle mit W. Müller unterschrieben, die Gedichte N. 60 (S. 376): Der kleine Hydriot, und N. 85 (S. 395): Wickher gar nur mit Müller. Nun sind N. 22, 43, 85 von Wolfgang Müller von Königswinter (a. a. O. 3, 190 f. 202 f. 146 ff.), die übrigen drei (N. 32, 60, 117.) von Wilhelm Müller (Gedichte, hrsg. v. Gust. Schwab, Leipz. 1837. I, 393 ff. II, 216 ff. I, 229 ff.). Dieselbe Undeutlichkeit herrscht bei dem Namen Seidl. Diesen Namen tragen die Gedichte: N. 49. (S. 367 f.): Das Glöcklein des Glücks, N. 61. (S. 376 f.): Hans Euler, N. 86. (S. 396): Blondels Lied, N. 101. (S. 406): Speckbacher und sein Söhnlein, II, N. 106. (S. 508 f.): der tote Soldat. Ich habe nun die 6 Bände von Joh. Gabr. Seidls ges. Schriften, (hrsg. v. Hans Max, Wien 1877—81) durchgesucht und auch N. 49 (II, 3), N. 61 (I, 117 f.) II, N. 106 (II, 248) darin gefunden; von N. 86 und N. 101 fand ich nichts. Die beiden Gedichte könnten also von dem Regensburger

Gymn.-Professor Franz Xaver Seidl sein, dessen Gedichte ich hier leider nicht auftreiben konnte; nicht einmal die Staatsbibliothek besitzt etwas von ihm.[1]) Wer ist ferner der Dichter von N. 134: Wenn du noch eine Mutter hast (S. 420 f.)? Kaulisch, wie unten steht? Oder einer der drei Kalisch?

b) Falsche Titel: S. 15: Leichte Gesellen; Grimm: „Das Lumpengesindel" (Märchen, Ster.-Jubil.-Ausg. S. 42.). — S. 350, 24: Pfeffels Gedicht heifst: „Der Tod", nicht: „Der Tod und seine Kandidaten" (Pf. a. a. O. V, 194.). — S. 353, 30: Der Riese Goliath: Claudius (a. a. O.) hat: „Die Geschichte von Goliath und David, in Reime gebracht." (Darin ist schon der humoristische Ton des Ganzen angekündigt.) — S. 362, 40: Goethe nannte das Gedicht: „Legende", nicht: „Das Hufeisen" (Tasch.-Ausg. letzter Hand, 13, 117). — S. 378, 64: „Mitten durchs Herz": Chamissos Gedicht, nach dem Dänischen des Andersen, heifst: „Der Soldat." (Werke, hrsg. v. M. Koch, Stuttg. II, 159. In Zeile 8 ersieht man aus der Wiederholung: „Dazu bin auch ich, bin auch ich kommandiert," dafs der Text einem Liederbuche entnommen ist, vielleicht dem Liederbuch f. Volksschulen, hrsg. v. bayr. Volksschullehrerverein, 2. Abtlg., wo dieselbe Überschrift steht?) — Woher wissen die Hrn. Herausgeber, dafs das Gedicht N. 107 (S. 408 f.): „Die deutschen Ströme" von Schenkendorf ist? Es steht weder in der 1. Auflage (Berl. 1837) noch in der vermehrten 3. Aufl. hrsg. v. Hagen (Stuttg. 1862)[2].) Sch. hat ein Gedicht: „Die deutschen Städte", vielleicht daher die gedankenlose Verwechselung. — S. 416. N. 123: Schmidts Gedicht (a. a. O.) heifst: „Deutsches Lied", nicht: „An Deutschland." — II, 8, 10. 9. v. u.: Herders Paramythie heifst: „Nacht und Tag", nicht: „Tag und Nacht" (Werke z. schön. Litt. u. Kunst, Stuttg. und Tüb. 1827—30. 16⁰. VI, 234.). — II, 517, 126: „Die Muse." Bei Goethe ist es der Schlufs eines Aufsatzes: „Für junge Dichter" (Ausg. l. H. 45, 428.). — II, 502. 88: „Der schnellste Reiter"; Geibel (a. a. O. I, 90): „Cita mors ruit." —

c) Grobe Unwissenheit: S. 345 f. Das Gedicht: „Das Pferd und der Esel" ist nicht von Lossow, sondern von Gleim (sämtl. Werke, herausg. von Körte, Halberst. 1811 ff. 3, 322 f.) — S. 416: Der Dichter des Liedes N. 123: „An Deutschland" (nicht: „Deutsches Lied" s. vor. Abschn.!) heifst nicht Lübeck, sondern Georg Phil. Schmidt von Lübeck (Name seiner Vaterstadt!) — S. 425 steht unter den namenlosen Sprüchen auch folgender: „Arbeit, Mäfsigkeit und Ruh' Schliefst dem Arzt die Thüre zu." Der Spruch ist aber von Logau, und heifst richtig: „Freude, Mäfsigkeit und Ruh' u. s. w. Zettel hat ebenfalls die unrichtige Lesart und stellt ihn auch zu den herrenlosen Sprüchen, und da alle zwölf herrenlose Sprüche im 1. Teile auch bei Zettel stehen, so kann man mit grofser Sicherheit annehmen, dafs sie überhaupt aus Zettel stammen. — II, 362, 10: Die fruchtbare Ebene um Minden nördlich vom Teutoburger Wald heifst die Börde, nicht: der B. Diese Bezeichnung eines ertragfähigen Ackerbodens (vom and. bëran tragen od. = gebürde,

[1]) Stölzle a. a. O. S. 25 schreibt zwar das Gedicht: Blondels Lied Gabr. Seidl zu, aber ohne Quellenangabe, so dafs er sich wohl auch wird geirrt haben.

[2]) Stölzle (a. a. O.) nennt als Verfasser den „Darmstädter Dichter Karl Buchner", ebenfalls ohne Stellenangabe. Ich habe diese Behauptung nicht prüfen können, da mir Buchners Gedichte (Darmst. 1872) nicht zur Verfügung standen.

bebautes Land) findet sich auch bei Soest und bei Magdeburg. — II, 422 ist der Brief Rabeners an Gellert (sämtl. Schriften Lpz. 1839. 8, 310 ff.) abgedruckt, den er nach der Beschiefsung Dresdens i. J. 1760, wobei er fast sein ganzes Hab und Gut verloren hatte, schrieb. Gegen Schlufs des Briefes heifst es:

In unserm Lesebuch:	Bei Gellert:
„Lassen Sie diesen Brief den ehrlichen Dyk lesen, welcher, sobald Gott Ruhe und Frieden gibt, es gewifs empfinden soll, dafs alle meine Bücher verbrannt sind, denn er wird mir mit den seinen aushelfen müssen, um den Grund zu einer neuen Bibliothek zu legen. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, dafs meine witzigen Handschriften mit verbrannt sind	.... verbrannt sind, denn ich will ihn hernach in Contribution setzen, mir den Fufs zu einer neuen Bibliothek zu **schenken.** Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, dafs meine witzigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind ....

Die Hrn. „Fachlehrer" haben also offenbar nicht gewufst, dafs Dyk Buchhändler in Leipzig und Rabeners Verleger war, dessen Firma heutzutage noch besteht, trotzdem von „seines Sohnes künftigem Verlag" die Rede ist! Die Herren haben eben wieder einmal die Urschrift nicht in Händen gehabt. Noch schlimmer ist der folgende Brief von Theodor Körner weggekommen (II, 424 f.) Bei Streckfufs (Körners Werke, Berl. 1869 S. 808 f.) steht der Brief ohne Anrede und Unterschrift. Die Hrn. Herausgeber haben also kurz entschlossen ergänzt: Liebe Mutter — Dein Dich liebender Sohn Th. K. Den Herrn ist dabei gar nicht aufgefallen, dass Körner in dem Briefe sich selbst (S. 425, 2): „Ihr Freund" nennt, und es ist ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, dass dies doch keine übliche Bezeichnung für das Verhältnis des Sohnes zur Mutter ist. Nun hätte aber ein Blick in den Briefwechsel gezeigt, dass K. seine Eltern duzte, dass er seine Briefe gewöhnlich mit: „Ihr Lieben", gelegentlich auch mit: „Liebster Vater, bezw. Mutter" überschrieb, und dass nie eine Briefstellerphrase wie „Dein Dich liebender Sohn" zu finden ist. Dieser Schlufs passte ja auch zu dem „Ihr Freund" recht gut. Hätten aber die Herren, falls sie überhaupt Körner in der Hand gehabt haben, was ich wieder sehr bezweifeln muss, hätten die Herren, sag' ich, nur um eine Seite zurückgeschaut, so hätten sie einen Abschnitt finden können, mit der Aufschrift: Auszüge aus Körners Briefen an Frau von P — (Pereira) in Wien. — II, 479, 10 v. u.: Der Ort bei Stuttgart heifst Zuffenhausen, nicht: Zuffenbach.

7. Anzahl der Änderungen in einigen Stücken: Um einen Begriff zu geben, wie weit das Gewissen der Hrn. Herausgeber unsern Klassikern gegenüber gewesen ist, habe ich einige Zählungen vorgenommen. Mit Grimms Kinder- und Hausmärchen, dem deutschesten aller deutschen Bücher, das ja eigentlich das deutsche Volk selbst geschrieben, ist in folgender Weise umgegangen worden: In Nr. 20 (S. 12 ff.): „Der Zaunkönig und der Bär" zählte ich auf $1^2/_3$ Seiten über 20 Abweichungen und Fehler; (Grimm, grofse Ausgabe, 20. (Ster.-) Auflage. Berl. 1885, S. 404 ff.) In Nr. 22 (S. 15 f.): „Leichte Gesellen" (Grimm S. 42 ff.) auf nicht ganz $1^1/_2$ Seiten über 15 Änderungen. In Nr. 23 (S. 17 ff.): „Der Arme und Reiche" (Grimm S. 335 ff.) gar auf $^5/_4$ Seiten

35 Abweichungen (die andern 2 Seiten dieses Märchens habe ich gar nicht mehr angesehen.) Noch schlimmer ist es Andersen (Wortlaut nach der oben angeführten geschmackvollen Übers. v. Reuscher Berl. 1851) ergangen. Das Märchen: „Der Flachs“ (S. 28 ff. Andersen S. 530 ff.) weist auf 3 Seiten etwa 70 Abweichungen, das Märchen: „Der Buchweizen“ (S. 31 f. Andersen S. 133 ff.) auf 5/4 Seiten sogar etwa 50 auf. In Wolfg. Müllers Gedicht: „Wickher“ sind in 60 Zeilen eine Lücke von 2 Zeilen und 18 Abweichungen von der Urschrift. Paul Heyse muss sich II, 358 in einem Lesestücke, das der Einleitung zur Novelle: „Helene Morten“ entnommen ist, ungefähr 35 Änderungen und Druckfehler gefallen lassen. Auch in dem Lesestücke 152 des 2. Teils S. 374 f.: „Ein Abend in einem Apenninendorfe“, der Einleitung zur Heysischen Novelle: „Das Mädchen von Treppi“, sind, wie in fast allen von mir verglichenen Stücken, Verschlechtbesserungen ohne Not vorgenommen. In Rabeners Brief (II, 422 ff.) sind mir über 25 Änderungen und Fehler auf wenig mehr als 2 Seiten aufgefallen.

Dies ist das Auffallendste, was mir in den verglichenen Stücken des 1. Teils und bei gelegentlichen Streifzügen in den 2. Teil aufstiefs. Mit Weiterm und nicht Wenigem kann ich aufwarten. Dass ich nach solchen Erfahrungen gar kein Verlangen trug, den 3. Teil aufzuschlagen, ist begreiflich. Sehr wahrscheinlich, dass mir so manch prächtig Beispiel entgangen ist.

München. Carl Joachim.

Natorp. Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der englischen Sprache. Zweiter Teil. Für die obere Lehrstufe. Wiesbaden. Kunzes Nachfolger. 1885. ℳ 2.

Der II. Teil des Natorp'schen Lehrbuches entspricht ganz dem, was der im B. XXII S. 52 dieser Blätter besprochene erste Teil versprach: es ist eine fleifsige Arbeit, welche sich in der Schulpraxis als brauchbar erweisen dürfte. Den Sprechübungen und der Anleitung zur Anfertigung englischer Aufsätze, sowie dem Gebrauch der wichtigsten Synonyma wendet der V. besondere Aufmerksamkeit zu, indem er ihnen eigne Kapitel widmet. Die als Anhang beigegebenen „Outlines of the History of the Englisch Literature“ sind gute Auszüge aus den besten englischen Litteraturgeschichten und wohl geeignet, ein eignes Büchlein zur Einführung in die Litteratur entbehrlich zu machen. Druck und Ausstattung sind gleich gut wie im ersten Teil.

Peters. Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Dritte vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin. Springer. 1886. SS. X. 272. 8⁰. ℳ 2.

Das Lesebuch von Peters hat die schnelle und weite Verbreitung, welche es fand, wohl verdient, denn es gehört zu den brauchbarsten unter den vielen Büchern seiner Art. Seine grofse Reichhaltigkeit an prosaischen und poetischen Stücken jeder Gattung in geschickter Auswahl, die Neuheit vieler derselben, sowie der bescheidene Preis bei gutem Papier und Druck empfehlen es. Auch der Satz, es sei eine Zusammenstellung eines vollständigen Wörterbuches als von sehr fraglichem Werte zu verwerfen, ist bei einem so umfangreichen Lesebuch zuzugeben, und der vom V. beliebte

Ausweg zu billigen, nur zu den Anfangsstücken, sowie zu jenen, welche durch ihren Inhalt an die häusliche Vorbereitung unmäfsige Anforderungen stellen (z. B. Sciences) ein Vokabular zu geben; nur hätte ich gerne die sorgfältig zusammengesetzte Präparation der Anfangslektüre auf etwa die doppelte Zahl von Nummern ausgedehnt gesehen. Die bei schwierigeren Wörtern oder Construktionen unter dem Texte gebotene Hilfe beschränkt sich ganz auf das nötige Maafs, auch die sachlichen Erläuterungen sind am rechten Platze. Dafs man gar leicht das eine oder andere übersieht, ist jedem, der sich schon mit derlei Arbeiten befafst hat, bekannt; so bedürfte z. B. S. 136 „city companies„ und „the barons at Westminster“ nicht minder der Erklärung als das berücksichtigte „Guildhall“. Unter der „Extracts from History“ möchte ich an Stelle der zwei Abschnitte aus der hebräischen Geschichte entsprechend mehr aus der englischen geboten wissen.

Englische Sprach- und Litteraturdenkmale des 16., 17. u. 18. Jahrhunderts, herausgegeben von Karl Vollmöller, O. Prof. a. d. Univ. Göttingen.

The Life and Death of Doctor Faustus, Made into a Farce ly Mr. Mountford. Mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von Otto Franke. Heilbronn. Gebr. Henninger. 1886. ℳ 1.20.

Jeder Freund der englischen Litteratur wird dieses Bändchen der engl. Sprach- und Litteraturdenkmale mit grofsem Genufse lesen, nicht sowohl die parodisierende, possenhafte Mountfortsche Umarbeitung von Marlowes Doctor Faustus, von der Franke ganz richtig sagt: „Anspruch auf ästhetische Würdigung kann ein Produkt, wie das in Frage stehende, nie erheben,“ als vielmehr die Einleitung zu diesem Neudruck. Diese zerfällt in 3 Teile: 1. Mountfort als Schauspieler und Dichter. 2. Zur Geschichte des Schauspiels Doctor Faust in England. 3. Zur Mountfortschen Farce. Bringt schon der erste Teil manches Interessante über den mit Unrecht in Vergessenheit geratenen, hochbegabten Schauspieler und Dichter, so ist der auch räumlich bedeutendste zweite Abschnitt durch die reiche Fülle neuen Materials und die gefällige Darstellung so fesselnd, dafs man wünschen möchte, der V. hätte uns mehr von seinem grofsen Wissen über die Deutschlands und Englands Geister seit dem 16 Jahrhundert beschäftigende Sage von Doctor Faust meitteilen können. In den Anmerkungen werden sprachliche Eigentümlichkeiten und sachliche Erklärung heischende Stellen der Farce besprochen. Auch hier zeigt sich Franke als genauer Kenner selbst ganz entlegener Litteraturerscheinungen des 16. u. 17. Jahrhunderts in England.

Augsburg. Wolpert.

Griechische Reise. Blätter aus dem Tagebuche einer Reise in Griechenland und in der Türkei von Karl Krumbacher. Berlin Hettler. Preis 7 ℳ XLI u. 390 S.

In diesem Buch, das er den Manen des grofsen Philhellenen, König Ludwig I. von Bayern, widmet, gibt K. Krumbacher die Beschreibung einer archaeologisch-philologischen Studienreise, die er vom Oktober 1884 bis

zum Mai 1885 ausgeführt hat. Die Eindrücke sollen im wesentlichen gegeben werden, wie er sie empfangen hat; so gewinnt das Buch durchweg den Reiz des unmittelbar Erlebten. Die Frische und Anschaulichkeit des Berichtes wirkt wohlthuend auf den Leser, der deshalb willig auf eine bisweilen wohl mögliche feinere stilistische Durchbildung verzichtet.

Kr. hat sich die griechische Umgangssprache in seltenem Grade zu eigen gemacht und unterhält überall den regsten Verkehr mit dem Volke. So bekommen wir in erster Linie Aufschlüsse über die Leute; über das Land und über die Denkmäler des Altertums sind wir ohnehin zum grofsen Teil gut unterrichtet, doch fehlt es auch hier nicht an wertvollen Bemerkungen, besonders über Örtlichkeiten, die von der Heerstrafse der Touristen entfernt liegen.

Ohne blind für die Fehler der Griechen zu sein, liebt der Verfasser das hellenische Volk und glaubt fest an dessen Zukunft. Er ist Zeuge von der stillen, aber sicheren Rückeroberung der durch die brutale Gewalt der Türken gewonnenen Länder, wie sie sich durch die heutigen Griechen vollzieht: von der zähen unerschütterlichen Ausdauer, von dem schnellen fröhlichen Aufschwung und der geistigen Regsamkeit des lange unterdrückten Volkes, von seiner Strebekraft und seinem Bildungsdrange, der sich oft in ergreifender und liebenswürdiger Weise äufsert; ebenso aber ist er Zeuge des unaufhaltsam fortschreitenden sicheren Selbstvernichtungsprozesses der kulturfeindlichen türkischen Macht, die nicht schaffen, nur zerstören kann. Unablässig müht er sich, Volkslieder und Märchen zu sammeln. Mit Recht; denn je mehr die Kultur in diese abgelegenen Gegenden dringt, desto mehr entfliehen beide; scheu und verschüchtert wagen sie sich nimmer hervor und sterben dahin mit den alten Mütterchen und Greisen, die ihrer noch kundig sind.[1])

Adel der Gesinnung und wohlthuende Wärme tritt uns überall in Kr's. Werkchen entgegen. Im fremden Lande vergifst der Verf. die deutsche Heimat nicht, das Reich, dessen Schutz ihm wiederholt den endlosen Plackereien nichtswürdiger türkischer Erpressungssucht gegenüber zu Statten kommt. Mit berechtigtem Stolze blickt er auf die Thaten deutschen Fleifses, Forschergeistes und Opfersinnes, mit patriotischem Unmut redet er von jenen, die aus Thorheit oder bösem Willen noch immer dem Reiche grollen.

Von besonderem Interesse ist die Vorrede. Der politische Standpunkt der hier zu Tage tritt, ist ein wohlberechtigter. Der Verf. beklagt die heillose Zerfahrenheit des parlamentarischen Systems, die Selbstsucht der Führer, die klägliche Unmündigkeit der Gassenpolitiker. Soll die staatliche Unzulänglichkeit der hochgebildeten alten Hellenen auch das Erbe der modernen sein? Die Schilderung, die wir im XX. Stücke über den athenischen Carneval in der Fasten erhalten, das jammervolle Gebrüll gegen Trikupis, den solidesten und gediegensten Staatsmann im neuen Griechenland, das weisheitsvolle Geschrei „κάτω τοὺς φόρους“, das zwar auch an die heimischen steuerlasterlassenden Volkshelden erinnert, fordert einen neuen Aristophanes heraus. Den Neugriechen war eine genügende Übergangszeit versagt, die Erziehung zu einem modernen Staatsvolke. Kein aufgeklärter Despotismus hat erst die Mittel zu jener allgemeinen

[1]) Im Jahre 1879 hat zu Kopenhagen bei Host J. Pio aus den Manuscripten des bekannten Sammlers Hahn „Νεοελληνικὰ παραμύθια“ in den betr. Dialekten mit einigen erklärenden französischen Anmerkungen herausgegeben; viele derselben waren bis dahin völlig unbekannt. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf diese Sammlung aufmerksam machen.

Bildung und jene Zucht zwangsweise beigebracht, ohne die der Parlamentarismus das Messer in der Hand eines Kindes ist. Ohne dafs tiefgreifende politische Gegensätze die Parteien trennen, balgt man sich um den Minister stuhl; hat ein Häuptling ihn gewonnen, so werden zahllose Beamte aufser Brod gesetzt, damit der neue Herr die Beute unter seine Getreuen verteile. Amerikanismus, nur schlimmer und folgenschwerer, als in Amerika! All den Unfug rügt der Verf., aber voll des Wohlwollens; er anerkennt doch die schneidige, stets vorwärts blickende Art, das berechtigte Streben nach Vereinigung mit den getrennten Stammesgenossen.

Die neugriechische Sprache wartet noch auf ihren Dante, auf ihren Luther. Möchten griechische Leser beherzigen, was Kr. über ihre Sprachanarchie schreibt. In der Presse und den offiziellen Aktenstücken ein affektiert archaisierendes künstliches Praeparat, verschieden von der lebendigen Sprache des Volks, nicht geeignet für eine Litteratur, die auch Volkssache sein soll. Von der Volkssprache, die sich nach innern Gesetzen gebildet hat, wie sie zum Teil ihr Analogon haben in den Gesetzen, die sich bei der Bildung der romanischen Sprachen zeigen, müssen die Männer ausgehen, die auch eine lebenskräftige Litteratursprache schaffen wollen. Bei der Entstehung einer Κοινή mufs wohl, wie Verf. im Laufe seines Werkes andeutet, die Sprache eines grofsen Bildungscentrums, wie Konstantinopel, mafsgebend sein.

Die Reise Kr's. geht zunächst nach Athen, doch erreicht er die griech. Hauptstadt erst, nachdem er sich einer viertägigen Quarantäne auf dem Inselchen Hagios Georgios in der Bucht von Salamis unterworfen hat. In Athen interessiert ihn vor allem der βίος τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων; er besucht Schulen aller Art. Eine rührende Einrichtung sind die σχολαὶ τῶν ἀπόρων παίδων. Hier läfst die Gesellschaft Parnafs, welche die Elite des gebildeten Publikums umfafst, armen Knaben, die unter Tags Zeitungen verkaufen und Stiefel putzen, mühsamem Erwerb nachgehend, unentgeltlich die Anfangsgründe der Bildung erteilen. Auch fehlt es nicht an weiblichen Musteranstalten, wie das Arsakion und das Töchterinstitut der Frau Lascaridu, letzteres nach Fröbelschen Systeme eingerichtet, uns beweisen. Beim Besuch der Universität (πανεπιστήμιον) befremdet das kümmerliche Aussehen vieler Studenten, vielleicht blieb dem Verf. unbekannt, dafs mancher der φοιτηταί (Studenten) in irgend einem Hause gegen freie Station Bedientendienste leisten und Stiefel putzen mufs.

Der Lloyddampfer, auf dem Kr. Zeuge eines empörenden Schelmenstreichs ist, führt ihn nach Smyrna. Dort hat der Reisende den gewifs seltenen Genufs, von einer griech. Truppe ein aus dem Französischen übersetztes Stück, das in München spielt, anzuhören.

Ein Orientfahrer hat Drangsale aller Art zu bestehen. Wider Willen mufs Kr. Aufenthalt in dem einst so hochgepriesenen Rhodos nehmen. Das ganze Elend türkischer Wirtschaft tritt ihm hier in brutalster Deutlichkeit entgegen. Doch erinnern viele Denkmäler an die glorreiche Zeit der Johanniter und im Mauerwerk des Castro mögen noch manche Trümmer hellenischer Schönheit ihrer Auferstehung entgegen harren. Er geht fleifsig den Antiquitätensammlungen nach, erbeutet aber auch aus dem Mund eines rhodischen Mütterchens ein Märchen. Hoffentlich werden uns die mühsam erjagten τραγούδια und παραμύθια nicht vorenthalten bleiben.

Auch dem Dialekt von Kalymnos wendet Kr. seine Aufmerksamkeit zu und gibt dann bedeutende Mitteilungen über das so wenig bekannte, rüstig aufstrebende, von mifsgünstigen Nachbarn wie einst von Phokylides verleumdete Leros. Von dort führt ein kleines Fahrzeug nach Patmos. Wir blicken ins Leben der Mönche auf der Insel des heiligen Johannes.

Noch im vorigen Jahrhundert wår Patmos ein Bildungscentrum, der Sitz einer blühenden alten Patriarchenschule, die Einwohner reich und wohlhabend, noch manches Haus besitzt gute venetianische und holländische Gemälde; doch dem Wetteifer mit andern Kulturstätten erlag die alte Schule und seit ihrem Verfall schreitet auch der Niedergang der Insel unaufhaltsam vorwärts. Kr. wirft auch einen Blick auf die Geschichte des Klosters und spricht von dessen litterarischen Schätzen.

Quer durch die Cykladen geht es über Syra nach Chios. Kaum erfuhr irgend eine Insel in der Neuzeit schwerere Prüfung. Fast ausgemordet im Befreiungskrieg, kaum wieder emporgeblüht, da suchte sie das furchtbare Erdbeben von 1881 heim. Noch sind die Folgen überall wahrnehmbar. Die noch vorhandenen Altertümer sind nur spärlich. Auch in ein griechisches Nonnenkloster werden wir geführt und ich darf nicht vergessen, dafs der Verfasser milde Leser beweglich anspricht, seinem Schützling, der armen verunglückten Stamatula eine Gabe zukommen zu lassen. Die Gegend ist wechselvoll. Im Gegensatz zu den üppigen reichen Mastixpflanzungen stehn die armen Nester des freilich landschaftl. entzückenden Nordens der Insel, deren herrliche Orangenhaine unser Wanderer um die Weihnachtszeit durchwallt. Er erfährt griechische Gastlichkeit und türkische Erprefsung, törichtes Mifstrauen unglaublich unwissender Bauern. Dafs Chios nicht verlassen wird ohne die Pilgerschaft nach der Schule des Homer ist selbstverständlich.

Von Smyrna trägt die Bahn nach Tralles in die berühmte Fruchtebene des Mäander; um den Burgberg lagert die stattliche Türkenstadt Aïdin. Tralles wie auch Ephesus sind reich an herrlichen antiken Resten. Auf dieselbe Weise gelangt man nach Sart, das die stolze Akropolis von Sardes überragt. Die grofse lydische Königsstadt ist durch das Erdbeben von 17 nach Chr. und durch die scheufsliche Barbarei Timurs so gut wie vernichtet worden. Von Magnesia aus besucht unser Wanderer den Niobefelsen, der auch jetzt noch der Beschreibung Homers völlig entspricht, von Smyrna aber, wo er das Jahr beschliefst, zieht er nach dem Grabe des Tantalos. Überall frische, anregende Darstellung und fesselnde Schilderungen.

An Phokaea vorbei trägt ihn das Schiff nach Dikeli, Pergamons Hafenort. Hier befördert ein Omnibus weiter. Die Strafse, obwohl vor 15 Jahren erbaut, ist bereits — in der Türkei kann solches nicht Wunder nehmen — wieder verfallen. In romantischer Landschaft thront die Akropolis der alten Attaliden, um den Fufs des Berges aber im Selinostal schmiegen sich lumpige Hütten, die ein schmutziges Zigeunerpack beherbergen, während die vorstädtischen Strafsen des neuen Bergma von Hunden und Büffeln wimmeln. Begeisterte Worte widmet der Verf. der Energie und dem Opfermut Humanns und Conzes.

Mit grofser Anschaulichkeit berichtet er uns weiter von der Heimat der männlichen Sappho, dem herrlichen aeolischen Lesbos. Noch heut zu Tag erscheinen ihm dort die Weiber herb und streng. Die Brüder Bernardakis sind ihm liebe Gastfreunde. Der Lesbier erinnert ihn mehr an den Altbayer, der Chiot an den Schwaben. Aus Mitylenes Hafen segelt er an Tenedos und Trojas Gestade vorbei nach Konstantinopel. Dann abermals über Smyrna und Athen, dessen Strafsen von dem fanatischen Jubelgeheul über Trikupis Sturz widerhallen nach Patmos. Zuvor ein kurzer zweiter Aufenthalt in Chios. Er besucht das altberühmte Kloster Νέα Μονή, an dessen Seite sich jetzt ein Konkurrenz-Kloster, gestiftet von einem etwas zweifelhaften Heiligen, erhebt. Zweimonatlichen Aufenthalt in Patmos benutzt er jetzt, um unter Schwierigkeiten ganz besonderer Art den dortigen

Doppel-Kodex, die Dichtungen des hochbedeutenden christlichen Hymnendichters Julios Romanós auszubeuten. Er glaubt die beste und breiteste Grundlage für Kenntnis griechischer Hymnendichtung überhaupt gewonnen zu haben. Hoffen wir, daſs er bald die Wissenschaft mit einer Ausgabe dieser Lieder bereichere, die um so wünschenswerter erscheint, als das Werk des Kardinals Pitra sich nur auf mangelhafte Übersetzung zu stützen vermochte.

Noch ist Kr. Zeuge der Osterfeier auf der Insel des Apostels der Liebe, dann kehrt er nach vollbrachtem Werk über Syra, Athen und Korfu der Heimat zu.

Diese Mitteilungen werden hoffentlich genügen, um zur Lektüre des Buchs anzuregen, das hiemit aufs beste empfohlen sein soll.

Würzburg. W. Zipperer.

Dr. Hering, Prof. in Freiberg i. S., Die Überbürdungsfrage und eine einheitliche höhere Schule. Ein populärer Vortrag. Leipzig. Reissner. 1886. 86 S.

Der V. will mit Recht von unserem Gymnasium vor allem diejenigen Anforderungen ferngehalten wissen, welche eine Umgestaltung desselben zur Fachschule zur Folge haben müſsten; freilich ist auch sein Versuch, den Begriff der durch das Gymnasium zu vermittelnden allgemeinen Bildung festzustellen (S. 8), nur geeignet, die Schwierigkeit dieser Aufgabe erkennen zu lassen. Seine Vorschläge, der Überbürdung entgegenzuarbeiten, verraten den erfahrenen, überall den thatsächlichen Verhältnissen rechnung tragenden Schulmann. In Bezug auf den Unterricht in Geographie und Geschichte wird thunlichste Beschränkung und genaue Feststellung des mit dem Gedächtnis zu bewältigenden Lehrstoffs empfohlen und vor den Übertreibungen des Kartenzeichnens gewarnt; auch in dem sprachlichen Unterricht ist das Gedächtnis nicht unnötigerweise zu belasten, was z. B. geschieht, wenn Hunderte von Versen des Homer oder Vergil auswendig gelernt werden müssen; den Umfang der Hausaufgaben soll der Lehrer genau kennen und unnützen Zeitaufwand erfordernde Schwierigkeiten zuvor beseitigen, wobei besonders Präparationen und mathematische Aufgaben der unteren Klassen in Frage kommen; da endlich die Ursache der Überbürdung häufig nicht in den Anforderungen der Schule, sondern in den Mängeln des Schülermaterials zu suchen ist, so muſs das Augenmerk dauernd darauf gerichtet sein, ungenügend vorgebildete oder nicht hinreichend begabte Schüler mit allen zulässigen Mitteln von der Fortsetzung der Studien zurückzuhalten und in den oberen Klassen die Geist und Körper der Studierenden schädigenden Genüsse zu widerraten und zu hindern. Die Einheitsschule glaubt der V. durch Beseitigung des griechischen Pensums in der Reifeprüfung und Erhöhung der Anforderungen in der Mathematik einerseits, anderseits durch Beschränkung des Unterrichts in der Chemie und im geometrischen Zeichnen und Zurückdrängung des Englischen in die Reihe der fakultativen Lehrgegenstände wieder gewinnen zu können. Die Forderung des Wegfalls des griechischen Skriptums als Prüfungsaufgabe und der Aufnahme der Lehre von den Kegelschnitten in unseren Gymnasien hat bekanntlich vor einigen Jahren Dubois-Reymond gestellt. Das griechische Skriptum ist in Preuſsen bereits gefallen; ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn an dessen Stelle eine Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche tritt; denn ich bin der Ansicht, daſs das den alten Sprachen im Gymnasialunterricht zugewendete Zeitmaſs nicht aus-

reicht, die in unserer Zeit höher gesteckten Ziele einer allseitigen Erklärung der antiken Schriftwerke in entsprechender Weise zu erreichen und zugleich die sprachliche Imitation mit Erfolg zu pflegen. Dagegen kann ich mit dem V. nicht übereinstimmen, wenn ihn die Vorliebe für sein Fach — er ist Mathematiker — verführt hat, in der Mathematik die an die Gesamtheit der Schüler zu stellenden Anforderungen noch erhöhen zu wollen. Wir machen ja nicht selten die Erfahrung, daſs auch sonst trefflich angegelegte Schüler der Mathematik geringeres Interesse entgegenbringen und daſs sich dieser Mangel an Teilnahme manchmal zu entschiedener Abneigung steigert; der Grund liegt doch gewiſs auch in dem Wesen der rein formalistischen Wissenschaft. Man sollte daher eher darauf denken, die Anforderungen im allgemeinen zu ermäſsigen, dagegen denjenigen Schülern, welche vorwiegende Neigung für dieses Fach zeigen oder für ihr künftiges Berufsstudium einer intensiveren Schulung und reicheren Wissens in der Mathemathik bedürfen, durch fakultativen Unterricht Gelegenheit zu geben, sich weiter zu bilden; so lieſse sich in dem Rahmen des Gymnasiums auch Raum finden für diophantische Gleichungen und Kegelschnitte. Überhaupt dürfte die Verfolgung des Gedankens der Lernfreiheit in Bezug auf manche Lehrgegenstände der höheren Klassen sich als fruchtbar erweisen, sowohl wenn Mittel ausfindig gemacht werden sollen, der Überbürdung zu steuern, als auch wenn die Möglichkeit der Einheitsschule erörtert wird.

Dr. L. Wiese, Wirkl. Geheim. Ober-Regierungsrat a. D., Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen. 1. u. 2. Bd. Berlin. Wiegandt und Grieben. 1886. 346 u. 221 S.

Mit besonderem Interesse wird jeder Fachgenosse dieses Buch in die Hand nehmen und wird mit wachsender Teilnahme die geistige Entwicklung, die vielseitige Thätigkeit und die reiche Amtserfahrung des Schulmannes verfolgen, welcher in einem Zeitraum von 24 Jahren unter vier Ministerien bestimmenden Einfluſs auf das höhere Schulwesen in Preuſsen ausübte. Ausgezeichnet durch hervorragende pädagogische Begabung, die sich nicht zum wenigsten in der richtigen Erkenntnis der Strebungen und Bedürfnisse der Jugend erweist, bewährt der V. den durchdringenden Blick des Pädagogen auch in seinen treffenden Urteilen über Menschen und Begebenheiten und weiſs dabei den Ton gehässiger Herabsetzung fast überall zu vermeiden; auch wenn wir nicht mit ihm übereinstimmen, bereichert der Einblick in die Motive wichtiger Entschlüsse und Verordnungen unser Wissen und läſst uns zu einem Standpunkt gerechterer Schätzung gelangen. Wir werden aus dem reichen Inhalte des Buches Einzelnes herausnehmen, was entweder besonders geeignet ist, die geistige Eigenart und die leitenden Grundsätze des bedeutenden Schulmannes zu kennzeichnen, oder was in Beziehung auf die gedeihliche Entwicklung unserer höheren Schulen und wichtige pädagogische Zeitfragen erhöhte Beachtung zu verdienen scheint.

Während der Universitätsjahre war Wiese bei der theologischen Fakultät inskribiert und war auch zuerst mehr dem Studium der Theologie zugewandt; auch den Kirchenvätern und den Scholastikern des Mittelalters trat er näher. Allmählich aber gewann die Philologie die Oberhand, welche damals an der Berliner Universität durch hervorragende Lehrkräfte wie Böckh, Bekker, Lachmann u. a. vertreten war. Über den Grund dieser Wandlung spricht sich W. nicht bestimmt aus, doch erfahren wir in Bezug auf die Vorlesungen Schleiermachers und Hegels, daſs die wissenschaftliche Kritik derselben seinen religiösen Seelenfrieden beunruhigte. „Es dauerte

lange bis ich die heilende Kraft einer „Weihe des Zweiflers“ erfuhr; aber Gott sei Dank, ich habe sie erfahren.“ Bd. I S. 32. Überhaupt läfst sich aus diesem Bericht über die Studienzeit wenig erkennen, welche Geisteserzeugnisse der alten oder neuen Litteratur auf die Entwicklung des V. besonderen Einflufs geübt haben, und wenn dies hier vielleicht auf Rechnung der Kürze des Berichtes zu schreiben ist, so beobachten wir doch auch im weiteren Verlaufe der Lebenserinnerungen, dafs über die fachwissenschaftliche, insbesondere auch über die pädagogische Litteratur und die geistige Bewegung der Zeit meist Schweigen beobachtet ist.

Seine öffentliche Lehrthätigkeit begann W. als Ordinarius der Sexta am Friedr. Wilhelmsgymnasium in Berlin. Was uns über seine pädagogischen Grundsätze und seine Erfolge in Bezug auf diesen Unterricht in den unteren Klassen mitgeteilt wird (I, S. 47 ff.), zeugt von der besonderen Befähigung für den praktischen Beruf des Lehrers; wir können die Freude nachempfinden, welche ihn erfüllte, als er seine Sextaner in der ersten Prüfung vorführte und allgemeine Anerkennung erntete, und wenn wir von jenen Grundsätzen e i n e n verzeichnen: „Wenig schriftliche Arbeit aufzugeben; desto mehr mannigfaltige Übungen in der Lehrstunde und Kräftigung des Gedächtnisses zu steter Bereitschaft“, so mag man schon daraus schliefsen, wie sehr W. der pädagogischen Kunst Meister war. Disciplinarische Schwierigkeiten kennt der geborne Pädagoge nicht; dies bekennt auch W. von sich; wenn er freilich diesen Vorzug damit in Zusammenhang zu bringen sucht, dafs er als Ordinarius immer auch den Religionsunterricht übernahm, so möchten wir hier der natürlichen Anlage mehr Kraft zuschreiben als diesem besonderem Umstande.

Nach einer kürzeren Wirksamkeit an den Gymnasien in Clausthal und Prenzlau kehrte W. nach Berlin zurück und unterrichtete in Sekunda und Prima des Joachimsthalschen Gymnasiums; zugleich hatte er als Inspektor des Alumnats besondere Gelegenheit, als Erzieher auf die Jugend einzuwirken. Die anregenden methodischen Bemerkungen über den Unterricht in den oberen Klassen, welche der Mittheilung dieses Teiles des Lebensganges eingefügt sind (I S. 76 ff.), beweisen, wie sehr er es verstand, die Selbsthätigkeit der Schüler anzuregen und ein vielseitiges Bildungsinteresse zu pflegen. Wir heben Einzelnes heraus. Im deutschen Unterricht wurden jedesmal mehrere Themata zur Auswahl vorgelegt und nach ihren wichtigsten Beziehungen zuerst in der Klasse durchgesprochen; bei der Beurteilung wurde dann die ganze Klasse beteiligt. Im griechischen Unterricht wurde es ermöglicht, auch die Hauptmomente der griechischen Philosophie durchzunehmen; die Lektüre der Verrinen führte zu Exkursen über die alte Kunstgeschichte. Zu den lateinischen Stilübungen benutzte W. lange Rückübersetzungen aus den Alten oder Neulateinern, später aber erschien ihm die Methode Nägelsbachs, Deutsch Gedachtes ins Lateinische übersetzen zu lassen als die erfolgreichere. Wir verkennen nicht die diesem Verfahren innewohnende vorzügliche Schulung der Verstandesthätigkeit, aber ein wirkliches Können, eine ausreichende und den Schüler selbst befriedigende Beherrschung der sprachlichen Ausdrucksmittel wird doch nur erreicht werden, wenn diesen Übungen ein entsprechendes Zeitmafs zugewandt wird; zu diesem Zwecke müfsten aber die jetzigen Anforderungen an die Schüler in anderer Richtung ermäfsigt werden. Daher ist auch die neueste preufsische Studienordnung mit Recht darauf zurückgekommen, dafs Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische sich der Lektüre anschliefsen sollen.

Im Jahre 1852 wurde W. in das Ministerium v. Raumer berufen. Darüber schreibt er selbst (I S. 162): „Was die Wahl auf mich lenkte, war vielmehr, wie ich anzunehmen Ursache habe, der in meiner ganzen

Amtsführung bethätigte und ebenso in dem, was ich geschrieben, bezeugte prinzipielle Standpunkt gegenüber der Aufgabe der höheren Schulen. Von Jugend auf schwebte mir als Lebensglück und Lebensaufgabe immer klarer das Ideal vor, ein Ganzes zu sein, zu einer Einheit des geistigen Lebens zu gelangen. Darum erschien mir auch für meinen Beruf der reformatorische Gedanke wahrer Geistesbildung als die einzige und höchste Norm: Die Verbindung der Wissenschaft mit dem christlichen Glaubensleben. In ihr hat das deutsche Gymnasium seinen Ursprung gehabt. In der Rückkehr dazu sah ich das Heil der Jugend und unseres Volks. Daraus ist all mein Bestreben und Widerstreben hervorgegangen". Demgemäfs wurde jetzt dem Religionsunterricht in den Gymnasien besondere Fürsorge zugewandt: in dem neubegründeten Kandidaten-Konvikt in Magdeburg wurden die altklassischen und philosophischen Studien mit den theologischen verbunden, um tüchtige Religionslehrer heranzubilden, den Theologen wurde die Anstellung auch für andere Lehrfächer erleichtert und Verhandlungen über einen verbesserten Lehrplan für den Religionsunterricht der höheren Schulen eingeleitet. Im Jahre 1856 wurde dann eine Revision des Gymnasiallehrplans überhaupt durchgeführt. Der Gedanke einer gröfseren Konzentration des Unterrichtes war auch hier ein leitender, aber „bestimmte allgemeine Anordnungen über den konzentrischen Aufbau und die Verbindung der einzelnen Unterrichtsgegenstände konnten wegen ihrer Abhängigkeit von den Lehrkräften und sonstigen besonderen Verhältnissen nicht getroffen werden". Die Frage der Konzentration steht auch heute noch auf der Tagesordnung; eine praktische Lösung derselben erscheint aber nur möglich, wenn die wissenschaftliche Pädagogik zuerst theoretisch sich darüber geeinigt hat, zu welcher Einigung vornehmlich die Vorarbeiten der Herbart'schen Schule wertvolle Beiträge enthalten. Interessant ist es zu hören, dafs Wiese und der Minister v. Raumer „am liebsten zu der alten Einfachheit eines auf den Religionsunterricht, die alten Sprachen und die Mathematik beschränkten Lehrplans zurückgekehrt wären"; darnach hätte man also auch des besonderen Unterrichts im Deutschen gerne entbehrt; man kann sich dabei des Gedankens an die Jesuitenschulen nicht erwehren. Auch der Frage der Vorbildung für das Lehramt, welche ebenfalls die Gegenwart dringender beschäftigt, widmete W. damals seine Aufmerksamkeit; er wufste aus Erfahrung, dafs auf den Universitäten mit wenigen Ausnahmen für die Zwecke der Schule zu wenig geschieht und er hielt es für das zweckmäfsigste, die jungen Kräfte durch das Beispiel bewährter Schulmänner methodisch heranzubilden. Die allgemeine Durchführung dieses Prinzips wäre jedenfalls der Anfang des Fortschritts. In Bezug auf Aufstellung und Beförderung der Lehrer bekennt W. Raumers Grundsätze auch als die seinigen: „Dabei waren ihm allerdings Solche besonders willkommen, deren Geistesbildung zugleich in der ewigen Wahrheit des Evangeliums wurzelte, die er für den fruchtbarsten Boden aller Pädagogik hielt. Stand er aber vor der Wahl zwischen einer bei ernstem christlichen Sinn doch schwachen Leistungsfähigkeit und einer wissenschaftlichen und praktischen Tüchtigkeit bei nicht hervortretendem religiösem Interesse, so gab er sicherlich der letzteren den Vorzug (I. S. 193)." Bei gleicher Tüchtigkeit werden also im Allgemeinen diejenigen bevorzugt worden sein, welche in religiöser Beziehung entsprachen; die Erfahrung lehrt aber, dafs ein solcher Grundsatz auch der Heuchelei Raum schafft; wer diese nicht begünstigen will, mufs überall die Tüchtigkeit des Mannes als Lehrer entscheiden lassen.

Als im Jahre 1858 v. Bethmann-Hollweg die Leitung des Ministeriums übernahm, sollte mit der Raumer'schen Tradition durchaus gebrochen werden; der Minister hätte es auch gerne gesehen, wenn W. zurückgetreten wäre,

und hatte auch bereits einen Nachfolger ausersehen. W. hielt aber an seinem Posten fest; „Anderen zu Gefallen mich selbst auf die Seite zu schieben, sah ich keinen Grund“ (I S. 202). Im allgemeinen kam es später zu sachdienlichem Einvernehmen; in Bezug auf den neuen Entwurf für den Religionsunterricht der Gymnasien hemmte aber doch der prinzipielle Gegensatz zwischen Minister und Geheimrat die Förderung der Aufgabe. v. Bethmann wollte diesen Unterricht selbständiger gestalten gegenüber der Lehre der Kirche als „Einführung in die Bibel behufs einer Anschauung zuerst einer Erziehung des Volkes Israel, sodann des Menschengeschlechtes durch die göttliche Erlösungsthat“; W. übermittelt als bezeichnend für den Plan des Ministers die Bemerkung desselben: „Es müfste wunderlich zugehen, wenn bei einem solchen Religionsunterricht dem Schüler die Bibel schliefslich nicht eben so lieb werden sollte wie der Homer.“

Während der folgenden Ministerien v. Mühlers und Falks währte der Streit um die Konfessionalität der Schulen. Das Ideal Wieses, wie seines Freundes v. Mühlers war ihrer religiösen Überzeugung gemäfs die streng konfessionelle Schule; als z. B. die „Augustastiftung“ in Charlottenburg begründet wurde, sprach er sich für die Ausschliefslichkeit der evangelischen Konfession in diesem mit Freistellen für die Töchter der Beamten und Offiziere des Staats ausgestatteten Erziehungsinstitut aus; doch wurde seinem Rate nicht stattgegeben und nur der vorwiegend evangelische Charakter festgesetzt. Falk begünstigte im Gegenteil im Interesse der religiösen Eintracht in jeder Weise die Aufhebung der konfessionellen Besonderheit; wie mufste es W. verdriefsen, dafs auch „die Verteilung der Aufsicht und des Referats über die höheren Lehranstalten lediglich nach geographischen Gesichtspunkten erfolgte!“ So sehr er sich auch hier bemüht, in seinem Urteil möglichst zurückhaltend zu bleiben, seine Darstellung wird doch zum Ausdruck des zunehmenden Unmutes über die neuen Mafsnahmen, welcher in den scharfen Worten gegen Falk gipfelt: „er war kein Kultusminister“ (II S. 63) Die Bestrebungen Falks litten freilich an Überhastung und die Eingriffe in die Rechte der Kirche mufsten sich rächen; wenn uns aber manche Ausschreitung während des Kulturkampfes wiederum die Gefahren der religiösen Leidenschaften für unser Vaterland nahe legte, so werden wir überall der Milderung des konfessionellen Gegensatzes das Wort reden; der nichtkonfessionelle Charakter unserer höheren Schulen kann aber dazu auch in Zukunft wesentlich beitragen.

Infolge der langen Dauer seiner Amtsführung und insbesondere bei den häufigen Inspektionsreisen hatte W. wie kein Anderer Gelegenheit, Erfahrungen über den Stand der preufsischen Gymnasien zu sammeln; die zahlreichen Mitteilungen darüber haben hohen pädagogischen Wert auch deshalb, weil sie zeigen, wie sich den Anforderungen gegenüber überall die Wirklichkeit gestaltet; in dem Urteil über die Persönlichkeiten, über Schulräte, Direktoren und Lehrer offenbart sich scharfe Beobachtungsgabe und ruhige Gelassenheit des Tons; aus den Nachrichten über die verschiedenartigen Methoden des Unterrichtens in den einzelnen Lehrfächern können wir für die eigene Praxis reichen Gewinn ziehen. Die Notwendigkeit einer geeigneteren Vorbildung für das höhere Lehramt, welche die Fehlgriffe der Methode zu vermeiden lehren soll, erhellt auch aus den hier niedergelegten Zeugnissen.

Hof. J. K. Fleischmann.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Wilhelm Scheele, Vorschule zu den lateinischen Klassikern. Erster Teil. Berlin. 1886. 20. Auflage nach der Vorrede ein Abdruck der 19. Auflage. Das Buch enthält zunächst auf 64 Seiten, eine schlichte „Zusammenstellung des Wichtigeren aus der Formenlehre“; die zweite Abteilung (S 65—123) bietet Übungssätze zur Formenlehre, und zwar nur Einzelsätze, wobei die lateinischen — da und dort findet sich auch ein Vers — den deutschen voranzugehen pflegen und im Gange des Unterrichtes ein sehr rasches Tempo angeschlagen wird: die dritte Abteilung (S. 124—131) besteht aus zusammenhängenden lateinischen Lesestücken, nämlich aus fünf Gesprächen, sechs kleinen Erzählungen und neunzehn Fabeln (in Prosa). Daran schliefsen sich drei Wörterverzeichnisse (S. 132—215): eines nach der Reihenfolge der Paragraphen des zweiten Teiles und dann in alphabetischer Ordnung ein lateinisch-deutsches und ein deutsch-lateinisches.

Dr. Hermann Schmidt, Elementarbuch der lateinischen Sprache. Erster Teil: Die Formenlehre für die beiden untersten Klassen des Gymnasiums. 9. Auflage, völlig neu bearbeitet von Professor Leonhard Schmidt, Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Bromberg, dem Sohne des 1883 verstorbenen ersten Herausgebers. Preis des Buches 2 ℳ. Halle. Herm. Gesenius. 1886. In den Rahmen der bayerischen Schulordnung fügt sich das Buch nicht ein, so dafs es keinesfalls als Schulbuch eingeführt werden kann. Indefs ist es den Fachgenossen zur Benützung beim Unterrichte bestens zu empfehlen, da es sehr viele und sehr brauchbare deutsche und lateinische Übungssätze und sehr hübsche zusammenhängende Stücke enthält. Den Schlufs bildet ein „Anhang zur Einübung des abl. absol. und des part. coniunct.“ bestehend aus 48 lateinischen und 42 deutschen Einzelsätzen.

P. Peyer und W. Mewes, Oberlehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, Lateinisches Lesebuch. Berlin. 1887. Enslin. Das Lesebuch zerfällt in einen prosaischen Teil (S. 1—99) und einen poetischen Teil (S. 91—101). Der erstere enthält vier grofse Erzählungen von den Thaten des Crösus, des Cyrus, Alexanders des Grofsen und Scipios des Älteren und soll zunächst zur Fortsetzung der Bonnettschen lateinischen Übungsstücke (als dritter Teil) für solche Lehrer dienen, „die ebenso wie der Verfasser bedenken tragen, den Nepos dem Quartaner in die Hände zu geben.“ Die Verfasser waren zwar bemüht, „diesen Stoff dem Begriffsvermögen zehn- bis zwölfjähriger Knaben möglichst nahe zu bringen und in die dem einfachen historischen Stil eigentümliche Sprache zu kleiden,“ aber von gar manchem Satze dürften nur sehr begabte Schüler die richtige Übersetzung zu liefern im stande sein. — Der poetische Teil umfafst Fabeln des Phädrus und Abschnitte aus Ovid. — Auf S. 102—136 findet sich die Präparation, d. h. die Angabe der Wörter, und auf S. 137 170 ein alphabetisches Wörterverzeichnis. — Der Druck ist vorzüglich.

Dr. J. M. von Söltl, Ludwig I., König von Bayern, und Graf von Armansperg. Ein Beitrag zur Feier des Centenariums der Geburt des Königs Ludwigs I. von Bayern. gr. 8. 71 S. Nördlingen.

C. H. Beck. 1886. ℳ 1.80. Der V. erhielt durch die Wittwe des Grafen Armansperg den ganzen schriftlichen Nachlafs des letzteren zur freien Benützung und ist so in der Lage aus den Jahren, in welchen Armansperg als leitender Minister in Bayern und später als Präsident der Regentschaft in Griechenland eine hervorragende Stellung einnahm, manches sehr interessante Schreiben Ludwigs zu veröffentlichen; dies verleiht der Schrift einen bleibenden Wert.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Programme bayerischer Gymnasien und Lateinschulen vom Schuljahr 1884/85.

II.

Heraklits Einheitslehre, die Grundlage seines Systems und der Anfang seines Buchs, von Alois Patin, kgl. Studienlehrer. Progr. des k. Ludwigsgymnasiums in München. 100 S. 8.

In 5 Abschnitten entwickelt der gelehrte Verfasser seine geistreichen Gedanken. Nachdem er im ersten und zweiten seinen Zweifel, ob wir vom eigentlichen Wesen der Heraklitischen Philosophie eine genügende oder sichere Kunde besitzen, durch einen Blick auf die umfassenderen Darstellungen und den gegenwärtigen Stand der Heraklit. Forschung zu rechtfertigen und an der Hand mehrerer Beispiele zu zeigen gesucht, dafs man auf dem bisher gewohnten Wege das wirklich begehrenswerte Ziel nicht erreichen könne, stellt er im dritten Abschnitte aus der Verbindung von 4 Sätzen Heraklits als unbestreitbar fest: Der Satz, welcher dem Heraklit am meisten anlag und der ihm der unterscheidende und entscheidende war, hat ungefähr so gelautet, dafs, was weise heifsen kann, in der Vielheit der Dinge überhaupt nicht zur Erscheinung kommt, sondern nur in der Einheit, dafs sich also in Sonderexistenzen keine Einsicht findet, sondern nur in einer diese aufhebenden Gemeinsamkeit. Der nächste Abschnitt erörtert die Notwendigkeit, den vierten von jenen 4 Sätzen zum ersten zu machen und bietet Vermutungen zu einigen Stellen Heraklits, worauf im fünften Abschnitt noch die Grundlinien vom Anfang des Buches angedeutet werden, unter Festhaltung der Wahrscheinlichkeit, dafs der erste Lehrsatz vom allwissenden Einen mit dem zweiten von der Allgemeinsamkeit der Vernunft gepaart gewesen sein dürfte.

Beiträge zu Horaz von L. Liepert, kgl. Studienrektor. Progr. der k. Studienanstalt Straubing. 47 S. 8.

Von der Ansicht ausgehend, dafs der Schüler die gediegensten Schöpfungen der altklassischen Litteratur als logisch-ästhetische Meisterwerke erkennen müsse, strebt Verfasser in seinem Programm den Zweck an, aus einer Anzahl Horazischer Dichtungen den Hauptgedanken auszulösen und so weit möglich eine logische Disposition zu geben, um auf solche Weise einer ästhetischen Würdigung derselben in der Schule vorzuarbeiten. Hieran reiht sich gelegentlich die Besprechung von Textfragen, sowie sachliche Erklärungen. Gegen die bisher beliebten Strophenverteilungen des carm. saec. bringt V. ein neues Verteilungssystem in Vorschlag und empfiehlt sodann statt der Konjunktive proroget-curet-applicet: pro-

rogat-curat-applicat, ferner zu den vv. 49—51 statt quique-imperet die meist- und bestvertretene Lesart quaeque-impetret. Aufserdem kommen zur Behandlung: l. I sat. 1 (v. 4 mit der Emendation gravis armis für gr. annis, v. 29: fervidus hic campo miles für perfidus hic caupo miles); satt. 4, 6, 9; l. II satt. 1, 2, 3, 6; l. I epp. 1, 2, 6, 7, 10, 12 (bei v. 22 ist die Interpunktion von si quid petet ultro defer an Stelle von si qu. petet, ultro defer zu beachten), 16, 17, 18, 19, 20 und l. II ep. 1.

Textkritische Bemerkungen zu Sulpicius Severus von Josef Fürtner, k. Studienlehrer. Progr. der k. Studienanstalt Landshut. 42 S. 8.

Der erste Teil bietet Berichtigungen und Zusätze zu der von Halm besorgten, aber nicht immer mit gehöriger Genauigkeit verzeichneten Kollation der beiden Münchener Codices, welche die vita des Autors überliefern; der zweite Emendations- und Interpretationsversuche zu mehreren Stellen der Chronik und der sonstigen Schriften des S. Severus, nämlich zu Chron. I 5, 1 und 2, I 7, 4. I 9, 3, I 12, 6, I 14. 1, I 18, 2 (wo afficitor für unmöglich erklärt wird), I 21, 1, I 23, 1 und 4, I 25, 5 (Fürtner: Bahali, Halm: Baalis), I 26, 7. I, 29, 2, I 30, 5, I 35, 9, I 43, 5 (wo F. liest: mulier poscenti non cunctata prophetae cedere promissorum fidem consecuta est statt: m. p fidem non cunctata pr. credere..); II 1, 1, II 2, 5, II 3, 5, II 9, 9, II 12, 2, II 14, 7 (Dat. graec.), II 16, 3, II 18, 3, II 19, 4, II 30, 2, II 36, 3, II 41, 3, II 41, 7; M = vita Martini 3, 3, M 11, 4, M 14, 6, M 15, 2, M 16, 6 (exspectans als nomin. absol.); E(pistula) I 7; D(ialogus) I 4, 2, I 11, 2, I 21, 1; II 4, 4; III 11, 2; III 11, 10 (F.: obnixis sibi, H.: obnoxius episcopis), III 13, 3 (potiuntur—patiuntur).

Bemerkungen zur Syntax des Vitruv mit eingehender Darstellung der Substantivsätze von Johann Praun, Gymnasialassistent. Progr. der k. Studienanstalt Bamberg. 108 S. 8.

Die Vorrede thut der erheblichen sowohl sachlichen wie sprachlichen Schwierigkeiten Vitruvs Erwähnung, welche noch gesteigert werden durch die Ungleichmäfsigkeit des Stiles und das Unzutreffende seiner Ausdrucksweise; gleichwohl sei der für die Geschichte der lateinischen Sprache und besonders für die Kenntnis der Umgangssprache aus der näheren Beschäftigung mit ihm entspringende Gewinn nicht zu unterschätzen. In der Absicht, nur das Gebiet der Substantivsätze, mit Einschlufs des Gerunds, eingehender zu untersuchen und daran einzelne irgendwie interessante Fragen aus dem übrigen Umkreis der Syntax anzuknüpfen, behandelt V. hierauf, hauptsächlich nach den Ausgaben von Rose und Müller-Strübing, I. den Gebrauch des Infinitivs und zwar a, mit Nominativ, b, mit dem Infin. verbundene Verba der Möglichkeit, Notwendigkeit, des Wollens, der positiven Willensäufserung, den Infin. als Subjekt, c, Verschiedenes; II. den Infin. m. Akkusativ: a, die übergeordneten verba sentiendi, cogitandi, affectuum, dicendi, des Willens, den unpersönlichen Hauptsatz, b, Verschiedenes; III. die mit Partikeln eingeleiteten Substantivsätze; IV. Gerund und Gerundiv; V. die indirekten Fragesätze: a, übergeordnete Verba, b, Modus, c, Form der indirekten Frage (Satzfragen und Wortfragen); VI. auf die Komparation, VII. das Pronomen, VIII. den Gebrauch der Kasus, IX. die Textgestaltung und X. die Geschichte einzelner Wörter Bezügliches.

De Vitruvii copia verborum part. II scripsit Henricus Ulrich. Progr. der k. Lateinschule Schwabach. 14 S. 8.

Der im Jahre 1883 veröffentlichten Abhandlung über die substantiva derivata bei Vitruv läfst Verf., um einen weiteren Beitrag zur Kenntnis

des Vulgärlateins zu leisten, hier eine Durchmusterung der übrigen Wortbildungen dieses Autors folgen, nämlich der adiectiva derivata auf illus, culus, bilis, anus, aticus, idus, osus, bundus, der adverbia und verba deriv., der vocab. composita, der vocab. ab eleganti sermone plane discrepantia, und dieselbe schliefst mit einem Anhang de flexione und mit Aufzählung derjenigen Wörter, welche bei Georges ohne Nennung des Vitruv angeführt werden.

Die Vita Alexandri Magni des Archipresbyters Leo. Nach der Bamberger und ältesten Münchener Handschrift zum erstenmal herausgegeben von Dr. Gustav Landgraf, k. Studienlehrer. I Teil: die Nektanebussage I 1—14. Progr. der k. Studienanstalt Schweinfurt. 43 S. 8.

Dem von kritischen Noten begleiteten Texte geht eine Abhandlung über den Alexanderroman des Pseudo-Callisthenes voraus, der wir entnehmen, dafs dieses Werk, um das Jahr 200 v. Chr. in Alexandria entstanden, die Quelle weitaus der meisten occidentalischen und orientalischen Bearbeitungen der Alexandersage geworden ist; doch bewahrte nur die älteste Handschrift A den alexandrinischen Charakter ungetrübt. Karl Müller hat als frühester Herausgeber den Text meisterhaft geliefert, daneben sind die Übertragungen in die syrische, armenische und hebräische Sprache, die lateinische Übersetzung des Jul. Valerius, und vor allem die unter dem Namen historia de preliis bekannte des Archypresbyters Leo aus der Mitte des X. Jahrhunderts von hohem Werte. Der Prolog zur letzteren bildet, wie eine zweite Abhandlung darthut, ein wesentliches Kriterium für die Klassifizierung der Handschriften, die in 2 Hauptgruppen, solchen der älteren und solchen der jüngeren Rezension, aufgeführt werden. Ein dritter Abschnitt ist dem Bambergercodex B, in welchem wir einen der ursprünglichen Fassung ziemlich nahestehenden Text besitzen, ein vierter dem cod. Monacensis 23489, ein fünfter dem vom Verf. eingehaltenen kritischen Verfahren gewidmet. Die Grundlage der Textgestaltung bot sich in der Bambergerhandschrift. Bezüglich der Textesänderungen waren in erster Linie die Lesarten des Pseudo-Callisthenes und zwar des cod. A (unter Vergleichung des Jul. Valer.) mafsgebend. Hier sowohl als auch in Orthographie und Interpunktion bewies der Verf. ein lobenswertes conservatives Bestreben.

Incerti auctoris liber de origine gentis Romanae (fragm.) ad fidem codicis Bruxellensis qui exstat unicus denuo recensuit Bernardus Sepp ph. dr. Progr. der k. Studienanstalt Eichstätt. 48 S. 8.

Die lange verschwundene Pergamenthandschrift vom Ende oder vielleicht auch Anfang des XV. Jahrhunderts wurde von Theodor Mommsen zuerst wieder an das Licht geholt und einer Durchsicht unterworfen. Sie enthält aufser dem „Ursprung des römischen Volkes“, den Kaisern und 9 nur hier sich vorfindenden Lebensbeschreibungen berühmter Männer nicht wenige von der gewöhnlichen Überlieferung abweichende Lesarten aus Werken des Cicero, Sallust und Livius und überdies noch ciceroneisch Synonyma, welche bei Orelli nicht gedruckt sind. Hinter dem mit kritischen Noten versehenen Texte bringt ein Appendix: 1) einen Brief des ersten Herausgebers Andreas Schott an die Leser vom Jahre 1577, 2) einen Teil der von Schott der ersten Ausgabe der origo und der Caesares vorgesetzten praefatio, 3) einen Brief des Joh. Metellus an Stephanus Pighius, 4) ein

Verzeichnis sämmtlicher Ausgaben und 5) ein Verzeichnis der im Buche über den Ursprung des römischen Volkes genannten Autoren.

Zwei lateinische Spruchsammlungen kritisch behandelt von Dr. W. Brunco, k. Studienlehrer. Progr. der k. Studienanstalt Bayreuth. 44 S. 8.

Der Verf. will eine Anzahl Sprüche der sieben Weisen, die in den Monita p. 24—26 zwischen die Sentenzen Senecas eingeschoben sind, nach ihrem Ursprung prüfen und ihre Stellung innerhalb der antiken Sentenzlitteratur genauer bestimmen, zugleich aber auch die Untersuchung einer schon längst bekannten Spruchsammlung Septem sapientium sententiae septemis versibus explicatae damit verbinden. Er zieht daher zuerst den cod. Par. Lat. = p aus dem XIV. Jahrhundert und hierauf den Ps. Ausonius in nähere Erörterung, welche unter anderem das Ergebnis liefert, dafs jene Sammlung in ihren Hauptbestandteilen die Τῶν ἑπτὰ σοφῶν ἀποφθέγματα des Demetrios von Phaleron nebst einigen wenigen anderen Sprüchen, die durch ihre Kürze denen des Sosiades in Stob. flor. γ 80 sehr ähnlich sind, in sich gefafst habe. Die Übersetzung in das Lateinische fand erst statt nach dem Jahre 400. Schliefslich wird der Text von Par. Lat. und Ps. Aus. mit Beifügung der jedem Spruch zu grunde liegenden Stelle oder doch einer Parallelstelle in folgender Ordnung gegeben: Par. Lat I. Sententiae Cleobuli, II. s. Solonis, III. s. Pittaci Mytilenaei, IV. s. Biantis Prienei, V. s. Periandri, hiezu noch der Prologus distichorum Catonis (s. 41—57); Pseudo-Ausonii (sept. sap. sent. septen. vers. expl.): I. Bias Prien., II. Pittacus Mytil., III. Cleobulus Lindius, IV. Periander Corinth., V. Solon Athen., VI. Chilon Lacedaem., VII. Anacharsis Scytha.

Sex. Propertii elegiarum librum primum commentariis grammaticis instruxit F. J. Hildenbrand. Progr. der k. Lateinschule Frankenthal. 37 S. 8.

Erläuterungen zu vielen Stellen der Kapitel des ersten Buches, welche im grofsen Ganzen aus Auf- und Zusammenzählungen, Vergleichungen und kurzen grammatischen Notizen bestehen.

Die durch Scholien nicht erklärten kritischen Zeichen der Iliashandschrift Venetus A von Joseph Wismeyer, k. Studienlehrer. Progr. der k. Studienanstalt Passau. 43 S. 8.

Der cod. Venetus A der Ilias hat als einen Teil der epochemachenden Thätigkeit Aristarchs dessen kritische Zeichen bewahrt, welche in weitaus überwiegender Mehrzahl durch die demselben ebenfalls angehörenden Scholien des Aristonikos erklärt werden. An manchen Stellen wurden sie jedoch von den Scholien des Didymos verdrängt, an anderen wurden solche des Herodianos und Nikanor beigeschrieben. Als eine besondere Art Zeichen sind diejenigen ohne kritische Bedeutung auszuscheiden und hiezu kommen noch die kritischen Wertes entbehrenden Asterisci, die zum grofsen Teile auf kernige Sentenzen oder Gleichnisse hinweisen. Für die Ergänzung der fehlenden Erklärungen jener kritischen Zeichen gewähren vor allem die Scholien des Didymos Aushilfe; aufserdem mufsten Glosseme das cod. Venet. A, Scholien aus B L V und die Fragmente des Aristonikos περὶ σημείων Ὀδυσσείας (Carnuth) beigezogen werden. Am Schlusse seiner gründlich wissenschaftlichen Untersuchung bemerkt der Verf., dafs, wiewohl sich fast alle Zeichen mit verschwindenden Ausnahmen im Geiste des Aristarch deuten liefsen, er nichts destoweniger im allgemeinen die Möglichkeit, wesentlich neue Gesichtspunkte zu bringen und in diesem Sinne ganz neue Beiträge zu liefern, bezweifeln müsse.

Lateinische Übersetzungsproben von Friedrich Scholl, k. Gymnasialprofessor. Progr. der k. Studienanstalt Landau. 34 S. 8.

Das Programm, ein vorläufiger Ersatz für kritisch-exegetische Beiträge, die wegen mangelhaften Materials einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben, enthält Übertragungen der Absolutorialaufgaben vom Jahre 1859, 1861, 1863, 1860, 1857, 1854, 1856, einzelner Stücke aus Nägelbachs Stilistik, Englmanns Stilübungen für Prima und Grotefonds Stilübungen 1, 2, 3, 4 (aus Jakobs Rede über das humanistische Studium) in die lateinische Sprache.

Lanx satura. Eine Auswahl von lateinischen und deutschen Versen, Sprüchen und Redensarten mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie des Cornelius Nepos und Julius Cäsar, von P. B. Sepp, k. Gymnasialprofessor. Progr. der k. Studienanstalt St. Stephan in Augsburg. 100 S. 8.

Das Programm bietet sich dar als fünfte vermehrte und verbesserte Auflage der unter verschiedenen Titeln von dem unermüdlichen Verfasser veranstalteten Sammlungen, deren Vorzüge, grofse Mannigfaltigkeit des Stoffes sowie treffende Wiedergabe des Lateinischen durch deutsche Ausdrücke, Sprichwörter und Vergleichungsstellen, allenthalben bekannt sind und nur den Wunsch übrig lassen, dafs die im Anhang stehenden Schemate für Schüler an P. Sepps eigenem Werke zur Anwendung kommen möchten, wodurch demselben ein noch erheblich gröfserer Dienst als durch die immerhin dankenswerte Zugabe eines bis jetzt unvollständigen Registers erwiesen wäre.

Landshut. Renn.

Berichtigung.

In meiner Kritik der deutschen Volks- und Kulturgeschichte von Dr. Karl Biedermann 7. Heft 1887 mufs es Seite 342 (Zeile 18 von oben) statt Cherusker „Markomannen“ heifsen, wie auch in meinem ersten Entwurf nachweislich das Wort Markomannen steht; also lediglich ein Schreibversehen vorliegt. Gruber.

Zwanzigste Versammlung der pfälzischen Gymnasiallehrer.

Die 19. Versammlung war ausgefallen, weil an dem dafür anberaumten Tage in den protestantischen Kirchen der Pfalz die Totenfeier für den verstorbenen König stattfand.

Die 20. Jahresversammlung wurde am 12. Juli 1887 unter dem Vorsitz des Rektors Müller zu Neustadt im Saalbau abgehalten. Nachdem der Vorsitzende dankend hervorgehoben, wie viel der bayer. Gymnasiallehrerstand dem entschlafenen Fürsten verdanke, und der seit der letzten Versammlung hingeschiedenen pfälzischen Kollegen gedacht hatte, hielt Stdl. Dr. Mehlis—Dürkheim einen Vortrag über die unter seiner Leitung zu Obrigheim vorgenommenen Ausgrabungen fränkischer Gräber. Hierauf sprach Stdl. Dr. Keiper—Zweibrücken über den gegenwärtigen Kampf gegen die Fremdwörter und die Stellung, welche das humanistische Gymnasium in demselben einzunehmen habe. Er empfahl als Richtschnur die Grundsätze des deutschen Sprachvereines. Von einer eingehenderen Debatte wurde wegen der vorgerückten Zeit Umgang genommen.

Nach 2 Uhr begann das gemeinsame Mittagessen; der Rest des Nachmittags war einer geselligen Vereinigung in der „Postmühle“ gewidmet. Manche benützten eine Stunde des Tages zur Besichtigung des neuerbauten Gymnasiums.

S. A. B.

Druck von H. Kutzner in München.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Horazstudien*)

II.

An Lyce I. Od. III, 10.

Wärst Du in des Dones fernster Steppe
Angetraut dem ärgsten Wüterich,
Sähst im Nordsturm mich vor Deiner Treppe
Hingeworfen, jammern müſst' es Dich.

Hörst Du nicht, wie zwischen Deinen Hallen
Bäume ächzen, wie die Thüre knarrt,
Und der Schnee, der eben erst gefallen,
Unterm Frosteshauch zu Eis erstarrt?

Laſs den Stolz und ehre Amors Rechte,
Daſs es nicht ein schlimmes Ende nimmt;
Du, ein Weib aus tuscischem Geschlechte,
Bist nicht zur Penelope bestimmt.

Wenn des Liebenden Geschenk' und Bitten,
Seine Blässe Dich nicht rühren kann,
Der Gedanke nicht, was Du gelitten
Durch den ungetreuen Ehemann —

Gut, doch wisse dann aus bester Quelle:
Eichensprödigkeit und Schlangenhaſs
Hier zu beugen, wird mir doch die Schwelle
Allgemach zu hart, der Schnee zu naſs.

*) Vgl. Heft 5 u. 6 S. 201.

An Lyce II. Od. IV, 13.

Die Götter, Lyce, hörten meine Bitte,
Sie haben mich gehört: Alt wirst Du nun
Und trinkst und liebelst, höhnend aller Sitte,
Und möchtest noch wie eine Schöne thun;

Und lockst bezecht mit zitterndem Gesange
Den wählerischen Amor zu Dir hin —
Der aber lauert auf der Rosenwange
Der zitherspielgewandten Chierin.

Denn widerwillig, wie an dürren Eichen,
Stürmt er an Dir vorbei auf grüner Bahn,
Weil schon dem Schnee des Hauptes Haare gleichen,
Weil faltig Dein Gesicht und gelb der Zahn.

Nicht täuscht das Blitzen Deiner Diamanten,
Nicht Purpurseide, wie sie Kos Dir webt,
Die Jahreszahl hinweg, die im bekannten
Register einmal eingeschlossen lebt.

Wo ist die Grazie in der Bewegung,
Der Glutenhauch und wo der Wangen Rot?
Was blieb von ihr, die über jede Regung
In meiner Seele souverän gebot?

Die ich nach Cinara zumeist verehrte
Als aller Frauenschönheit Ideal?
Jedoch ein gütiges Geschick bescherte
An Jahren jener eine kleine Zahl,

Indessen es das Alter eine Krähe
Für Deine Lebenszeit vorausbestimmt,
Dafs lachend die verliebte Jugend sähe,
Wie jammervoll ein Fackelstumpf verglimmt.

Zu Ode III, 10 und IV, 13.

Das Gedicht III, 10 wendet sich in der Form eines Ständchens an Lyce. Ob das Lied als solches auch wirklich verwendet wurde, ist für seine Erklärung gleichgiltig. Wenn auch der Name Lyce als fingiert gelten mufs, so besitzt die Gefeierte doch gewifs mehr Realität als etwa eine Barine, Chloris, Tyndaris und wie die anderen Geschöpfe der Phantasie des Dichters, oder, wie man sich im vorigen Jahrhundert ausdrückte, seines Witzes und Verstandes alle heifsen mögen. In der vorliegenden Ode wird auf eine solche

Fülle von individuellen Verhältnissen angespielt, dafs diese auch thatsächlich zu grunde gelegen haben müssen.

In der Feststellung der Persönlichkeit sind wir auf Horaz allein angewiesen. Genannt wird eine Lyce nochmals IV, 13. Dafs in beiden Gedichten ein und dieselbe Dame gemeint ist, läfst sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Vor allem ergibt sich, dafs wir, oder richtiger Horaz es hier mit einer Frau (matrona) zu thun hat. Wenn das auch nicht schon die erste Strophe andeutete, so läge der Beweis in der dritten Zeile der vierten Strophe: Nec vir Pieria pellice saucius. Lyce lebt in günstigen, wohl gar glänzenden Verhältnissen, denn in Strophe 2 ist die Rede von einem Park, der zwischen die schönen Gebäude gepflanzt ist. Sie wohnt also offenbar vornehm. Eine Frau oder Wittwe und zwar eine reiche ist aber auch die Lyce in IV, 13. Wollte man sich dieselbe als eine Libertine denken, so wäre es schwer erklärlich, woher sie in ihren alten Tagen noch zu koischen Purpurgewändern und kostbaren Edelsteinen gelangen sollte. Denn das Loos dieser Geschöpfe wird überall und zu allen Zeiten das gleiche gewesen sein. In der Jugend viel umworben und gefeiert, mit Geschenken aller Art überhäuft, sinken sie mit zunehmenden Jahren meist tiefer und tiefer, bis sie vom Schicksal der Lydia I, 25 ereilt werden. Und doch war Lydia, wenn man ihr überhaupt eine reale Existenz zuweisen will, eine der berühmtesten ihrer Gattung — multi Lydia nominis sagt Horaz von ihr III, 9 — und sattsam besungen (I, 8; I, 13; I, 25; III, 9). Aber auch innere Gründe, die im folgenden noch zur Geltung kommen werden, sprechen für die Einheit der Persönlichkeit beider Lycen. Ich denke mir nun nach des Dichters Schilderung Lyce im ersten an sie gerichteten Gedicht als eine Frau in guten Verhältnissen, schön und jung. Ihr Gatte ist ein Lebemann und kümmert sich nicht mehr viel um sie, am wenigsten gerade jetzt, wo er ganz und gar von der Liebe zu einem Mädchen aus Pierien, das er zu seiner Mätresse (pellex) erhoben hat, eingenommen ist. So hat denn Lyce vollkommene Freiheit und scheint dieselbe auch dazu zu benützen, einen Hofstaat galanter Herren um sich zu versammeln, ohne dafs sie dabei gerade einem derselben ihre besondere Gunst zuwendet, denn wäre dies der Fall, so hätte unser Dichter, der in solchen Dingen, wie wir aus Epod 15, 17 u. folgd. ersehen, nicht besonders zartsinnig war, kaum verabsäumt, einige Ausfälle auf den begünstigten Liebhaber zu machen. Lyce hatte also damals noch Grundsätze und war mehr eine Kokette. Das Ganze erinnert lebhaft an die Verhältnisse, wie sie uns französische Schriftsteller der Gegenwart in ihren Schauspielen und Romanen so häufig vorführen. Um

diese Zeit hatte Horaz entschieden keine besonderen Fortschritte in ihrer Gunst gemacht, obwohl ihm offenbar die Sache ziemlich nahe ging. Dieser Stimmung verdankt die Ode III, 10 ihre Entstehung. Es herrscht in derselben ein gewisser Ton der Verbitterung und Gereiztheit. Da er gegen ihre Keuschheit nichts direktes vorzubringen weifs, so holt er zu einem Angriffe auf dieselbe ziemlich weit aus; ihre Abstammung schon mufs dazu herhalten, denn als Tyrrhenerin oder Tuscierin war sie von Haus aus für eine leichtere Auffassung des Lebens geschaffen. Es wäre geradezu eine Anomalie, ein Vergehen gegen das Herkommen und Naturgesetz, wenn sie keusch bliebe. Nach diesen nicht eben schmeichelhaften Worten geht Horaz zu einem letzten Sturm über und da auch dieser ohne Erfolg bleibt, kündigt er ihr seine Anhänglichkeit auf, er will nicht länger an ihrem Triumphwagen ziehen, für den Augenblick allerdings sich nur von der harten Schwelle und dem abscheulichen Wintersturm zurückziehen. Das ist der Inhalt des ersten Gedichtes.

Zwischen diesem aber und dem zweiten liegt ein bedeutender Zeitraum. Während desselben nun mufs eine grofse Veränderung in den Beziehungen des Horaz zu Lyce eingetreten sein. Aus den zwei vorletzten Strophen von IV, 13 ergibt sich, dafs er sein Ziel doch noch erreicht hat. Man hat sich die Sache wohl so zu denken: da der Dichter, der ja von sich selbst Sat. I, 2, 119 sagt: parabilem amo venerem facilemque, nicht gleich einen Sieg erfocht, zog er sich einige Zeit schmollend zurück, mufste aber bald wieder in Lyces Kreise gebannt sein, denn die Vorsätze der Verliebten sind, wie es auch in II, 8, 18 und 19 heifst, nicht von Dauer. Mit den zunehmenden Jahren nahm einem Naturgesetze zu folge Lyces Sprödigkeit ab. So kam denn auch s e i n e Zeit. Aber, wie es bei solchen Verhältnissen der Fall zu sein pflegt, es fehlte auch diesem an Beständigkeit. Noch ehe Horaz seiner Dame überdrüssig war, hat sie ihm den Laufpafs gegeben, denn jetzt war sie das sinnliche, genufssüchtige Weib geworden, das nach steter Abwechselung dürstete, und so trieb sie es fort, als ihre Reize mehr und mehr hinschwanden, als die Zähne ihren Elfenbeinglanz verloren, als die Runzeln sich nicht mehr verbergen liefsen und das Haar zu ergrauen anfing. Dafs Horaz gleich von capitis nives spricht, ist wohl eine von jenen Übertreibungen, die ihm in ähnlichen Gedichten nur zu geläufig sind. Man braucht sich deswegen Lyce noch lange nicht als altes Weib vorzustellen, sie mag immerhin erst ihre 35—40 Jahre gehabt haben. Wäre sie wirklich die geschilderte anus gewesen, so wäre des Dichters Verhalten, das auch so nicht besonders

rühmenswert ist, geradezu unwürdig. Der Umstand, dafs er noch in späteren Jahren — wenn die Einverleibung ins vierte Buch der Oden auch keinen absoluten Beweis für die Entstehungszeit liefert, so ist die Abfassung des Gedichtes in der letzten Periode schon seinem Inhalte nach doch sehr wahrscheinlich — eine Leidenschaftlichkeit an den Tag legt, wie sie nur in seinen frühesten lyrischen Arbeiten, den Epoden, herrscht, ist ein Beweis dafür, dafs diese Liebe im Herzen des Horaz eine ganz bevorzugte Stelle eingenommen hat. Überhaupt ist es eine eigentümliche Erscheinung im Leben der Dichter, dafs sie, wenn auch nicht ihre erste, so doch ihre tiefste Neigung, die nicht selten durchs ganze Leben nachwirkt, meist nicht auf ein jugendfrisches Mädchen, sondern auf eine gereiftere Frau übertragen. Ich erinnere an Catull, Hölderlin, Göthe, Schiller, von den Minnesängern zu geschweigen, da ihre Liebe etwas stark Konventionelles hatte. Gerade für solche Gefühle, mochten sie nun eine ideale oder mehr materielle Richtung verfolgen, haben die Dichter oft ihre stärksten Ausdrücke gefunden. Auch im Horaz kehren Worte von solcher Wärme, wie er sie IV, 13, 17—22 anwendet, zum zweiten male nicht wieder. Heraufgequollen aus dem tiefen Born schmerzlich-süfser Erinnerung liegt in dem: Quid habes illius, illius, quae spirabat amores, quae me surpuerat mihi, felix post Cinaram mehr wahre Empfindung, mehr dichterische Unmittelbarkeit, als in dem vielberufenen: Donec gratus eram tibi und einem ganzen Dutzend anderer Liebeslieder.

Mit der einen Erfahrung, die Horaz an einer matrona gemacht hat, scheint er auch genug gehabt zu haben, denn wir wissen aus seinen Werken nichts von einer zweiten derartigen Unternehmung. Daran sind jedenfalls nicht moralische Bedenken schuld, denn um solche zu haben, mufste Horaz weniger das Kind seiner Zeit sein, als er es wirklich war. Die Ursache ist vielmehr in der ihm eigenen Bequemlichkeit zu suchen. Er wollte nicht alle die Mühen und Gefahren, denen der moechus ausgesetzt war und die er so genau in der zweiten Satire des ersten Buches schildert, auf sich nehmen, er hielt sich daher in seinen reiferen Jahren an die secunda classis.

Modern wie die ganze Grundlage, auf welcher die Ode III, 10 beruht, ist auch die Form derselben. Der Schlufs hat etwas so Pointiertes, wie es uns bei antiken lyrischen Gedichten äufserst selten begegnet, er wäre sogar eines Heine nicht unwürdig.

Wenn nun aber auch im allgemeinen der Gedankengang klar vor Augen liegt, so enthält doch der Text einiges Schwerverständliche oder Ungeeignete. So Vers 8 puro numine Juppiter. Man kann

wohl sagen: puro Jove = bei reinem Himmel wie es I, 1, 25 auch heifst: sub Jove frigido = unter dem kalten Himmel. Möglicherweise kann man Jove ersetzen durch numen, so dafs puro numine gleich ist puro Jove. Dabei ist aber nicht zu vergessen, dafs in der Bedeutung von Luft, Äther das Wort Juppiter selbst schon in übertragenem Sinne steht und numen als Ersatz desselben sich noch weiter von der geforderten Bedeutung entfernt. Soweit wäre die Sache noch immer denkbar. Nun aber kommt zum abl. absol. numine = Jove dasselbe Wort als Subjekt, so dafs es also hiefse Juppiter puro Jove nives glaciat. Es ist dies nicht anders als wenn ich sage: Cicero Cicerone consule conjurationem Catilinariam detexit. Dafür aber sagt man: Cicero consul detexit und so müfste es hier heifsen Juppiter purus. Man könnte es im Deutschen nach Schillers Vorgang geben mit: der unbewölkte Zeus. Eduard Bürger hat in seiner Horazübersetzung auch diese Wendung gebraucht: „Sieh, der unbewölkte Zeus macht den frischen Schnee erstarren.“

Ich habe den Zeus ganz aus dem Spiele gelassen und einfach den Gedanken wiedergegeben und der ist: Hörst Du, wie der gefallene oder frische Schnee in der klaren, frostkalten Nacht zu Eis erstarrt? Auf alle Fälle ist der von Horaz angewendete Ausdruck gesucht und schwulstig, wozu ihn vielleicht nur das Metrum, dem wir überhaupt manche Eigentümlichkeit verdanken, gezwungen hat.

V. 10. Ne currente retro funis eat rota. — Um diese, wie es scheint sprichwörtlich gebrauchte Redensart im Deutschen nur einigermafsen verständlich wiederzugeben, wäre eine lange, weit über den Rahmen des gewählten Versmafses hinausreichende Umschreibung, die noch dazu recht prosaisch wäre, nötig. Es kann sich aber bei einer dichterischen Übertragung nur darum handeln, den Sinn derselben möglichst genau zu treffen. Ich glaube dies mit den Worten: dafs es nicht ein schlimmes Ende nimmt, d. h. dafs nicht etwa Du einmal in Liebe glühst ohne Erwiderung zu finden, erreicht zu haben.

Schwierigkeiten bietet auch die Erklärung der vorletzten Strophe und der zwei ersten Zeilen der letzten. Der Dichter sagt: Wenn Dich nun auch Geschenke und Bitten, wenn Dich die Veilchenblässe Deiner Liebhaber, wenn Dich der Umstand, dafs Dein Mann ein Verhältnis mit einer anderen unterhält, nicht von Deiner einmal erfafsten Richtung abbringt (das ist die eigentliche Bedeutung von curvare), so — supplicibus tuis parcas, nec rigida mollior aesculo nec Mauris animum mitior anguibus.

Was soll nun dieses parcas hier heifsen? Das Verbum kann bedeuten: schonen, verschonen, Mitleid haben, nichts zu leide thun,

sparen. Keine von diesen Bedeutungen pafst aber, denn ich kann vernünftigerweise nicht sagen: Wenn alles das Dich nicht erweicht, nicht meinen Wünschen geneigt macht, so habe doch Mitleid mit dem Flehenden, Du, die weder nachgiebiger ist als die starre Eiche noch milderen Sinnes als maurische Schlangen. Worin soll denn das Mitleid oder die Schonung bestehen? Doch wohl darin, dafs sie ihn endlich erhört, also: wenn Du mich nicht erhörst, so erhöre mich doch! Ein solcher Zusammenhang zwischen Vorder- und Nachsatz ist gegen alle Logik. Es bleibt also für parcere nur noch jene Bedeutung, die es IV, 1, 2 hat, wo es offenbar heifst: Lafs ab, Lafs ab von mir. Wir hätten demnach zu unserer Stelle: Wenn alles das Dich nicht für mich stimmt, so lafs ab von mir, d. h. reize mich durch Deine Koketterie nicht länger.[1])

In der Übertragung habe ich das störende Wort ganz unterdrückt und versucht, den logischen Zusammenhang knapper herzustellen, ohne dabei die ursprüngliche Form ganz zu verwischen.

Da das zweite Gedicht an Lyce einer viel späteren Zeit, wohl überhaupt der letzten Periode von Horazens lyrischem Schaffen angehört, so steht es in Komposition und Sprache auf einer viel höheren Stufe als das erste.

Ja, es herrscht hierin geradezu ein gewisses Raffinement. Der so häufig vorkommende Vokal i und der oft wiederkehrende

---

[1]) Kiefsling gibt zu parcas und dem folgenden diese Erklärung: „So habe doch wenigstens Mitleid mit dem Leben Deiner Verehrer. Denn die letzten Verse drohen nicht sowohl mit der Abkühlung seiner Leidenschaft, das würde ihr zu sehr gleichgiltig sein, sondern damit, dafs sie seinen Tot auf dem Gewissen haben werde: dafs freilich der Schalk Horaz sich wohl noch eines andern besinnen werde, läfst der absichtlich zweideutige Ausdruck nur erwarten.“ Ich kann diese Erklärung nicht billigen, denn es kommt mir unlogisch vor, dafs Horaz sagt: Wenn das alles Dich mir nicht geneigt machen kann, so habe doch Mitleid mit meinem Leben, denn dieses Leben ohne ihre Gunst ist ihm ja, wie Kiefsling selber sagt, zum Überdrufs, so dafs er sich ein Leids anthun will. Es kommt also wieder auf den unlogischen Schlufs hinaus: Wenn Du mich nicht erhörst, so erhöre mich doch, denn ohne Dich ist mir das Leben so verhafst, dafs ich es nicht länger ertragen kann. Übrigens deuten auf die grausige Eventualität, die allerdings zu dem ganz modernen Charakter des Gedichtes passen würde, die letzten zwei Verszeilen nicht im mindesten. Es liegt in ihnen vielmehr eine Art von grimmigem Humor. Es will nichts weiter gesagt sein als: ich habe es bald satt, auf der harten Schwelle hier in jeder Witterung zu liegen. Wenn Kiefsling ein paar griechische Stellen aufführt, in denen die Liebhaber wirklich damit drohen, sich vor den Thüren ihrer grausamen Angebeteten zu töten, so ist es eben wieder ein Beweis dafür, dafs unter gewissen Verhältnissen der Mensch zu allen Zeiten gleich handelt, oder mit anderen Worten, dafs das Altertum oft überraschend modern ist. — Mag man die horazische Stelle erklären wie man will, matt und unschön wird das parcas immer bleiben.

Zischlaut s drücken dem ganzen Gedichte den Charakter des Spottenden, Höhnenden auf. Vielleicht findet der Leser, dafs diese Eigentümlichkeit des Originals in meiner deutschen Wiedergabe nicht ganz unberücksichtigt geblieben ist. Bei der Klarheit der Anlage und der sorgfältigen Behandlung der Sprache ist jede weitere Exegese auch überflüssig. Nur einen Punkt will ich kurz berühren. Unter den notis fastis in V. 15 sind wahrscheinlich die libri actorum gemeint, von denen Juvenal Sat. IX, 82—84 spricht:

Nullum ergo meritum est, ingrate ac perfide, nullum,
Quod tibi filiolus vel filia nascitur ex me?
Tollis enim et libris actorum spargere gaudes
Argumenta viri.

Ich würde nicht viel anstand nehmen, es mit Taufregister zu übersetzen. Ob dabei notus im aktiven oder passiven Sinne gebraucht ist, ist ziemlich gleichgiltig.

Regensburg. Joh. Proschberger.

Bruchstück einer Handschrift zu Cicero de inventione.

Bei der Durchsicht der Pergamenthandschriften der hiesigen Universitätsbibliothek stiefs ich auf ein Fragment von Cic. de inventione, das Ruland in seinem (nur geschrieben vorhandenen) Katalog übersehen hat. Es bildet das Vorsetzblatt der Hs. Mp. th. f. 38, deren Hauptinhalt, die von einer Hand saec. IX geschriebenen zwei Bücher Augustins über die Bergpredigt (III, 1229 Migne), der Kollation für das Wiener Corpus script. eccles. wert sein dürfte. Das Cicerofragment zeigt (auf 2 × 26 Zeilen) eine etwas jüngere Schrift, saec. X, und wurde dem 1. Quaternio des Augustin wohl erst im 15. Jahrhundert vorgeheftet, als dem Manuskript der Holzband, den es noch jetzt trägt, angelegt wurde. Da die Vorderseite unseres Fragments an den Holzband angeklebt war, so sind, ohne dafs jedoch hiedurch viel Schaden entstanden wäre, bei der (von Reufs vollzogenen?) Ablösung einzelne Buchstaben abgesprungen.

Das Bruchstück umfafst lib. II, cap. 29 Schlufs — cap. 31 Anfang, bezw. § 90 Schlufs — § 95 Mitte. Ich kollationiere nach Seiten- und Zeilenzahlen der Friedrichschen Teubnerausgabe (1884, den entsprechenden Teil des krit. Apparats s. bei Friedrich S. CXIV sq.) unter Mitberücksichtigung von Weidners Ausgabe (1878), sowie unter Hinweisen auf Ströbels gründlichen Aufsatz „die ältesten Hss. zu Cic. Jugendwerk de inventione“ (Philologus 1886, S. 469—508). Dafs der uns fragmentarisch vorliegende Passus in einem anderen Kodex fehle, ist aus den Apparaten von

Baiter—Kayser, Weidner, Friedrich nicht abzunehmen. Dem Alter nach rangiert unser Bruchstück zwischen den codd. saec. IX (Paris., Herbipol.[1]), Sangall.—Leid.) und den Hss. s. XI u. XII (Genuensis, s. Ströbel S. 496 Anm., Bamberg., Erfurt., Turic., Bernensis, Trossianus etc.) Der geringe Umfang des Fragments gestattet natürlich keinen durchaus sicheren Schlufs auf die Verwandtschaft, in welcher der in Trümmer gegangene Kodex zu andern Hss. stand, doch ist immerhin, abgesehen von einzelnen Widersprüchen, die Hinneigung zu der vollständigen Würzb. Hs. sehr grofs. Hervorzuheben ist, dafs von einer späteren Hd. Varianten eingetragen wurden, die zuweilen mit Sangall. stimmen, und dafs mitunter über den Textesworten Zeichen angebracht sind, um auf Randscholien hinzudeuten, welch letztere aber nicht zur Ausführung kamen. Von den paar Interlinearglossen seien genannt zu Friedrich S. 206, 13 dedi] dari; zu 206, 20 religionis] sacramenti; zu 206, 37 essent] vocaturi.

Anfang: „au(tem) non facere“ = Friedrich S. **205,** 28; — 31 aus demovebitur ist dimov. korr.; — 32 f. aus peccunię ist peccunia korr.; — 35 assumere; — 36 loci (autem fehlt) commones idem utriq. (!) fere qui superioribus (in fehlt, s. Ströbel S. 488) asumptivis. **206,** 1 die Lesart hii tunc certissime ist zu hic tamen korr.; — 2 cum in alia (dann zu alio korr.) culpa sit aut; — 3 ursprünglich supplicio re affici, aber über d. Z. steht zu re „um“ (also reum); — 5 aus crimine ist crimini korr.; — 6 si quod; — 7 adtribui; — 9 adolescens; aus porcum ist porcam korr.; (dieselbe Korrektur Z. 12) — (10 improb.); — 11 dedito ist aus debito korr.; — 14 vor oporteatne steht non, das aber getilgt zu sein scheint; — 15 cum et id etatis et privatus essem (= Weidner; Ströb. S. 506); jedoch scheint über d. Zeile non (habui?) gestanden zu sein; — (17 nach imperator fehlt das in dem vollständigen Herbipol. stehende mandavit, vgl. Ströb. S. 475); — (19 particeps tu); — 21 isq. darüber qui von andrer Hd.; — (23 necne steht im Text). — [26 mit „homini“ beginnt die Rückseite unseres Blattes]; — 27 atribuit q, s. Weidners App., dann ein zweites t üb. d. Z.; — (27 inped); — 29 aus intelligitur ist das Fut. korr.; — 35 aus confidit utri qui (! Ströb. S. 473) ist conficit ut is (!) qui korr.; — 36 inpeditione, darüber „·t· in sedicione“. **207,** 1 demovebat (zu dim. abgeändert) si^c^ in hac.; — 3 causator, darüber accusator; — 4 ex omnibus partibus honestatis (zuerst honestati) et ex omnibus utilitatis partibus exemplis (Ströb. 479 f.); — 8 adtributum; — 10 indignationis adconquestionis, hieraus aut conquestionis korr.; —

[1]) In dieser vollständigen Würzb. Hs., Mp. m. f. 3, welcher Ströbel S. 476 ff. ihren seither innegehabten ersten Platz zu gunsten des Parisinus bestreiten will, steht unser Passus Bl. 87^b—89^a.

12 ignoscatur ist aus cognoscatur korr.; — (15 u. 16) inprud.; — 19 zwischen cum und adversa steht „in" üb. d. Z. — 22 f. mit den Worten „Dianae eius, cui" schliefst unser Fragment.

Würzburg. G. Schepfs.

Zur Kritik des Euripides.

1. Amphitryon will wissen, ob Eurystheus bereits von Herakles' Rückkehr aus dem Hades unterrichtet ist; Frage und Antwort lauten, Herc. f. 616:

Amph. οὐδ' οἶδεν Εὐρυσθεύς σε γῆς ἥκοντ' ἄνω;
Her. οὐκ οἶδεν· ἐλθὼν τἀνθάδ' εἰδείην πάρος.

Die zahlreichen Konjekturen, die zur Beseitigung des fehlerhaften εἰδείην gemacht sind, haben wenig Anklang gefunden. Sie werden neuerdings von F. W. Schmidt (Kritische Studien zu Euripides S. 190) zurückgewiesen. Derselbe hält hier seinen früher gemachten Verbesserungsvorschlag: οὐκ οἶδεν, ἐλθεῖν δ' ἐνθάδ' εἱλόμην πάρος aufrecht. Man hat bis jetzt auf etwas nicht geachtet, das für die Herstellung des Verses wesentlich ist. Nach meiner Meinung ist nämlich οἶδεν aus v. 616 in die Antwort des Herakles eingedrungen, und dieser Eindringling hat seine nächste Umgebung in Verwirrung gebracht und auch das fehlerhafte εἰδείην veranlafst. Nach Entfernung von οἶδεν ergibt sich als annehmbare Fassung des Verses folgende:

οὐχ· ἤθελον γὰρ τἀνθάδ' εἰδέναι πάρος.

Für den Gebrauch dieses elliptischen οὐκ in der Antwort verweise ich z. B. auf Sophocles Phil. 106 ff.: Ne. οὐκ ἆρ' ἐκείνῳ γ' οὐδὲ προσμῖξαι θρασύ; Od. οὔ, μὴ δόλῳ λαβόντα γ', ὡς ἐγὼ λέγω. Ne. οὐκ αἰσχρὸν ἡγεῖ δῆτα τὸ ψευδῆ λέγειν; Od. οὐκ, εἰ τὸ σωθῆναί γε τὸ ψεῦδος φέρει. —

2. Elektra beklagt das Los des heimatlosen Bruders Eur. El. 130:

τίνα πόλιν, τίνα δ' οἶκον, ὦ
τλᾶμον σύγγονε λατρεύεις;

Hartungs σύγγον' ἀλατεύεις ist zweifellos richtig; unbestreitbar aber ist auch οἶκον verbesserungsbedürftig; man hat τίνα δ' αἶαν (Weil), τίνα δὲ χθόν' (Wecklein), zuletzt τίνα χῶρον (F. W. Schmidt) vorgeschlagen. Was der Überlieferung am nächsten kommt, auch einen richtigen Gegensatz zu πόλιν enthält, ist nach meiner Meinung οἶμον, das sich zwar nicht bei Sophocles findet, aber mehrfach bei Aischylos und Euripides (Aisch. fr. 236 ἁπλῆ γὰρ οἶμος εἰς Ἅιδου φέρει, Alcest. 835 ὀρθὴν παρ' οἶμον, Eur. El. 218 φυγῇ σὺ κατ' οἶμον etc.) Die beiden Verse sind also zu schreiben:

τίνα πόλιν, τίνα δ' οἶμον, ὦ
τλᾶμον σύγγον' ἀλατεύεις; —

3. Im Hinblick auf die Leichen der vor Theben Erschlagenen klagt Adrastos, Eur. suppl. 949:

ὦ ταλαίπωροι βροτῶν
τί κτᾶσθε λόγχας καὶ κατ' ἀλλήλων φόνους
τίθεσθε; παύσασθ', ἀλλὰ λήξαντες πόνων
ἄστη φυλάσσεθ' ἥσυχοι μεθ' ἡσύχων.

Mit vollem Rechte hat man anstofs genommen an παύσασθ' ἀλλὰ λήξαντες; die adversative Konjunktion ist hier unmöglich. F. W. Schmidt schlägt vor: παύσασθ', ὅπλα ῥίψαντες, πόνων. Das heifst ziemlich frei umgehen mit der Überlieferung: überdiefs halte ich den Ausdruck ὅπλα ῥίπτειν für unpassend. Die Athener hörten in diesen Worten sicherlich weniger eine Mahnung zu friedlichem Vergleich als eine Aufforderung zur Feigheit: man denke an die Redensarten τὴν ἀσπίδα ῥίπτειν, τὰ ὅπλα ἀποβάλλειν, wie sie in der zehnten Rede des Lysias, in der gegen Theomnestos verwendet sind. In der von Schmidt vorgeschlagenen Form würde die Reflexion des Adrastos, d. h. des Dichters in den Zuschauern den Gedanken erwecken, sie müfsten ῥιψάσπιδες werden, um von vieler Not befreit zu sein. — Ich vermisse ein Epitheton zu φόνους, und dies wird nahe gelegt durch das folgende ἀλλὰ λήξαντες. Man hat, meine ich, einfach zu schreiben:

τί κτᾶσθε λόγχας καὶ κατ' ἀλλήλων φόνους
τίθεσθ' ἀπαύστους; ἀλλὰ λήξαντες πόνων etc.

Wegen des Zusammentreffens von ἄπαυστος und λήγειν erinnere ich an die Klage der Salaminier bei Soph. Ai. 1185:

τίς ἄρα νέατος ἐς πότε λήξει πολυπλάγκτων ἐτέων ἀριθμός,
τὰν ἄπαυστον αἰὲν ἐμοὶ δορυσσοήτων
μόχθων ἄταν ἐπάγων.

4. Medea bemerkt den Boten, der ihr die ersehnte Nachricht von dem Gelingen ihres Racheplans bringen soll, Med. 1119:

πνεῦμα δ' ἠρεθισμένον
δείκνυσιν ὥς τι καινὸν ἀγγελεῖ κακόν.

Das in diesem Zusammenhang unpassende κακόν hat man auf verschiedene Weise zu korrigieren versucht. Zuletzt hat Barthold τόδε vorgeschlagen; sinngemäfs sind auch die Konjekturen von Nauck ἀγγελοῦντ' ἔπος und von Wecklein ὥς τοι καινὸν ἀγγελεῖ λόγον. Nach meiner Meinung hat man zu lesen:

ὥς τι καινὸν ἀγγελεῖ κλύειν.

Das geläufige ἀγγέλλειν κακόν verdrängte κλύειν; es steht aber dieser Infinitiv in ähnlicher Weise z. B. Heracl. 784 δέσποινα, μύθους — καλλίστους φέρω κλύειν, Jon 528 ταῦτ' οὖν οὐ γέλως κλύειν ἐμοί; Eur. El. 1327 δεινὸν τόδ' ἐγηρύσω καὶ θεοῖσι κλύειν. Hippol. 484 ὁ δ' αἶνος οὗτος ἀλγίων κλύειν, Or. 641 σαφῆ

μᾶλλον κλύειν, Hipp. 1239 δεινὰ δ' ἐξαυδῶν κλύειν (in den drei letzten Versen bildet auch κλύειν wie in obiger Stelle der Medea den letzten Fufs des Trimeters).

5. Jeden Tod selber zu erleiden, beteuert Admet, sei nicht so schlimm für ihn als das Abschiedswort hören zu müssen, das die sterbende Alkestis an ihre Kinder richtet, Alc. 273:

οἴμοι· τόδ' ἔπος λυπρὸν ἀκούω
καὶ παντὸς ἐμοὶ θανάτου μεῖζον.

Merkwürdiger Weise hat an μεῖζον vor F. W. Schmidt Niemand anstofs genommen, und doch ist dieser Komparativ in der Verbindung mit ἔπος an unserer Stelle sinnwidrig. Schmidts Konjektur κἄλγιον ἐμοὶ παντὸς θανάτου gibt eine Umgestaltung, aber keine Herstellung des Textes. Nur μεῖζον ist zu ändern und zu schreiben:

καὶ παντὸς ἐμοὶ θανάτου χεῖρον.

In der vom Zusammenhang geforderten Bedeutung findet sich χεῖρον von Homer an, ich erinnere an Od. ο 514 ἀλλὰ σοὶ αὐτῷ χεῖρον, an Eur. fr. 1065, 4 (ὦ γῆρας) ὡς οὐδὲν ἔστι χεῖρον ἐν θνητῷ γένει, Men. monost. 414 οὐκ ἔστι λύπης χεῖρον ἀνθρώποις κακόν.

6. In dem Prolog der Iph. Aul. berichtet Agamemnon u. a. über den Inhalt und den Zweck seines Schreibens an Klytämnestra; zugleich nennt er die Männer, denen der wahre Sachverhalt bekannt ist (v. 106): μόνοι δ' Ἀχαιῶν ἴσμεν ὡς ἔχει τάδε | Κάλχας, Ὀδυσσεὺς Μενέλεώς θ'· ἃ δ' οὐ καλῶς | ἔγνων τότ', αὖθις μεταγράφω καλῶς πάλιν. — Die erste plur. ἴσμεν ist kaum möglich, wenn zu den Namen Κάλχ. Ὀδ. Μενέλ. nicht das Pronomen der ersten Person hinzutritt. So vermutete G. Vitelli Κάλχας Ὀδυσσεὺς Μενέλεώς τ' ἐγώ θ'· ἃ δ' οὐ | καλῶς τότ', αὖθις oder ἐγώ θ'· ἃ δ' οὐ | καλῶς τότ' ἔγνων, μεταγράφω etc. Ich selbst kam auf folgende Fassung von v. 107 f.: ἔγωγ', Ὀδυσσεύς, Μενέλεως Κάλχας θ'· ἃ δ' οὐκ | ἔγνων τότ' ὀρθῶς, μεταγράφω καλῶς πάλιν, indem ich an die Möglichkeit dachte, dafs ἔγωγ' über ἔγνων wegfiel, καλῶς irrtümlicher Weise doppelt gesetzt wurde und dafs nun die Hand des Interpolators die Verse so gestaltete, wie sie überliefert sind. — Aber sollte es nicht einfacher sein, ohne Erweiterung des Subjekts und ohne jede Veränderung in v. 107 u. 108 für ἴσμεν (v. 106) dem Satze ein Prädikat in dritter Person zu geben? Meine frühere Vermutung μόνοι δὲ πάντ' ἴσασιν liegt zu weit ab von der Überlieferung; als die annehmbarste Schreibung der Stelle erscheint mir jetzt diese: μόνοι δ' ἀκηκόασιν ὡς ἔχει τάδε | Κάλχας etc.

7. Agamemnon bedauert, dafs dem Edelgeborenen die Rücksicht auf seine Stellung manches verbiete, was dem Manne niederen Ranges gestattet sei Iph. Aul. 446: ἡ δυσγένεια δ' ὡς ἔχει τι

χρήσιμον· | καὶ γὰρ δακρῦσαι ῥᾳδίως αὐτοῖς ἔχει . . . . Wer αὐτοῖς in Bezug auf δυσγένεια halten wollte, müfste sich auf Stellen berufen, wie Odyss. α 393 οὐ τι κακὸν βασιλευέμεν, αἶψά τέ οἱ δῶ | ἀφνειὸν πέλεται. Ich meine aber, dafs das immerhin auffallende Pronomen durch eine geringe Änderung zu beseitigen ist, mit welcher zugleich der Gedanke in einen bestimmteren Gegensatz zu dem folgenden τῷ δὲ γενναίῳ etc. tritt, man lese:

καὶ γὰρ δακρῦσαι ῥᾳδίως φαύλοις ἔχει.

Natürlich bezeichnet φαῦλος hier nicht die niedrige Gesinnung, sondern bezieht sich auf Herkunft, Vermögen und äufsere Stellung: φαῦλος „der gemeine Mann" im Gegensatz zu dem Reichen und Vornehmen. Man vergl. Hesychios φαῦλος· εὐτελὴς ἁπλοῦς, Suidas φαῦλον . . . ἐπὶ τοῦ τυχόντος, Photios (unter φαῦλον) τάττεται καὶ ἐπὶ τοῦ μικροῦ καὶ εὐκαταφρονήτου . . . . καὶ ἐπὶ τοῦ ταπεινοῦ . . . . καὶ ἐπὶ πένητος καὶ ἐπὶ τοῦ ἀδόξου etc.

8. In demselben Zusammenhang sagt Agamemnon v. 451 f.:

ἐγὼ γὰρ ἐκβαλεῖν μὲν αἰδοῦμαι δάκρυ.
τὸ μὴ δακρῦσαι δ' αὖθις αἰδοῦμαι τάλας.

Eine natürliche Erklärung läfst das zweite αἰδοῦμαι nicht zu, man mufs annehmen, dafs das Wort durch ein Versehen aus v. 451 in die folgende Zeile geriet. Der Sinn der Stelle kann nur der sein: „ich scheue mich, meiner Empfindung durch Thränen Ausdruck zu verleihen, anderseits fällt es mir schwer, schmerzt es mich, das Weinen zurückzudrängen." Einen diesem verwandten Gedanken hat man herzustellen gesucht durch Änderung von αἰδοῦμαι in οὐ σθένω (Dobree) oder in ἀδυνατῶ (Barnes), ἀδύνατον (Wecklein). Vielleicht erklärt sich die Überlieferung am leichtesten bei folgender Lesung des Verses:

τὸ μὴ δακρῦσαι δ' αὖθις ἄχθομαι τάλας.

Für die Verbindung von ἄχθομαι mit τὸ μὴ δακρῦσαι bedarf es wohl kaum eines Hinweises auf Stellen wie Il. E 361 λίην ἄχθομαι ἕλκος.

9. Das erste Stasimon der aulischen Iphigenie behandelt in der Strophe (V. 543—557) ein Lieblingsthema des euripideischen Frauenchors, dafs Aphroditens Gaben nicht zu verschmähen seien, aber nur bei besonnener, leidenschaftsloser Mäfsigung beglücken könnten. Der Schlufs der Strophe lautet 556 f.:

καὶ μετέχοιμι τᾶς Ἀφροδί-
τας, πολλὰν δ' ἀποθείμαν.

Die Antistrophe, welche die αἰδώς und mit dieser die in der Strophe gepriesene σωφροσύνη als eine Frucht richtiger Erziehung

bezeichnet, behauptet, dafs die weibliche ἀρετή sich namentlich in Bekämpfung der κρυπτὴ Κύπρις betätige. Die auf die Mannestugend bezügliche Antithese lautet dann V. 570:

ἐν ἀνδράσι δ' αὖ
κόσμος ἔνδον ὁ μυριοπλη-
θὴς μείζω πόλιν αὔξει.

Die zwei letzten Verse κόσμος — αὔξει sollen den oben stehenden strophischen entsprechen. Das Metrum der vorletzten Zeile in Strophe und Antistrophe stimmt nicht. Hennigs Bedenken (de Iphig. Aulid. forma S. 101 ff.) gegen die Form des Glyconeus, in welcher ein Trochäus zwischen zwei Daktylen steht, also —◡◡—◡—◡◡— (καὶ μετέχοιμι τᾶς Ἀφροδί-) sind wohl begründet. Darum ist mit Marklands Konjektur κόσμος ἐνὼν ὁ μυριοπλη-θής nicht geholfen. Nicht blos in der Antistrophe mufs geändert werden wegen des unmöglichen ἔνδον, auch in der Strophe scheinen Metrum und Ausdruck besserungsbedürftig. Die Strophe beginnt mit μάκαρες οἳ μετρίας θεοῦ μετά τε σωφροσύνας μετέσχον λέκτρων Ἀφροδίτας. Der Wunsch am Schlufs der Str. καὶ μετέχοιμι τᾶς Ἀφροδίτας läfst nun allerdings eine dem μετρίας entsprechende Bestimmung bei Ἀφροδίτας vermissen; aber in Bremis καὶ μετέχοιμ' ἴσας Ἀφρ. ist abgesehen vom Metrum die Bezeichnung ἴσας eine schiefe. Da mir auch die zweimalige Anwendung der Redensart μετέχειν Ἀφροδίτας zu Beginn und zu Ende der Strophe kaum erträglich erscheint, so möchte ich vorschlagen:

καὶ τύχοιμι μέσως Ἀφροδί-
τας, πολλὰν δ' ἀποθείμαν.

Mit τύχοιμι Ἀφροδ. vergleiche man z. B. Eur. fr. 26 τῇ δ' Ἀφροδίτᾳ πολλ' ἔνεστι ποικίλα — τύχοιμι δ' αὐτῆς ἡνίκ' ἐστὶν εὐμενής, wegen μέσως fr. 921 οὐ γὰρ ἀσφαλές | περαιτέρω τὸ κάλλος ἢ μέσως λαβεῖν, Herc. f. 58 μέσως εὔνους ἐμοί.

In der Antistrophe schreibt Wecklein κόσμος ἄνωγε μυρ. — αὔξειν, mit Annahme des Infinitivs möchte ich οἶδεν für ἔνδον setzen, also

ἐν ἀνδράσι δ' αὖ | κόσμος οἶδεν ὁ μυριοπλη-
θὴς μείζω πόλιν αὔξειν.

Der Sinn ist: „Bei den Männern versteht (= vermag) Ordnung und Sitte, welche die Gesamtheit durchdringt, im ganzen Volke herrscht, den Staat gröfser und mächtiger zu machen." Stellen, in welchen sich εἰδέναι in gleicher Weise mit einem nicht persönlichen Subjekt verbindet, sind z. B. Soph. fr. 280 (D) τὸν Ἅιδαν γὰρ οὐδὲ γῆρας οἶδε φιλεῖν, Menand. IV 252, 3 λύπην γὰρ εὔνους οἶδε θεραπεύειν λόγος (cfr. monost. 359).

10. Klytämnestra spricht mit Agamemnon über die Vermählungsfeier der Tochter; auf ihre Frage:

ἡμεῖς δὲ θοίνην ποῦ γυναιξὶ θήσομεν;

heifst es Iph. Aul. 723:

Ag. ἐνθάδε παρ' εὐπρύμνοισιν Ἀργείων πλάταις.
Kl. καλῶς ἀναγκαίως τε· συνενέγκοι δ' ὅμως.

Dafs καλῶς und die Erklärung: „man mufs aus der Not eine Tugend machen" unmöglich ist, wird jetzt wohl allgemein zugegeben. Heaths κακῶς ist von Vitelli aufgenommen, sicher mit Unrecht; κακῶς lautet hier zu schroff dem Agamemnon gegenüber, und würde nur dann am Platze sein, wenn Klytämnestra Iphigeniens Vermählung in Aulis mifsbilligte und auch von dem Gesichtspunkt aus bekämpfte, dafs dieselbe dort nicht in königlicher Weise begangen werden könnte. Mit κακῶς würde Klytämnestra zu verstehen geben, dafs sie ihrerseits jede Beteiligung an dem Feste ablehnen möchte, demselben nur mit Widerstreben beiwohnen könnte. Aber die leiseste Andeutung eines derartigen Gedankens steht im Widerspruch mit Klytämnestras Rolle. Auch Weils καινῶς ist nicht passend: das Aufsergewöhnliche der Feier kann hier nicht betont werden, da sich Klytämnestra seit ihrer Abreise von Argos mit dem Gedanken an das Eigenartige der Sache vertraut gemacht hat. Überdiefs scheinen die Tragiker das adv. καινῶς nicht gebraucht zu haben; an der einzigen Stelle, wo es sich bei diesen finden soll, (Eur. fr. 451 D.) wird es mit Recht beanstandet. Nach meiner Meinung gehen Klytämnestras Worte nicht auf den von Agamemnon bezeichneten Ort des Schmauses, sondern auf die Art der Bewirtung, welche von Kl. in Aulis geboten werden kann; und dafür ist, meine ich, folgendes der passende Ausdruck:

ἁ π λ ῶ ς ἀναγκαίως τε· συνενέγκοι δ' ὅμως

„schlicht, einfach und mit der durch die Verhältnisse gebotenen Einschränkung." Man könnte dieses ἁπλῶς erläutern durch ἄνευ παρασκευῆς, und so liest man bei Dio Chrysost. LI 261: καὶ ταῦτα οὐχ ἁ π λ ῶ ς ἀλλὰ μ ε τ ὰ φ ρ ο ν τ ί δ ο ς κ α ὶ π α ρ α σ κ ε υ ῆ ς.

11. Auf Agamemnons Bemerkung, dafs er selbst an Klytämnestras Stelle die Hochzeitsfackel anzünden werde, erwidert diese, Iph. Aul. 734:

οὐχ ὁ νόμος οὗτος· σὺ δὲ φαῦλ' ἡγεῖ τάδε;

Ziemlich zahlreich sind die Verbesserungen des fehlerhaften σὺ δὲ: willkürlich ist Naucks σοὶ δὲ φαῦλ' ἐστὶν τάδε; in Elmsleys σὺ δὲ τί φαῦλ' ἡγεῖ τάδε ist das eingefügte Fragewort störend. Sinngemäfs ist Hermanns ἦ σύ, das von Vitelli aufgenommen, von Wecklein in ἢ σὺ geändert wurde. Nach meiner Meinung hat man

einfach σὺ δὲ in ὧδε zu ändern; diese Herstellung ergab sich mir aus Jon 1546 οὐχ ὧδε φαύλως αὔτ' ἐγὼ μετέρχομαι, und dafs obiger Vers ursprünglich gelautet hat:

οὐχ ὁ νόμος οὗτος· ὧδε φαῦλ' ἡγεῖ τάδε;

dafür finde ich eine Bestätigung in Soph. Ai. 1356. Agamemnon wundert sich, dafs Odysseus den toten Gegner ehrt: τί ποτε ποιήσεις; ἐχθρὸν ὧδ' αἰδεῖ νέκυν; beidemal ist die Frage mit ὧδε in demselben, halb staunenden, halb unwilligen Ton gesprochen und asyndetisch an das vorhergehende Sätzchen angeschlossen. Noch vergleiche man Eur. Suppl. 159:

οὕτω τὸ θεῖον ῥᾳδίως ἀπεστράφης:

12. Auf die Eröffnung, dafs Iphigenie geopfert werden soll, kann sich Klytämnestra der Thränen nicht erwehren, Iph. Aul. 888:

οἴχομαι τάλαινα, δακρύων νάματ' οὐκέτι στέγω.

Darauf erwidert der alte Diener:

εἴπερ ἀλγεινὸν τὸ τέκνων στερομένην δακρυρροεῖν.

Zu dem Vers sind manchfache Verbesserungsvorschläge gemacht; verbesserungsbedürftig ist nur ἀλγεινόν und jede Konjektur zurückzuweisen, welche, um für ἀλγεινόν einen passenden Ausdruck einzusetzen, gesunde Stellen des Verses antastet. Ich kann mich darum auch mit Weckleins Vorschlag μητέρ' ἄλογον οὔτι τέκνων, so sinngemäfs derselbe sein mag, nicht befreunden, und verwerfe meine frühere Vermutung:

οὐ γὰρ ἄσχημον τὸ τέκνων στερομένην δακρυρροεῖν,

weil εἴπερ nicht aufgegeben werden darf. Ich dachte an εἴπερ ἄξιον τὸ τέκνων etc.; aber vielleicht findet man ἄξιον in diesem Zusammenhang zu farblos, zu wenig sagend: ein solches Geschick hat nicht blos ein Anrecht an Thränen, der Ausdruck des Schmerzes ist nicht blos angemessen in solcher Lage, sondern von der Natur geboten, dem Menschen angeboren. Ich schreibe darum:

εἴπερ ἐγγενὲς τὸ τέκνων στερομένην δακρυρροεῖν.

In diesem Sinn findet sich ἐγγενής bei Soph. El. 1328 ἢ νοῦς ἔνεστιν οὔτις ὑμῖν ἐγγενής, bei Pind. Nem. X 51: ἐγγενὲς ἔμμεν ἀεθληταῖς ἀγαθοῖσιν, und wie ἐγγενές wird συγγενές und σύγγονον gebraucht, vergl. Agam. 832: παύροις γὰρ ἀνδρῶν ἐστι συγγενὲς τόδε φίλον τὸν εὐτυχοῦντ' ἄνευ φθόνου σέβειν. Agam. 884 ὥστε σύγγονον βροτοῖσι τὸν πεσόντα λακτίσαι πλέον.

13. Über Medea zu triumphieren wird nicht leicht einem Feinde derselben gelingen, meint die Amme, Med. 44: οὔτοι ῥᾳδίως γε συμβαλὼν | ἔχθραν τις αὐτῇ καλλίνικον οἴσεται.

Seitdem man einig ist, dafs Murets ᾄσεται in diesem Zusammenhang nicht pafst, beruhigt man sich bei der Überlieferung mit Be-

rufung auf Pind. Nem. 3, 17: καματωδέων δὲ πλαγᾶν ἄκος ὑγιηρὸν ἔν γε βαθυπέδῳ Νεμέᾳ τὸ καλλίνικον φέρει. Aber es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Stellen der, dafs der Artikel, welchen Pindar setzt, bei Euripides fehlt. Sicher würde bei Anwendung jenes Ausdruckes Euripides den Artikel nicht unterdrückt haben; ohne diesen würde man zunächst nicht an das substantivierte Neutrum denken, sondern an den καλλίνικος sc. ὕμνος, und vom rein sprachlichen Standpunkt aus ist Murets Konjektur nicht ohne Berechtigung. Ich denke aber, dafs nach Soph. Electra 692 τούτων ἐνεγκὼν πάντα τἀπινίκια der euripideische Vers so herzustellen ist:

οὔτοι ῥᾳδίως γε συμβαλὼν
ἔχθραν τις αὐτῇ τἀπινίκι' οἴσεται.

War unter der Hand des Abschreibers, dem der Refrain τήνελλα καλλίνικε im Gedächtnis sein mochte, τἀπι in καλλι übergegangen, so mufste notwendig die Entstellung des Wortausganges erfolgen, zu welcher wohl auch die Nichtachtung des Apostrophs beigetragen hat.

14. Dafs Medea ihrer Eifersucht die Kinder geopfert, klagt Jason Med. 1367:

λέχους σφέ γ' ἠξίωσας εἵνεκα κτανεῖν.

Die Partikel γέ hat nach σφέ keinen Sinn; Wecklein meint, dafs λέχους σφέ γε soviel sei als λέχους γέ σφε. Die eine Handschriftenklasse S (Laur. 32, 2 und Palat. 287) hat die Partikel nicht, sondern σφε κἠξίωσας; der Havniensis 417 hat γέ φ' ἠξίωσας. Elmsley liefst σφ' ἐπηξίωσας, Dindorf σφ' ἄρ' ἠξίωσας. Das in S erhaltene κ brachte mich auf folgende Fassung:

λέχους τέκν' ἠξίωσας εἵνεκα κτανεῖν;

(vgl. 901 ἆρ', ὦ τέκν', οὕτω καὶ πολὺν ζῶντες χρόνον) und ich denke, dafs der Vers mit dieser kontrastierenden Zusammenstellung von Gegenstand und Grund des Opfers gewinnen wird.

15. Theoclymenos hat die Flucht des Menelaos und der Helena erfahren und erkennt das Zwecklose einer Verfolgung, Hel. 1622:

κεὶ μὲν ἦν ἁλώσιμος
ναῦς διώγμασιν, πονήσας εἷλον ἂν τάχα ξένους.

Dafs πονήσας kein bezeichnender Ausdruck ist an dieser Stelle, wird man F. W. Schmidt unbedenklich zugeben. Verfehlt aber und übler als die Überlieferung ist das von ihm eingesetzte πονηρούς; denn πονήσας läfst wenigstens die Auffassung zu: „ich würde Mühe aufgewandt und sie rasch eingeholt haben"; πονηρούς aber ist geradezu störend in diesem Zusammenhang, als ob die Qualität der Verfolgten das Resultat der Verfolgung (εἷλον ἂν τάχα) irgend

beeinflussen könnte; πονηρούς wäre zulässig, wenn nicht εἷλον ἂν τάχα, sondern etwa σφόδρα ἂν ἐδίωξα folgen würde. — Wie dem ἁλώσιμος das verbum εἷλον entspricht, so mufs für πονήσας ein zu διώγμασιν passendes participium stehen, ein verbum des Verfolgens; aber ein energisches Verfolgen mufs ausgedrückt sein, welches den Verfolgten in die Enge bringt und Erfolg verspricht (εἷλον ἂν τάχα). Dieses Verbum bieten zahlreiche Homerstellen: so heifst es von Achill, der den Hektor verfolgt: X 188 Ἕκτορα δ' ἀσπερχὲς κλονέων ἔφεπ' ὠκὺς Ἀχιλλεύς; Aias dringt auf die Troer ein Λ 526 Τρῶες ὀρίνονται ἐπιμίξ — Αἴας δὲ κλονέει; zu Ψ 213 τοὶ δ' ὀρέοντο (nämlich Βορέης ἠδὲ Ζέφυρος) ἠχῇ θεσπεσίῃ, νέφεα κλονέοντε πάροιθεν bemerkt der Scholiast ἐπὶ διωκόντων μὲν ἀνέμων, φευγόντων δὲ νεφῶν εἴρηκεν; noch vergleiche man Φ 528 αὐτὰρ ὑπ' αὐτοῦ Τρῶες ἄφαρ κλονέοντο πεφυζότες. Und nach Homer findet sich das Verbum ähnlich gebraucht, z. B. bei Pindar Isthm. VIII 65 ἐνίκασε δήποτε καὶ κεῖνος ἄνδρας ἀφύκτῳ χερὶ κλονέων. Von den Schicksalen, die von allen Seiten unentrinnbar einstürmen, sagt Sophokles Oed. Col. 1242 τόνδε κατ' ἄκρας | δειναὶ κυματοαγεῖς | ἆται κλονέουσιν ἀεὶ ξυνοῦσαι | αἱ μὲν ἀπ' ἀελίου δυσμᾶν | αἱ δ' ἀνατέλλοντος etc.

So wird wohl Euripides geschrieben haben:

κλονήσας εἷλον ἂν τάχα ξένους.

16. Im zweiten Stasimon der aulischen Iphigenie spricht der Chor vom Falle Trojas, vom Geschick der Troerinnen; er wünscht sich und die Seinen bewahrt vor einem solchen Los, Iph. Aul. 783:

μήτ' ἐμοί
μήτ' ἐμοῖσι τέκνων τέκνοις
ἐλπὶς ἅδε ποτ' ἔλθοι,
οἵαν αἱ πολύχρυσοι
Λυδαὶ καὶ Φρυγῶν ἄλοχοι
στήσουσι, παρ' ἱστοῖς
μυθεῦσαι τάδ' ἐς ἀλλήλας.

Zwei Ausdrücke sind in diesen Versen nicht haltbar, obwohl man dieselben wiederholt zu verteidigen versucht hat. Trotz Photios und Suidas (μυθήσας· εἰπών) ist das activum μυθεῖν von Euripides so wenig gebraucht als von einem andern Tragiker, überhaupt von einem Schriftsteller der guten Gräcität. Ebenso inkorrekt ist ἐλπίδα στήσουσι. Hennig behauptet mit Recht, dafs die als analoge Beispiele angeführten Ausdrücke στῆσαι κραυγήν, μῆνιν τοσήνδε πράγματος στήσας ἔχεις (Oed. Tyr. 699) für die Zulässigkeit von ἐλπίδα στῆσαι nichts beweisen. Denkbar wäre ein ἐλπίδα στήσουσι in dem Falle, wenn die Besorgnis als eine von dem Subjekt eigens geschaffene,

von ihm geflissentlich hervorgerufene bezeichnet werden sollte. Hennigs στένουσι aber ist schon darum verfehlt, weil an unserer Stelle das Futurum erforderlich ist; σχήσουσι ist zu matt und farblos. Die Besorgnis der Troerinnen ist so unabweisbar, ihr Geschick so unabwendbar, dafs sie sich in dasselbe fügen und finden müssen; sie müssen erkennen, dafs es zwecklos ist, sich dagegen zu sträuben. Von Prometheus, der sich an Zeus' Regiment gewöhnen soll, heifst es Aesch. Prom. 10 ὡς ἂν διδαχθῇ τὴν Διὸς τυραννίδα στέργειν; Philoktet sagt von sich Soph. Phil. 538 ἐγὼ δ' ἀνάγκῃ προὔμαθον στέργειν κακά; Hyllos meint den Anblick des leidenden Vaters nicht ertragen zu können Trach. 991 οὐ γὰρ ἔχω πῶς ἂν στέρξαιμι κακὸν τόδε λεύσσων: vgl. noch Agam. (Dind.) 1570 ἐθέλω τάδε μὲν στέργειν δύστλητά περ ὄντα, Hippol. 458 στέργουσι δ', οἶμαι, συμφορᾷ νικώμεναι, Herc. f. 711 στέργειν ἀνάγκῃ, δραστέον θ' ἅ σοι δοκεῖ. Das futurum findet sich z. B. Orest. 1023, wo Electra gemahnt wird, sich in das Unabänderliche zu finden: οὐ σῖγ' ἀφεῖσα τοὺς γυναικείους γόους στέρξεις τὰ κρανθέντα; Phoen. 1679 τἄμ' ἐγὼ στέρξω κακά. Danach meine ich ist στήσουσι zu korrigieren in στέρξουσι. — Für μυθεῦσαι aber darf man jedenfalls keine Form von μυθεύειν herstellen; würden sich die Troerinnen Fabeln und Geschichten am Webstuhl zu erzählen haben, dann wäre μυθεύειν am Platze (vgl. Jon 196, 265), nicht aber wo sie in schmerzliche Klagen ausbrechen. Darum scheint mir auch μυθεῖσθαι, an das ich früher dachte (σχήσουσι, παρ' ἱστοῖς ὡς | μυθεῖσθαι τάδ' ἐς ἀλλήλας) verwerflich; θρηνοῦσαι erwartet man statt μυθεῦσαι, Euripides wird aber ὑμνεῦσαι geschrieben haben. In welchem Umfang ὑμνεῖν gebraucht wurde, ersieht man aus Stellen wie Soph. Electra 382 ζῶσα δ' ἐν κατηρεφεῖ στέγῃ — ὑμνήσεις κακά; Plato de republ. VIII 549 D heifst es von den über ihre Männer klagenden Frauen: ὅσα καὶ οἷα φιλοῦσιν αἱ γυναῖκες περὶ τῶν τοιούτων ὑμνεῖν. Zu Rhesus 548 κοίτας φονίας ὑμνεῖ überliefert uns der Scholiast eine Variante: γράφεται καὶ θρηνεῖ. Dies erklärt die Entstehung der Korruptel an unserer Stelle: ὑμνεῦσαι wurde mit übergeschriebenem θρηνοῦσαι zu μυθεῦσαι. Ich möchte also die ganze Stelle folgendermafsen schreiben:

οἵαν αἱ πολύχρυσοι | Λυδαὶ καὶ Φρ. ἄλοχοι
στέρξουσι, παρ' ἱστοῖς
ὑμνεῦσαι τάδ' ἐς ἀλλήλας.[1])

Heidelberg. H. Stadtmüller.

[1]) F. V. Fritzsche vermutete: στήσασαι, τάδ' ἐς ἀλλήλας | μυθεύσουσι παρ' ἱστοῖς. Verfehlt ist sicher στήσασαι und μυθεύσουσι, aber die Umstellung der Verse möchte man vielleicht nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Die Schlufsverse der Epode sind nämlich so überliefert (auch von Fritzsche

Zu Xenophons Anabasis III, 2, 26.

Δοκεῖ οὖν μοι εἰκὸς καὶ δίκαιον εἶναι πρῶτον εἰς τὴν Ἑλλάδα καὶ πρὸς τοὺς οἰκείους πειρᾶσθαι ἀφικνεῖσθαι καὶ ἐπιδεῖξαι τοῖς Ἕλλησιν ὅτι ἑκόντες πένονται ἐξὸν αὐτοῖς τοὺς νῦν σκληρῶς ἐκεῖ βιοτεύοντας ἐνθάδε κομισαμένους πλουσίως ὁρᾶν.

Diese Worte stehen in der Rede, welche Xenophon nach der Gefangennahme der griechischen Feldherrn durch Tissaphernes an die Soldaten richtet, um den gesunkenen Mut derselben zu heben. Unter anderem hat er darauf hingewiesen, dafs sie ja auch der Perser spottend es sich hier in dem reichen Lande derselben bequem machen könnten; dann aber lenkt er, da dies doch nicht in seinem Plane liegt, wieder ein und betont nun mit allem Nachdruck, dafs

---

unverändert beibehalten): ἠλλάχθη δέμας εἶτ' | ἐν ζέλτοισι Πιερίσιν | μῦθοι τάδ' ἐς ἀνθρώπους | ἤνεγκαν παρὰ καιρὸν ἄλλως. Man hat nicht für diese Verse, aber an anderen Stellen der Epode strophische Responsion herzustellen versucht; dafs aber eine solche gerade hier und an den oben behandelten Versen vorliege, könnte man bei der Übereinstimmung von τάδ' ἐς ἀλλήλας und τάδ' ἐς ἀνθρώπους leicht annehmen. Wollte man mit Fritzsche umstellen, so würde sich etwa folgender Schlufs von Strophe und Antistrophe ergeben:

οἵαν αἱ πολύχρυσοι	—	ἠλλάχθη δέμας, εἶτ' ⟨οὖν⟩
Λυδαὶ καὶ Φρυγῶν ἄλοχοι		ἐν δέλτοισι Πιερίσιν
στέργουσαι τάδ' ἐς ἀλλήλας		μῦθοί που τάδ' ἐς ἀνθρώπους
ὑμνήσουσι παρ' ἱστοῖς.		ἤνεγκαν παρὰ καιρόν.

Aber nur unter willkürlichen Änderungen des überlieferten Textes wäre die Herstellung einer volltändigen Strophe und Antistrophe möglich. — Den ersten Teil der Epode (773—783) mit Hartung und anderen vollständig zu verwerfen, möchte ich nicht wagen, so gewifs es ist, dafs derselbe fremdartige Zusätze enthält. Zu diesen gehört zweifellos die Stelle über Helena v. 781—783. Wer sie einfügte, mochte wohl meinen, dafs nach dem Gebot der Gerechtigkeit neben den Thränen der unschuldigen Hekabe auch die gerechte Strafe der Helena erwähnt sein müfste. An dem fehlerhaften ἐσεῖται braucht man also nicht zu ändern. Dagegen kann man bei den vorausgehenden Worten (v. 777) πόλισμα Τροίας | πέρσας κατάκρας πόλιν im Zweifel sein, ob man zu streichen oder zu korrigieren habe. Barnes hat πόλιν in πάλιν verändert; das Verkehrte dieser Konjektur sieht wohl jeder ein, und darum betrachtet man jetzt meist πόλιν als Interpretation zu πόλισμα. Es wäre aber denkbar, dafs der Verfasser dieser Verse geschrieben hätte: πόλισμα Τροίας | πέρσας κατάκρας ὅλον; ich erinnere z. B. an Phoen. 1131: γίγας ἐπ' ὤμοις γηγενὴς ὅλην πόλιν | φέρων μοχλοῖσιν ἐξανασπάσας βάθρων.

In der Antistrophe des Chorliedes schreibt Hermann, um eine strenge Responsion herzustellen, v. 764 sq. Φρύγες (für Τρῶες) ὅταν χάλκασπις Ἄρης | ἅλιος (für πόντιος) εὐπρῴροισι πλάταις. Weil hat beide Änderungen aufgenommen; auch mir scheint Φρύγες zweifellos, für πόντιος aber möchte ich φόνιος setzen oder lieber πάνοπλος, so dafs wir in χάλκασπις Ἄρης πάνοπλος eine ähnliche Verbindung haben wie in ἀσπιδοφέρμονα θίασον εὔοπλον Phoen. 796; vergl. auch Soph. Ant. 106 τὸν λεύκασπιν Ἀργόθεν ἐκ φῶτα βάντα πανσαγίᾳ.

die Griechen vor allem darnach streben müfsten, in die Heimat zu gelangen, dafs sie auf alle Reichtümer und Genüsse des feindlichen Landes Verzicht leisten, und der Griechenland angestammten Armut (τῇ Ἑλλάδι πενίῃ μὲν αἰεί κοτε σύντροφός ἐστι Her. 7,102.) treu bleiben müfsten.

In den darauf bezüglichen Worten findet sich aber eine seltsame Unklarheit des Ausdruks, die man dem scharf denkenden Xenophon sonst nicht zum Vorwurf machen kann.

Auffallend ist zunächst der Ausdruck ἐπιδεῖξαι τοῖς Ἕλλησιν κτλ. d. h. wir müssen den Griechen beweisen, dafs sie freiwillig arm sind. Denn wenn ich auf einen sich mir darbietenden Reichtum verzichte, so liefere ich damit doch nicht meinem Landsmanne den Beweis, dafs er freiwillig arm ist.

Ferner mufs man in ἐξὸν αὐτοῖς κτλ. Das Wort αὐτοῖς auf das vorhergehende τοῖς Ἕλλησιν beziehen, während nach dem Folgenden dabei blofs an die Zehntausend zu denken ist.

Die angedeuteten Schwierigkeiten schwinden, wenn wir statt τοῖς Ἕλλησιν mit leichter Änderung τοὺς Ἕλληνας (als Prolepsis) herstellen; dann heifst es klar und verständlich; ‚wollen wir den Beweis liefern, dafs die Griechen freiwillig arm sind, obwohl es ihnen freistünde, die Lieben zu Hause ihre Armut dort mit dem Wohlleben hier vertauschen zu lassen.‘

Riga. Ed. Kurtz.

Zu Arnobius.

An der Stelle des Arnob. adv. nat. I, 49 p. 33, 5 ed. Reifferscheid hat nach gütiger Mitteilung des Herausgebers selbst noch niemand Anstofs genommen. Ich halte das überlieferte ‚cum deorum ante ora prostrati limina ipsa converrerent osculis‘ für unmöglich und glaube, dafs die Stelle als lückenhaft angesehen und etwa folgendermafsen ergänzt werden mufs ‚limina ipsa converrerent <capillis et contererent> osculis.‘ Vgl. Weissenborn zu Liv. XXVI, 9, 7 u. Sen. epist. 118, 3.

München. Carl Weyman.

Zu Hermann und Dorothea VI, 51.

Wie ist „doppelt betrogene Hoffnung“ zu verstehen? — Ich will nicht durch Anführung und Widerlegung der nach meiner Ansicht unrichtigen Erklärungen von Düntzer, Cholevius, Denzel etc. ermüden, sondern gleich mit der meinigen herausrücken.

Wenn wir an einem Maitage 10° R. Wärme haben, und ich hoffe, dafs am nächsten Tage die Temperatur auf 16° steigen wird, so ist meine Hoffnung doppelt betrogen, falls die Temperatur am nächsten Tage, statt auf 16° zu steigen, auf 4° herabsinkt. Einfach betrogen wäre sie dann, wenn am nächsten Tage 10° Wärme geblieben wären.

Ebenso waren die linksrheinischen Deutschen mit ihren bisherigen Verhältnissen unzufrieden und hofften, diese sollten sich durch die französische Revolution bedeutend bessern. Allein anstatt dafs dies eingetreten wäre, wurden sie sogar im Gegenteil durch die französische Mifsregierung noch viel schlechter als sie vorher gewesen waren. Mithin war die Hoffnung der Leute doppelt betrogen. Einfach wäre sie betrogen gewesen, wenn die Zustände überhaupt unverändert geblieben wären.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Beiträge zu den Regesta Bohemiae.

II.

Ein zum Cod. lat. mon. 24870 gehöriges, mehrfach durchlöchertes, oben und rechts stark beschnittenes Pergamentblatt ist auf beiden Seiten beschrieben, auf jeder von einer anderen Hand. Die Schrift ist die des 14. Jahrh., zweite Hälfte. Die eine Seite enthält drei durch den Abschnitt oben und rechts verstümmelte Formeln. In der ersten derselben ist von einem Bündnis zwischen zwei Fürsten, Schwiegervater und Schwiegersohn, gegen einen dritten die Rede; in der zweiten schreibt ein Chrudimer Bürger an den Grätzer Bürger H., in der dritten P., ein Chrudimer Bürger, an H., einen Bürger von Prag. Auf der Rückseite des Pergamentblattes steht die Abschrift einer Urkunde, welche gleichfalls auf Chrudimer Verhältnisse bezug hat, so dafs die Vermutung, unser Blatt stamme aus einem für Zwecke der Chrudimer Bürgerschaft im 14. Jahrh. angelegten Formelbuche, einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die Abschrift, an welcher rechts aufser dem Rande der Raum für durchschnittlich zehn Buchstaben fehlt, lautet mit den von mir versuchten Ergänzungen, die der Sinn und das Beispiel ähnlicher in Böhmen entstandener Urkunden des 14. Jahrh. zu fordern scheint, folgendermafsen:

Nos . . iudex[1]) et . . iurati ac vniuersitas ciuium in Crudym recognoscimus tenore presencium inspectorib(us, quod nobili) | viro, domino Hinconi Berce de Duba, burgrauio Pragensi, et ad manus ipsius dominis videlicet Hn . . . . -[2])| et Hinconi

---

[1]) iudex . . [2]) Hin(coni de Nachod)?

Hlauacz fratribus, dictis de Duba, patruis[1]) suis karissimis, necnon prudentibus viris N(ycholao et) | Meynhardo Wolframi et Meynlino R(okcza)neri, ci(ui)bus Pragensibus, censum ciuitatis nostre anni . . . .[2])|ginta marcas leues, quinquaginta sex grossos pro marca qualibet conputandos, a festo bea(ti Galli con)|fessoris proximo in anno futuro ad mandatum domini nostri Johannis, Boemie et Polonie regis (et Lucemburgensis)| comitis, et domini Karoli, primogeniti sui, marchionis Morauie, fide data sine omni dolo (persoluere)| promittimus et debemus; quod si non faceremus forsitan, extunc ipsi domini et ciues predicti (pecuniam ipsam)| debent et poterunt statim recipere et acquirere inter christianos vel iudeos nostrum omnium et bonorum (nostrorum omnium)| supra dampnum; dantes ipsis dominis et ciuibus predictis nos et omnia bona nostra tam (mobilia quam)| inmobilia, vbicumque situata vel reperta fuerint, occupandi, arrestandi et impignorandi (sine strepitu)| cuiuslibet iudicii, quousque ad conpletam solucionem census predicti et omnium dampn(orum peruenerint,)| qualitercumque et quocienscumque accreuerint, liberam et plenariam potestatem. promi(ttimus eciam)| eandem pecuniam censualem predictis dominis sev ciuibus vel hiis, quibus memo(ratus dominus)| Hinco Berca de Duba deputauerit, in maiori ciuitate Pragensi per nos v(el) nostros (nunccios[3]) assig)|nare. preterea omnia superius expressa et eorum quodlibet illi aut illis, qui presentes litteras (habuerint, vo)|lumus et fide data sine doli cuiuslibet capcione promittimus adimplere. in cuius rei test(imonium sigil)|lum ciuitatis nostre presentibus est appensum. Datum Prage die dominico post festum omnium sancto(rum. Actum) | anno domini millesimo trecentesimo tricesimo quinto.

Die Aussteller der Urkunde sind der Richter, die Schöffen und die ganze Bürgergemeinde der böhmischen Stadt Chrudim; die Namen der Aussteller sind ausgelassen wie zumeist in den Formelbüchern. Das Datum ist der Sonntag nach Allerheiligen 1335 = 5. November, der Ausstellungsort Prag. Dafs sich die gesamte Bürgerschaft einer Provinzialstadt in Prag einfindet, kommt bei Landtagen im 14. Jahrh., vielleicht schon im 13. Jahrh. vor, an denen der König seine Geldbedürfnisse darzulegen pflegt. Solche Landtage waren unter König Johann (1310—1346) häufig; am bekanntesten sind die von 1325, 1327, 1331 (in Taus) und 1339. Ein solcher Landtag fand nach unserer Formel zweifellos auch im Herbst 1335 zu Prag statt. König Johann hielt sich im Oktober dieses Jahres in der böhmischen Hauptstadt auf[4]); eben war er von

[1]) patriuis. [2]) ann(uum ad quinqua)ginta marcas? [3]) (procuratores)? [4]) Celakovský, Privilegia Civit. Prag. 43.

Regensburg zurückgekommen, wo er im September 1335 mit Ludwig dem Bayern eine Zusammenkunft gehabt hatte[1]), und nach Allerheiligen traf er mit König Karl von Ungarn und König Kasimir von Polen in Blindenburg zusammen.[2]) Dafs sich König Johann im Herbst 1335 wieder in bedeutender Geldnot befand und infolge dessen seinen Unterthanen schwere Steuern auflegte, bezeugen böhmische Chronisten.[3]) Da nun aber die Steuern nicht so schnell erlegt werden konnten, als der König das Geld brauchte, um die für seine fortwährenden Kriegszüge gedungenen Söldner zu bezahlen, so liefs sich der König das von den Ständen bewilligte Geld von reichen Adeligen und Prager Bürgern vorstrecken und wies dann diese mit der Zahlung an die betreffenden Gemeinden auf seine Rechnung.[4]) Als Zahltag erscheint der Gallitag (16. Oktober); wird die Steuer halbjährig entrichtet, so geschieht die Zahlung zur Hälfte am Georgitag (24. April), zur Hälfte am Gallitag.[5])

Neben König Johann, der auf unserem Blatte noch den Titel „König von Polen" führt, auf welchen er acht Tage später bei der vorhererwähnten Zusammenkunft mit den Königen von Ungarn und Polen zu Blindenburg verzichtete,[6]) wird als Inhaber einer der königlichen zunächst stehenden Autorität sein Sohn Karl, Markgraf von Mähren, genannt. Diesen hatte sein Vater 1333 aus Italien nach Böhmen geschickt, damit er sich, wie Tomek (Gesch. der Stadt Prag I. 614) sagt, der Landesverwaltung beiläufig in der Weise annehme wie die bisherigen Landeshauptleute, nämlich mit der Verpflichtung, dem König die festgesetzten Geldsummen ins Ausland nachzuschicken. Hynek der Jüngere Berka von Dubá, ein Sohn des berühmten Hynek von Dubá, 1321—1350 Burggraf von Prag, unter König Johanns Regierung wiederholt Landeshauptmann, seine beiden Oheime Hn . . . (?) und Hinco Hlawacz, beide genannt von Dubá, die Prager Bürger Nikolaus und Meinhard, Söhne Wolframs, und Meinlin Rokyzaner werden als diejenigen bezeichnet, an welche die Bürgerschaft den am 16. Oktober 1336 fälligen Census von 50(?) Mark zu bezahlen hatte. Hinko Hlawacz erscheint mit seinen Brüdern Hinko, Cerho und Wanko (genannt von Dubá) in einer Urkunde des Jahres 1337 als Gläubiger König

1) Palacký, Gesch. v. Böhmen II. 2, 219. Emler Reg. Boh. et Mor. P. IV. 205).

2) Palacký, Gesch. v. Böhmen II. 2, 220. Emler Reg. Boh. et Mor. P. IV. 221).

3) Fontes rer. Bohem. IV. 331, 422, 488, herausgegeben von Emler.

4) Vgl. Tomek Geschichte der Stadt Prag I. 324.

5) Beispiele häufig in Emlers Regesta Bohemiae et Moraviae P. II. u. III; Čelakovský 44. 58.

6) Emler Reg. Boh. et Mor. P. IV. 221. — Petra Žitavského Kronika Zbraslavská III. 11 (Font. rer. Boh. IV. 330).

Johanns;[1]) der letztere Hinko von Dubá ist der Herr auf Nachod, der 1327 König Johann zu seiner Zusammenkunft mit Herzog Heinrich nach Breslau,[2]) 1337 auf seinem Kriegszug gegen die Preufsen und Litthauer begleitet[3]) und 1347 bei der Krönung Karls IV. erwähnt wird.[4]) Als Gläubiger König Johanns erscheint Heymannus de Nachod 28. Mai 1339 bei Emler P. IV, 699 nach Chytil VII, 170. Unser Hn . . . am Schlufs der zweiten Zeile ist wahrscheinlich dieser Hynek von Dubá auf Nachod, Emler P. IV, 419 gleichfalls patruus des Hinko Berka von Dubá genannt.

Zu den reichsten Prager Bürgern gehörten im 14. Jahrh. die Rokyzaner und die Olbramowicen. Letztere haben ihren Namen von Wolfram (Olbram), dem Sohne Meinhards von Eger.[5]) Wolfram hinterliefs bei seinem Tode um 1316 sechs Söhne: Meinhard, Bohuslaw, Franz, Nikolaus, Johann und Alexius.[6]) Meinhard wird noch 1341 als Schöffe von Prag genannt;[7]) Nikolaus mit der Bezeichnung frater Bohuslai nur bis zum Jahre 1330.[8]) Ob letzterer nicht identisch ist mit dem „Nicolaus Buslab“ bei Emler P. III. 1939) und ob fol. 278 des ältesten Altstädter Buches[9]) nicht statt Nicolaus Bohuslai gelesen werden mufs Nicolaus frater Bohuslai, wage ich nicht zu entscheiden; auf keinen Fall ist es unwahrscheinlich, dafs Nikolaus, Wolframs Sohn und Bohuslaus' Bruder, im Jahre 1335 noch gelebt habe. Möglich ist sogar, dafs jene zwei Prager Bürger Meinhard und Nikolaus, von denen Tomek (Gesch. der Stadt Prag I. 342) berichtet, dafs sie im Jahre 1337 in Ungarn mit dem Erzbischof von Gran (Chanadinus de Telegd) im Namen aller anderen Kaufleute von Prag um Herabsetzung des Zolles und andere Angelegenheiten des Handels nach jenem Lande unterhandelten,[10]) die Olbramowicen, nicht, wie Tomek annimmt, die Rokyzaner Meinhard und Nikolaus gewesen sind. Das Geschlecht der Rokyzaner wird seit 1281 in Prag genannt.[11]) Meinhard der Vater und Meinhard oder Meinlin der Sohn figurieren häufig unter den Gläubigern König Johanns;[12]) Meinlin wird noch 1340 als Schöffe von Prag genannt.[13])

München. M. Rottmanner.

---

[1]) Emler P. IV. 444). Chytil Cod. dipl. Mor. VII. 239, 248, 249, 277.
[2]) Palacký Gesch. v. Böhmen II. 2, 164. [3]) Ebenda II. 2. 230, Anm. 289.
[4]) Ebenda II. 2. 281, Anm. 368. Pelzel Gesch. Kaiser Karls IV. Bd. I. S. 175. Chytil Cod. dipl. Mor. VII. 170, 201, 239, 241, 248, 249, 277, 280. 410, 421.
[5]) Tomek I. 336.
[6]) Emler P. III. 341) u. 359).
[7]) Tomek I. 649.
[8]) Emler P. III. 1758).
[9]) Tomek I. 293 Anm. 74.
[10]) Emler P.IV. 502), Chytil VII. 131.
[11]) Emler P. II. 1233).
[12]) Tomek I. 341. 342.
[13]) Tomek I. 649. Celakovský 60.

(Fortsetzung folgt).

Über einige Sätze der Elementargeometrie.

S. 375—377 d. Bl. veröffentlicht Herr Schmitz einen strengen Beweis für den Satz „Rechteck $=$ a . b“, da das gewöhnliche Verfahren, einen eigenen inkommensurablen Fall durch einen indirekten, durchaus nicht leichten Beweis zu erledigen, sich wenig empfehle.

Der V. geht von der Annahme aus, dafs die Flächenzahl des Quadrates eine Funktion (Q) der Mafszahl der Seite (a) und die Flächenzahl des Rechteckes eine Funktion der Seiten desselben ist. Die Bestimmung der letzteren Funktion wird auf die erstere zurückgeführt. Zur Begründung von $Q(a) = a^2$ wird der leicht zu veranschaulichenden Thatsache erwähnt, dafs $Q(a) = n^2 . Q\left(\frac{a}{n}\right)$. „Wählt man aber $\frac{a}{n}$ als Längeneinheit und $Q\left(\frac{a}{n}\right)$ als Flächeneinheit, so ist $n = a$ und $Q(a) = n^2$ oder $Q(a) = a^2$.“ Der Beweis ist somit erbracht für den Fall, dafs die Mafszahl a der Quadratseite eine ganze Zahl ist. Für ein gebrochenes a läfst sich derselbe leicht ergänzen. Den Fall der Irrationalität von a, den Kernpunkt des Problems, erledigt Herr Schm. durch die Bemerkung: „Da a ganz unabhängig von der gewählten Längeneinheit ist, so gilt $Q(a) = a^2$, ob die Längeneinheit in a ohne Rest enthalten ist, oder nicht“. Das ist falsch. a ist das Verhältnis der Quadratseite zur gewählten Längeneinheit, hängt somit von dieser ab.

Um auf dem vorgeschlagenen Wege eine gröfsere Strenge zu erreichen, müfste vor allem in der reinen Arithmetik der allgemeine Begriff der Irrationalzahl erläutert werden. Eine exakte Begründung des Rechnens mit diesen Zahlen kann aber auf der Mittelschule nicht gegeben werden. Und wenn auch diese Schwierigkeit überwunden wäre, würde sich der Beweis noch immer in einem Zirkel bewegen. Diesen Einwurf erhob schon Moebius[1]) gegen Legendres gleichartige Ableitung der Flächenzahl des Rechteckes.[2]) Legendres analytische Entwicklung geometrischer Sätze ist eine petitio principii, weil die Möglichkeit der Anwendung arithmetischer und algebraischer Sätze auf die Geometrie darauf beruht, dafs jede Beziehung zwischen Strecken, deren Produkten und Quotienten von der gewählten Einheit unabhängig ist, dieses aber erst durch die Ähnlichkeitslehre bewiesen wird.

Will man die immerhin mifsliche Unterscheidung zwischen kommensurablen und inkommensurablen Strecken vermeiden und dem erwähnten Zirkel entgehen, so mufs man der Lehre von der

---

[1]) Möbius, barycentrischer Calcül. S. 190. Vergl. auch Hankel, Theorie der komplexen Gröfsen. S. 66.

[2]) Legendre, les éléments de géométrie, note II.

Gleichheit und Ähnlichkeit eine Proportionslehre vorausschicken, welche sich nicht auf die Messung gründet. In derselben ist die Gleichheit zweier Gröfsenverhältnisse wie bei Euklid so zu definieren, dafs für den Begriff und die Anwendung der Proportionen die Kommensurabilität ihrer Glieder keine Bedeutung hat. Die in den „Elementen" enthaltene Verhältnistheorie wurde früher nur von vereinzelnten Mathematikern verstanden und wird erst seit neuester Zeit voll gewürdigt.[1]) Nach Hankels Urteil ist die Euklidische Basis der Proportionslehre, „nicht nur die einzige völlig strenge, sondern auch die wissenschaftlich allein sachgemäfse. Seitdem man die Euklidische Behandlung vergessen und verlassen hat, hilft man sich mit unzulänglichen Surrogaten."

München. J. Lengauer.

II. Abteilung.

Recensionen.

C. Sallusti Crispi de coniuratione Catilinae et de bello Iugurthino libri, ex historiarum libris quinque deperditis orationes et epistulae. Erklärt von Rudolf Jacobs. Neunte verbesserte Auflage von Hans Wirz. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1886. VIII, 290 S.

Indem diese erklärende Sallustausgabe zum neunten Male erscheint, fordert sie nicht sowohl die Kritik heraus, die über ihre Brauchbarkeit längst entschieden hat, als die Anerkennung, dafs der gegenwärtige Herausgeber dem von Auflage zu Auflage fortgesetzten Bemühen, den Wert derselben nicht sinken zu lassen, treu geblieben ist. Als die Ausgabe unter den ersten der Haupt-Sauppe'schen Sammlung im Jahre 1852 erschien, bot sie eine so verständige und geschmackvolle Erläuterung des Textes, wie man von dem feinsinnigen, gebildeten, jeder Einseitigkeit abholden Schulmanne erwarten durfte. Für die dritte Auflage konnten die Textausgabe von Linker und die kleinere erklärende Ausgabe von Kritz herangezogen werden, ebenso für die vierte die grofse kritische Ausgabe von Dietsch. Umfassender und eingreifender waren die Änderungen der fünften Auflage, zu welchen ein hartes Wort von Ritschl angereizt, die Vereinfachung und Sicherung der Textkritik durch Jordan Hülfe geboten hatte. Die sechste Auflage, deren Erscheinen der von schwerem Leiden heimgesuchte Herausgeber noch erlebte, wurde von W. Hirschfelder besorgt. Als nach Jacobs' Tode H. Wirz die Obsorge für das verwaiste Buch übernahm, konnte er Jordans zweite Rekognition für den Text, dann die historischen Untersuchungen von John über die catilinarische Verschwörung für die Anmerkungen der siebenten, die Darstellung des jugurthinischen Krieges von Ihne für die der achten Auflage benutzen. In der vorliegenden neunten hat Wirz die Ergebnisse eigener Lektüre in der Schule und sorgsamer Prüfung der neuesten Litteratur einsichtsvoll verwertet, sah sich auch durch briefliche Mitteilungen von Th. Opitz, V. Vofs und E. Wölfflin

[1]) Vgl. O. Stolz, Vorlesungen über allgemeine Arithmetik. I. S. 85.

gefördert. Einzelnes mit Zustimmung oder begründetem Widerspruch hervorzuheben, versage ich mir an dieser Stelle[1]). Aber nicht ohne Genugthuung verzeichne ich, dafs die von Wirz in dem neuen Vorwort ausgesprochenen und bei seiner Revision des Buches befolgten Grundsätze mit den von mir im Bd. XXII S. 395 f. dieser Blätter angedeuteten übereinstimmen. Wirz hütet sich, oberflächliche Konjekturalkritik zu treiben und durch eigenmächtige Interpolation oder durch Billigung der Lesart irgend einer interpolierten Handschrift den Text umzugestalten, wo das Verständnis der Überlieferung durch Interpretation zu vermitteln ist. Er vermeidet es, in der sprachlichen Erklärung sowohl zu tief herabzusteigen, als auch in dem Aufstöbern und Warnen vor archaischem und Vulgärlatein Schülern gegenüber des Guten zu viel zu thun. Er hat die griechischen Parallelstellen im Kommentar bewahrt und im Vorwort schlagend gerechtfertigt. Er hat ebenda den Begriff einer Schulausgabe gegen engherzige Deutung geschützt.

Würzburg. Eufsner.

M. Fabi Quintiliani Institutionis Oratoriae Libri Duodecim, edidit Ferdinandus Meister. 2 Vol. Lipsiae et Pragae, Freytag und Tempsky, 1886—87. 8⁰. 2 ℳ 70 ₰.

Durch die 1798—1816 in 4 B. erschienene Ausgabe von Spalding hat der im Laufe der Zeit arg entstellte Text Quintilians aufserordentlich gewonnen. Obwohl Spalding von dem Verhältnisse der Handschriften zu einander noch keinen Begriff hatte, so gelang es seinem Scharfblicke doch in sehr vielen Fällen, aus dem Variantenwuste die richtige Lesart herauszufinden. Sehr häufig kam er durch Konjektur auf das Richtige; seine mit seltener Bescheidenheit vorgebrachten Vermutungen fanden oft durch später vorgenommene Vergleichungen der Hsch. glänzende Bestätigung. Seine Nachfolger, Zumpt und Bonnell, standen an Scharfsinn hinter ihm zurück. Gerne erkennen wir an, dafs einige Stellen diesen Männern ihre Heilung verdanken; im Allgemeinen aber mufs doch das Urteil ausgesprochen werden, dafs der Text durch ihre Ausgaben (1831 und 1854) nicht nur nicht in dem Mafse gefördert wurde, wie es das vorhandene Material ermöglicht hätte, sondern dafs er sogar durch sie eine nicht unbedeutende Schädigung erlitten hat. Die Hauptursache hievon war, dafs sie viel zu einseitig ihren codex praestantissimus (A) bevorzugten. Der Schaden, welcher hiedurch entstand, wäre ein geringerer gewesen, wenn sie eine genaue Vergleichung desselben gehabt hätten. Nun war aber diese von Spalding kurz vor seinem Tode entdeckte Hdsch. von einem Italiener in ungenügender Weise verglichen worden. Die von diesem aus A herausgeschriebenen Lesarten imponierten Halm, als er sich über Qu. machte, so wenig, dafs er zuerst auf den Gedanken kam, A sei in denjenigen Teilen, welche uns durch Bn erhalten sind, ganz zu entbehren. Als aber auf seine Bitte Studemund die in Bn fehlenden Teile in A verglichen hatte, da erkannte er, dafs eine neue Textesrezension ohne durchgehende sorgfältige Berücksichtigung dieser Hdsch. verfehlt wäre. Die mit dem vollständigen kritischen Apparate versehene Ausgabe von Halm (1868—1869) war von der gröfsten Bedeutung, sie legte einen neuen Grund. Methodische Untersuchung der Textesquellen, Feststellung der Genealogie der Hdsch., genaue Vergleichungen der wichtigsten derselben, Heranziehung der Rhetores minores, besonders

[1]) Ich verweise auf Nr. 24 der Berliner philol. Wochenschr. Sp. 747 bis 750.

des Julius Victor, einsichtige Benützung der in älteren Ausgaben enthaltenen und von neueren Gelehrten gelieferten Konjekturen, scharfsinnige Emendationen des Herausgebers selbst, alles das wirkte zusammen zur Herstellung eines Textes, welcher den von Bonnell gegebenen weit übertraf. Die Ausgabe Bonnells war dadurch antiquiert, eine neue auf dem neu gelegten Grunde fufsende Textausgabe war Bedürfnis geworden.

Erst jetzt ist eine solche aus dem Verlage von Freytag und Tempsky hervorgegangen. Der Herausgeber Ferd. Meister ist schon seit Dezennien als gründlicher Kenner Quintilians und der Litteratur über denselben bekannt, er hat schon früher viele schätzbare Beiträge geliefert, auch die Ausgabe von Halm verdankt ihm manche sichere Emendation. Es war daher eine tüchtige Leistung von ihm zu erwarten und diese Erwartung hat sich auch in vollem Mafse erfüllt. Neue Vergleichungen von Hdsch. hat M. für seinen Zweck nicht vorgenommen. Nur eine Hdsch., deren Lesarten Halm noch unbekannt waren, konnte er verwerten. 1875 nämlich haben Chatelain und Le Coultre die Lesarten eines in Paris befindlichen Cod. aus dem Ende des X. oder dem Anfange des XI. Jhrh., des codex Nostradamensis (N), veröffentlicht. Die Hdsch. ist von Bedeutung nicht nur wegen ihres hohen Alters, sondern auch weil sie, obwohl zu der Familie des Bn gehörig, doch nicht aus demselben abgeschrieben ist, überhaupt nicht auf diesen zurückgeht; sie ist daher sehr geeignet zur Controle von Bn. Das Ergebnis, welches die Vergleichung von N geliefert hat, ist jedoch nicht bedeutend. Obwohl M. in der Beurteilung des Wertes der übrigen Hdsch. mit Halm übereinstimmt, so weicht sein Text doch vielfach und wesentlich von dem Halmschen Texte ab; das Verzeichnis der Abweichungen, welches den Schlufs des II. Bandes bildet, nimmt den Raum von mehr als 12 Seiten in Anspruch. Sehr häufig hat sich M. für andere handschriftliche Lesarten entschieden. Aus der Untersuchung, die Halm über die Textesquellen anstellte, ergab sich klar, dafs bei der Feststellung des Textes zwei Handschriftenfamilien (an der Spitze der einen steht A, an der der anderen Bn) gleichmäfsig zu berücksichtigen sind. Es ist daher bei jeder Stelle, wo A und Bn von einander abweichen, sorgfältig zu erwägen, welcher Lesart der Vorzug gebührt. Bei dieser Sachlage ist es leicht begreiflich, dafs die beiden Herausgeber oft auseinander gehen. Für die Ausgabe von Halm war es nicht förderlich, dafs dieser erst während der Ausarbeitung zu einem richtigen Urteile über den Wert der Handschriften gekommen ist. Ich stehe daher nicht an zu behaupten, dafs M. in sehr vielen Fällen die richtigere Lesart gewählt hat. Eine weitere Verschiedenheit in den beiderseitigen Texten ergibt sich daraus, dafs M. viele von den Konjekturen, welche durch Halm in den Text gekommen sind, wieder beseitigt hat. Nicht wenige hievon rühren von Halm selbst her. Bei aller Zurückhaltung ist es eben doch auch Halm (wie fast allen Herausgebern, auch M.) begegnet, dafs er von seinen eigenen Konjekturen mehr aufnahm, als andere für gut halten. Mit dieser negativen Thätigkeit M.s bin ich fast durchweg einverstanden, nach meiner Überzeugung hat der Text hiedurch entschieden gewonnen. Sehr viele Konjekturen hat M. neu aufgenommen. Es sind dies zum Teil solche aus früherer Zeit, die Halm entweder übersehen oder verschmäht hat; der weitaus gröfsere Teil aber besteht aus solchen, welche erst nach dem Erscheinen der Halmschen Ausgabe oder noch gar nicht veröffentlicht worden sind. Wenn ich beispielsweise anführe, dafs in den ersten beiden B. 46, in den beiden folgenden 23, im XII. B. 18 Konjekturen neu aufgenommen sind, so kann man ermessen, eine wie grofse Veränderung des Textes hiedurch entstanden ist. Nicht wenige von diesen Konjekturen werden aus dem Texte wieder verschwinden und den hdschl. Lesarten oder besseren Konjekturen Platz machen müssen; eine

sehr ansehnliche Anzahl derselben aber wird sich, davon bin ich überzeugt, immer im Texte behaupten. Mein Urteil über die Textesgestaltung geht daher dahin, dafs M., wenn auch Rückschritte nicht gänzlich vermieden sind, doch im Ganzen einen wesentlich verbesserten Text geliefert hat.

Unter dem Texte sind kritische Noten angebracht. Dem Plane der unter Schenkls Leitung herausgegebenen Sammlung entsprechend sind dieselben so knapp als möglich gehalten.[1]) Da von den hdschl. Varianten nur diejenigen, welche für die Herstellung des Textes von Bedeutung zu sein scheinen, Konjekturen aber nur zu wirklich zweifelhaften Stellen, und zwar, wo möglich, immer nur eine, die wahrscheinlichste, angeführt werden sollen, so war dem Herausgeber eine schwierige Aufgabe gestellt. M. hat sie mit grofser Umsicht und gesundem Urteile gelöst. Gerade diese kritischen Noten verraten den grofsen Fleifs, welcher auf die Ausgabe verwendet worden ist. Nicht nur dafs M. von den neueren Publikationen kaum etwas übersehen hat, auch die alten Ausgaben hat er sehr sorgfältig verglichen, so dafs es ihm gelungen ist, den Halmschen Apparat vielfach zu berichtigen. An den Text schliefst sich ein 41 S. füllender, mit grofser Sorgfalt gearbeiteter Index personarum et rerum an. Die äufsere Ausstattung des Buches ist vortrefflich, Druckfehler sind äufserst selten. Die Ausgabe ist daher sehr zu empfehlen. Dafs sie für diejenigen, welche sich mit Qu. beschäftigen, unentbehrlich ist, versteht sich von selbst; aber auch solche, welche nach Qu. nur dann greifen, wenn sie ein Citat aus ihm entnehmen wollen, werden sie nicht wohl entbehren können, denn nach Bonnells Ausgabe zu citieren ist bedenklich.

Schliefslich sei es mir gestattet, folgende Vorschläge zum X. und XI. B., deren Begründung folgen wird, dieser Anzeige beizufügen: 1, 3 a. omnia necessarium (Hirt) est..., proxima d. imitatio,[2]) nouissima. — 1, 4 sed ut athleta, ... numeros, nonnullo (multo?) uarioque genere (vgl. I, 10, 7)... praeparandus erit, ita... instruamus, qua in praeparatione. — 1, 11 quare tã, Verstümmelung der Glosse figurate. — 1, 12 mutuatione figurarum. — 1, 15 haec praestant exempla, pot. — 1, 22 illa u. utilissima. — 1, 23 quis etiam illud neget (esse?) utile, e. c. ut duo tresque egerint, scire? — 1, 28 poeticam (poesin?), ut illud demonstratiuum genus, ost. comparatam. — 1, 31 quodammodo uberi — ea enim. — 1, 33 id eo magis (fortius?) dicere audeo, quia. — 1, 34 rerum enim uenit copia exemplorum, quibus. — 1, 37 qui sint qui prosint. — 1, 38 qui quidem nondum e uita excesserant, exceptis. — 1, 45 pluris iis. — 1, 49 ceteraque quae... ref. sunt, nonne sunt ita. — 1, 50 sit spiritus uirtutes. — 1, 65 an illa poeta ullo, post. — 1, 68 (quod ipsum quidam... et sublimior sonus S. u. esse magis accommodatus) magis accedit. — 1, 68—69 praecipuus est. hunc et admiratus. — 1, 70 illa simulata (vgl. XI, 1, 56); in ähnlicher Weise ist XI, 1, 20 consecutum in b u. M. verstümmelt. — 1, 77 grandi organo. — 1, 80 eumque tamen. — 1, 83 ui suauitate perspicuitate — tam

---

[1]) Dafs M. manchmal, wenn eine von ihm aus A aufgenommene Lesart von der 2. Hand herrührt, dies gar nicht andeutet, wie z. B. I, 5, 1 u. I, 5, 29 (srectum!), ist nicht zu billigen; A^2 oder a nimmt nicht mehr Raum in Anspruch, als A, und es ist ja für die Entscheidung über die Aufnahme einer Lesart sehr wichtig, ob sie von der 1. oder von der 2. Hand herrührt.

[2]) Inzwischen schlug W. Gemoll vor: proximum d. multa lectio est (W. f. kl. Ph. 1887 Nr. 37); multa lectio ist für mich überzeugend. Aber est halte ich für unmöglich wegen quoque; zu proxima — nouissima vgl. II, 13, 1 u. III, 6, 81.

manifestus est. — 1, 86 cum illi ... cesserit, curae. — 1. 89 etiamsi uesificator ... sit, tamen, u. e. d., si ad. — 1, 96 quibusdam aliis tamen a quibusdam — lyricorum priorum. — 1, 97 grandes nimis. — 1, 102 diuinitatem — clarus ui ingenii. — 1, 103 ipso, pr. in omnibus, sed in quibusdam. — 1, 106 praeparandi narrandi probandi. — 1, 115 et praecipua in acc. asperitas et multa u. — oratio [et] castigata. — 1, 117 et simplex sermo — ut amantur amari. — 1, 127 uiro eos. — 1, 130 si mille illa schemata similiaque lumina c., si parum rectum genus non c. — 2, 2 utque (atque ut?) omnis. — 2, 15 a doctis, inter ipsos. — 2, 16 compositis rigidi, comptis exultantes. — 3, 19 urgetur. — 3, 21 singultire, latus. — 3, 25 aures aut oculi (vgl. § 28 oculis uel auribus) — u. recto itinere. — 3, 26 aut non (a. certe non?) deerit. — 3, 31 crebriore elatione. — 7, 25 maioris utilitatis. — 7, 32 ne in his quae scripserimus erremus, [uel in summas] in commentarium [et] capita c. XI, 1. 21 iactationi diuersa, si a. o. p. sese et n. — 1, 24 repressisset — 1, 32 senilis austeritas.

München. Moriz Kiderlin.

L. Englmanns Übungsbuch zum Übersetzen ins Lateinische für die 3. Klasse der Lateinschule. (Quarta.) — 10. Aufl., bearbeitet von Dr. Jakob Haas. Bamberg. Buchner. 1886.

Diese neue Auflage von Englmanns deutsch-lat. Übungsbuche zeichnet sich durch augenfällige Vorzüge vor der vorhergehenden aus.

Zunächst finden wir eine Menge allzu leichter Sätzchen durch andere, das Denken des Schülers mehr anregende ersetzt. Das Hauptgewicht aber legen wir auf die grofse Anzahl — ca. 70 — Übersetzungsvorlagen zusammenhängenden Inhalts, die der Herausgeber teils am Schlusse den gröfseren Aufgaben der 9. Aufl. angereiht, teils aber schon — und das ist eine sehr dankenswerte Neuerung — nach den einzelnen Abschnitten eingeschaltet hat. Durch die Aufnahme dieser stilistisch sorgfältig ausgearbeiteten, grofsenteils schon durch ihren Inhalt recht ansprechenden Kompositionen, in denen auf stete Wiederholung und Abwechslung in der Anwendung der einmal gelernten Regeln mit grofser Umsicht Bedacht genommen ist, ist das Buch an Übungstoff so reichhaltig geworden, dafs dem Lehrer in aufeinanderfolgenden Jahren nunmehr eine ebenso angenehme als praktische Abwechslung ermöglicht ist.

Bei den Vorübungen finden wir die Regeln über die Pron. is, ea, id und sui, sibi, se, in der leichtesten Anwendung, über die Participialkonstruktionen, sowie die Behandlung der Städte- und Ländernamen wieder aufgenommen. Englmann hatte dieselben in der 9. Aufl. bekanntlich hinweggelassen, ohne gleichzeitig auf eine auch nur halbwegs vollständige Ausscheidung der hierauf bezüglichen Übungssätze aus den einzelnen Kapiteln der älteren Auflagen die nötige Sorgfalt zu verwenden. Die Wiederaufnahme dieser, das Fassungsvermögen der Schüler keineswegs übersteigenden Regeln dürfte schon mit Rücksicht auf die zusammenhängenden Übungsstücke zweckmäfsig erscheinen.

Noch bemerken wir, dafs trotz der durchgreifenden Verbesserung und Erweiterung, die das Buch erfahren hat, die Benützung der 9. Aufl. neben der neuen nicht ausgeschlossen ist, indem die Nummern der ersteren den einzelnen Kapiteln in Klammern vorgesetzt, neue Sätze und Abschnitte durch Sternchen bezeichnet sind.

Amorbach. Dr. Streifinger.

Die Elemente der lateinischen Formenlehre für den Gebrauch in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten, bearbeitet von Dr. Theodor Arndt. 2. verbesserte Auflage. Leipzig. Teubner 1885.

Dem gerade in jüngster Zeit vielfach — teilweise gewifs nicht mit Unrecht — ausgesprochenen Wunsche nach möglichster Vereinfachung des grammatischen Lehrstoffes entspricht in trefflicher Weise das uns vorliegende Büchlein, das in erster Auflage bereits im Jahre 1877 erschienen ist. Die Beschränkung des grammatischen Memorierstoffes, welche der ersten Auflage als Prinzip zu grunde gelegen ist, war auch für die neue Bearbeitung mafsgebend, und das Büchlein hat infolge dessen eine Vermehrung desselben nicht erfahren, da auch, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, dieselbe von keiner Seite gewünscht wurde. Dieser Behauptung jedoch scheint uns eine Recension der 1. Auflage entgegenzustehen, welche in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen XXXI. Jahrgang 1877 S. 369 sich findet. Hier heifst es nämlich u. a. . . . . . „Fast nichts als die nackten Paradigmen werden gegeben; Erklärungen und Entwickelungen sind durchgängig ausgeschlossen, und alles, was im Buche steht, ist zum Auswendiglernen bestimmt: also ein Lernbuch im eigentlichen Sinne des Wortes. Indessen verlangt der Verfasser ausdrücklich im Vorworte, dafs der Lehrer jedes Paradigma erkläre, und verweist zu diesem Zwecke auf die einschlägige Litteratur (auf die Grammatiken von E. Dorschel, Fr. Müller, Vaniçek, Müller-Lattmann, Madvig, Gofsrau, Neue). Es ist dies aber eine bedenkliche Sache; denn man weifs ja, wie solche Forderungen gewöhnlich erfüllt werden. Besitzt eine Anstalt Lehrer, die der Sprachwissenschaft näher getreten sind, so erfüllt sich diese Forderung ganz von selbst. Dies ist aber noch lange nicht überall der Fall, und besonders die Schulen, für welche der Verfasser sein Buch in erster Linie bestimmt hat, die sächsischen Seminarien, dürften zum grofsen Teile nicht in dieser glücklichen Lage sein. Soll in dieser Beziehung etwas erreicht werden, so ist es unbedingt nötig, wenigstens alles das mit in die Darstellung aufzunehmen, was dem Schüler vom Lehrer zur Erläuterung geboten werden soll; sonst dürfte man es wohl in den meisten Fällen erleben, dafs es beim Alten bleibt, indem der Lehrer nichts als das Auswendiglernen der Paradigmen verlangt und auf jegliche Erläuterung verzichtet; es steht ja im Buche nichts davon.“ Wenn wir nun auch wohl bekennen dürfen, dafs sich in der sprachwissenschaftlichen Vorbildung der Lehrer manches zum Besseren gewendet hat, und die Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiete allgemeiner geworden sind, und wenn wir damit auch gewifs zur Annahme berechtigt sind, dafs die Anschauung von der Lässigkeit und Oberflächlichkeit der Lehrer eine allzu pessimistische ist, so konnten uns doch auch wir der Ansicht nicht verschliefsen, dafs des erläuternden Textes gar zu wenig in dem Büchlein enthalten ist. Namentlich vermifst man, wie in jener Recension schon gesagt ist, eine Belehrung über das Verhältnis des Stammes zu den Endungen; ferner erwartet man zu den sehr kurz gehaltenen Erklärungen über communia S. 2 (subst. mobilia fehlen gänzlich) wenigstens das eine oder andere Beispiel.

Mit dieser unverhältnismäfsigen Kürze steht, wie bei der 1. Auflage, die Weitschweifigkeit in der Behandlung der griechischen Wörter der 1. Deklination in grellstem Wiederspruch. Dieser sind 3 Paradigmata (darunter das gewifs sehr selten vorkommende crambe der Kohl!) und eine höchst überflüssige Anmerkung über die Eigennamen, über musice

und grammatice gewidmet, während die Wörter der 3. griechischen Deklination — und zwar mit Recht — blofs mit einer Anmerkung über den Accus. auf a abgemacht sind; und ähnlich hätte es auch bei der 2. griech. Deklination, welche gar nicht berührt ist, geschehen sollen.

Was nun im weiteren die gereimten Genusregeln betrifft, so mögen diese ja für die leichtere und amüsantere Einlernung derselben manches Gute mit sich bringen; aber durch die Fassung, in der sie uns hier entgegentreten, möchte mancher Ballast, den der Verfasser in andern Dingen abzuwerfen sich so eifrig und mit Glück bemüht, gerade erst recht eingeführt werden. Wörter wie pelagus, callis etc. sind absolut überflüssig; und aufserdem sind die Verse manchmal denn doch etwas gar zu — kindlich z. B.

Die as und es, die ans (wie selbstverständlich statt
aus zu lesen ist) und x,
e-s, dazu sonst weiter nichts,
und s, davor ein Konsonant,
die werden weibliche genannt;

dann verdienen auch die Zeilen;

neutrius sind die ar, ur, us,
die a, e, c und l, n, t

wohl kaum die Bezeichnung einer gereimten Genusregel. Andererseits aber ist durch die ebenfalls gereimte Regel:

und lacer, prosper, liber frei
behalten e vor r stets bei

eine ganze, gewifs nicht selten vorkommende Klasse von Adjektiven, die das e behalten, ausgelassen, nämlich die mit fero und gero zusammengesetzten. — Durch Beispiele dürfte auch erläutert sein die Bildung des Komparativs und Superlativs, was unserer Ansicht nach wichtiger wäre, als die vollständige Beugung des Paradigmas altior. Ferner vermissen wir in § 34 bei senex, dessen Komparativ angegeben ist, eine Bemerkung über die Beugung des Positivs. Bei den Zahlwörtern sollten doch die gewöhnlichsten multiplicativa nicht fehlen. Bei den Pronomina scheint die Bezeichnung „3. Person (reflexivum)“ zu ungenau; wenn auch die Anwendung des Unterschiedes zwischen refl. u. pers. selbstverständlich nicht in eine Formenlehre gehört, so dürfte doch die Bemerkung, dafs die casus obliqui von is das pron. pers. der 3. Person ersetzen, unumgänglich notwendig sein.

Bei der Konjugation gibt der Verfasser wiederum ohne jede Bemerkung über Stamm und Endung die einfachen Paradigmata. Zuerst beugt er das Verbum amo vollständig in allen seinen Formen; dann folgt eine Übersicht sämmtlicher Konjugationen, wobei das nämliche Verbum nochmal in gleicher Vollständigkeit abgewandelt wird: dafür hätte doch wohl bei der ersten Konjugation ein anderes gewählt werden dürfen. Bei den Anmerkungen zu den Konjugationen § 57 ist die Regel über die Verba auf io der 3., wornach sie von den Bindevokalen ĭ und ĕ das den Präsensstamm verstärkende i wegwerfen, mit der Form capiĕt in Widerspruch: daher sollte diese Form speziell als Ausnahme bezeichnet sein. (In der 1. Auflage ist fälschlich capiēt bezeichnet.)

In dem nun folgenden Verzeichnis der Perfekta und Supina ist lobend hervorzuheben, dafs hier die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig glücklich eingehalten ist; einige Streichungen könnten gleichwohl noch erfolgen, namentlich bei den Komposita: so sind antesto, persto, resideo etc. in der Praxis selten, da gebräuchlichere Wörter hiefür vorhanden sind. Ein Vorzug gegenüber der ersten Auflage ist es auch, dafs

seltenere Formen in Klammern gestellt sind. Bei ardeo und uro dürfte wohl auf den Unterschied in der Bedeutung hingewiesen sein, ähnlich wie dies auch bei andern, z. B. veho und vehor geschehen ist. Ferner würde bei facio eine Verweisung auf das erst § 81 behandelte fio, und bei tollo auf fero § 78 nicht überflüssig sein. Mit der Behandlung der anomala, defectiva und impersonalia schliefst das Büchlein ab, wobei nur zu § 81 die etwas ungenaue Anmerkung über den Gebrauch von futurus und futurum esse ohne Angabe der Bedeutung zu beanstanden ist. Ob die gänzliche Übergehung der sog. korrelativen Adverbia, deren Behandlung sich etwa an § 40 hätte anschliefsen können, durch die möglichste Beschränkung auf das Notwendigste zu rechtfertigen ist, mag dahingestellt bleiben.

Jedenfalls aber sind alle diese unbedeutenden Mängel nicht im stande, den Wert des Büchleins zu vermindern, welches dem, was es in der Vorrede verspricht, vollkommen gerecht wird. Und die Annahme des Verfassers, dafs es in seiner zweiten sorgfältig verbesserten Auflage von den sächsischen Seminarien, für die es ursprünglich bestimmt war, seinen Weg auch an andere lateintreibende Anstalten finden werde, dürfte sonach keine unberechtigte sein: und speziell bei uns in Bayern dasselbe an mafsgebender Stelle bekannt zu machen, sollen diese Zeilen bezwecken.

Regensburg. Gg. Wild.

Äschylos Perser. Erklärt von W. S. Teuffel. Dritte Auflage, bearbeitet von N. Wecklein. Leipzig, Teubner 1886. M. 1,20.

Der Herausgeber erklärt im Vorwort, dafs ihm für die neue Bearbeitung ein Handexemplar des verewigten Verfassers zu Gebote gestanden habe, welches zahlreiche Zusätze besonders zu den Litteraturangaben der Einleitung enthielt, während an dem Kommentar und kritischen Anhang wesentliche Änderungen nicht vorgenommen waren. Indem nun der Herausgeber jene Zusätze benützt und durch eigene vermehrt hat (die letzteren sind als solche nicht immer kenntlich, da eine besondere Bezeichnung fehlt), indem er andererseits den Text an sehr vielen Stellen umgestaltet und in Folge dessen auch den Kommentar häufig verändert hat, erscheint die Ausgabe als eine wesentlich andere, wenn auch mit Pietät festgehalten ist, was unter der obigen Voraussetzung möglich war.

Fast alle neuen Lesarten finden sich in Weckleins grofser kritischer Ausgabe, wo sie aber mit wenigen Ausnahmen nicht im Texte sondern nur unter demselben als wahrscheinlich richtige Konjekturen stehen; einige sind auch aus dem Appendix hervorgeholt worden. Im ganzen sind dies etwa 60 Stellen; dazu kommt eine kleine Anzahl neuer Vorschläge.

Nach meiner Anschauung von der Überlieferung mufs ich mich mit dieser nicht sehr konservativen Richtung einverstanden erklären; im einzelnen können ja die Ansichten abweichen; ich erlaube mir deshalb folgendes zu bemerken:

V. 13 ist aufgenommen: νοὸς δ' ἄνδρα βαΰζει; diese Lesart ist von andern Gründen abgesehen unwahrscheinlich, weil erst V. 61 dieser Gedanke an seinem Platze ist. — V. 117 ziehe ich der Konjektur τοῦτο μὴ πολὺ στένηται als näher liegend Kocks Vorschlag: τοῦδε μὴ πόνους πύθηται vor. — V. 245 bleibe ich bei meiner Änderung ἰδόντων für ἰόντων; ebenso V. 250, wo ich für πολύς einfach βαθύς lesen möchte; — V. 527—531 sind nach dem Vorschlage von Nikitin hinter V. 851 gestellt und V. 528 πίστ' εἰς ἄπιστα geschrieben; ich bin gegen diese Verse, die sich auch dort als ziemlich überflüssig erweisen, sehr mifstrauisch. — V. 571 füllt W. die

Lücke mit στέμβονται und setzt V. 581 οὐράνι' ἄχῃ; letzteres ist sicherlich richtig; aber ἔρρανται möchte doch auch nicht abzuweisen sein, weil die Wiederkehr des Versanfangs οὐράνια den Schreiber auf das vorhergehende ἔρρανται zurückblicken lassen konnte. — V. 989 schreibt W. entgegen seiner früheren Vermutung ἐπισείεις (an Stelle des Glossares ὑπομιμνήσκεις), behält jedoch das nur zu προσσαίνει passende Citat Prom. 835 bei und citiert nur noch Eur. Od. 255, wo von den Furien die Rede ist; sollte nicht ὑποτείνεις das richtige sein?

Die Umstellung von V. 166 und 167 ist dem Gedankengang entsprechend, der Zweifel an der Ächtheit von V. 253—255 sehr begründet.

Ich schliefse gleich der Vorrede mit dem Wunsche: Möge auch die neue Auflage die Lektüre der herrlichen Dichtung fördern!

Sophokles erklärt von F. W. Schneidewin. Zweites Bändchen Oidipus Tyrannos. Neunte Auflage besorgt von August Nauck. Berlin. Weidmann 1886. 1 M. 50 Pf.

Die neue Auflage, welche der achten in verhältnismäfsig kurzer Zeit folgt, unterscheidet sich nicht wesentlich von den früheren. Sie besonders zu empfehlen ist um so mehr überflüssig, als eben das baldige Erscheinen einer neuen Auflage ein Beweis ist, dafs diese Art der Behandlung sich nach wie vor grofsen Beifalls erfreut. Im kritischen Anhang ist eine Anzahl neuer Bemerkungen und Vermutungen angeführt; auf die Gestaltung des Textes haben dieselben aber keinen Einflufs. Zu einigen dieser Noten möchte ich in kurzem meine Meinung aussprechen.

V. 11 ist allerdings στέρξαντες schwer zu fassen, aber Margoliouths ἦ οὐ scheint mir nicht richtig; eher verständlich στέρξοντες „um zu bitten.“ — V. 65 nehme ich an γε keinen Anstofs; dagegen scheint V. 66 δακρύσαντα allerdings unrichtig; vielleicht μαστεύσαντα? — V. 290 vermutet N. für καὶ παλαιά: ἠδ' ἀχρεῖα; allerdings konnte hiefür leicht ἀρχαῖα geschrieben und dieses durch παλαιά erklärt werden. — V. 483 wünschte ich Mehlers Konjektur τεράζει aufgenommen; durch sie heben sich die Schwierigkeiten. — Auch V. 520 dürfte Naber mit ῥέπει statt φέρει das richtige getroffen haben. — Mit der Streichung von V. 1270 ἄρθρα — 1276 ἐπαίρων bin ich einverstanden; dabei glaube ich, dafs Naucks frühere Vermutung richtig ist, dafs ἤρασσε πείρων βλέφαρα zu schreiben sei. — Dagegen halte ich die Verwerfung von εἰς δέον V. 1424 (die Zählung nach der ebenfalls unsicheren Umstellung) für nicht recht begründet. — Über so manche Stelle wird das Urteil stets ein subjektives bleiben; namentlich bei dieser Tragödie, wo der Sinn überall feststeht. Für die Schule scheint es mir zudem bedenklich jeden kleinen Anstofs zu berühren.

Schweinfurt. K. Metzger.

Griechische Götter- und Heldengestalten. Nach antiken Bildwerken gezeichnet und erläutert von Prof. Jos. Langl. Mit kunstgeschichtlicher Einleitung von Prof. Dr. Karl von Lützow. Wien, Alfred Hölder, 1885 ff., Fol.

Es liegen nunmehr 16 Lieferungen dieses Werkes vor, das im Ganzen auf deren 17 berechnet, demnächst seinen Abschlufs finden wird. Schulen und Freunden der Antike kann dasselbe nicht warm genug empfohlen werden, um so mehr als der gestellte Preis — die Lieferung von 3 Tafeln mit durchschnittlich 2 Bogen Text kostet 1 fl. 50 kr. = 2 ℳ 50 ₰ — im Verhältnis zu dem Gebotenen ein mäfsiger ist.

Die Darstellung ist frisch und schwungvoll, diktiert von warmer Liebe zur Sache und getragen von reifem Verständnis derselben, frei von Nüchternheit wie von Schwulst. Mit der einschlägigen Litteratur zeigt sich der Autor wohl vertraut. Seine Kunsturteile bekunden Geschmack, Selbständigkeit und eine offenbar auf langjährigen ernsten Studien beruhhende Sicherheit. Seine Beschreibungen sind treffend und von anmutiger Kürze. Es seien aufs geratewohl ein paar Proben herausgehoben. S. 51 lesen wir über die bekannte Selene des Braccio nuovo: „Die Vatikanische Sammlung (Braccio nuovo) bewahrt auch eine reizvolle Darstellung der wandelnden Nachtgöttin, wie sie den schlafenden Endymion beschleicht. In der anmutvollen Bewegung der Gestalt ist das ängstliche Nahen, die stille Bewunderung, sowie das ungestillte Sehnen der Liebenden unendlich zart und sinnig zum Ausdrucke gebracht"; S. 4 über den Zeus von Otricoli: „In erhabener Ruhe, das Haupt zur Gnade und Erhörung geneigt, so blickt mit leisem Lächeln uns das Götterbild als Inbegriff der höchsten Weisheit, der göttlichen Kraft und Energie entgegen. Die lang herabwallenden Locken umrahmen das Antlitz, dessen Stirne in schöner Bildung weit vorgeschoben das gewaltige Wollen des Gottes andeutet. Die edel geformte Nase bildet in der Profillinie mit der Stirne einen fast einwärts gehenden Winkel. Unter ihr quillt der mächtige Bart hervor, der an dem halbgeöffneten Mund in welliger Strömung herabfliefst. In geschlossenen Massen schieben sich die Bartlocken an den Wangen hervor und geben mit dem herabwallenden Haupthaare vielseitige Reflexe, so dafs selbst die wunderbar geschnittenen Augen in ihren Höhlungen nur mild beschattet sind und die ganze Form bei aller Energie der Bildung vergeistigt und verklärt erscheint. Der Anatom wird vergeblich in diesem Bilde seine Regeln suchen; die Kunst hat hier die Realität nach höheren Gesetzen umgeformt, um Übersinnliches zum Ausdrucke zu bringen."

Die Auswahl der Abbildungen ist eine sehr zweckmäfsige. Auf den Tafeln sind in der Hauptsache nur statuarische Werke reproduzirt und zwar lauter Werke von hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung. Dazu kommen zahlreiche Abbildungen im Text nach Statuen, Büsten, Reliefs, Münzen, Vasengemälden, so dafs das Werk in der That nicht nur das nötige Material zur Erkenntnis der Entwicklung der einzelnen Götter- und Heroentypen bietet, sondern auch wohl geeignet ist zur Einführung in die Geschichte der antiken Bildnerei. Es scheint uns daher ein glücklicher Gedanke, dafs dem Ganzen eine kunstgeschichtliche Einleitung beigegeben werden soll. Der Name Herrn von Lützows bürgt dafür, dafs dieselbe mit dem bereits fertigen Teil des Werkes an Wert wetteifern wird.

Die Textabbildungen sind zinkotypisch hergestellt. Der vorzügliche Lichtdruck der Tafeln stammt aus der Verlagsanstalt Bruckmann in München. Die Zeichnungen selbst hat Herr Langl angefertigt; die Modellierung in Licht und Schatten wirkt vollkommen plastisch; die Formgebung ist von seltener Treue und Genauigkeit, namentlich in den Draperien; wir müssen anerkennen, dafs abgesehen von guten Photographien nur von wenigen der für die Tafeln ausgewählten Meisterwerke so detaillirte und stilistisch so richtige Nachbildungen existieren als die Langl'schen, die ihrem Autor alle Ehre machen.

Die Ausstattung (glattes und starkes Papier, ansehnliche Typen, geschmack- und sinnvolle Kopfleisten, Initialen und Schlufsvignetten) ist eine wahrhaft elegante.

Erlangen. A. Flasch.

Dihle, Materialien zu griechischen Exercitien behufs Einübung der Verba auf μι, der unregelmäfsigen Verba und der Syntax der Kasus. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886. (S. VIII und 313.) — Preis ℳ 2,80. — Fünfte durchgesehene und vermehrte Auflage.

Das Buch behandelt den Lehrstoff unserer 5. Latein- und I. Gymnasialklasse. Vor den Übungsbeispielen stehen vier Seiten syntaktische Vorbemerkungen. Diese Einrichtung ist zweifellos praktisch; über den Inhalt des hier Gebotenen jedoch möchte ich Folgendes bemerken: Regel 3 „Appositionen bei Eigennamen stehen, wenn sie wie attributive Adjektiven angesehen und mit dem Eigennamen gleichsam in eins zusammengenommen werden, mit dem Artikel, wenn sie in der Weise prädikativer Adjektiven von dem für sich gedachten Eigennamen erst ausdrücklich etwas aussagen, ohne Artikel u. s. w." scheint mir an die Fassungskraft der Schüler denn doch zu hohe Anforderungen zu stellen. Dasselbe gilt wohl von Regel 5, welche zu dem im neutr. plur. stehenden Subjekt des Satzes den Plural des Prädikatsverbums verlangt, wenn „bei Sachen ausdrücklich das Neben- oder Aufsereinander derselben hervorgehoben werden soll." Wozu solche Finessen und vollends auf dieser Stufe? Anderes in den Vorbemerkungen bedarf sorgfältigerer Fassung. So giebt Regel 11 a dem Schüler das Recht φάναι ὅτι oder ὡς zu schreiben. Auch die mehrmals wiederkehrende Bemerkung, dafs der inf. bei Einerleiheit, der acc. c. inf. bei Verschiedenheit der Subjekte in beiden Sätzen stehe, kann den Schüler irre führen. Was soll er mit den Worten am Schlusse der Regel 15 „Das griechische Plusquamperfekt ist wenig üblich" anfangen? — Der erste Teil des Buches bringt in Einzelsätzen Übungsbeispiele über das Aktivum der Verba auf μι, unter welche sich indessen auch ein Satz, der ἀνίστανται vom Schüler verlangt, verirrt hat, dann solche über das Pass. und Med., über die verba anomala und defectiva und über die in drei Gruppen behandelten unregelmäfsigen Verba. Daran schliefsen sich dann als gemischte Beispiele zunächst meist etwas gröfsere Einzelsätze und endlich zusammenhängende Stücke. Die in diesem ersten Teile gebotenen Materialien, Einzelsätze sowohl als zusammenhängende Stücke, sind ganz vortrefflich ausgewählt und zeichnen sich besonders dadurch vor anderen ähnlichen Sammlungen vorteilhaft aus, dafs der Schüler nirgends in die Lage gebracht wird, Unverstandenes mechanisch anwenden zu müssen. In einem Stücke indessen bin ich mit dem Verfahren des Verfassers nicht einverstanden. Dafs von den Verbis auf μι das ganze Aktivum und dann wieder das Pass. und Medium gelernt sein mufs, bis die betreffenden Abschnitte übersetzt werden können, ginge allenfalls noch an. Wenn aber die unregelmäfsigen Verba so gruppiert sind, dafs z. B. die nach der Krügerschen Einteilung zu Klasse II, VII, VIII u. IX gehörenden gemeinsam eingeübt werden müssen, so ist das meines Erachtens eine nicht nur sehr unbequeme, sondern auch die Brauchbarkeit des Buches unnötiger Weise beeinträchtigende Einrichtung. — Der zweite Teil enthält eine Sammlung von Beispielen zur Einübung der synt. congr. und der Lehre vom Artikel, der Kasuslehre und der Präpositionen, sodann gemischte Beispiele in Einzelsätzen und zusammenhängende Stücke. Auch hier sind die Beispiele für die einzelnen Kasus nicht nach Regeln geordnet, sondern verbreiten sich gleich über die mannigfachen Anwendungen derselben; ebenso mufs die Lehre von den Präpositionen ganz durchgenommen sein, wenn man die einschlägigen Beispiele benützen will. Zu diesem Übelstande kommt in diesem zweiten Teile noch ein anderer. Selbstverständlich mufste hier gar mancher Punkt aus der Verbalsyntax berührt

werden, die der Schüler erst in der nächsthöheren Klasse näher kennen lernt. Der Verfasser glaubte mit der Verweisung auf die betreffenden Paragraphen der Grammatiken von Curtius, Koch, Krüger und v. Bamberg auszureichen, hat aber damit nicht nur ein Hindernis für die Verbreitung seines Buches geschaffen, sondern, fürchte ich, dem Schüler auch zu viel zugemutet. So wird z. B. 179, 5 wegen eines Irrealis der Vergangenheit auf Curtius § 537—541, in 197, 7 wegen eines finalen dafs auf § 530—532 verwiesen. Einfacher und pädagogisch richtiger wäre es doch jedenfalls gewesen, auch den zweiten Teil mit kurzen syntaktischen Vorbemerkungen zu versehen. — Mit der Fassung des deutschen Textes, der nach der Absicht des Verfassers dem Griechischen möglichst angepafst sein soll, wird man im ganzen einverstanden sein müssen; als zu weit gehend habe ich mir unter anderem Folgendes notiert: Palamedes erlangte eine solche Rache von seiten der Götter 69, 8; die in den Schlachten ihre Person den Gegnern einhändigen 80, 3; die Amphipolitaner haben dem Brasidas die Colonie als einem Gründer beigelegt 104, 1; die Laced. übergaben es (ein grofses Heer) dem Könige Kleombrotus gegen Theben zu führen 174; Datis segelte mit den Truppen bei ihm nach Eretria 297, 2; darum vertrauten weder die Griechen . . . noch die Barbaren niemand mehr 341 E. Noch möchte ich bemerken, dafs der aus Dem. Ol. I, 17 entlehnte Satz 307, 1 der Änderung bedarf. — Sinnstörende oder nicht sofort erkennbare Druckfehler habe ich nur wenige gefunden. Ein solcher liegt wohl vor in 31, 4; ferner steht 236, 1: Was hat der (f. dir) Aristides Böses gethan? 295, 1 enthält gleichfalls ein Versehen; auch δικατεύειν, was 320, 1[18] in dem aus Lycurg. c. Leocr. 19, 3 entnommenen Satze auf „zinsbar machen“ angegeben ist, kann der Schüler nicht als Druckfehler für δεκατεύειν erkennen. Ein paar Dutzend andere kann jeder Leser selbst verbessern.

Regensburg. Zorn.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Teil. Zweite, durchaus revidierte Auflage. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger. 1886. XCIX u. 305 S. 8⁰. geh. ℳ 3,75.

Im Novemberhefte 1881 (S. 246 u. f.) der bayr. Gymnasialblätter habe ich Schröers commentierte Faustausgabe bei ihrem ersten Erscheinen begrüfsen dürfen. Dafs nach so kurzem Zeitraume, Schröer selbst unerwartet, eine neue Auflage des Werkes notwendig geworden ist, spricht wohl von selbst für die Bedeutung der Arbeit. Schon bei ihrem ersten Erscheinen 1881 hat der berufenste Richter, G. v. Loeper, der selbst eine vortrefflich bahnbrechende Bearbeitung des ganzen Faust herausgegeben hatte (Zweite Bearbeitung, Berlin 1879), Schröers Arbeit die verdiente Anerkennung gezollt. Die vorliegende zweite Auflage von Schröers Ausgabe ist aber eine durchaus verbesserte, in Anmerkungen und Einleitung reich vermehrte und vielfach veränderte, ja auch in der Textkritik hie und da fortgeschrittene geworden. Die Bedeutung dieser Arbeit mag es denn auch rechtfertigen, wenn ich hier etwas eingehender als es sonst bei neuen Auflagen der Fall zu sein pflegt, von Schröers Ausgabe sprechen möchte; und sollte dies auch an einigen Stellen ein Widersprechen gegen Schröers Erklärungen werden, so kann es doch seiner Arbeit gegenüber nur nach der Lessingischen Tonleiter „mit Bewunderung zweifelnd“ sein.

In der Zwischenzeit des Erscheinens der 1. und 2. Auflage von Schröers Arbeit ist die Reihe der kommentierten Faustausgaben (Carriere,

Loeper, Taylor) um eine neue von Heinrich Düntzer vermehrt worden.[1]) Dieselbe verdient um so mehr Beachtung, als Düntzer in der Textgestaltung von Loeper und noch mehr von Schröer bedeutend abweicht, den er in seinen beiden Studien „der Text des ersten (resp. zweiten) Teiles von Goethes Faust“ (im XIV. Bde. der „Zeitschrift für deutsche Philologie“) bekämpft. Die Anmerkungen sind in Düntzers Ausgabe knapp gehalten, bilden aber immerhin einen sehr wertvollen Auszug aus Düntzers gröfseren Arbeiten, mit denen er 1850 als der erste eine systematische Erklärung von Goethes Faust begonnen hat. Schröer selbst aber hat, ebenfalls in Kürschners deutscher Nationallitteratur Goethes Dramen in kritischer Textausgabe mit fortlaufendem Commentare herauszugeben unternommen. (Bd. 87: Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, Stella, Geschwister; Puppen- und Fastnachtspiele; dramatische Satiren. Bd. 88: Singspiele in den verschiedenen Bearbeitungen. Bd. 89: Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt, Clavigo, Egmont. Bd. 90: Iphigenie, Tasso, natürliche Tochter). Bis zum Erscheinen der auf reicheres handschriftliches Material sich stützenden Ausgabe der Goethegesellschaft mufs diese Bearbeitung der Dramen als die beste vorhandene Ausgabe angesehen werden, und Schröers fortlaufender Commentar der zum Teil noch niemals commentierten dramatischen Werke hätte wohl mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung verdient, als er bisher gefunden hat. Auch der neuen Auflage von Schröers Faustcommentar ist die systematische Bearbeitung der übrigen dramatischen Werke Goethes mannigfach zu gute gekommen.

Die an Umfang bedeutend gewachsene Einleitung sucht über alle Fragen, die besonders in neuester Zeit über die Geschichte der Goetheschen Faustdichtung aufgeworfen worden sind, Aufschlufs zu geben. Betreffs der von Scherer 1879 angeregten Hypothese eines ursprünglichen in Prosa ausgeführten Entwurfs der Faustdichtung bleibt Schröer unverändert bei seiner früheren Ansicht stehen. „Wer die ältesten Teile des Faust unbefangen betrachtet, wird kaum den Eindruck empfangen, dafs sie eine Umarbeitung von Prosa in Verse sein könnten, etwa wie die Jamben der Iphigenie.“ Wenn Scherer in einzelnen reimlosen Versen Reste der ursprünglichen prosaischen Form erkennen will[2]), so glaubt Schröer gerade umgekehrt in mehreren derselben spätere Einschiebsel nachweisen zu können. Diese reimlosen Verse seien nur „grellere Farbenstriche, Drucker“, welche Goethe einschaltend aufgesetzt, hauptsächlich um die Szenerie deutlich zu machen. Entscheidend gegen Scherers aus den reimlosen Versen gezogene Folgerungen erscheint mir jedenfalls die von Schröer angeführte Stelle aus Goethes Brief an den Componisten Kayser vom 25. April 1785: „Ich habe im Rezitativ (in einem Singspiel) weder den Reim gesucht noch gemieden. Deswegen ist es meist ohne Reim, manchmal aber kommen gereimte Stellen in demselben vor, besonders wo der Dialog bedeutender wird.“ (vgl. auch den Brief vom 23. Januar 1786). Jeder Unbefangene wird Schröer beistimmen müssen, wenn er sagt: „Ich denke, diese Stellen werfen ein

---

[1]) Faust herausgegeben von H. Düntzer als 12. Teil von Goethes Werken in J. Kürschners deutscher Nationallitteratur 93. Bd. Berlin und Stuttgart. 1882.

[2]) Ich verweise, der wohlorganisierten Parteireklame für Scherers ganz haltlose, nur nach blendend neuem statt nach wahrem strebenden Faustphantasien gegenüber, auf Wilhelm Creizenachs objektive Studie: „Wilhelm Scherer über die Entstehungsgeschichte von Goethes Faust. Ein Beitrag zur Geschichte des litterarischen Humbug.“ Sonderabdruck aus dem 26. Hefte des „Grenzboten“. Leipzig. 1887.

helleres Licht auf die Entstehung der reimlosen Rhythmen im Faust, als Scherers Annahme, sie seien umgeschriebene Prosa." Scherers Hypothese selbst ist freilich mit der Beseitigung dieser ihrer einen Stütze keineswegs völlig beseitigt. Die Prosaszene „trüber Tag, Feld" wird immer das wichtigste Argument für die Annahme einer ursprünglichen Prosabearbeitung bleiben. Schon in der ersten Auflage erklärte sich Schröer durch Scherers Gründe überzeugt, dafs diese Szene — der gewöhnlichen, von Düntzer noch neuerdings vertretenen Ansicht entgegen — schon 1772 (Düntzer 1806) entstanden sein müsse. Dies war schon früher die Ansicht v. Loepers; die Szene trage „das Merkmal einer früheren Abfassung sehr deutlich an der Stirn; nur die Hand, welcher wir die früheste Gestalt des Götz verdanken, konnte so brennende und starke Farben auftragen. So spricht nur die Jugend." In der That ist die Annahme, Goethe habe noch nach dem Erscheinen des Wallenstein eine Prosaszene für seine sonst in Versen ausgeführte Tragödie gedichtet, schlechterdings undenkbar. Riemers Mitteilung jedoch, dafs Goethe ihm 1803 oder 1806 die Szene diktiert habe, ist leicht erklärlich, wie schon Loeper gezeigt hat. „Die Szene wird Goethes Versuch[1]) einer metrischen Umschmelzung widerstanden und ihn genötigt haben, sie in ihrem abweichenden, vielleicht bei dem Dictat (aus älteren Papieren) an Riemer etwas gemilderten Kolorit stehen zu lassen." Es erübrigt dann aber die entscheidende Frage, ob das Vorhandensein einzelner alter Prosaszenen zur Annahme eines ganzen ursprünglichen Entwurfes in Prosa berechtigt? Schröer sieht in Goethes Worten „einige tragische Szenen in Prosa", ein Zeugnis dafür, dafs Faust ursprünglich in Versen geschrieben war, nur einige tragische Szenen in Prosa. Scherer folgert daraus, dafs alles in Prosa geschrieben war, und glaubt die Spuren der Umarbeitung nachweisen zu können. Loeper nimmt mit Bestimmtheit an, dafs Goethe wenigstens von der Kerkerszene eine ältere prosaische Gestalt besafs, erklärt aber die Kerkerszene wie sie uns vorliegt für „eine so einheitliche, aus dem Vollen gearbeitete und künstlerisch vollendete Produktion", dafs sie „als eine ganz neue Schöpfung gelten" mufs. Damit stellt er sich im Gegensatz zu Scherer auf Schröers Seite, der die Kerkerszene als unmittelbares Ausströmen des Gefühles, in einem Gusse entstanden bezeichnet. Düntzer seinerseits will von älteren Prosaszenen überhaupt nichts wissen („die vorgebliche erste prosaische Fassung von Goethes Faust" 1881 in Schnorrs Archiv f. Litt. Gesch.). Wenn Scherer auf die den Anfängen des Faust gleichzeitigen Prosawerke Götz, Egmont, Stella verweist, so hebt Schröer mit Recht die ebenfalls gleichzeitigen gereimten und rhythmischen Dichtungen (Fastnachtspiele, Satyros, Prometheus) hervor. Scherer will vor allem auch in der Domszene den alten Prosaentwurf, der nur in freie Rhythmen umgeschrieben ist, erkennen. Er hat seine Ansicht über diese Szene wie über den ersten Faustmonolog 1885 im VI. Bde. des Goethe-Jahrbuchs eingehend entwickelt („Betrachtungen über Goethes Faust"). Schröer erwähnt zwar diese Abhandlung nicht eigens, er nimmt aber offenbar darauf bezug. Im Resultate stimme ich durchaus mit Schröer über-

[1]) Goethe 5. Mai 1798 an Schiller: „Einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben; sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke im Verhältnis gegen das andere ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen in Reime zu bringen." Dieser Versuch liefs sich bei der Szene „trüber Tag, Feld" nicht durchführen, die kurze folgende „Nacht, offen Feld" wurde wenigstens wie Elpenor und Proserpina in freie Rhythmen umgeschrieben; ihr Alter wird durch den unverkennbaren Einflufs von Bürgers Leonore bestimmt.

ein; ich glaube nicht, dafs wir in der Domszene eine umgearbeitete prosaische Niederschrift vor uns haben. Schröers Begründung aber erscheint mir nicht einwurfsfrei. Er sagt (S. LXXXVI): „Sollen wir diese Szene nun, weil sie in reimlosen Rhythmen abgefafst ist, mit der Prosaszene in das Jahr 1772 setzen? Das geht schon deshalb nicht, weil der Dichter damals noch den ganzen Sturm und Drang der ersten Monologe, noch den ganzen eignen innern Faust auf dem Herzen hatte. Erst als er alle diese titanischen Ergiessungen los war, konnte ihm die Mufse und wohl auch die Geistesreife werden, Gretchens liebliches Bild auszugestalten. Zuerst in den Liebesszenen mit Faust, zu denen auch die Kerkerszene gehört. Dann noch in einzelnen Bildern. Eine andere Reihenfolge in der Entstehung der Szenen anzunehmen widerspräche der innern Entwicklung des Dichters. Es geht doch wohl nicht an, anzunehmen, dafs die Gretchenszenen zuerst entstanden wären und dann erst die Monologe des Faust, die gewifs das Erste waren, als Goethe daranging, die Dichtung niederzuschreiben.“

Ich mufs gestehen, dafs mir eine andere Reihenfolge in der Entstehung der Szenen keineswegs ausgeschlossen erscheint. Die gewöhnliche mehr oder minder mit Tadel verbundene Annahme ist, dafs Goethe selbst aus Vorliebe für die Gestalt Gretchens und die mit ihr verbundene Szenen allmählich den ursprünglichen Plan und Rahmen verändert und gesprengt habe, die Gretchentragödie gleichsam der Fausttragödie über den Kopf gewachsen sei. Wir haben aber einen Zeugen, der dieser Annahme zu widersprechen scheint, Goethe selbst im 14. Buche von Dichtung und Wahrheit. Er berichtet, wie er H. L. Wagner seine Absicht mit Faust, besonders die Katastrophe von Gretchen erzählte. „Er fafste das Sujet auf und benützte es für ein Trauerspiel die Kindesmörderin.“ Die Katastrophe Gretchens, d. h. die Gretchentragödie mufs demnach von Anfang an eine unverhältnismäfsig hervorragende Stellung in Goethes Faustplänen eingenommen haben. Die Geschichte von der Kindsmörderin, nicht die von dem Titanen und Magier Faust erscheint dabei als das bedeutendere, ursprüngliche. Das hat schon Loeper erkannt, wenn er in seiner Einleitung (S. XVIII) von der „ursprünglichen, im Stil des bürgerlichen Trauerspiels gearbeiteten Gretchentragödie, welche Wagner in seiner Kindermörderin in einigen Hauptmotiven nachgeahmt hat“ spricht.

Das Thema von dem von ihrem Geliebten verlassenen, ins Unglück gestürzten Mädchen hat Goethe im Götz von Berlichingen und Clavigo behandelt; auf den Zusammenhang dieser dichterischen Darstellungen mit seinem Verlassen Friderikes ist oft genug hingewiesen worden. Es ist nur eine Steigerung dieses Verhältnisses, wenn die Verlassene auch zur Verführten gemacht wird; die dichterische Einbildungskraft wird von dieser gesteigerten Situation und ihren traurigen möglichen Folgen angeregt und angezogen. In der Stella weifs die verlassene Mutter sich zu fassen und fortzuleben, da ihre bürgerliche Ehre schadlos geblieben. Aber wie, wenn die Mädchen-Mutter durch die Schande zur Verzweiflung getrieben wird? Seit Beccarias Preisschrift dei deletti e delle pene 1764 war das Thema über die Todesstrafe bei Kindesmörderinen in der juristischen Litteratur vielfach behandelt worden; auch die 56. von Goethes Strafsburger Thesen erwähnt die Frage als eine unentschiedene. Aus den Fachkreisen war das Thema rasch in die Belletristik eingedrungen. Im deutschen Museum haben H. P. Sturz und L. W. Barkhausen darüber geschrieben; die Abhandlung des ersteren, welche eine lange, poetisch gefärbte Rede der Delinquentin enthält, hat dann in der Folge auf Schillers Gedicht „die Kindsmörderin“ Einflufs gehabt. Auch im deutschen Museum selbst erschien (Februar 1777)

eine poetische Behandlung dieses Gegenstandes in Sprickmanns Gedichte „Ida“. 1781 führte Bürger sein schon 1776 geplantes Gedicht über eine Kindermörderin aus in der berühmten Ballade „des Pfarrers Tochter von Taubenheim“, welche dann selbst wieder mehrere Romane zur Folge hatte (vgl. A. Sauer, Ausgabe von Bürgers Gedichten im 78. Bde. von Kürschners Nationallitteratur). Noch Otto Ludwig wollte diese Ballade Bürgers tragisch verwerten; in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden eine Reihe von Werken, welche dies Thema behandelten; vgl. E. Schmidt, H. L. Wagner, Jena 1879 S. 89—98. Von Goethes Jugendgenossen hat Lenz das Thema in seinen Dramen öfters gestreift, das Februarheft des deutschen Museums 1776 aber brachte den Anfang einer durch mehrere Lieferungen fortgesetzte Erzählung von Lenz „Zerbin oder die neuere Philosophie“. Durch Wissensdurst und Gelehrsamkeit zeichnet sich der mit einer kühnen, glühenden Einbildungskraft und ein edles Herz begabte Zerbin aus; er will alles durch eigne Kraft erringen, aber sein kühnes edles Streben endet in des Lebens Alltagsenge damit, dafs er ein unglückliches Dienstmädchen verführt und, ohne sie retten zu können, sie als Kindsmörderin hinrichten sieht. Sollte ein ähnlicher Plan nicht auch Goethes bürgerlichem Trauerpiel ursprünglich zu grunde gelegt gewesen sein? Der Titane, der nach Himmel und Erde greift, aber dann als grofser Hans gar klein zu eines Mädchens Füfsen hingeschmolzen liegt, dieses Mädchen schliefslich ins Verderben stürzt; es ist die tragische Darstellung des in der Lebensenge scheiternden Stürmers und Drängers, dessen humorvolle Parodierung im Satyros erscheint. Auf die Verwandtschaft des teuflischen Verführers mit Clavigos Freund Carlos und dem als Freund verstellten Teufel Marinelli ist schon öfters hingewiesen worden. Dagegen ist, soviel ich weifs, noch nicht oder doch nicht entschieden genug auf die innige Verwandtschaft und Ähnlichkeit Gretchens mit dem „guten jungen Geschöpf“ hingewiesen worden, dessen tragische Liebesgeschichte in Werthers Leiden (Brief vom 12. August j. G. III, 287) erzählt wird. Es finden sich hier sogar wörtliche Anklänge[1]) an die Liebesszenen im Faust. Werthers Erzählung selbst ist dramatisch gehalten, der Stoff eines bürgerlichen Trauerspiels. Von ihm ging Goethes Faustdichtung aus; Faust selbst, ursprünglich ein Kraftgenie, Titane wie Goethe und seine Freunde[2]) überwächst auch im Verlaufe der Arbeit an der bürgerlichen Tragödie den Rahmen derselben. Ich gebe gerne bescheiden zu, dafs diese Darlegung Hypothese ist, die ich hier nur andeutend, nicht eingehend, wie es nötig wäre, begründen konnte; allein auf die Möglichkeit einer solchen Entwickelung des Stoffes in Goethes Geist, einer andern Reihenfolge in der Entstehung der Szenen, als Schröer für einzig möglich hält, wollte ich doch auch jetzt schon wenigstens flüchtig hindeuten. In jedem Falle aber hätte Schröer in seiner Einleitung (S. LVI.) mehr auf die Verbreitung des Motivs von der Kindsmörderin in der Litteratur des vorigen Jahrhunderts eingehen sollen.

Neuerdings hat Kuno Fischer in der Neubearbeitung seines trefflichen Werkes „Goethes Faust nach seiner Entstehung und Komposition“, Stuttg. 1887 die Magussage in ihrer Wandlung durch die verschiedenen Jahrhun-

[1]) J. G. Zimmermann im 2. Cap. seines Buches „über die Einsamkeit (Leipzig 1784) „Wohlwollen und Liebe“ läfst den Einflufs dieser Goetheschen Schilderung erkennen.

[2]) Scherer Goethejahrbuch VI, 236: „Der Doctor Faust (bei Goethe) ursprünglich ganz naturalistisch, als ein merkwürdiges Individuum, als ein singularer Mensch behandelt . . .“

derte verfolgt. Über die deutsche Faustlitteratur vor Goethe gibt Schröer einen sehr hübschen Überblick, hier wären nur S. XX die Frankfurter Faustaufführungen, über welche nach dem ersten Erscheinen von Schröers Ausgabe uns E. Mentzel („Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.“ 1882) unterrichtet hat, einzuschalten gewesen. Das Verlangen nach einer Berücksichtigung von Joh. Fr. Schinks „Johann Faust“ (2 Teile. Berlin 1804) erscheint vielleicht ungerechtfertigt, nachdem Schiller im 272. Xenion von Schinks früherer Arbeit („Dr. Fausts Bund mit der Hölle“ 1796) so wegwerfend geurteilt. Auf Goethe hat Schink freilich keinen Einflufs geübt, aber erwähnenswert bleibt es doch, wie Schink als der erste vor Goethe den Vertrag zwischen Faust und Mephistopheles in einer Goethes Vertragsbedingungen (die im Fragmente von 1790 fehlten) nicht ganz unähnlichen Weise abschliefst. Faust stellt bei Schink die Bedingung:

Du prahlst und drohst; doch ich bin ohne Furcht.
Ich wage mit dir das verwegne Spiel.
Ist nur kein Blendwerk, was du mir versprichst,
Wenn ich dir schwöre biet ich meine Stirn
Dir und der ganzen Rotte deiner Hölle.
Ja, ich will dein sein, wenn du auf mein Herz
Nur Ein entschiednes Laster wälzen kannst.
Doch halte Wort, wie ich dir's halten werde.

Auch Schinks Nachschrift (ein Dialog zwischen dem Dichter und einem Leser) enthält II, 338 beachtenswerte Äufserungen.

Die Gegenüberstellung Fausts und Luthers für das 16. Jahrhundert hat jetzt auch Schröer aufgegriffen (S. XXXI), mir erscheint sie mehr geistreich blendend als zutreffend. Über den Zusammenhang der Faustfrage mit älteren Zaubersagen hat schon Josef Goerres in seiner christlichen Mystik III, 127 schön und treffend sich ausgesprochen. S. XXXV vermisse ich den Hinweis auf Meyers von Waldeck Fauststudien „welches Faustbuch hat Goethe gekannt und benutzt?“ (Archiv f. Litt. Gesch. XIII, 233); auch für die Hexenküche (Hexeneinmaleins) wären dieselben heranzuziehen, zum mindesten zu erwähnen gewesen. Der Einflufs, der in Dichtung und Wahrheit so reizend geschilderten Jugendliebe zum Frankfurter Gretchen wird von Schröer sehr stark, meiner Ansicht nach weit über Gebühr betont; dafs die Innigkeit und Heftigkeit der Leidenschaft zu diesem Mädchen in Goethes Leben einzig dastehe (S. XL), ist jedenfalls eine ebenso anfechtbare Behauptung als die folgende, Goethe habe sein Gretchen-Ideal dann in Frau von Stein gefunden (S. XLII). Dafs wir über Goethes Leben und Wirken in den Jahren 1775 bis 1786 so genau unterrichtet seien (S. LVI), dafs wir mit Sicherheit bedeutendere Arbeit am Faust für diese Zeit in abrede stellen könnten, läfst sich leider nicht behaupten.

Den in der ersten Auflage entwickelten Ansichten Schröers gegenüber haben wir in der vorliegenden eine grofse Änderung zu verzeichnen. Während er 1881 „das Fragment aus zwei (bis drei) der Entstehungszeit nach verschiedenen Massen“ bestehen liefs (S. XXXVIII), werden jetzt vier solche Massen unterschieden. Die S. LII gegebene Einteilung scheint mir allerdings wieder mit der S. LX aufgestellten Tabelle nicht völlig in Übereinstimmung zu sein. Inzwischen hat Kuno Fischer in seinem oben angeführten Werke in ebenso klarer als überzeugender Weise die Änderungen und schlecht verhüllten Widersprüche nachgewiesen, welche noch in dem fertigen Werke zu erkennen und auf zu verschiedenen Zeiten verschiedene Pläne zurückzuführen sind. Weniger glücklich hat diese von Schröer etwas vernachläfsigte Frage A. Huther in unselbständigem Anschlusse an Scherer behandelt („die verschiedenen Pläne im ersten

Teile von Goethes Faust," Cottbus, Verlag von P. Kittel 1887). Nicht wenige von Huthers Behauptungen erscheinen ebenso gewagt, als unhaltbar. Schröer gegenüber mufs ich wegen der chronologischen Bestimmung der Valentinszene, die er 1775 gedichtet und 1800 nur weiter ausgeführt werden läfst, Einsprache erheben. Loeper (S. XVII) will der Annahme eines Prosaentwurfes für dieselbe aus der Frankfurter Zeit nicht widersprechen, aber die von unserm Texte erhaltene Handschrift trägt die Jahreszahl 1800 und der auf Valentins Tod bezügliche Vers 3436 der Domszene

Auf Deiner Schwelle wessen Blut?

fehlte im Fragment von 1790. Meiner Ansicht nach sind diese beiden Thatsachen zusammengenommen entscheidend, um eine frühere Existenz der Valentinszene in Abrede stellen zu müssen. Loeper glaubt nun noch, dafs Goethes Mitteilung an Schiller (1. August 1800) „heute habe ich einen kleinen Knoten in Faust gelöst" sich auf die Ausführung der Valentinszene beziehe. In demselben Briefe aber erwähnt Goethe auch den Don Juan. Sollte Goethe nicht aus diesem, dessen Aufführungen in Weimar auf ihn und Schiller den gröfsten Eindruck hervorgebracht hatten, die Anregung zur Valentinszene geschöpft haben? Die dritte Szene von Mozarts Oper zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit der Valentinszene; wie hier der Bruder als Rächer der beleidigten Ehre seiner Schwester auftritt, so dort der Vater zur Rache für seine Tochter; beide fallen in diesem Kampfe durch den Liebhaber; Don Juan und Leporello fliehen rasch hinweg, ehe Leute mit Fackeln auftreten. Ich glaube, ohne allzusehr der Jagd nach Motiven nachzugehen, darf man in der Opernszene die Anregung für die Valentinszene bei Goethe erblicken.

Sei es mir gestattet, nach der Besprechung der Einleitung auch noch aus dem Commentare selbst einige Stellen zu kurzer Erwähnung herauszugreifen. Dafs Schröer in der Zueignung V. 21 trotz Düntzers lebhaftem Widerspruch an der Lesart „Leid" (statt Lied) festhält, ist durchaus zu billigen; die dafür aus Goethe selbst angeführten Belegstellen wirken beweiskräftig. Bei V. 14 des Vorspiels auf dem Theater hätte auf die nähere Erklärung in V. 84 (Lesen der Journale) und V. 3738 in der Walpurgisnacht, wo der Autor über die Naseweisheit des jungen Volks klagt, hingewiesen werden sollen. Die Bemerkung über die schreckliche Belesenheit geht wohl insbesondere auf die Mitglieder der romantischen Schule (Schlegel), die über alles urteilten und dabei ihre grofse Belesenheit zur Schau trugen. Als Theaterdirektor spricht Goethe während des ganzen Vorspiels aus eigner praktischer Erfahrung; es ist wohl kaum richtig, ihn vollständig mit dem Dichter zu identifizieren; der langjährige Leiter der Weimarer Bühne spricht auch als Direktor. V. 19 hat gewifs Sanders mit seiner Erläuterung von Wehen = Geburtswehen das Richtige getroffen. Zu dem berühmten V. 65 „Wer vieles bringt" wäre nicht nur an den Titel von Goethes Drama „was wir bringen" zu erinnern; auch in der Besprechung des Pfingstmontags (Kunst und Altertum II, 2, 151) sagt er, das Stück sei „zu empfehlen, man betrachte nun was es bringt oder was es aufregt." Zum folgenden Verse stimmt das zahme Xenion:

Jeder geht zum Theater heraus,
Diesmal war es ein volles Haus;
Er lobt und schilt, wie ers gefühlt,
Er denkt, man habe für ihn gespielt.

Ganz im Gegensatz zu der von Goethe vertretenen Ansicht hatte Gleim (V. 233) gerufen: „Wer vielen singt, gefällt nicht allen." Zu V. 87 hat Schröer aus Ovids Ars amandi I, 99 den entsprechenden Vers angeführt, für die ganze Schilderung des Publikums kömmt aber auch eine

Äusserung J. J. Rousseaus in der nouvelle Heloise II, 17 in Betracht: „Personne ne va au spectacle pour le plaisir du spectacle, mais pour voir l'assemblée, pour en être vu, pour ramasser de quoi fournir au caquet après la pièce, et l'on ne songe à ce qu'on voit que pour savoir ce qu'on en dira.“ Zu V. 99 „Sucht nur die Menschen zu verwirren“ zu vergleichen Goethe 26. Juni 1806 an Zelter: „Zudem werden die Menschen darüber (Werners Luther) confus, und da man ihnen etwas vorzeigt, was sie nicht beurteilen können, so lassen sie's eine Weile gut sein.“ V. 104 „Menschenrecht“ hätte wohl einer Erklärung bedurft, ebenso V. 110 „des Fadens ew'ge Länge.“ Der Dichter hebt in seiner Rede die verschiedenen Seiten und Wirkungen der Dichtkunst hervor. Für V. 130 u. folg. ist auf eine Äufserung Fr. Schlegels in seinem jugendlichen Aufsatze über Lessing (Athenäumsfragment Nr. 243) erwähnenswert: „Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge gefallen soll, mufs ein wenig von allem haben, eine Art Mikrokosmus sein. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunst und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewisse Dosis Laster. Auch Geist mufs drin sein (vgl. V. 1640) nebst Witz, ja sogar Philosophie und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Ingrediens nicht, so kann vielleicht das andere helfen, so könnte es doch auch wie manche darum immer zu lobende Medizin wenigstens nicht schaden.“ Bei V. 139 ist wieder auf ein zahmes Xenion zu verweisen:

So ein Ragout (vgl. V. 68) von Wahrheit und von Lügen
Das ist die Koecherei, die mir am besten entspricht.

V. 177; Goethe schreibt aus Italien (5. Oktober 1787) „mit Vorsatz irrend, zweckmäfsig unklar“ und wiederholt im November „in geicher Freiheit nach bestimmten Zwecken.“ Der satirische Hieb gegen die deutschen Theaterzustände V. 199 sollte in der Anmerkung eigens hervorgehoben werden, Goethe hat öfters ähnliche Äufserungen gethan. Den Hinweis der alten Ausgabe auf die Mysterienbühne vermisse ich, schon wegen Devrients soeben in dritter Auflage erschienenen Bearbeitung des Mysterien-Faust ungerne am Schlusse dieser Szene.

V. 4 des Prologs im Himmel ist bei der Sonne „Donnergang“ auf den Prolog zum II. Faust mit seinem lärmenden Sonnenaufgang zu verweisen. Knüpft der Gedanke von V. 24, dafs der Herr nicht im blitzenden Verheeren, sondern im sanftem Wandeln seines Tags zu verehren sei, nicht an die Schlufsstrophe von Klopstocks Frühlingsfeier, einem Lieblingsgedichte Goethes, wie wir aus dem Werther wissen, an? V. 26 „mag“ in der älteren Bedeutung von kann. vermag. Zu den V. 25—28 ist Nr. 376 der zahmen Xenien (Loeper III², 234) zu vgl. V. 44 ist an Hallers berühmte Charakterisierung des Menschen zu erinnern:

Unselig Mittelding von Engel und von Vieh
Er prahlt mit der Vernunft und er gebraucht sie nie.

In Liscows Sammlung „satirischer und ernsthafter Schriften (Lpz. 1739) finden wir S. 506 die auffällig an Mephistos Worte mahnende Äufserung: „O! wie glücklich wären wir und die ganze Welt, wenn dieses Untier (Vernunft) vertilget würde. Ich gestehe, die Vernunft ist eine Gabe Gottes: aber der Ausgang hat gewiesen, dafs sie ein schädliches Geschenk gewesen ist. Wenigstens haben sich Leute gefunden, die geglaubt, es wäre besser, wenn uns Gott die Vernunft nicht gegeben hätte.“ Auf den Widerspruch, der zwischen Mephistos Äusserungen über die Vernunft V. 43 und 1499 liegt, hat Schröer aufmerksam gemacht. Zu V. 75 „Es irrt der Mensch so lang er strebt“ zitiere ich Rousseaus gleichlautendes Wort in den Confessions: „Ma vie est pleine de fautes, car je suis homme.“ Die Schwierigkeit, welche Mephistos Worte V. 76—80 jeder Erklärung bieten, hat Fr.

Vischer in seinen „neuen Beiträgen zur Kritik von Goethes Faust" (Stuttgart 1876) eingehend besprochen und auch Schröer erkennt einen, wie er meint, freilich leicht zu lösenden Widerspruch an. Ich werfe nur die Frage auf, ob sich das Wort „Todten" in V. 76 nicht mit Rücksicht auf den unmittelbar vorhergehenden Vers metaphorisch erklären liefse? Tot, d. h. der Welt abgestorben; wer nicht mehr strebt, ist im gewissen Sinne tot, wer allem Streben entsagt hat, mit dem weifs der Teufel nichts mehr anzufangen. Die doch recht schwer zu beseitigenden Bedenken Vischers liefsen sich durch diese Erklärung aufs einfachste lösen. V. 82 Urquell vgl. V. 847 Faust „Lebens Quelle." Eigens hervorheben möchte ich Schröers neu hinzugekommene schöne Schlufsbemerkung zum Prolog im Himmel. Die Engel „als Vernunft begabt, vermögen sich zu Ideen zu erheben, mit dauernden Gedanken festzuhalten, was in schwankender Erscheinung schwebt. Mephistopheles kann über die Schranken des Verstandes nicht hinaus: vermag sich von der schwankenden Erscheinung nicht zur Idee zu erheben. Dieser Gegensatz ist ja der Inhalt der ganzen Dichtung", Schiller 26. Juni 1797 an Goethe.

Im Vorwort zu Scherers „Aufsätzen über Goethe" (Berlin 1886) rühmt Erich Schmidt Scherers Analyse des ersten Monologs als „seine reifste Fauststudie." Ich kann mich leider von der Richtigkeit der auch im Goethejahrbuch (VI, 245) mitgeteilten Auffassung des ersten Monologes durchaus nicht überzeugen, sondern mufs in ihr ein bedenkliches übers Ziel schiefsen kritischen Sondergeistes sehen. Schröer hätte freilich der Vollständigkeit des Kommentars wegen gut gethan, auf sie einzugehen, ich finde sie aber von ihm nicht erwähnt.[1]) Für die Beschreibung von Fausts Studierzimmer hat W. v. Biedermann (Goethe-Forschungen. Neue Folge. Leipzig. 1886) auf einzelne Bilder als Quelle aufmerksam gemacht; auch zu V. 14 (Schreiber) wäre Biedermanns Erklärung heranzuziehen gewesen. Ohne eine chronologische Bestimmung geben zu wollen, möchte ich für den ersten Monolog doch auf Goethes Brief an Frau v. Stein (26. Okt. 1784) aufmerksam machen: „Fritz bewog mich ins Laboratorium zu gehen, wir handelten allerlei mit dem alten Doctor ab. Bei dieser Gelegenheit haben wir die chymischen Zeichen durchgegangen." V. 37 lese ich mit Düntzer „Büchern". Den „Weisen" V. 98 deutet Schröer mit Scherer auf Herder, R. M. Werner wollte in ihm Wieland finden; zweifellos hat aber Goethe den V. 67 genannten Nostradamus gemeint. Ein Anklang an V. 94 findet sich in der Rede der Tragödie im grofsen Maskenzuge zum 18. Dez. 1818:

Wie Geist und Liebe diesen Saal durchwehen,
Dem Fühlenden Gefühl begegnet,
Wie jeder sich im Ganzen segnet.

V. 103 Euch Brüste; ist dabei nicht an die Darstellung der Diana von Ephesus mit ihren vielen Brüsten als Symbol der Naturkraft zu denken? V. 122 kann nicht nur, er mufs in zwei Verse geteilt werden, des Reimes wegen[2]). V. 161 halte ich für die richtigere Lesart „Nicht

---

[1]) Heinr. Düntzer, zum Verständnis und zum Schutze des ersten Faustmonologs in den „Grenzboten" 1886. S. 604—617.

[2]) Ebenso mufs, wie ich schon bei der Besprechung von Schröers Ausgabe des zweiten Teils bemerkte, V. 1367 im II. Faust notwendig des Reimes wegen in zwei Verse geteilt werden, wie W. Vollmer in der neuesten Cottaschen Ausgabe X, 200 auf meine Anregung hin auch gethan hat. Auch Düntzer hat die Berechtigung der von mir vorgeschlagenen Lesart anerkannt, aber den alten Fehler in seiner Ausgabe nicht beseitigt.

Dir?" V. 137 „Übermensch" findet sich auch in der 8. Strophe der Zueignung. V. 174 ist durch Bahrdts Äufserung in seiner Homiletik 1773 veranlafst: „Ich meinesteils halte so viel auf eine schöne Deklamation und Aktion, dafs ich längst gewünscht habe, man möchte in jedem Lande ein paar gute Schauspieler halten, welche die Candidaten übten." Über Wagner vgl. den interessanten Aufsatz „Faust und Wagner" in Nr. 232 und 233 d. Augsb. allg. Zeit. 1878. Zu V. 191 liefse sich eine ganze Reihe von Parallelstellen anführen, so z. B. Rousseau im 5. Buche der Confessions: „Quand on sent vraiment que le coeur parle, le nôtre s' ouvre pour recevoir ses épanchemens." J. G. Zimmermann in der Vorrede zum 4. Teile seines Werkes über die Einsamkeit: „Aus dem Herzen mufste ich reden, damit meine Worte in Herzen fliefsen." Ebenso zu V. 205 (vgl. auch 1434) Goethe 10. Juli 1786 an Frau v. Stein: „hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum", und während des zweiten Aufenthalts in Rom: „O wie weit und lang ist die Kunst"; aber auch schon am 14. Nov. 1774 — was für die Bestimmung der Abfassungszeit vielleicht nicht unwichtig ist — an Johanna Fahlmer: „Die Tage sind kurz und die Kunst lang." Gleim hatte gesungen: „Die Lebenszeit Ist allzukurz um anzufangen In kurzen Tagen oder langen Ein Werk der Ewigkeit". V. 225 Faust wendet sich nicht, wie Schröer meint gegen eine subjective Art der Geschichtsauffassung sondern drückt jeder Geschichtschreibung gegenüber ein starkes Mifstrauen aus; schon in den Frankfurter gelehrten Anzeigen äufserte der junge Goethe, als er Sonnenfels „über die Liebe des Vaterlandes" rezensierte: „Welche grofse historische Facta sind für uns nicht Geheimnisse?" Dagegen schreibt er 1. Februar 1783 an Frau v. Stein, er habe sich „in alten Acten und Büchern umgesehen und manches Menschliche in einem Wuste von Formalität gefunden." Im romantischen Musenalmanach auf 1802 lesen wir:

Auch was man so die Zeiten heifst,
Das schaffe sich selber des Menschen Geist.

Zu dem für V. 237 bereits angeführten wäre noch eine Stelle aus dem Briefe des Pastors (j. G. II, 226) hinzuzufügen, sowie aus den „Sprüchen in Reimen":

Will einer in der Wüste pred'gen,
Der mag sich von selbst erled'gen,
Spricht aber einer zu seinen Brüdern,
Dem werden sie's oft schlecht erwidern.

Hiezu auch zu vgl. Faust II, 1622. In den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" sagt der alte Geistliche, der Gesellschaft: „lästiger ist der Welt nichts, als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt, mufs man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für sich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Versammlung versagt ist." In „Kunst und Altertum" V, 3, 21 lesen wir: „Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben."

V. 278 bedürfte es wohl einer Erklärung, welchen „Drang" Faust denn meint. V. 313 behält Schröer zwar die Lesart „den leichten Tag" bei, rühmt aber in den Noten Meyers von Waldeck „ansprechende" Conjektur" „lichten". Ich habe mich schon 1880 in meiner Rezension des 1. Bd. des Goethejahrbuchs gegen diese nur scheinbare Verbesserung ausgesprochen. Der leichte, d. h. das Herz erleichternde, leicht machende Tag wird vom Dichter der schweren, d. h. auf dem beklemmten Herzen schwer

lastenden Dämmerung gegenübergestellt. Weil der Prosa die Bezeichnung lichter Tag näher liegt als leichter Tag, deshalb braucht man dem Dichter nicht das gewöhnliche an Stelle des bedeutenderen setzen. In V. 315—322 scheint Goethe der Hallerschen Ansicht

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wem sie nur die äufsre Schale weist,

die er später so nachdrücklich bekämpfte, beizupflichten. Zu V. 321 wäre die Briefstelle (29. Oktober 1777 an Frau v. Stein) anzuführen: „Ich habe mich heute den ganzen Tag geplagt, Ihnen was zu zeichnen. Durch plagen kommt man zu Nichts, seh ich wohl.“ V. 335 hat sich bei Schröer ein Druckfehler, ich glaube der einzige im ganzen Bande, durchgeschlichen, es heifst natürlich „im nächt'gen Wald.“ Zu den Gesängen der Engel, Jünger und Frauen möchte ich doch erwähnen, dafs ihr Inhalt gerade den Ausgangspunkt der Mysterienspiele gebildet hat, als deren höchste moderne Umbildung Devrient eben den Faust erkannt wissen will. V. 458 der Wasserhof gelangte 1796 in den Besitz Willemers, Goethes Briefwechsel mit Marianne (I. Aufl.) S. 6. V. 508 „Krieg und Kriegsgeschrei“ wird schon von der Karschin im „schlesischen Bauerngespräch“ gesagt; bei Goethe findet sich der Ausdruck noch in einer Rezension in „Kunst und Altertum“ VI, 345. Zu den zwei folgenden Versen finden wir eine hübsche Parallelstelle in einem Gedichte, das einen Brief an Kestner 1772 (3) schliefst, j. G. I, 341. Vor V. 549 ist nicht unbedingt notwendig ein Szenenwechsel anzunehmen. V. 641 „frohen Tag“; 27. Mai 1783 an Frau von Stein „dafs ich am schönen Tage von Dir soll;“ Tasso V. 2797 „was Freude bringen kann am guten Tage“. V. 700 „den Gift“ erklärt Schröer hier in der Bedeutung von Dosis, Gabe; Goethe hat es aber doch einmal männlich in anderem Sinne gebraucht, 5. Juni 1784 an Frau v. Stein: „in gleichem Falle meiner Geliebten Gift anbieten und ihn mit ihr zu nehmen.“ V. 717 u. f. sind mit ähnlichen in Schillers Jugendode „Abend“ zu vergleichen. V. 741 und 742 finden sich fast wörtlich wieder in der 2. Strophe des Gedichtes „an die Entfernte“. V. 759 Zwei Seelen; vgl. Seufferts Einleitung zum Neudruck des Faustfragments von 1790 (Heibronner Neudrucke Nr. 5, 1882) deren Behauptungen ich freilich nicht beipflichten kann. Wagners Warnung vor dem Geisterreich V. 773 u. f. erinnert an die ähnliche Thibauts im Prolog zur Jungfrau von Orleans V. 175.

V. 1196 Die Klage über die Notwendigkeit des Entbehrens erhebt auch Karl in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter mit Heftigkeit. V. 1213—1218 hat, was wohl der Anführung wert wäre, Richard Wagner zum Motto seiner Faustouverture gewählt. Zu V. 1307 vgl. Goethes Äufserung in Eckermanns Gesprächen: „Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läfst die künftige Welt auf sich beruhen und ist thätig nützlich in dieser.“ V. 1334 „Bäume, die sich täglich neu begrünen“ sind solche Bäume, die eben niemals Frucht tragen, stets mit leeren Hoffnungen täuschen; an die Zaubergärten des alten Faustbuch ist dabei kaum zu denken. V. 1357 „Wie ich beharre“ erklärt Schröer mit „so wahr als ich beharre“, was ich für unrichtig halte; wie, d. h. ob in meinem jetzigen verzweifelten Zustande, oder im Bündnis mit Dir, ich auch beharre, Freiheit bleibt mir ja doch nicht. Zu V. 1421 führt Schröer mehrere Belegstellen an, ich füge die bedeutendste aus Wilhelm Humbolds Aufsatz „über den Geschlechtsunterschied, und dessen Einflufs auf die organische Natur“ aus dem 2. Horenstücke bei: „und nie wird in schwierigen Fällen des Lebens der handelnde Mensch alle verwickelte Knoten gegen einander wirkender Triebfedern genialisch lösen, wenn er nicht über der Welt sein

eignes Ich vergifst, oder vielmehr sein Ich zu dem Umfange einer Welt erweitert.“ V. 1461 vgl. Matthaei VI, 27; Zu V. 1470 zahmes Xenion Nr. 229 (Loeper). Zu V. 1530 stimmt die Äufserung über das Universitätsgebäude in Padua, das „mich mit aller seiner Würde erschreckt. Es ist mir lieb, dafs ich darin nichts zu lernen hatte. Eine solche Schulenge denkt man sich nicht, ob man gleich als Studiosus deutscher Akademieen auf den Hörbänken auch manches leiden müssen.“ V. 1558 Goethe selbst hatte bei Joh. Heinr. Winkler in Leipzig collegium philosophicum et mathematikum belegt. V. 1555 kehrt im „Sprüchwörtlichen“ wieder:

Benutze redlich deine Zeit,
Willst was begreifen, such's nicht weit.

V. 1573 „Die Lotte herüber hinüber lauft“ schreibt Goethe in einem Gedichte an Kestner j. G. I, 341. Zu V. 1575 vgl. Schellings „erster Entwurf einer Naturphilosophie“ S. 96 u. 97. An V. 1598 erinnert Nr. 286 der zahmen Xenien, wie V. 1636 an „Sprüchwörtlich“ Nr. 10 (Loeper). Zu V. 1635 pafst eine Stelle aus Lessings Übersetzung von Huarts „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften (1. Aufl. 1752; 2. 1785): „Ein Studierender solle, so lange als er studieret, nicht mehr als ein Buch haben, welches die Wissenschaft, die er treibt völlig in sich fasse; in diesem allein und in keinem mehr solle er studieren, damit er sich nicht zerstreue oder verirre.“ Auch V. 1642 gemahnt an Lessing, der im fünften Widerspruche seiner Duplik sagt: „An Worten zwar, sich zu erklären, läfst es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, dafs man manchmal, selbst vor Menge der Worte den Sinn nicht sehen kann.“

Zum Lobe Leipzigs V. 1817 stimmen Goethes Berichte aus Leipzig an Frau v. Stein vom 27. und 29. Dezember 1782; schon der junge Lessing hatte Leipzig als einen „Ort, wo man die Welt im kleinen sehen kann,“ gerühmt. Zu den Bemerkungen über Rippach V. 1836 wäre noch nachzutragen, dafs Goethe am 28. Dezember 1796 mit seinem Herzoge auf der Reise nach Leipzig in Rippach übernachtet hat. Auf das mit V. 1904 beginnende Kunststück Mephistopheles spielt Goethe 8. November 1816 Willemer gegenüber an: „Die angebohrten Tische jedoch wollten keine Erquickung geben.“ V. 1941 Klinger meldet 23. Juni 1776 an seinen Freund Schleiermacher, dafs ihm in dem Schwall von Leben mit Goethe und dem Herzoge in Weimar „saüwohl“ sei. Das Abenteuer vom Nasenabschneiden steht nicht, wie Schröer V. 1964 angibt, schon im ersten Faustbuche, sondern erst in der Überarbeitung C. desselben. Zu den von Schröer verzeichneten Nachweisungen des Schwankes gesellt sich nun noch sein Vorkommen in serbischer Dichtung.[1]) Als Erläuterung zu V. 2011 dient Goethes Brief an Bürger vom 20. Februar 1782: „Keine subalterne Stelle ist weder für einen denkenden Menschen, was wir gewöhnlich nennen, noch dazu eingerichtet, das Leben in einem feinern Sinne zu geniefsen. Tüchtige Kinder dieser eingeschränkten Erde, denen im Schweifs ihres Angesichtes ihr Brod schmecken kann, sind allein gebaut, sich darin leidlich zu befinden, und nach ihren Fähigkeiten und Tugenden das gute und ordentliche zu wirken.“ Auf die Erklärung des Hexeneinmaleins durch Meyer von Waldeck habe ich schon oben aufmerksam gemacht.

V. 2359 „den eingebornen Engel“ fasse ich anders als Schröer; er erklärt eingeboren für hier, in diesem Bette geboren, was zugleich sach-

[1]) Petar Petrovic Njegoš, der Bergkranz. Historisches Gemälde aus dem Ende des 16. Jahrhunderts übers. von J. Kirste. Wien 1886. S. 62.

lich unrichtig und eine allzu prosaische Deutung ist. Zeit und Natur haben die dem Kinde innewohnende (eingeborne = im Keim bei der Geburt in dem Kinde vorhandene) herrliche engelgleiche Anlage zur vollendeten Erscheinung ausgebildet. Eine Parallele zu V. 2510 enthält Goethes Brief an Salzmann vom 28. Nov. 1771: „Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft, Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Cirkelgen werfen kann, dafs ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse.“ Die Einführung Mephistopheles und Fausts bei Martha erinnert etwas an die Art und Weise, wie Goethe selbst sich bei der Familie Cagliostros einführen liefs; der Begleiter sagte: „Hier ist ein Fremder, der einen Grufs von Ihrem Bruder bringt, und Ihnen erzählen kann, wie er sich gegenwärtig befindet. Der Grufs den ich bringen sollte, war nicht ganz in unserer Abrede, indessen war die Einleitung einmal gemacht“ („Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie“ 1792 neue Schriften I, 360). V. 2668 findet sich erweitert im II. Akte des Singspiels „Scherz, List und Rache“ wieder. Scapine: „Ihr macht mich rot.“ Doctor: „Mein liebes Kind, tret' sie getrost herbei! Sie darf vor aller Welt sich frei, vor Kaiser und vor Königen sich sehen lassen.“ V. 2729 vgl. Lenz im „Hofmeister“ V. 10 „o lassen Sie, meine Hand ist ja so schwarz.“ V. 2805 enthält eine Maxime, die Tellheim seinem Wachtmeister eingeschärft hat (Minna von Barnhelm III, 10). Was Faust im Anfange des Monologs „Wald und Höhle“ über sein Verhältnis zur Natur sagt, rühmt Schiller in dem grofsen Briefe vom 23. Aug. 1794 Goethe selbst nach. Die vollständige Identifizirung von Gott und Erdgeist, die Schröer (S. 203) anzunehmen scheint, bleibt mir doch sehr fraglich; auch das S. 205 von Faust „angemessener Thätigkeit“ (Bibelübersetzung) gesagte erscheint mir unrichtig. Wollte Goethe nicht gerade in dem hyperkritischen Verfahren beim Übersetzen des ersten Bibelverses Faust selbstquälerische und selbstzerstörende Skepsis kennzeichnen? Der Wissenschaftstrieb soll doch in seiner gefährlichen Wirkung zum Vorscheine kommen, wie ihn Shakespeare in der, Goethe durch Lenz Übersetzung besonders vertrauten, verlornen Liebesmühe I, 1, 143 schildert:

> So study evermore is overshot.
> While it doth study to have what it would,
> It doth forget to do the thing it should,
> And when it has the thing it hunteth most,
> 't it won, as towns with fire; so won so lost.

Bei Fausts Glaubensbekenntnis V. 3079—3105 darf an eine Stelle in Gleims „Halladat“ erinnert werden:

> O! sieh hinauf, sieh seinen Wolkenzug,
> Und seinen milden Regen, seinen Blitz,
> Und höre seinen Donner! — Wenn sein Sturm,
> Gehorsam seinem Willen, allen Duft
> Und alle seine Wolken über Dir
> Hinweggetrieben hat, dann sieh hinauf
> Zu seinem hellen Himmel, und wenn dann
> Dein Herz nicht fröhlich ist, wenn Dir's nicht sagt
> Von diesem Himmel sieht ein Gott herab . . .

In Goethes Mahomet (j. G. II, 29) heifst es: „An jeder stillen Quelle, unter jedem blühendem Baum begegnet er (Gott) mir in der Wärme seiner Liebe.“ Von Interesse ist es, eine ganz ähnliche Gesinnung wie Fausts phantastisches Glaubensbekenntnis sie enthält, in Marlowe's, des ersten Faustdramatikers Tamburlaine II. Teil V. 2888—2902 zu finden. V. 3100

Goethe 15. April 1775 an Gustchen Stollberg „das liebe Ding, das sie Gott heifsen, oder wie's heifst.“ S. 231 wäre es vielleicht zweckmäfsig gewesen die betreffenden Verse aus Hamlet IV, 5, 48—65 ganz anzuführen. V. 3374 klingt an den Vers von Goethes „Neujahrslied“ an: „Jetzt lebst du noch ein wenig dumm.“ Zur Domszene verweise ich auf R. Pilgers Schrift „die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert“ Halle. 1879. S. 61: „Eigentümlich ist“ in Israel's 1607 gedrucktem Drama „die etwas opernhafte Schlufsszene des dritten Aufzuges. Worte der zu Gott betenden Susanna wechseln mit Trostsprüchen des Engels Raphael, die man sich, da sie Liedform haben, jedenfalls gesungen zu denken hat. Die Worte des Engels werden, wie es scheint, von Susanna gar nicht vernommen und drücken zum Teil nur die Empfindung der Betenden aus: die Szene erinnert hierdurch an das Gebet Gretchens im Faust.“

Dafs Goethe seine Besteigung des Brocken im Dezember 1777 ausgeführt habe, „um Eindrücke für seine Walpurgisnacht zu gewinnen“ (S. 242), halte ich für eine sehr gewagte Vermutung. Die Cantate „die erste Walpurgisnacht“ hätte in einer Anmerkung wenigstens genannt werden sollen, ebenso wie die Einführung von Irrlichtern in Goethes „Märchen.“ Gegen Schröers neue Verteilung der Strophen des Wechselgesanges läfst sich einwenden, dafs Faust, der V. 3487 ausdrücklich hervorhebt, dafs er keine Beschleunigung des Vordringens wünscht, nicht gut V. 3521 ein rascheres Vorwärtsgelangen begehren kann, andrerseits passen die Verse 3518 und 3519 schlecht für Mephistopheles. V. 3680; Goethe schreibt, am 1. März 1787 von Neapel aus: „Freilich scheint es ein wunderlich Beginnen, dafs man in die Welt geht, um allein bleiben zu wollen.“ V. 3766 Lilith's Namen war Goethe aus Herders „Blättern der Vorzeit“ bekannt. Nro. 22 von Arnims Einsiedlerzeitung gab den V. 3807 des Broktophantasmisten die Lesart „Wir sind so klug und dennoch spuckt der Schlegel.“

Für den Walpurgisnachtstraum ist die Erklärung wohl noch nicht abgeschlossen. Wie H. Baumgart für die Weissagungen des Bakis einen bestimmten Plan und künstlerischen Zusammenhang nachgewiesen hat[1]), so wird ein solcher vielleicht auch in den Versen des Intermezzo noch gefunden werden können. Dafs mit der Windfahne die Stolberge gemeint seien, glaube ich nicht, der nordische Künstler mufs auf eine ganz bestimmte Persönlichkeit gehen (findet ein Zusammenhang mit Schillers Gedicht „Die Antike an einen Wanderer aus Norden“ statt?). Die Verse 5964 und 65 mahnen an Goethes vielerklärtes Gedicht „deutscher Parnafs“. Zu V. 4008 vgl. II. Faust V. 288—289. V. 4021 ist nicht ausschliefslich auf Hofschranzen zu beziehen. Für Walpurgisnachtstraum selbst s. Simrocks deutsche Mythologie S. 579.

Die Erklärung von „Elend“ (S. 278) aus dem älteren Sprachgebrauche im Sinne von Fremde ist nicht am Platze. Gretchen hat die Stadt nie verlassen, in der Valentin getötet wurde und in der sie nun im Kerker schmachtet. In der Kerkerszene selbst glaubte Dorothea Schlegel 1808 einen starken Einflufs Calderons wahrzunehmen. Eine bei Goethe doppelt auffallende sprachliche Härte zeigt V. 4069. Ungerne vermisse ich in Schröers Ausgabe nach der Kerkerszene die Paralipomena zum Faust, wie sie Düntzer mit vollster Berechtigung jedem Teile seiner Faustausgabe beigefügt hat. In einer commentierten Faustausgabe dürfen die Paralipomena durchaus nicht fehlen.

---

[1]) Goethes Weissagungen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters. Von H. Baumgart. Halle 1886.

Doch nun genug des Krittelns. Wir haben allen Grund, Schröers Ausgabe dankbar zu rühmen und uns seiner Arbeit zu freuen, die schwungvollen Mahnungen, die er im Vorworte zu dieser neuen Auflage ausgesprochen hat, zu beherzigen. Die von Schröer betonte Gefahr, dafs, während das Ausland die deutschen Dichterwerke immer mehr kennen und würdigen lernt[1], wir selbst dem idealen Sinne unserer klassischen Dichtung uns immer mehr entfremden, liegt nahe genug. Den Fehlern, deren sich eine kleinliche Alexandrinische angebliche Gelehrsamkeit schuldig macht, die allmählich vor lauter Baumbetrachtung den Wald nicht mehr sieht, ihnen gegenüber macht sich eine Abneigung gegen alles ernstere Studium unserer klassischen deutschen Dichtung überhaupt geltend, der die auf der andern Seite begangenen Fehler einen willkommenen und reichgenutzten Anschein von Berechtigung geben. Dem gegenüber ist es doppelt erfreulich, wenn von Zeit zu Zeit wieder neue grofsartige Gesichtspunkte für die Betrachtung auftauchen, wie sie Schröer in seinem Schriftchen „Goethe und die Liebe", R. Steiner in seiner Einleitung zu Goethes naturwissenschaftlichen Werken (114. Bd. von Kürschners deutscher Nationallitteratur) und in seiner trefflichen Monographie über Goethes Weltanschauung,[2] neuerdings Otto Harnack („Goethe in der Epoche seiner Vollendung. Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung" Leipzig 1887) aufgestellt haben. Wohlbegründeten Spott hat der gewaltige satirische Dichter des III. Teiles von Goethes Faust über die Stoffmeier und Sinnhuber unter den Fausterklärern vor kurzem ausgegossen. Aber nicht Arbeiten wie Loepers und Schröers Faustausgaben kann dieser Tadel treffen. Sie wirken für das Verständnis, die richtige Erklärung und Auffassung der kleinen Einzelnheit ohne den freien grofsen Blick aufs Ganze zu verlieren. Schröer schreibt im Vorworte zu seiner zweiten Auflage des commentierten Faust: „Wenn unsre Zeit in ihren Geistesströmungen bei manchem Vorteil im Einzelnen, doch auch manche unerfreuliche Erscheinung bietet, so möchten wir uns des immer noch zunehmenden Interesses an Faust als eines tröstlichen, bedeutsamen Zeichens freuen." Er darf sich rühmen, durch seine eigene Arbeit dies Interesse gefördert, dem Verständnis für die gröfste deutsche Dichtung in weiten Kreisen Bahn gebrochen zu haben. Möchten wir nun auch bald seine Bearbeitung des II. Faust in erneuter Ausgabe begrüfsen können.

Marburg i. H. Max Koch.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

G. E. Benseler, Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch. 8. Aufl. Von Gg. Autenrieth. Leipzig. Teubner 1886. Lex. 8⁰. VIII u. 908 S. M. 6,75. Das für die Bedürfnisse der Schule vortrefflich angelegte Buch verdient die weite Verbreitung, die es gefunden hat, in jeder Beziehung.

---

[1]) Ich verweise auf die bibliographische Zusammenstellung von W. Heinemann „Goethes Faust in England und Amerika." Berlin, bei Aug. Hettler. 1886.

[2]) Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung mit besonderer Rücksicht auf Schiller. Von Rudolf Steiner. Berlin und Stuttgart. 1886.

Dr. K. Meifsner, Kurzgefafste lat. Synonymik nebst einem Antibarbarus. 3. neu bearbeitete Aufl. Leipzig. Teubner. 1886. gr. 8. VI u. 88 S. M. 1. Das Buch, dessen 1. Aufl. im XX. Jahrg. dieser Blätter S. 392 ausführlicher besprochen wurde, bietet dem Schüler wohl alles für ihn auf diesem Gebiete Notwendige in ausreichender Weise und kann als eines der empfehlenswertesten Hilfsmittel dieser Art bezeichnet werden.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Programme bayerischer Gymnasien und Lateinschulen vom Schuljahr 1884/85.

III.

Der Chattenkrieg des Kaisers Domitian von Karl Hermann Zwanziger, k. Studienlehrer. Progr. der k. Studienanstalt Würzburg. 32 S. 8.

Über den Chattenkrieg des Domitian existieren drei Gruppen von Überlieferungen: die aus der Regierungszeit Domitians herrührenden Quellen, diejenigen Zeitgenossen, welche nach dem Tode des Kaisers schrieben, und die Späteren, die sich auf Berichte der Zeitgenossen angewiesen sahen. Bei der allgemeinen Verehrung des Tacitus ist seine Darstellung in Verbindung mit der des Cassius Dio die herrschende geworden, während dagegen andere die günstiger lautenden Nachrichten des Frontinus vornehmlich zu Rate zogen. Derselbe zeigt sich auch in der That in bezug auf den Chattenkrieg des Domitian und die hiemit zusammenhängenden Ereignisse wohl unterrichtet; leider hielt er sich nicht von dem Bestreben frei, das Einzelne zum Vorteil von jenem auszumalen, und ist seine Tendenz im Wesentlichen apologetisch, wenn gleich nicht in dem Grade, dafs der wahre Sachverhalt nicht hervorgehoben werden könnte. So gelangen wir denn auf grund der Frontinischen Angaben zu dem Resultate, dafs die Römer im Feldzug gegen die Chatten nur geringe Erfolge verzeichneten, weshalb Domitian desselben bald überdrüssig wurde, dafs es aber im Anschlufs an diesen Krieg zu einer bedeutsamen Verschiebung der römischen Grenzen kam, in erster Linie durch das Verdienst Domitians, dann seiner Nachfolger. Nichtsdestoweniger hatte aber auch Tacitus recht, wenn er des Kaisers Triumph einen erlogenen und unverdienten schalt, da ja der Krieg nicht „rite indictum“ und der Sieg selbst „incruenta“ war.

Untersuchungen zu dem allobrogischen Krieg von Georg Ritter, k. Studienlehrer. Progr. der k. Studienanstalt Hof. 17 S. 84.

Die Abhandlung unternimmt den Versuch, mit besonderer Bezugnahme auf Mommsens und Herzogs Darlegungen das Quellenmaterial über den Allobrogerkrieg und die unmittelbar vorhergehenden Kämpfe neuerdings zu prüfen, die darin enthaltenen Widersprüche zu lösen und so ein befriedigendes Gesammtbild jener Begebenheiten zu ermöglichen. Zunächst wird aus Strabo der Nachweis erbracht, dafs die unruhigen Salluvier und Vokontier, denen im Jahre 125 v. Chr. Konsul M. Fulvius Flaccus glücklich entgegentrat, ligurischen Stammes waren. Die wichtige Streitfrage, ob das nach dem zweiten Überwinder der Salluvier, C. Sextius Calvinus, benannte Aquae Sextiae eine römische Kolonie gewesen oder nicht, entscheidet

der Verf. gegen Mommsen und Herzog, obwohl auf die gleiche Stelle bei Strabo sich berufend, in dem Sinne, dafs Sextus allerdings in Aquā eine römische Kolonie angelegt habe, dafs dieselbe aber aus gewissen Gründen von kurzer Dauer gewesen sei, daher ihrer seitens der alten Autoren auch nicht weiter gedacht wurde. Zu dem bald darauf entbrannten allobrogisch-arvernischen Kriege macht Ritter die Bemerkung, die Arverner hätten sich in einem ähnlichen Oberhoheitsverhältnis zu den Allobrogern, wie diese zu den Salluviern befunden. Der noch übrige Raum des Programms ist auf die Untersuchung der Schlachten bei Vindalium und an der Isara verwendet, in welch ersterer Cn. Domit. Ahenobarbus als Prokonsul über die Allobroger, in welch letzterer der Konsul Qu. Fab. Maximus über die verbündeten Arverner und Allobroger siegte. Hier gelingt es dem Verf., mit kritischer Schärfe gegen Mommsens und Herzogs Auslegung der Triumphtafeln, als ob die Aufeinanderfolge jener Siege umzukehren wäre, seine dem Wortlaut ebenderselben entsprechende Ansicht zu verfechten, dafs Fabius zwar noch vor Domitius seinen Triumph gefeiert, die Schlacht bei Vindalium aber gleichwohl früher als die an der Isara stattgefunden habe.

Über den landschaftlichen Sinn der römischen Dichter der augusteischen Zeit I, von F. Binder, k. Subrektor. Progr. der k. Lateinschule Kirchheimbolanden. 40 S. 8.

Das glänzend durchgearbeitete Programm beginnt mit einer allgemeinen Betrachtung der Äufserungen der Naturempfindung und des landschaftlichen Sinnes der hellenistischen Periode, geht sodann zu dem vom Hellenismus beeinflufsten augusteischen Zeitalter und zuletzt zu den einzelnen Dichtern desselben über. Wollen wir aus dem vollen Inhalte nur einiges Wichtigere herausschöpfen, so steht zunächst fest, dafs das naive Naturgefühl der homerischen Welt von der sympathetischen Naturauffassung der nächsten Periode, diese von der reflektierenden des Hellenismus und weiterhin von der reflektierend-sentimentalen der Alexandriner abgelöst wurde. Die gänzliche Veränderung der griechichen Verhältnisse in der alexandrinischen Epoche führte auch einen merkwürdigen Umschwung der Denk- und Schreibweise herbei und liefs als neuestes dichterisches Produkt das freie und unmittelbare Hinneigung zur Natur bekundende Idyll Theokrits erstehen, dem gegenüber Bion und Moschos bereits das rechte Mafs überschreiten und endlich gar ein weltschmerzliches Gefühlsleben Platz greift, das notwendig wieder eine materielle Erfassung von Natur und Leben hervorrufen mufste. Was nun die poetische Litteratur der augusteischen Periode anlangt, so bewegen sich die Dichter derselben auch hinsichtlich des landschaftlichen und Naturgefühls bei aller individuellen Eigentümlichkeit doch grofsenteils in hellenistischer Anschauung und Manier. Die Natursehnsucht äufserte sich aber bei ihnen auch durch grofsartige Villenbauten mit Aussichtstürmen und -Sälen, Parkanlagen, Wasserwerken etc., wie denn die im allgemeinen heitere und anmutige Physiognomie der italischen Landschaft den Sinn des Römers mehr nach dieser Richtung hin ausbildete, sodafs fast nur die Harmonie und stille Selbstgenügsamkeit der Gegend ihm zusagten, alles Harte, Gewaltsame und über das gewohnte Mafs hinausgehende aber, wie solches sich in der Alpenwelt zeigt, ihn eher abstiefs.

Indem sich der Verf. zu den Eklogen des Virgil wendet, sucht er, unter Berücksichtigung der im Eingang seiner Arbeit berührten Ausdrucksfähigkeit und Begrenzung der Poesie bezüglich der landschaftlichen Schilderungen vorzuzeigen, was von solchen Darstellungen, landschaftlichen Bestandteilen und Beziehungen in den Eklogen sich finde.

In dieser Hinsicht wird der Mangel gröfserer und ausführlich behandelter Landschaftsbilder bemerklich; weit häufiger erscheint die Einfügung vereinzelter landschaftl. Bestandteile, wie des Waldes, von Bäumen und Grotten; während ferner die Beseelung einzelner Naturobjekte etwas keineswegs Aufserordentliches ist, begegnet man einer Erwähnung von Licht- und Luftwirkungen in Beziehung zur Landschaft nur an zwei Stellen, einer Analogie zwischen Seelenstimmung und Naturvorgängen nur an einer Stelle der Eklogen.

Die gediegene Schrift birgt nur ein paar störende Versehen, nämlich p. 23 seine statt ihre Stelle, p. 25 (jener Gewalt) den statt welche, und p. 33 breitästische statt breitästige Buche.

Der Fixsternhimmel jetzt und zu Homers Zeiten, mit 2 Sternkarten, von Joseph Gallenmüller, k. Gymnasialprofessor. Progr. des k. alten Gymnasiums in Regensburg. 61 S. 8.

In der Überzeugung, dafs sich das Wirken der Präzession und die durch sie bedingten Veränderungen am gestirnten Himmel am klarsten überschauen lassen, wenn man den gegenwärtigen Stand des Fixsternhimmels mit dem einer weit genug vor oder nach uns liegenden Zeit vergleicht, brachte Verf. den Entschlufs zur Ausführung, von den Hauptsternen unserer Sternbilder die mittleren Örter für das Jahr 900 v. Chr. selbst zu berechnen und die variatio annua und saecularis für unsere Zeit anzugeben, wobei ihn die Hoffnung leitete, es möchte sich so seine Arbeit für Kollegen des philologischen Faches in der einen oder anderen Beziehung bei der Klassikerlektüre nützlich erweisen.

Landshut. Renn.

Entgegnung.

Noch einmal si quis und quisquis.

Die von dem Unterzeichneten gegebene Erklärung der Worte des Monum. Ancyranum: Naves cepi sescentas praeter eas, si quae minores quam triremes fuerunt, ist oben S. 310–314 in einer Weise bestritten worden, welche eine Entgegnung notwendig macht.

Bedeutung. Da Zumpt schreibt: „Si quis scheint oft für das Pron. relat. zu stehen; indessen liegt darin doch der Nebensinn ... vielleicht, den es durch den Begriff einer möglichen Bedingung erhält", so mufste betont werden, dafs die Möglichkeit, dafs unter den erbeuteten Schiffen wenige, eventuell gar keine kleiner als Dreiruderer gewesen seien, nicht zutreffe, sondern dafs umgekehrt bei si qui (zunächst im Plural) an eine Vielheit gedacht werden müsse. Diefs ergab sich daraus, dafs Plautus im Hauptsatze omnes hinzufügt, wie der Auctor b. Afric. 51 si qui perfugere vellent, quod .. saepe accidebat. Wenn schon der alte Cato regelmäfsig si quis als Collektivbegriff mit dem Plural verband (p. 23, 14 Jord. si quis .. arbitrantur; 62, 3 si quis ... peterent), so wird sich noch viel weniger ein pluralisches si qui nach Zumpt möglicher Weise auf Null reduzieren lassen. Ja man darf vielleicht den Anfang der origines: Si quis homines sunt, quos delectat populi R. gesta discribere, mit Sallusts Catilina 1, 1 zusammenhalten: omnes homines, qui sese student etc.; denn Cato machte Opposition gegen alle früheren Annalisten, und konnte gewifs nicht zweifeln, ob es überhaupt Geschichtschreiber in Rom gebe.

Dagegen wird eingewendet 1) dafs man aus einem Dichter wegen des Einflusses des Versmafses nicht viel folgern dürfe, ein Argument, dessen Schwäche im Folgenden klar werden wird; 2) dafs bei Cäsar b. Gall. 6,

13, 9 hoc mortuo aut si qui (ein Einzelner) ex reliquis antecellit dignitate, succedit, aut si sunt plures pares, etc. nicht an Viele zu denken sei, eine Stelle, die sowohl wegen des Sing. qui als wegen der scharfen Condicionalbedeutung von si gar keine Ähnlichkeit mit der des Monum. Ancyr. hat; 3) werden Beispiele von si quid = wenig vorgeführt. Dafs damit die Deutung des pluralischen si qui weder widerlegt, noch überhaupt auch nur angegriffen ist, sieht V. schliefslich selbst ein, indem er einräumt, man könne wenigstens nicht gezwungen werden an vieles zu denken. Nach meiner Ansicht darf nicht nur die Interpretation des pluralischen si qui = alle welche, von der Zumpt nichts sagt und nichts wissen will, festgehalten werden, sondern selbst die Beispiele von quidquid können ebensogut auf viel, als auf wenig bezogen werden; falsch ist es aber, diefs auf den Plural zu übertragen, und nur die verringernde Bedeutung zuzugeben. Und doch sagt H. G., der alte Zumpt bedürfe wegen seiner Bemerkung zu Livius 21, 37 keiner Zurechtweisung. — Er hat ja über diese Stelle überhaupt nichts bemerkt; aber seine einseitige und schiefe Erklärung des Ausdruckes verdient so wenig eine Verteidigung als der Raupenhelm; ja selbst dann mufs er sich eine Berichtigung gefallen lassen, wenn man pluralisches si qui je nach dem Zusammenhange auf eine Vielheit oder eine geringe Anzahl bezieht.

Die Form. Im Monum. Anc. handelt es sich um den Plural fem. gerade wie bei Plaut. Rud. 2, 3, 42 si quae improbae sunt merces, iactat omnis Neptunus, oder bei Tib. 4, 2, 17 metit quidquid . . . et quascunque (statt quasquas) gemmas colligit. Meine Bemerkung, pluralisches si qui werde (wie auch quicunque) als Ersatz für fehlende Formen von quisquis benützt, hat gleichfalls das Mifsfallen des H. G. erregt. Welche Casusformen von quisquis entwickelt, welche vermieden seien, habe ich in meiner Abhandlung über die Gemination (Sitz.-Ber. der bayr. Akad. 1882) S. 446 —456 ausführlicher darzulegen versucht. Bei Plautus kommt fast nur quisquis und quidquid vor; quoquo lokal (Aulul. 449. 497) oder in Verbindung mit modo und pacto (Men. 828, Ter. Eun. 1082), wie quoquo modo bei Cornificius, Cicero (oft in den Briefen an Atticus), Sallust (wohl auch Catil. 23, 4 nach Mommsens Conjektur) und im Juristenlatein (z. B. Gaius inst. 2, 14. 38. 70) sich als feste Formel gehalten hat, wornach denn der Sprachgebrauch der Dichter mit dem der Prosa zusammenfällt. Am schwächsten dagegen und teilweise nur in nachklassischer Litteratur sind die Pluralformen vertreten, wogegen das synonyme quicunque in der Deklination vollkommen frei ist. Wenn ich von den paar Hundert gesammelten Beispielen nur einen Teil vorlegte, so wird diefs Entschuldigung finden. Aufgabe des H. G. wäre es nun offenbar gewesen, nachzuweisen, dafs quaequae oder quasquas in guter Prosa gebraucht werde, was er freilich — aus naheliegenden Gründen — zu thun unterlassen hat. Es wäre leicht zu zeigen, dafs in der Vulgata nur quisquis und quidquid vorkomme, die übrigen Formen dagegen, und somit alle pluralischen fehlen, dafs Cäsar nur neutrales quidquid gebraucht, sonst nur si quis (qui); doch glauben wir hiefür bei H. G. kein Verständnis voraussetzen zu dürfen, da er der hier nicht zu umgehenden Abhandlung über die Gemination nicht gedenkt. Das Resultat lautet freilich auch hier wieder, unsere Erklärung sei „unwahrscheinlich“.

Wenn H. G. andeutet, das Neue sei nicht gut und das Gute nicht neu, so haben wir, offen gestanden, in der Widerlegung den Geist Lessings vermifst; andern Lesern wird es vielleicht besser gelingen, die zwei neuen und berechtigten Thesen herauszufinden. Dafs ich die neue Übersetzung selbst auf zwei Musterbeispiele der Schulgrammatik anwandte (araneolae

rete contexunt, ut si quid inhaeserit, conficiant = Alles was), war kein Plagiat, stehen mir doch hunderte von Stellen zur Verfügung; vielmehr wollte ich die Zumptianer mit ihren eigenen Waffen schlagen, da ja die Spinnen nicht von der zweifelhaften, sondern von der täglichen Beute ihres Netzes leben. Dafs ich das Material zu meinen grammatikalischen Untersuchungen aus älteren Büchern abzuschreiben pflegte, wäre eine Kritik, die man herzhaft als eine „neue“ bezeichnen dürfte.

München. Eduard Wölfflin.

Antwort.

H. W. führt in den von mir S. 310 ff. wörtlich mitgeteilten Darlegungen seiner akademischen Abhandlung Zumpts Bemerkungen über si quis nicht in der nämlichen Fassung wie jetzt an, sondern sagt: „. . . . . Denn wer mit Zumpt 740 si mit ‚vielleicht‘ übersetzt, mufs die Möglichkeit zugeben, dafs unter den erbeuteten Schiffen nur wenige, eventuell gar keine kleiner als Dreiruderer gewesen seien, was das gerade Gegenteil des von Augustus Beabsichtigten ist. Somit pafst es auch nicht Livius 21, 37 nuda fere Alpium cacumina sunt et si quid est pabuli, obruunt nives als Musterbeispiel voranzustellen und zu übersetzen: Das wenige Futter u. s. w.“ Selbstverständlich konnte sich mein Widerspruch nicht auf das beziehen, was H. W. jetzt in der Entgegnung Abs. 2 schreibt, sondern nur auf seine damalige Darstellung und ich legte Einsprache wider die Zumpt tadelnde Bemerkung insoferne ein, als dessen Auffassung von Livius 21, 37 bemängelt war, was der Schlufssatz meiner Erörterung S. 314: „. . . . . auch der alte Zumpt bedarf wegen seiner Bemerkung zu Livius 21, 37 keiner Zurechtweisung“ sicherlich für jeden Unbefangenen vollkommen klar ausdrückt. Was ich so bezüglich Zumpts wirklich behauptet habe, irgendwie zu ändern, dazu bietet vorstehende Entgegnung nicht den geringsten Anlafs.

In der Entgegnung Abs. 3 Z. 18 schreibt H. W.: „Er (Zumpt) hat ja über diese Stelle überhaupt nichts bemerkt“; nun sagt aber Zumpt 740: „. . . . Indessen liegt darin doch der Nebensinn etwa, vielleicht, den es durch den Begriff einer möglichen Bedingung erhält. Zum Beispiel: Nuda fere Alpium cacumina sunt et si quid est pabuli, obruunt nives.“ Sollten diese Worte wirklich keine Bemerkung Zumpts über Livius 21, 37 enthalten?

Übrigens schweigt H. W. von seiner neuen Erklärung der Stelle bei Livius 21, 37 in vorstehender Entgegnung gänzlich; diese Erklärung ist und bleibt eben falsch. Aber gerade das war bei meiner Erörterung ein sehr wesentlicher Punkt; denn ich legte, was unparteiische Leser zugeben werden, das Hauptgewicht nicht, wie man nach Abs. 1, Abs. 2 Z. 4 ff. Abs. 3 No. 2, Abs. 4 Anf. der Entgegnung meinen möchte, auf die Stelle des Mon. Anc., sondern darauf, dafs H. W. daran anknüpfend mit ausführlicher Bezugnahme auf Livius 21, 37 behauptete, bei si quis sei eine Übersetzung mit „vielleicht, wenig“ überhaupt nicht möglich. Dies habe ich, davon bin ich auch jetzt noch überzeugt, mit Recht bestritten. Die Entgegnung bringt in dieser Beziehung durchaus keine Widerlegung, dagegen sucht sie einen in der akademischen Abhandlung gar nicht erwähnten Punkt nunmehr ganz auffallend in den Vordergrund zu rücken.

Es schreibt nämlich in der oben abgedruckten Stelle der akad. Abh., auf welche ich genau zu achten bitte, H. W.: . . . . Denn wer mit Zumpt

740 si mit ‚vielleicht' übersetzt . . . .“; hier wird die in Rede stehende Wendung si quis überhaupt nur mit si bezeichnet, ohne die leiseste Andeutung, dafs zunächst das pluralische si qui gemeint sei. Ja es werden in unmittelbarem Zusammenhange hiemit und zwar zunächst sogar zwei Stellen mit si quid besprochen (Liv. 21, 37 und Cic. nat. d. 2, 48). Dessenungeachtet verlangt H. W., ich hätte seine Bemerkung zunächst (sic) von dem pluralischen si qui verstehen sollen! Nach den Äufserungen in Abs. 4 obiger Entgegnung hätte ich hinsichtlich der fehlenden oder vermiedenen Kasusformen von quisquis das Nähere in dem jetzt von H. W. angegebenen Sinne aus der Abhandlung über die Gemination S. 446—456 entnehmen sollen. Demnach mufs man voraussetzen, es komme in dem genannten Abschnitte der letzteren Abhandlung etwas vor, woraus man mit zweifelloser Bestimmtheit zu schliefsen habe, dafs die Bemerkungen über si quis in der neueren Abhandlung ‚zunächst' vom pluralischen si qui verstanden werden müssen; nur in diesem Falle könnte H. W. wenigstens mit einigem Scheine von Berechtigung behaupten, dafs man bei der Beurteilung seiner Abhandlung vom Jahre 1886 ohne weiteres auch seine Abhandlung vom J. 1882 in diesem Sinne berücksichtigen müsse, wiewohl er selbst mit keiner Silbe auf dieselbe Bezug nimmt. Was wird nun in Wirklichkeit an jenem Orte S. 446—456 über die von quisquis gebräuchlichen Formen gelehrt? S. 448 werden als seltene, beziehungsweise nicht vorkommende Formen bezeichnet: der Acc. Sing. quemquem, der Nom. Plur. quiqui, der Abl. Sing. quaqua, das Neutr. Plur. quaequae, der Acc. Plur. quosquos, der Acc. Sing. quamquam, die Pluralformen quibusquibus, quorumquorum, die Singularform cuicui. Und auf Grund solcher Darlegungen in der Abhandlung vom Jahre 1882 hätte ich ohne irgend welche weitere Andeutung ahnen sollen, dafs H. W. in der Abhandlung vom Jahre 1886 trotz der zwei von ihm selbst hier an erster Stelle beigebrachten Beispiele mit der Singularform si quid doch ‚zunächst' von dem pluralischen si qui sprechen wolle. In der Abhandlung kommt die Beschränkung auf den Plural nicht ein einzigesmal vor, während dieselbe in der Entgegnung auffallend oft (circa zehnmal) auftritt; sehr charakteristisch ist, wie H. W. dieselbe das erstemal Abs. 2 Z. 6 in einem Schaltsatze einfliefsen läfst, von dem sich in der Abhandlung keine Spur findet. Abs. 4 Z. 4 der Entgegnung schreibt H. W. sogar: „Meine Bemerkung, pluralisches si qui werde (wie auch quicunque) als Ersatz für fehlende Formen von quisquis benützt, hat gleichfalls das Mifsfallen des H. G. erregt“; in Wirklichkeit findet man in der Abhandlung selbst, wohl mit einiger Verwunderung über solche Verschiedenheit der Lesarten, nur Folgendes: „Aber warum gebraucht man dieses schillernde si quid für quidquid? Darauf gibt die historische Betrachtung die Antwort, dafs man ursprünglich das dem griechischen εἴ τις = ὅστις entsprechende si quis anwendete, wo die Kasusformen von quisquis fehlten oder vermieden wurden.“ Dies nennt H. W. eine Bemerkung über pluralisches si qui! Auch hier beachte man, dafs von dem in der Entgegnung eingefügten Schaltsatze „wie auch quicunque“ in dieser Abhandlung nichts vorkommt (die Abh. über die Gem. spricht davon S. 449); dagegen führte ich selbst S. 313 zum Beweise dafür, dafs für Caes. b. g. 7, 29 zur Ersetzung fehlender oder vermiedener Formen wie quiqui oder quaequae nicht die Notwendigkeit bestanden habe gerade si qui zu wählen, abgesehen von der Möglichkeit quisquis selbst zu gebrauchen, auch Beispiele aus Cäsar mit quicunque an.

H. W. findet in der Entgegnung Abs. 4 gegen Ende für gut, von diesem meinem Hinweis auf quicunque einfach keine Notiz zu nehmen

und dafür seine Entgegnung mit ein paar stolzen Bemerkungen über den H. G zu schmücken; unter solchen Umständen kann es nur erheiternd wirken, wenn er Abs. 4 Z. 3 zu meiner Belehrung eine Stelle bei Tib. 4, 2, 17 beibringt, wo quascunque zum Ersatze von quasquas steht, oder weiter unten Z. 17 über das synonyme quicunque eine ganz überraschende Bemerkung macht! Der ganze Abschnitt der Entgegnung über die Formen von quisquis ist völlig zwecklos, da ja abgesehen von Neue oder der mir natürlich unbekannten Abhandlung über die Gemination das Wesentliche auch Kühner Ausf. Gramm. d. l. Spr. I (1877) S. 405 bietet. Darf man übrigens wegen des Fehlens der Form quisquis in den uns erhaltenen Schriften Cäsars bei diesem Schriftsteller auch nicht von der Möglichkeit sprechen quisquis zu gebrauchen trotz der sonstigen gleichzeitigen Literatur?

Was die etwa abzuleitenden allgemeinen Sprachgesetze betrifft, so bestritt ich S. 313 für die angezogenen Stellen die von H. W. behauptete Notwendigkeit des Ersatzes gerade mit si quis, nicht mehr und nicht weniger, was ich durch den durchschossenen Druck noch besonders hervorhob. Diese Notwendigkeit halte ich auch gegenwärtig bezüglich der besprochenen Stellen nicht für erwiesen und deshalb scheinen mir derartige Behauptungen unhaltbar (vgl. S. 313). Dabei hatte und habe ich selbstverständlich nur die vorliegende Abhandlung im Auge; über die „grammatikalischen Untersuchungen“ des H. W. im allgemeinen (vgl. den Schlufs der Entgegnung) ein Urteil abzugeben lag mir völlig ferne; man darf doch den Gegenstand der Erörterung nicht so willkürlich verwechseln.

H. W. schreibt in der Entgegnung Abs. 3 Z. 8: „Dafs damit die Deutung des pluralischen si qui weder widerlegt noch überhaupt auch nur angegriffen ist, sieht V. schliefslich selbst ein, indem er einräumt, man könne wenigstens nicht gezwungen werden an vieles zu denken.“ Thue ich dies wirklich erst schliefslich? Ganz im Gegenteil sage ich gerade beim Beginn der Darlegung meiner eigenen Auffassung S. 312: „Dem thatsächlichen Sprachgebrauche zufolge ist quisquis wie si quis an sich nur eine unbestimmt verallgemeinernde Ausdrucksweise und kann je nach dem Zusammenhange von vielem oder wenigem gebraucht werden . . . . . .; auch kann in dieser Hinsicht jede weitere Andeutung fehlen.“

H. W. schreibt Abs. 3 Z. 15 der Entgegnung: „. . . . . falsch ist es aber, dies auf den Plural zu übertragen und nur die verringernde Bedeutung zuzugeben.“ In Wirklichkeit habe ich selbst, wie schon die eben mitgeteilte Stelle meines Aufsatzes zeigt, bezüglich des pluralischen si qui keineswegs etwa nur die verringernde Bedeutung zugegeben. Nach der eigentümlichen Darstellung dieser Entgegnung soll mir, wie es scheint, imputiert werden, dafs ich Zumpt für den Inbegriff der lateinischen Grammatik halte und für nichts weiteres Verständnis besitze. Habe ich selbst in meinem Aufsatze mich wirklich nur auf Zumpt bezogen? Man möge S. 311 nachlesen, dafs H. W. von einer Erklärung sprach, die freilich ‚die Grammatiker' nicht zu geben im stande seien. Dies schien mir nicht zutreffend und ich teilte aus Kühners Ausf. Gramm. eine nach meiner Ansicht das Wesentliche treffende Erklärung mit: „Si quis, si qui wird oft statt quicunque gebraucht, wie im Griechischen εἴ τις statt ὅστις, um den Satz auf unbestimmtere Weise auszudrücken.“ In seiner langen Entgegnung schweigt H. W. von Kühner gänzlich ebenso wie von seiner von mir bestrittenen Erklärung zu Livius 21, 37.

Abs. 3 a. E. schreibt H. W. in der Entgegnung: „. . . . Ja selbst dann mufs er sich eine Berichtigung gefallen lassen, wenn man plural-

isches si qui je nach dem Zusammenhange auf eine Vielheit oder eine geringe Anzahl bezieht." Demnach behauptet hier H. W., bei pluralischem si qui sei die Möglichkeit, dafs von einer geringen Anzahl gesprochen werde, ausgeschlossen. Ich bezweifle auch die Richtigkeit dieser Behauptung. In der folgenden Stelle aus Cic. Verr. 5, 25 (auch bei Zumpt 740 angegeben) ist bei pluralischem si qui die Beziehung auf eine geringe Anzahl durch den Gegensatz ganz zweifellos: .... Navem quandam piratarum praeda refertam non ceperunt, sed abduxerunt ...... Erat ea navis plena iuventutis formosissimae ...... Iste, quasi praeda sibi advecta, non praedonibus captis, si qui senes ac deformes erant, eos in hostium numero ducit, qui aliquid formae, aetatis artificiique habebant, abducit omnes, nonnullos scribis filio cohortique distribuit, symphoniacos homines sex cuidam amico suo Romam muneri misit.

Wirklich verblüffend war für mich die Aufklärung im Schlufssatz der Entgegnung, H. W. habe die Zumptianer mit ihren eigenen Waffen schlagen wollen. Wer könnte beim Lesen seiner Ausführungen an eine so mörderische Absicht denken? Mir war es um keinerlei „......ianer' zu thun, sondern um die richtige Erklärung der betreffenden Stellen und des Sprachgebrauches; nur hatte es mich sehr unangenehm berührt, dafs H. W., wenn nach seiner Ansicht etwas zu berichtigen war, nur andere anzuführen für gut fand, da er doch bei Livius 21, 37 Gelegenheit gehabt hätte, auch an sich selbst und seine eigene Ausgabe zu denken, worauf ich S. 312 hinwies. Auch hievon schweigt die Entgegnung. An den von H. W. berührten häfslichen Vorwurf dachte ich selbst nicht im entferntesten; über die Fülle des H. W. zu gebote stehenden Stellenmateriales hegte ich auch vor dessen ausdrücklicher Erklärung nicht den geringsten Zweifel.

Die Ausführlichkeit der Antwort möge in der Beschaffenheit der Entgegnung ihre Entschuldigung finden, welche zudem nicht schon für das unmittelbar folgende Heft dieser Blätter vorlag, so dafs der Inhalt des Aufsatzes ohne näheres Eingehen auf die Sache vielleicht nicht mehr recht frisch in Erinnerung wäre. Ich hatte geglaubt, dafs schon durch den gleichzeitigen Abdruck des betreffenden Abschnittes der akademischen Abhandlung nach seinem vollständigen Wortlaute jedem selbständig Denkenden das notwendige Material zu einer sachlichen Beurteilung der verschiedenen Auffassungen in genügender Weise geboten sei; gegenwärtig wird dies in noch höherem Grade der Fall sein. Mit der gröfsten Gemütsruhe kann ich es vorurteilsfreien Lesern überlassen, in der Entgegnung des H. Wölfflin den Geist Lessings aufzusuchen; vermutlich wird man ihn vor allem in dem ebenso feinkörnigen und geistreichen als unter den obwaltenden Verhältnissen taktvollen Witze mit dem „Raupenhelm" erkennen.

München. Joh. Gerstenecker.

Personalnachrichten.

Ernannt: Jos. Schmid, bisher Religionslehrer am Realgymn. in Augsburg zum Religionslehrer in Neuburg a. D. mit dem Titel eines k. Gymn.-Prof.; Jos. Wimmer, Gymn.-Prof. in Landshut zum Lyceal-Prof. in Passau; Joh. Schedlbauer, Stdl. in Bamberg zum Gymn.-Prof. in Landshut; Dr. Friedr. Eberl zum Stdl. in Straubing; Dr. Theod. Wohlfart, Lehrer an der Handelsschule in München zum Stdl. am Luitpoldgymnasium in München; Friedr. Ohlenschlager, Gymn.-Prof am Maxgymn. in M. zum Rektor in Speyer; Friedr. Mayer, Stdl. in Ansbach zum Gymn.-Prof. in Schweinfurt; Dr. Georg Recknagel, Prof. und Rektor

der Industrieschule in Kaiserslautern zum Gymn.-Prof. für Mathematik in Passau; Jos. Diringer, Stdl. in Eichstätt zum Gymn.-Prof. in Aschaffenburg; Oscar Kreuzer, Assist. am neuen Gymnasium in Regensburg zum Stdl. in Eichstätt; Herm. Morin, zum Zeichenlehrer am Luitpoldgymn. in M.; Frz. Xav. Pfügl, Stdl. in Straubing zum Gymn.-Prof. in Eichstätt; Ant. Mayer, Ass. in Neuburg a. D. zum Stdl. in Straubing; Adolf Roemer, Gymn.-Prof. am Luitpoldgymn. in München zum Rektor in Kempten; Dr. Georg Biedermann, Stdl. am Maxgymn. in München zum Gymn.-Prof. in Freising; Dr. Frz. Krebs, Stdl. am neuen Gymn. zu Regensburg zum Gymn.-Prof. in Eichstätt; Dr. Joh. Melber, Assist. am Ludwigsgymn. in München zum Stdl. am neuen Gymn. in Regensburg; Dr. Otto Bock, Assist. in Nürnberg zum Stdl. in Ansbach; Heinr. Schnepper zum Religionslehrer am Luitpoldgymn. in München, mit dem Titel eines k. Gymn.-Prof.; Dr. Bernh. Sepp, Stdl. in Eichstätt zum Lycealprof. in Regensburg; Dr. Phil. Weber, Stdl. in Speyer zum Gymn.-Prof. daselbst; Dr. Joh. Praun, Ass. in Bamberg zum Stdl. in Speyer; Karl Reißert, Ass. in Schweinfurt zum Stdl. in Neustadt a. H.; Gust. Simon, Ass. in Speyer zum Stdl. in Pirmasens.

Versetzt: Dr. Alois Roschatt, Stdl. von Straubing nach Bamberg; Dr. Wolfgang Markhauser, Rektor in Speier, als Rektor an das Luitpold-Gymn. in München; die Gymn.-Professoren: Adolf Roemer, Bened. Hasenstab, Joh. Gerstenecker vom Ludwigsgymn. an das Luitpold-Gymn.; Adolf Sickenberger vom Maxgymn. an das Luitpoldgymn.; Xav. Steck, Gymn.-Prof. in Passau an das Maxgymn. in München; die Stdl.: Dr. Ferd. Rueſs, Joh. Eder, Dr. Ant. Mayerhöfer, Dr. Thom. Stangl vom Ludwigsgymn. an das Luitpoldgymn.; Karl Hofmann, Gymn.-Prof. von Schweinfurt an das Maxgymn. in München; Dr. Bernh. Arnold, Rektor von Kempten an das Wilhelmsgymn. in München; Jos. Wiesmeyer, Stdl. von Passau an das Maxgymn. in München; Karl Schedinger, Stdl. von Münnerstadt nach Passau; Aug. Brunner, Gymn.-Prof. in Speyer an das Luitpoldgymn. in München; F. X. Hellfrizsch, Subrektor von Blies-Kastel nach Germersheim.

Quiesciert: Georg Döhlemann, Subrektor zu Neustadt a. A. für immer; Fr. Xav. Dörschl, Stdl. in Pirmasens, auf ein Jahr; Aug. Resser, Subrektor in Germersheim für immer; Joh. Bapt. Pusl, Gymn.-Prof. in Landshut für immer; Joh. Bapt. Denk, Gymn.-Prof. in Eichstätt für immer; Frz. Xav. Hirner, Gymn.-Prof. in Freising für immer; Mart. Pechtl, Gymn.-Prof. in Eichstätt auf 2 Jahre; Leonh. Matthaeus, Stdl. in Kitzingen für immer; Friedr. Becker, Stdl. in Neustadt a. H. auf ein Jahr.

Gestorben: Ferd. Rieder, Stdl. in Kaiserslautern zu Annweiler; Jos. Wilh. Rau, Stdl. a. D. in Straubing; Jos. Ulrich, Gymn.-Prof. in Aschaffenburg; Christ. Adam, Rektor am Wilhelmsgymn. in München.

Litterarische Anzeigen.

Im Verlage der J. B. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen:

Erdbeschreibung

in zwei Lehrstufen

von

C. Holl.

Zehnte Auflage. (Zweite der Neubearbeitung.)

Herausgegeben von

K. Holl, Reallehrer in Stuttgart. und **F. Keßler,** Reallehrer in Tübingen.

1887. 8⁰. (X, 213 Seiten.) 1 Mark 40 Pfennig.

Der reiche Inhalt, die faßliche Darstellungsweise, die Teilung des Stoffes in zwei (durch den Druck deutlich unterschiedene) Lehrstufen, endlich die Beigabe der alten Geographie und der Beschreibung Palästinas haben dem von jeher beliebten Buche bei der 9. Auflage infolge seiner Erweiterung durch geschichtliche Abrisse und zahlreiche Tabellen eine Menge neuer Freunde zugeführt. Diese als sehr brauchbar erkannten Tabellen sind in der 10. Auflage noch vermehrt und besonders zusammengestellt, während sonst von größeren Aenderungen abgesehen wurde. Die Kolonialerwerbungen sind überall berücksichtigt, das Zahlenmaterial ist nach den neuesten Zählungen revidiert und die Druckanordnung vollkommen vorschriftsmäßig, so daß „Holls Erdbeschreibung" jedem anderen geogr. Unterrichtsbuch mindestens ebenbürtig ist.

Sehr praktisch für das Freiwilligen-Examen. 

Taschenbuch

für

Gymnasiasten und Realschüler.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Enthaltend

Tabellen, Jahreszahlen und Formeln

aus der

Welt-, Kirchen-, Litteratur- und Kunstgeschichte, der Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Naturkunde und Geographie,

nebst einer Übersicht der **Maass-, Gewichts-** und **Münz-Systeme** und **Chronologie.**

Es enthält **keinen Kalender** und bleibt daher für **lange Zeit** brauchbar.

kart. 2 M. -- eleg. geb. 2 M. 25 Pfge.

Wegweiser bei der Berufswahl.

Zusammenstellung der Berufszweige rücksichtlich der **Berechtigungen** der **Zeugnisse** sämtlicher **höherer Lehranstalten.** Beigegeben sind: a) die Anforderungen beim **Abiturientenexamen,** b) beim **Kommissionsexamen für einjähr. Freiwillige,** c) bei der **Fähnrichsprüfung,** d) ein **alphabet. Register** der **Berufszweige.** 2. verb. u. verm. Auflage. Preis 75 Pfg.

Verlag von **Wilhelm Violet** in **Leipzig.**

Druck von H. Kutzner in München.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Der Schaukasten im Klassenzimmer.

Die Philologie wird jetzt vielfach zu einseitig als Sprachwissenschaft betrieben und hat dadurch an ihrem Einflufs als humanistisches Bildungsmittel starke Einbusse erlitten.

H. v. Brunn,
Rektoratsrede von 1885.

Hauptsächlich im Verlaufe des letzten Jahrhunderts ist unser gründliches, systemfreundliches und systemreiches Deutschland allmählich dahin gekommen, dafs in seinen Gymnasien zu viel über die Sprache und zu wenig Sprache gelehrt und gelernt wird. Sollte nicht die Menge der Regeln und deren allzu peinliche Einübung den Aufschwung des jugendlichen Geistes einigermafsen lähmen? Es ist ein derbes Wort F. A. Wolfs: „Mit der Regel anzufangen ist eine lumpige Methode, bei der gar nichts herauskommt". Diese Methode ist doch wohl jetzt völlig abgethan? Weit gefehlt! Ja, ich fürchte, derselbe Wolf würde auch zu einer neuen Errungenschaft gymnasialer Methodik den Kopf schütteln, ich meine die immer bedrohlicher anschwellende Flut von Klassikern mit erklärenden Anmerkungen. Wenn deren Benützung die Regel und nicht die seltene Ausnahme bildet, so darf man in der That zweifeln, ob sie geeignet seien das Selbstdenken unserer Schüler zu fördern.

Eine Menge sachkundiger Beurteiler hält eine Umkehr unserer humanistischen Schulen von solchen Unzulänglichkeiten und Abirrungen für höchst wünschenswert, weifs aber recht gut, dafs dieselbe nur sehr allmählich erfolgen kann. Es wären allzu tief eingreifende, grundsätzliche Änderungen nötig, als dafs es mit der Sache nicht noch gute Weile haben sollte.

Unterdessen brauchen wir jedoch nicht stillzustehen, brauchen den Schritt nicht zu verschmähen, weil uns der Sprung versagt bleibt.

Bei jener einseitigen Vorliebe für die Regel und die dogmatisch dargebotene Erklärung handelt es sich im Grunde um eine Bevorzugung des abgezogenen Begriffes auf Kosten der selbstthätigen Beobachtung sprachlicher Erscheinungen, mit einem Worte um die Vorherrschaft der „anschauungslosen Sprachauffassung“ (Böckh, Encyklopädie, S. 101). Dieser nun einmal herrschenden abstrakten Richtung gegenüber würde es einigermafsen ausgleichend wirken, also in der That einen Schritt vorwärts bedeuten, wenn die Gelehrtenschule Mittel und Wege fände in wirksamerer Weise als bisher zur „Entwickelung des Formensinnes“, zu „richtigem Sehen“ anzuleiten und „den Unterricht durch das Mittel der Anschauung zu unterstützen, zu erleichtern, zu beleben“ (Brunn in der oben angeführten Rede „Archäologie und Anschauung“).

Einiges geschieht ja in diesem Sinne wenigstens für die am Zeichnen sich beteiligenden Schüler; noch mehr an den Anstalten, wo botanischer Unterricht erteilt wird. Allein selbst angenommen, es würde gelingen, wohlgemerkt ohne Erhöhung der jetzigen Stundenzahl, einen streng analytisch zu erteilenden Unterricht in der Pflanzenkunde meinetwegen in den drei oberen Klassen der Lateinschule, und einen so viel als möglich das Altertum berücksichtigenden Zeichenunterricht in den drei sich anschliefsenden Klassen einzuführen: selbst in diesem Falle hätte das Gymnasium dem Auge noch nicht geboten, was ihm gebührt.

Geographie und Geschichte, nicht minder die Lektüre der Klassiker erheischen in unzähligen Fällen die Vorführung von Anschauungsmaterial, wenn der Lehrer die verhängnisvolle Gefahr vermeiden will, sich immer lediglich in Worten herumzudrehen, von der tausendgestaltigen Formenwelt abgekehrt. Um eines hervorzuzuheben: Ist ein volles Erfassen des Altertums denkbar, wenn nicht auch ein gewisser Grad von Verständnis für die antike Kunst erreicht wird? Das ist unmöglich, heifst es; vieles eignet sich gar nicht für die Jugend, und vollends über die Gesamtentwickelung der Kunst wird sie sich nie gründlich klar werden. Aber einiges eignet sich vortrefflich; und mufs man denn nicht auch in der Litteratur das Beste und Passendste auswählen? Sowohl in der Litteratur als in der Kunst kann es eben nur auf eine Einführung in den Geist der Alten, auf die Mitteilung von Bedeutendem, nicht von Vielem abgesehen sein.

Nun kann man allerdings, besonders seit den letzten zwanzig Jahren, sicherlich über keinen Mangel an Material klagen, welches den Unterricht in den stand setzt, auch den Gesichtssinn in seine

Dienste zu ziehen. Fällt uns ja die Wahl schwer in dieser überreichen Fülle von Bilderwerken, von Veranschaulichungsmitteln aller Art, welche uns die Merkwürdigkeiten aller Länder, die Schätze aller Museen vor Augen zaubern. Die Frage ist nur, ob die Schule als solche bis jetzt von jener Fülle ausgiebigen und zielbewufsten Gebrauch macht.

Was geschieht denn im allgemeinen? Die Klassenbibliotheken enthalten einige hieher gehörige Werke; denn was die Schüler sich aus eigenen Mitteln anschaffen, damit kann die Schule nicht rechnen und zudem ist es häufig nicht das Beste. Vielleicht sind auch die Gänge oder die Klassenzimmer mit Abbildungstafeln ausgestattet; da und dort finden sich sogar einige Modelle, Gipsabgüsse u. dgl. Allein jene Bücher aus der Schülerbibliothek sind immer nur einzelnen zugänglich, und selbst für diese besteht die dringende Gefahr, dafs die Massenhaftigkeit des auf einmal Gebotenen abstumpfend wirke. Dasselbe ist zu befürchten, wenn es der aufgehängten Tafeln zu viele sind, wenn etwa gar einzelne Lehrzimmer mit den auf Pappe gezogenen Seemannschen Bilderbogen förmlich tapeziert werden. Sie reichen eben, trotz aller Häufung, für die unberechenbar mannigfaltigen Bedürfnisse des Unterrichts unmöglich aus, und für den Fall, dafs einzelnes wirklich vorkömmt, ist der Reiz der Neuheit dahin. Modelle u. s. w. endlich würden wohl ausgezeichnete Dienste leisten, können indes der Natur der Sache nach und bei den meist beschränkten Mitteln der Schulen wohl nirgends in ausreichender Anzahl beschafft werden. Da nun aber Abbildungen nur dann den wünschenswerten Grad von Interesse wecken, wenn gerade im rechten Augenblick das Rechte zur Hand ist und zwar für alle, so greift der Lehrer gewöhnlich zum Umherzeigen. Ein leidiges, höchst unzulängliches Auskunftsmittel, dieses Umherzeigen! Stört es doch die Aufmerksamkeit in unerträglicher Weise und erfüllt gleichwohl seinen Zweck nur sehr mangelhaft, da der einzelne das Bild zu rasch weiter geben mufs.

Ohne Zweifel haben viele Kollegen dieselben Erfahrungen gemacht und entschliefsen sich deshalb nur ungern, Bilder unter solchen Unzukömmlichkeiten mitzuteilen. Was mich betrifft, so empfand ich diese Schwierigkeit um so mehr, als vor einigen Jahren für die Anstalt Passau, welcher ich damals angehörte, durch Rektor Wecklein viel willkommenes Anschauungsmaterial war erworben worden, teils ganze Werke teils einzelne Blätter. So begrüfste ich denn mit dankbarer Freude den von R. Menge kurz vorher (s. Jahrbücher f. Philol. 1881, S. 133—144 und 161—172) gemachten Vorschlag eines sogenannten „fliegenden Rahmens", d. h

eines eine Glastafel einschliefsenden Rahmens, dessen in Scharnieren gehende Rückwand vermittels eines eingelassenen Schlöfschens sperrbar ist. Eine solche Vorrichtung ermöglichte es ohne Zeitverlust mit den auszustellenden Abbildungen, welche durch das Glas vor Staub und Berührung geschützt blieben, zu wechseln. Es zeigte sich indes bald ein wesentlicher Mangel. Wenn ich eine Münze, ein kleines Modell, oder (der häufigste Fall) eine Abbildung vorführen wollte, die mir nur in einem Buche zur Verfügung stand, so liefs mich der Rahmen im Stich. Was lag unter solchen Umständen näher als den „Fliegenden“ zu einem Glaskasten zu vertiefen? Ich hielt mich für den „Erfinder“ dieser Verbesserung, bis ich vor zwei Monaten, nicht eben sonderlich erbaut, sehen mufste, dafs jemand „ante nos nostra dixerat“, nämlich Ernst Dahn, welcher schon 1880 in dem „Erweiterten Vorwort“ zu seinem trefflichen „Lernbuch für den Geschichtsunterricht“ denselben (übrigens auch von Menge nicht erwähnten) Vorschlag gemacht hatte und daher, soweit ich unterrichtet bin, das Recht der Priorität beanspruchen kann. Seither hat auch R. Lehmann in seinen „Vorlesungen über Hilfsmittel und Methode des geographischen Unterrichts“ (1885, S. 22) solche Schaukästen warm empfohlen.

Die Erfahrungen, welche ich mit dem neuen Lehrmittel seit zwei Jahren und zwar an zwei Anstalten (Passau und München, M.-Gymn.) auf verschiedenen Stufen (I. und III. Gymnasialklasse) gemacht habe, sind so sehr zu meiner Befriedigung ausgefallen, dafs ich es um keinen Preis mehr missen möchte. Von irgend einer Störung der Aufmerksamkeit, einer Verkürzung der Unterrichtszeit ist nun keine Rede mehr. Die Gegenstände, welche in der Regel acht Tage ausgestellt bleiben, können in den Pausen, sowie vor und nach der Klasse mit Mufse betrachtet werden, wobei die Schüler gegenseitig ihr Interesse steigern, indem sie, wie schon Lehmann bemerkt, einander auf allerlei aufmerksam machen. Dieses Interesse hat auch zur Folge, dafs die Klasse selbst in löblichem Wetteifer zu der Ausstellung beisteuert, oft recht brauchbare, ja überraschende Dinge. Durch den Reiz des Neuen bekömmt so das vielfach ein wenig nüchterne und öde Klassenzimmer etwas Interessantes, und dieses Interessante dient nicht blofs der müfsigen Schaulust, sondern steht in engem Zusammenhang mit dem Unterrichtsstoff. Der letztere Grundsatz mufs festgehalten werden; darum möchte ich auch nicht mit R. Menge eine Art von systematischem Kunstunterricht versuchen, sondern gebe Abbildungen von Götterbildern, Bauwerken, Geräten u. s. w. nur nach Mafsgabe des Vorkommens in der Klassen-

lektüre oder dem geschichtlichen Lehrstoff in homöopathischen Dosen. Dabei kann es nicht ausbleiben, dafs sich im Laufe des Jahres doch gewisse Reihen des Zusammengehörigen bilden. Für die Auswahl der Kunstwerke ist die Rücksicht auf die ästhetische Fassungskraft der Jugend entscheidend. Sonach sind z. B. die arg verstümmelten Parthenon-Bildwerke ausgeschlossen. (Ich spreche es eigens aus, dafs ich bei dieser Auswahl mit folgerichtiger Strenge nach dem Grundsatze verfahre: Summa debetur puero reverentia. Unsere Schüler sind nun einmal keine Erwachsenen. In diesem Punkte lassen bekanntlich auch von den für Schulen bestimmten Abbildungen manche zu wünschen übrig; selbst Menge, welcher sichtlich dem Prinzip gerecht zu werden bestrebt war, bietet noch einiges Bedenkliche.) Eine derartige, meinetwegen dilettantische Einführung in die Kunst halte ich für die unter den jetzigen Verhältnissen einzig mögliche. Sie wird aber nicht etwa lediglich ein Behelf sein, sondern sich als völlig geeignet erweisen, in dem Schüler ganz allmählich den Sinn für die Form aufgehen zu lassen. Als besonders förderlich in dieser Beziehung empfehle ich das gleichzeitige Ausstellen mehrerer Abbildungen desselben Gegenstandes, wenn möglich nicht nur mit verschiedenen Kunstmitteln hergestellter, z. B. Radierung neben Holzschnitt, Stahlstich neben Photographie, Lichtdruck neben Lithographie, sondern manchmal auch einer schwachen Ausführung gegenüber einer besseren. In der Regel finden die Schüler das Gute selbständig heraus, ja sie vermögen nicht selten ihre Ansicht auch zu begründen. Ganz besonders anregend ist die Vorführung von Gruppen verschieden aufgefafster oder verschiedene Altersstufen wiedergebender Bildnisse derselben Persönlichkeit (z. B. Luthers, Goethes). So wird im eigentlichsten Sinne zwanglos gelernt. Dafs es nicht fruchtlos geschieht, dafür wird der Lehrer mancherlei Beweise erhalten, worunter ihm keiner erwünschter sein kann, als die Wahrnehmung, dafs die Schüler nach und nach auch den Kunstwerken und Baudenkmälern der eigenen Stadt erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden.

Wenn nun auch die obigen Ausführungen wohl schon für sich allein die Verwendbarkeit des Schaukastens zur Genüge darthun würden, so erachte ich es doch für sachdienlich eine gröfsere Anzahl einigermafsen nach den Lehrgegenständen geordneter Beispiele für die Art und Weise zu geben, wie ich mir im einzelnen die Benützung des neuen Lehrmittels denke. Verba movent, exempla trahunt — vorausgesetzt natürlich, dafs sie nicht alle verkehrt ausgewählt sind. Andererseits hoffe ich Kollegen, welche etwa

Lust hätten die Sache zu erproben, durch Nachweis der Fundstätte mancher Abbildungen allenfalls ein zeitraubendes Nachsuchen zu ersparen.

Angenommen es werde Sophokles Antigone und Horazens Oden in der Klasse gelesen, so könnte für jene zuerst eine der bekannten Rekonstruktionen des Theaters (s. Rheinhard, Album des klass. Altertums, Tafel 53; Grundrifs Tf. 54; oder das Dionysostheater zu Athen bei O. Jäger, Weltgeschichte 1, 158), sodann Masken (Guhl und Koner, Leben d. Gr. u. Röm. F. 309—310; Jäger 1, 159; noch besser Photographie Nr. 644 von Rive in Neapel), Theaterscenen (Rheinhard, Tf. 55) und endlich das Standbild des Sophokles aus dem Lateran (Photographie von Brogi, Florenz; 54 cm hoch, 42 cm breit unaufgezogen) ausgestellt werden. Zum Prolog das liebliche Bild von Teschendorff „Antigone und Ismene“ (Photographie bei Gustav Schauer, Berlin; nebenbei bemerkt eine schöne Zierde des Lehrzimmers der Prima). Zur Parodos die Darstellung griechischer Chöre bei Rheinhard Tf. 56; die Ansicht von Theben bei Duruy, Histoire des Romains, Bd. 2, S. 322 (Paris, Hachette und Co.; Preis des einzeln verkäuflichen, über 500 Abbildungen enthaltenden Bandes 25 Franken) oder Photographie des Gemäldes von Rottmann in der Münchener Pinakothek; die Nike von Brescia bei Langl, Griech. Götter- und Heldengestalten, Wien 1885, Tafel 25; vgl. Nike aus Pompeji, Wandgemälde in Farbendruck bei Rheinhard, Tf. 43; endlich Dionysos vom Lysikratesdenkmal bei Menge, Einführung in die antike Kunst, Tf. 20. Zu Vers 423 ff. ἡ παῖς ὁρᾶται .... Antigone von E. Kanoldt, Lichtdruck in der Zeitschrift „Die Kunst für Alle“, 1886, Heft 18. Preis 75 Pf. V. 604 τεὰν, Ζεῦ, δύνασιν ... Zeus von Otrikoli, Photographie oder Titelbild zu Jägers 1. Bande. V. 780 Eros aus dem Vatikan bei Langl, S. 64. V. 824 Niobe Mutter in der wahrhaft prächtigen Photographie von Alinari in Florenz, Gröfse 54×42 cm unaufgezogen, Preis 5 Mark; oder Lichtdruck bei Langl T. 42. Zu V. 1126 Ansicht des δίλοφος Παρνασσός bei Duruy 2, 88.

Gleich zur ersten Ode des Sängers von Venusia liefse sich vielleicht nicht unpassend vorführen die Abbildung der Rennbahn in Olympia bei Rheinhard Tf. 10 und als Gegenstück dazu die schöne Rekonstruktion des Circus maximus bei Jäger 1, 359; ferner sarculum aus Duruy 2, 290; über eine Abbildung des Erdbeerbaums (1, 21) verfügte ich nicht, wenn auch über solche des Ölbaums, des Lorbeers, der Myrte, Pinie und Cypresse für andere Stellen des Dichters; ein authentisches Bild des lituus, V. 23, s. bei Rich, Wörterbuch der röm. Altertümer, womit zu vergleichen

Rheinhard Tf. 48; die tuba s. Rheinh. T. 49 und 62; die tibiae, V. 32, und die lyra ebenda T. 48 und 56. Von Landschaftsbildern führe ich an zu 1, 2, 33 die Ansicht des Eryx mit den Tempeltrümmern bei Duruy 2, 605; zu 1, 7, 4 die Ansicht von Tempe in demselben Werke 2, 96, wo auch S. 623 „praeceps Anio"; endlich zu 1, 7, 2 und 10 Korinth und Sparta mit dem Taygetus bei Rheinh. T. 12 und 11. Auf mythologische Darstellungen kann ich aus Rücksicht auf den Raum nicht eingehen; nur zu Carm. 4, 7, 25 möchte ich auf die jungfräulich-züchtige Diana „den Endymion beschleichend" hinweisen, bei Langl S. 50, oder Photographie nach dem im Vatikan befindlichen Originale (Rive, 1216).

Die zur Belebung der Klassikerlektüre dienenden Abbildungen kommen zum Teil auch der Geographie, vor allem aber der Geschichte zu statten, Gegenstände, über welche ich mich bei der Überfülle des Stoffes auf einige Andeutungen beschränke.

Abgesehen also von den allenthalben gebotenen Bildern liefsen sich im geographischen Unterricht mit Nutzen Spezialkarten und Pläne, insbesondere aber sogenannte Faustzeichnungen vorführen, z. B. Kaufmann und Maser, Geogr. Faustzeichnungen, zwei Hefte. Strafsburg 1875; oder die von H. Matzat in seiner Methodik des geogr. Unterrichts (Berlin 1885) veröffentlichten, von Kilometerkreisen umrahmten Skizzen; oder endlich die etwas anders gearteten, aber besonders zu Wiederholungen sich vortrefflich eignenden Kärtchen in der, wie es scheint, nicht nach Gebühr gewürdigten kleinen Schrift: Vereinfachte Anleitung zum geogr. Unterricht. Von O. D. L. Leipzig, Klinkhardt, 1878. Preis 1 Mark. Auch die verdienstlichen Proben solcher Zeichnungen in dem geistreichen Referat über geogr. Unterricht von Afsmus (s. Verhandlungen d. 2. Versammlung der Direktoren der Prov. Sachsen, Halle 1877) haben mir seiner Zeit gute Dienste geleistet. — Lehmann a. a. O. empfiehlt Sammlungen von Naturprodukten ferner Zonen, kleine Rassen-Büsten u. s. w.

Neben die prächtig illustrierte Stackesche Deutsche Geschichte tritt jetzt die oben mehrfach angeführte O. Jägersche Weltgeschichte, neben Königs Litteraturgeschichte der „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur" von G. Könnecke. Ich lege besonderen Wert auf die in diesen Werken gebotenen Nachbildungen von Handschriften und Urkunden beinahe aus jedem Jahrhundert des Mittelalters. Ein hohes Mafs von Interesse erregen ferner kulturgeschichtliche Darstellungen, vor allem Zeichnungen zeitgenössischer Meister, z. B. Dürers und Behams zu den Zeiten des Bauernkrieges. Gute Nachbildungen historischer Gemälde sind bekanntlich teuer, und zudem bietet ein grofser Teil dieser Werke für Unterrichtszwecke nur wenig. Unvergleichlich geeignet erweist sich

W. Kaulbachs Reformationszeitalter (vgl. Löhers Erläuterung zu diesem Gemälde, Stuttgart 1863. Preis 1 M. 60 Pf.); verwendbar sind auch Schöpfungen wie die Alexanderschlacht aus Pompeji (Rheinhard T. 57 und in schönem Farbendruck bei Jäger 1, 224); Cäsars Tod und der Triumphzug des Germanikus von Piloty; Alarich in Rom von W. Lindenschmit (Zeitschr. „Die Kunst für Alle", 1886, Heft 18); endlich Kaulbachs Zerstörung von Jerusalem und Ottos III. Besuch am Grabe Karls des Grofsen. Ähnliche Dienste leisten bei der Behandlung der deutschen Litteraturgeschichte die Illustrationen neuerer Meister, z. B. Schwind zu den Nibelungen, Ramberg zu Hermann und Dorothea, Kaulbach zu Goethe und Schiller.

Bisher war blofs die Rede von der Ausstellung von Abbildungen. Unser Kasten bietet indes auch die Möglichkeit Texte von 1—2 Druckseiten rasch sämtlichen Schülern zugänglich zu machen. Wie oft bedauert man im litterargeschichtlichen Unterricht ein hervorragendes Gedicht mit raschem Vorlesen abthun zu müssen oder vielleicht nicht einmal dazu die Zeit zu erübrigen! Nun denn, sowohl die vorgelesenen Gedichte als die nur kurz erwähnten wandern auf acht Tage in den Kasten. Ein anderer Fall: Einige gute Werke der Schülerbibliothek finden keine Liebhaber. Wenn nun die ganze Klasse in die Lage versetzt wird das Inhaltsverzeichnis oder einzelne besonders kennzeichnende Seiten solcher Bücher sich anzusehen, so wirkt dies mächtiger als noch so beredte Worte der Empfehlung.

Wie wird denn aber der einzelne Lehrer im stande sein sich eine solche Menge Anschauungsmaterial zu verschaffen? Nun, was die Menge betrifft, so wiederhole ich, es wäre ein Fehler die Schüler mit Abbildungen zu überschütten. Eine geschickt gehandhabte Auswahl von wöchentlich nur zwei bis drei Stücken würde bereits dem Zwecke genügen, wenn auch mancher Lehrer damit nicht auskommen wird. Sodann bitte ich zu beachten, dafs eine Anzahl der von mir oben angeführten Veröffentlichungen sich wohl schon in den Klassenbibliotheken findet, während die Anschaffung einiger für diese nicht geeigneten Werke mit Fug der Lehrerbibliothek zugemutet werden kann. Es dürfte sich auch wohl keine Anstalt des Besitzes eines bescheidenen Vorrats hieher gehöriger Photographien schämen. Ich selbst habe mir seit einigen Jahren eine Privatsammlung zu Unterrichtszwecken verwendbarer Abbildungen angelegt, von denen ein ansehnlicher Teil, darunter recht hübsche Stücke, aus den Probeillustrationen, wie sie zahlreiche Buchhändleranzeigen bringen, herstammt, also kostenlos gewonnen wurde, während ich die übrigen Blätter, abge-

sehen von einigem Kostspieligeren, mit verhältnismäfsig geringem Aufwand zumeist aus illustrierten Zeitschriften zusammenbrachte. Diese eigenen „Schätze" setzen mich in den stand den Schülern manches zu bieten, was uns sonst unerreichbar geblieben wäre.

Zum Schlusse noch einige Angaben über Mafse und Ausstattung des Kastens. Um auch recht grofse Bilder aufnehmen zu können, sollte derselbe, im Innern gemessen, wenigstens 65 cm hoch, 70 breit und 12 tief sein; die Thüre wo möglich ungeteilt. 1—2 bewegliche Fächer ermöglichen eine bequemere Ausnützung des Raumes; aufserdem sind in passenden Zwischenräumen Drähtchen oder Bindfäden zu spannen, die einem doppelten Zwecke dienen, indem sie das lästige Zufallen auszustellender Bücher verhindern, und kleinere Einzelbilder sich vorteilhaft an ihnen aufhängen lassen. Dies geschieht rasch und sicher vermittels der handlichen englischen Klammern, die man jetzt in den Schaufenstern vieler Kunsthandlungen im Gebrauche sieht.

München. M. Burger.

Beiträge zu den Regesta Bohemiae.

(Schlufs).

III.

Ein ebenfalls als zum Cod. lat. mon. 24870 gehörig bezeichnetes, nur auf einer Seite beschriebenes, an sieben Stellen durchlöchertes Pergamentblatt enthält in sieben Zeilen, die teilweise so verwischt sind, dafs manche W. gar nicht mehr, manche nur mit äufserster Mühe gelesen werden können, eine Cessionsurkunde vom 7. Mai 1352. Der Ausstellungsort ist nicht genannt; doch ist Prag als solcher zu vermuten. Denn der Cedierende Wilhelmus L . . . s (Lepus?) erklärt, er habe zwei offene Urkunden, die er von der Gemeinde . er . . n (Beraun?) in Händen gehabt, die eine über 20 Schock Prager Groschen zahlbar an Georgi (?) 1354, die andere über 20 Schock Prager Groschen zahlbar an Galli des nämlichen Jahres an den Prager Bürger Nikolaus Clementeri überlassen. Letzterer ist aus Tomeks Geschichte der Stadt Prag I. S. 352 als einer der reichsten Handelsleute Prags um die Mitte des 14. Jhdts. bekannt; er war Prager Schöffe 1335 und 1338 und nach Čelakovský (Privilegia civit. Prag. 62) auch 1341, in welchem Jahre er, wie Tomek S. 649 wahrscheinlich macht, für einen verstorbenen Schöffen als Ersatzmann in das Schöffenkollegium eintrat. In Wilhelmus Lepus ist ein Mitglied der böhmischen Adelsfamilie

Hasenburg, möglicherweise ein Sohn des Wilhelm Zagicz von Waldek und Hasenburg, Herrn der königlichen Städte (civitates) Beraun und Taufs und Erziehers Karls IV., zu vermuten.

Ego Wilhelmus L . . . s harum serie publice (reco)gnosco me habuisse quasdam (pate)ntes duas litteras . . . . | (a) (ci)uitate . er . . . n(si),[1]) quarum vnam scriptam super viginti sexagenis grossorum Pragensium soluendis super f(es)tum sanct(i) . . . . .[2]) | (a)nno domini millesimo trecentesimo quinquagesimo quarto, aliam scriptam super viginti sexagenis grossorum Pragensium so(luendis)| super festum sancti Galli deinde proxime succedente (sic!), qu(as) quidem patentes litteras assignans prudenti viro | Nicolao Clementeri ciui Pragensi omne ius michi competens in eisdem transfero virtute presencium in eundem, nichilo|iuris aut vtilitatis michi in eisdem litteris reseruato, harum, quibus sigillum meum appendi, testimonio litterarum. | Datum die sancti Stanislay anno domini millesimo trecentesimo quinquagesimo secundo.

IV.

Pelzel führt im Urkundenbuch zum ersten Bande seines Werkes „Kaiser Karl IV., König von Böhmen“ (Prag 1780) unter N. 38 ein Schreiben auf, welches Kaiser Ludwig der Bayer am 7. Januar 1347 von Regensburg aus an König Karl von Böhmen gerichtet habe zu dem Zwecke, denselben zur Unterwürfigkeit unter die kaiserliche Obermacht, deren Rache er sonst zu fürchten haben werde, zu bringen. Pelzel gibt drei Quellen an, in denen dies Schreiben zu finden sei: das Copiarium coaevum Bibliothecae Clementinae Y. l. 3, die bekannte Collectio Pitteriana und das Copiarium Mellicense; er hält dasselbe für zweifellos echt, wie nach ihm Palacký (Geschichte von Böhmen II. 2. 277, 278 und Anm. 361), welcher in diesem mit prahlerischen Drohungen angefüllten und durch bombastischen Schwulst auffallenden Schriftstück einen Beweis für die Kuriosität des im 14. Jhdt. üblichen Kurialstils zu erblicken glaubt. Auch Böhmer scheint in seinen Regesta Imperii die Echtheit des erwähnten Schreibens nicht anfechten zu wollen, zu dem sich ein nicht uninteressantes Seitenstück im Cod. lat. mon. 22303 auf f. 105[b] hinter Guido Faba's im Mittellalter weit verbreiteter Summa dictaminum findet.[3]) Hier steht nämlich eine Epistola regis Ungariae minatoria (saec. XIV.), gerichtet an einen Böhmen-

[1]) Veronensi? [2]) Georgii?

[3]) Rockinger erwähnt diese Handschrift der Summa dictaminum des Guido Faba in seinem noch jetzt unentbehrlichen Werke „Über Formelbücher vom 13. bis 16. Jahrh.“ nicht.

könig. Die Namen der Könige fehlen; auch das Datum ist nicht angegeben. Da Böhmen 1086 unter Wratislav II, Ungarn 1001 unter Stephan dem Heiligen ein Königreich wurde, da ferner unsere Epistel im 14. Jhdt. niedergeschrieben ward, so läfst sich ihre Entstehung nur in das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert verlegen; nähere Umstände aber, die auf einen bestimmten böhmischen oder ungarischen König oder auf einen bestimmten Kriegsfall zwischen der böhmischen und der ungarischen Nation schliefsen lassen, sind aus dem Wortlaut des Briefes nicht zu entnehmen. Soviel geht jedoch deutlich aus dem Briefe hervor, dafs derselbe aus einer Zeit stammt, in welcher ein grofser Hafs zwischen den Nachbarreichen Böhmen und Ungarn herrschte, in welcher häufig kriegerische Feindseligkeiten zwischen beiden Nationen vorfielen und in welcher ein Angriffskrieg der Ungarn gegen Böhmen stattfand. Erwägt man diese Umstände und besonders den zuletzt angeführten, so liegt der Gedanke nahe, dafs unser Drohbrief, eine Art Kriegserklärung, wie sie im Mittelalter nicht selten war, auf das Jahr 1270 Bezug hat, wo der ungarische König Stephan II. die Waffen gegen Ottokar II. von Böhmen erhob, dem er den Gewinn des kärntischen Erbes mifsgönnte. Dafs Ottokar II. wiederholt vorher mit Stephans Vater Bela IV. Krieg geführt, ferner dafs die Böhmen und die Ungarn sich gerade zu jenen Zeiten als Erbfeinde betrachteten und titulierten, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Freilich genügt der Hinweis darauf, dafs die in dem Briefe berührten politischen Verhältnisse auf das Jahr 1270 zu passen scheinen, keineswegs, dessen Echtheit aufser frage zu stellen. Aber auch dann, wenn derselbe nur den Wert einer Formel hätte oder eine jener zahlreichen Fiktionen sein sollte, die uns im Mittelalter begegnen, so bleibt er immerhin als Bereicherung eines Codex epistolaris Bohemiae merkwürdig. Stammt er doch auch aus einer Handschrift, welche, einst dem Prämonstratenserkloster Windberg gehörig, zweifellos in Böhmen, vielleicht sogar in dem mit Windberg damals in enger Verbindung stehenden Kloster Strahow entstanden ist.

Der Wortlaut des Drohbriefes ist folgender:

Epistola regis Vngarie minatoria.

Paueant inhabitantes orbem a facie mallei tocius mundi climata conterentis. iam enim inest serpens gremio hostisque foribus, et succidens inminet arbori securis pro eo, quod tu, Boemorum regulus, contra nos multociens insurgere presumpsisti. et ideo viscera nostra pre furoris multitudine crepuerunt, visus noster plus

basilisco inficit et vox oris nostri terribilior est tuba clangenti mortuos ad iudicium suscitanti, quia contra te suscitabimus gentem validam et ignotam, gentem inquam fallaciorem wlpibus, rapaciorem lupis, leuiorem vento et inferni demonibus seuiorem. plange igitur, gens Boemie, quia circumdabunt te vndique intus pauor, foris persecucio, a dextris et a sinistris inimici hummanum sanguinem sicientes. latere enim erit inpossibile, apparere intollerabile, cum vindictam assumpserit manus nostra; arcus noster penetrabit infima et gladius noster carnes morsu amarissimo deuorabit, terra tua inebriabitur sanguine et clamor populi pre angustie multitudine ad celi sydera protendetur.

V.

Pelzel teilt im Urkundenbuch zum ersten Band seines unter IV angeführten Werkes über Karl IV in Nr. 39 auch die Antwort mit, welche letzterer am 10. Februar 1347 auf seine Bedrohung durch Kaiser Ludwig den Bayern von Eger aus habe ergehen lassen. Er fand diese Antwort in der Collectio Pitteriana und im Copiarium Mellicense. Von Pelzel und nach ihm von Palacký[1]) wird die im biblischen Tone abgefafste Erwiderung Karls IV. für authentisch angesehen; Böhmer[2]) dagegen erhebt Bedenken gegen die Echtheit des nur in Abschrift erhaltenen Schriftstückes und bezweifelt besonders, dafs Karl IV. zur kritischen Zeit in Eger gewesen sei. Ein Pendant zu dem ob nun echten oder erdichteten Antwortschreiben Karls IV. an Ludwig den Bayern findet sich im Cod. lat. mon. 22303 fol. 105^b unmittelbar hinter der in voriger Nummer mitgeteilten Epistola minatoria regis Hungariae mit der Überschrift „Rescriptum“. Dieses Reskriptum ist also die Erwiderung des Böhmenkönigs auf die Kriegsandrohung oder vielmehr Kriegserklärung des Ungarnkönigs und fällt somit möglicherweise in das Jahr 1270. Auch hier schlägt der Angegriffene den biblischen Ton an und seine Erwiderung ist voll von Anklängen an das alte Testament; und wenn in dem Briefe des Angreifers die militärische Tüchtigkeit, Furchtbarkeit und Gefährlichkeit der ungarischen Truppen unter Anwendung eines auf vier Prädikate ausgedehnten Gleichklanges der Wortausgänge geschildert wird, so werden in der Antwort des siegesbewufsten Böhmenkönigs die militärischen Vorzüge des böhmischen Heeres den Feinden als Schreckbilder vorgehalten und zwar ebenfalls in vier gereimten Phrasen, wie denn die slavischen Völkerschaften in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters eine besondere Vorliebe für den Ge-

[1]) Geschichte von Böhmen II. 2. 277. 278 und Anm. 361.
[2]) Regesta Imperii VIII. 30 (A. Huber).

brauch des Reimes bekundeten, mochten sie sich der lateinischen, der deutschen oder ihrer Nationalsprache bedienen.[1])

Der Ausdruck vilis vermiculus, mit dem der Böhmenkönig den Ungarnkönig tituliert, ist wenig auffallend, wenn man bedenkt, dafs auch Kaiser Ludwig der Bayer in seinem in IV erwähnten Schreiben vom 7. Januar 1347 seinen Gegner, den wenige Wochen vorher zum römischen König gekrönten Karl IV., vermiculus nennt. Im übrigen ist es wahrscheinlich, dafs es auch für diplomatische Korrespondenzen solcher Art, deren man zur Ankündigung des Aufhörens friedlicher Beziehungen zwischen zwei Reichen bedurfte, in den fürstlichen Kanzleien bestimmte Formularien gab, die im gegebenen Falle nur entsprechend modifiziert zu werden brauchten.

Unser Brief, in betreff dessen es dahingestellt bleiben mag, ob er nur als Formel zu betrachten ist oder als historisches Aktenstück, welches dem Jahre 1270 angehört, lautet wie folgt:

Rescriptum.

Dies illa, dies ire, dies calamitatis et miserie, dies morte amarior et penetrabilior omni gladio ancipiti vsque ad diuisionem corporis et anime wlneranti, in qua tu, vilis vermiculus, nostris pedibus contritus iterato contra nos caudam erigere presumpsisti, terrarum latitudinem, diuiciarum plenitudinem et milicie copiosam multitudinem non attendens; qui inquam milites in bello sunt agiles, in fuga stabiles, adamante duriores, Sampsonis tyrannide forciores. hii terram tuam ingredientes lapidem super lapidem non relinquent; viri terrarum tuarum latitabunt in tenebris defensione penitus destituti; virgines et vidue comas laniabunt vnguibus, nec est qui abstergat lacrimas pupillarum; riui aquarum tuarum opilabuntur sanguine ex eo, quod non sit qui sepeliat corpora mortuorum; sceptrum de manu tua corruet et corona capitis tui furoris nostri stimulo confringetur, cum super omnes terminos Hvngarie nostri solii tentoria ceperimus dilatare. tunc videbitur rex in decore suo et virtus magestatis eius in gloria permanebit, cum exemplo tui casus tocius mundi termini mouebuntur.

München. M. Rottmanner.

[1]) Diese Bemerkung gilt in erster Linie den böhmischen Chroniken, in denen die prosaische Darstellung häufig durch gereimte Verse, besonders durch leoninische Hexameter unterbrochen wird; andere sind vom Anfang bis zum Ende in gereimten Versen, in böhmischer oder deutscher Sprache abgefafst. Über den musikalischen Sinn in der Behandlung der lateinischen Sprache, welcher in einer in Böhmen mit besonderer Vorliebe gepflegten Litteraturgattung im 13. Jahrh., freilich unterstützt durch fremde Einflüsse, hervortritt, wird bei einer anderen Gelegenheit ausführlich die Rede sein.

Über die elementare Herleitung der Pendelgleichung.

Herr Lyzealprofessor Heel hat im Jahrgange 1877 dieser Blätter S. 215 die Bemerkung gemacht, dafs die gewöhnlichen elementaren Herleitungen der Pendelgleichung $t = \pi \sqrt{\frac{l}{g}}$ gekünstelt und daher von didaktisch geringem Werte seien; auch Koppe in seinem Leitfaden der Physik betont mit Recht die Mangelhaftigkeit der erwähnten Herleitungen, weil sie bei der nur näherungsweise geltenden Formel die Bestimmung der Genauigkeitsgrenze unterlassen. Herr Heel hat deswegen einen didaktisch brauchbarern, wenngleich minder strengen Weg zur Lösung der in rede stehenden Aufgabe angegeben. Wenn man nun in der Formel von Heel die sinuse durch die Bögen ersetzt, so kommt man, ohne didaktisch wesentlich höhere Anforderungen stellen zu müssen, noch zu einem einfacheren Resultate.

Um dieses herzuleiten, mufs ich des Zusammenhanges wegen die Heel'schen Gedanken in etwas modifizierter Fassung kurz reproduzieren.

1) Wenn der Ausschlagwinkel α eines Pendels klein ist, so ist $\sin 2\alpha = 2\sin\alpha$. Daher ist die Beschleunigung, die ein zweites ebensolanges Pendel mit dem Ausschlagwinkel 2α erfährt, doppelt so grofs als beim ersten, weshalb es seinen doppelt so grofsen Bogen in der gleichen Zeit zurücklegt.

2) Betrachtet man zwei Pendel I und II von den Längen l_1 und l_2 mit gleichem Ausschlagwinkel, und zerlegt ihre Bögen in n kleine Teile α_1 und α_2, so dafs diese als schiefe Ebenen betrachtet werden können, so ist:

$$\alpha_1 : \alpha_2 = \frac{g}{2} \sin \delta_\alpha t_1^2 : \frac{g}{2} \sin \delta_\alpha t_2^2,$$

wenn man unter δ_α den zu α_1 und α_2 gehörigen Winkel der schiefen Ebene, unter g die Beschleunigung, unter t_1 und t_2 die Schwingungszeiten versteht; daher ist auch:

$$\begin{aligned} \alpha_1 &: \alpha_2 = t_1^2 : t_2^2 \\ n\alpha_1 &: n\alpha_2 = t_1^2 : t_2^2 \\ n\alpha_1 &: n\alpha_2 = l_1 : l_2 \\ \sqrt{l_1} &: \sqrt{l_2} = t_1 : t_2 \end{aligned}$$

3) In ganz analoger Weise findet man, dafs für die Schwingungszeiten zweier gleichlangen Pendel, die verschiedenen Schwerkräften g_1 und g_2 unterworfen sind, die Proportion gilt:

$$t_1 : t_2 = \sqrt{\frac{1}{g_1}} : \sqrt{\frac{1}{g_2}}$$

Gesetz 2) und 3) gelten nicht nur angenähert, sondern genau, wie leicht zu erweisen ist.

4) Sind I und II Pendel von verschiedener Länge l_1 und l_2 und verschiedenen Schwerkräften g_1 und g_2 unterworfen, so ergibt sich unter Benützung eines Pendels III von der Länge l_1 und der Beschleunigung g_2, dafs

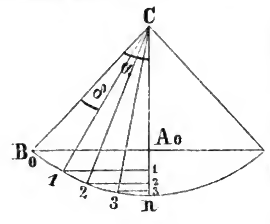
$$t_1 : t_2 = \sqrt{\frac{l_1}{g_1}} : \sqrt{\frac{l_2}{g_2}}$$

Sei nun für irgend ein Pendel gefunden

$$\sqrt{\frac{l_2}{g_2}} = \frac{1}{c}, \quad t_2 = 1, \text{ so folgt:}$$

$$t_1 = c\sqrt{\frac{l_1}{g_1}}$$

Um nun c zu bestimmen, wählen wir $l = 1$ $g = 1$, dann wird $t = c$. Den Ausschlagwinkel α dürfen wir nicht zu grofs, wohl aber beliebig klein nehmen, also auch so klein, dafs wir seinen Sinus und den Sinus seiner Teile durch die betreffenden Bögen ersetzen dürfen. Sei also $\alpha = n\delta$; — je gröfser wir n und je kleiner wir δ nehmen, ein desto richtigeres Resultat eralten wir. —



Dann können wir den zum Winkel δ gehörigen Bogen B_{01} als schiefe Ebene betrachten. Für dieselbe ist die Endgeschwindigkeit $v_1 = \sqrt{2 A_{01}}$ und sie wird in einer Zeit t_1 zurückgelegt, für welche ist:

$$B_{01} = \frac{0 + v_1}{2} \cdot t_1 \quad \text{also} \quad t_1 = \frac{2 B_{01}}{v_1}$$

Ebenso folgt nach Zurücklegung des Bogens B_{12}:

$$v_2 = \sqrt{2 A_{12}} \qquad B_{12} = \frac{v_1 + v_2}{2} t_2 \quad \text{also}$$

$$t_2 = \frac{2 B_{12}}{v_1 + v_2} = \frac{2 B_{12}}{\sqrt{2 A_{01}} + \sqrt{2 A_{12}}}.$$

Daher ist die halbe Schwingungszeit t des Pendels:

$$t = c = (t_1 + t_2 \ldots\ldots + t_n)$$

$$= 2\delta \left\{ \frac{1}{\sqrt{2 A_{01}}} + \frac{1}{\sqrt{2 A_{01}} + \sqrt{2 A_{02}}} \ldots\ldots\ldots + \frac{1}{\sqrt{2 A_{0n-1}} + \sqrt{2 A_{0n}}} \right\}$$

Ferner ist
$$\begin{aligned} A_{0p} &= CA_p - CA_0 \\ &= \cos(n-p)\delta - \cos p\delta \\ &= 2\sin\left(n-\frac{p}{2}\right)\delta\,\sin\frac{p}{2}\delta \\ &= \frac{1}{2}(2n-p).p.\delta^2 \end{aligned}$$

für genügend kleine Winkel. Dadurch wird:

$$\frac{1}{2}c = \frac{1}{\sqrt{(2n-1).1}} + \frac{1}{\sqrt{(2n-1).1}+\sqrt{(2n-2).2}} \cdots\cdots\cdots + \frac{1}{\sqrt{(n+1)(n-1)}+\sqrt{n^2}}$$

Macht man die Nenner dieser Glieder rational, so erhält man als p^{tes} Glied s_p der Reihe:

$$s_p = \frac{\sqrt{(2n-p).p} - \sqrt{(2n-p+1)(p-1)}}{2(n-p)+1}$$

Daraus folgt:

$$s_{p+1} = \frac{\sqrt{(2n-p-1).(p+1)} - \sqrt{(2n-p).p}}{2(n-p)-1}$$

Zwei solche Nachbarglieder haben je ein gemeinsames Wurzelglied im Zähler; durch Vereinigung derselben erhält man:

$$\begin{aligned} & s_p + s_{p+1} \\ &= \cdots\cdots\cdots + \sqrt{(2n-p).p} \times \left\{\frac{1}{2(n-p)+1} - \frac{1}{2(n-p)-1}\right\} \\ &= \cdots\cdots\ - \frac{2\sqrt{(2n-p).p}}{4(n-p)^2-1} \end{aligned}$$

Führt man diese Vereinigung bei allen Gliedern aus, so bleibt nur vom letzten Gliede die $\sqrt{n^2}$ als positives Glied übrig, so dafs man erhält:

$$\frac{1}{2}c = n - 2.\sum_{p=1}^{p=n-1}\frac{\sqrt{(2n-p).p}}{4(n-p)^2-1},$$ oder, wenn man $n-p=q$ setzt,

$$= n - 2.\sum_{q=1}^{q=n-1}\frac{\sqrt{n^2-q^2}}{4q^2-1}$$

Wählt man z. B. n = 8, so wird

$$\frac{1}{4}c = 4 - \left(\frac{\sqrt{15 \cdot 1}}{195} + \frac{\sqrt{14 \cdot 2}}{143} + \frac{\sqrt{13 \cdot 3}}{99} + \frac{\sqrt{12 \cdot 4}}{63} + \frac{\sqrt{11 \cdot 5}}{35} + \frac{\sqrt{10 \cdot 6}}{15} + \frac{\sqrt{9 \cdot 7}}{3}\right)$$

Dadurch erhält man c = 1,5864 während $\frac{\pi}{2} = 1,5708$ ist.

Bei dieser Darstellung kommt auch das Gesetz der Unabhängigkeit der Schwingungsdauer vom Ausschlagwinkel von selbst zur Geltung, welches bei Benützung der Sinuse verborgen bleibt; jedoch geben letztere bei gleicher Gliederanzahl die dritte Dezimale um eine Einheit genauer. — Für die Analysis folgt:

$$\lim_{n=\infty}\left\{\frac{n}{2} - \sum_{p=1}^{p=n-1}\frac{\sqrt{n^2 - p^2}}{4p^2 - 1}\right\} = \frac{\pi}{8}$$

Neuburg a. D. Dr. A. Schmitz.

II. Abteilung.

Recensionen.

O. Weissenfels: Horaz. Seine Bedeutung für das Unterrichtsziel des Gymnasiums und die Principien seiner Schulerklärung. Berlin. Weidmann 1885.

Man braucht nur wenige Seiten des vorliegenden Buches gelesen zu haben, um den Eindruck zu gewinnen, dafs man es mit dem litterarischen Produkt eines geistreichen Mannes, eines tiefen Denkers, eines selbständigen Gelehrten, eines erfahrenen Schulmanns zu thun habe, welches ernste Prüfung beanspruchen darf. So sehr wir aber die meisterhafte Form der Darstellung, welche hier und da wahrhaft klassische Sätze zu Tage fördert, anerkennen, so sehr wir auch an vielen Stellen von der Ausgereiftheit des Urteils gefesselt werden, so wenig vermögen wir doch dem Resultate des Buches im Ganzen beizupflichten. Dieses Werk eines philologischen Meisters scheint uns kein unvergängliches Meisterwerk auf dem Gebiete des Horaz — weil der Verf. allzu subjektiv vorgeht, weil er den Oden des Dichters nicht dieselbe verständnisvolle Liebe entgegengebracht hat, wie den Satiren und Episteln. Wenn Bücher, wie das meinige, welche im Wesentlichen nur die Oden berücksichtigten, für das richtige Verständnis des Dichters notwendig einseitig und nicht ausreichend erscheinen mufsten, so kann das vorliegende Buch noch viel weniger genügen, da die Oden geradezu stiefmütterlich behandelt werden. Durch diese aber hat nun einmal Horaz die Unsterblichkeit erworben, und wenn wir heutzutage auch für seine Episteln Raum in unserem Herzen haben, so ist es doch nur, weil er durch seine Oden unser Interesse schon gefesselt hatte. Die Oden haben dem Horaz in der Litteraturgeschichte eine solche Stellung

zugewiesen, dafs sie vor allem gewürdigt werden müssen. Unsere Beantwortung der Fragen nach der Bedeutung des Horaz für das Unterrichtsziel des Gymnasiums und nach den Principien seiner Schulerklärung wird daher nicht mit der von W. gegebenen ganz übereinstimmen. Darin allerdings hat er Recht, wenn er als Ziel hinstellt S. IX: die menschliche und dichterische Individualität des H. scharf zu erfassen; er geht aber zu weit, wenn er denselben auch als den Hauptrepräsentanten antiker Denk- und Empfindungsweise verstehen lehren will. Es ist meiner Meinung nach nicht richtig, dafs sich in H. alle Hauptstrahlen des Altertums sammeln, dafs er gerade wegen dieses reflektierenden, sammelnden Charakters, der ihn verhindert hat, ein reiner Lyriker zu sein, vor allem berufen sei, der Jugend vorgeführt zu werden. H. steht unter allen Schulschriftstellern der Zeit nach mit am spätesten, er steht an der Scheide zweier Weltanschauungen; und wenn er auch die zweite nicht mehr ganz kennen gelernt und verarbeitet hat, so war doch die erste zu seiner Zeit schon zu sehr zersetzt, zu sehr für die zweite vorbereitet, als dafs man ihn einen Hauptrepräsentanten antiker Denk- und Empfindungsweise nennen darf. Eben der Umstand, dafs er unter den antiken Dichtern den modernen Empfindungen am nächsten steht, hat ihm die Gunst unseres Jahrhunderts und der früheren eingetragen. Männer wie Sophokles, Demosthenes, Cicero und Vergil sind um vieles mehr Hauptrepräsentanten antiken Denkens zu nennen; und wenn es wahr ist, was W. selbst sagt, dafs H. ohne alle Aufdringlichkeit über die Tendenzen seines antiken Wesens reflektiere, so kann er das doch nur, weil er noch etwas anderes in sich oder aufser sich kennt, welches im Gegensatz zu jenem steht. W. sagt S. 12: 'H. ist ein Kind des wahren Altertums, von echt natürlicher Sinnlichkeit und zugleich reich an Keimen edlerer Weisheit, nicht aber ein Kind jenes sinkenden Altertums, welches die schöne Harmonie sinnlicher und geistiger Kräfte verloren hatte'. Darin ist Wahres mit Falschem gemischt. Man vergleiche die Ausbrüche der Sinnlichkeit bei Horaz, man bedenke, dafs er von keiner Andeutung der Unsittlichkeit, mag ihre Schilderung auch oft conventionelle Form gewesen sein, zurückbebt, man lese die Schlufsstrophe von III, 6 mit ihrer tiefen Klage: man wird dann nicht umhin können zuzugeben, dafs der Dichter ein Kind seiner Zeit war, und zwar in höherem Grade, als W. meint, der S. 15 sagt, dafs H. ein Kind seiner Zeit gewesen sei, nur insofern als er dem Sehnen der Besseren, welche die Physiognomie eines Jahrhundert bilden, einen idealen Ausdruck gegeben hat. Aber diese Ansicht W.'s hängt mit einer anderen zusammen, der ich nicht beipflichten möchte. 'Für das öffentliche Leben und das politische Handeln, sagt W. S. 14, war H. nicht gemacht, sodafs er ohne Mühe sich in die politische Stille seiner Zeit finden und ohne Schmerz entbehren konnte, was seinem Jahrhundert versagt war'. Wie verstehe ich nun aber I, 14, 16 u. 17: nuper sollicitum quae mihi taedium, nunc desiderium curaque non le uis? Warum klagt der Dichter so oft über die Sünden des Bürgerkriegs, über das vergossene Bruderblut? Warum schrieb er der Zahl nach so viele politische Lieder? Warum ist der Dichter schon in der Jugend so oft lebensmüde und betrübt? Woher die häufige Aufforderung, die curas edaces mit Wein wegzuspülen? Warum sind die Töne so ernst, mit denen er eine Regeneration des Vaterlandes anstrebt? Warum ertönt das Lob des Augustus doch verhältnismäfsig selten in den frühesten Büchern? Wenn man dem Horaz rege Teilnahme für das Geschick seines Vaterlandes abspricht, wenn man ihn für gleichgiltig gegenüber dem Schicksal seines Staates ausgiebt, wenn man hinter seiner Aufforderung zum Lebensgenufs nicht die tiefe Betrübnis über ein zur Unthätigkeit und Resignation verdammtes Leben

sieht, dann ist er allerdings, wie W. auch annimmt, in den politischen Oden ein 'frostiger Rhetor', dann ist er als Mensch nicht mehr so achtbar, dann ist er mit seiner Aufforderung zum fröhlichen Lebensgenufs seicht und flach. Es ist mir nicht wunderbar, wenn W. bei solchen Ansichten meint, dafs es sich mehr empfehlen würde, das Hauptgewicht auf die Sermonen zu legen, wenn der Schüler sonst noch Gelegenheit hätte, die antike Lyrik kennen zu lernen, dafs vor Allem die Wein- und Liebesoden zur Lektüre zu wählen seien, während man die öffentlichen Oden des Horaz entbehren könne, ohne dafs irgend ein wesentlicher Zug im Wesen des Horaz fehlen würde.' W. will, um Einiges zu erwähnen, überschlagen: I, 2 ('weit hergeholt, aufgebauscht'). I, 12 ('zeigt nicht das natürliche Antlitz des Dichters', „wir können hier nichts besseres zum Lobe des Dichters sagen, als dafs er die Tracht des offiziellen Dichters nur ungern angelegt hat'). I, 15. II, 1. 15. 18. 19. 20. ('Mangel an innerer Wahrheit'.) III, 1—6 (prahlerische Römergröfse; dagegen sei sehr schön III, 6, 1—8 und III, 7). III, 11. 14. 25. (unwahr). IV, 6. 14. 15. (als politischen Dichter kann der Schüler den Horaz ausreichend allein aus dem 4. Buche, besonders aus IV, 2, kennen lernen.) Wer diese Ansichten liest und prüft, wird zu der Annahme geführt werden, dafs die Voraussetzungen falsch sind, auf denen sie beruhen. War H. allerdings kein Politiker, entbehrte er wirklich ohne Schmerz — dann sind allerdings alle jene Gedichte unwahr. Es ist interessant, wie W. mit Bobrik übereinstimmt. Beide argumentieren mit subjektiven Gefühlen, beide finden gerade die langen Gedichte matt, beide wollen lieber die gröfsere Hälfte der Produkte unseres Dichters aufgeben oder ungelesen lassen oder ändern, als dafs sie ihr Urteil den bestehenden Thatsachen anpassen. Was ist doch das für ein Widerspruch bei W.; 'H. ist ein Kind des wahren Altertums' und später: 'er war für das öffentliche Leben nicht gemacht; er schreibt mit hohler Würde, gemacht, geschraubt u. s. w.' Es wäre mir unlieb, wenn W. mich zu jenen 'falschen Aposteln der Aesthetik' rechnen wollte, 'denen der höchste Zweck unseres Daseins scheint, zu politisieren und politische Geschichte zu schaffen', oder zu jenen verzopften Lehrern, denen erst wohl wird, wenn sie zu einer langen Ode kommen, in der sich viele Anmerkungen machen lassen: ich gebe auch ohne Weiteres zu, dafs für uns Moderne die kleinen Lieder des H. aesthetisch schöner, geniefsbarer scheinen — und dennoch würde ich ein schweres Unrecht zu begehen glauben, wenn ich den Schülern jene grofsen politischen Oden vorenthielte, in denen der Dichter seine grofse Kunst zeigt, gröfsere Gedankenreihen übersichtlich zu ordnen, den einfachen Gedanken dichterisch zu verklären, über die kleinlichen Dinge des Lebens zum Allgemeinen und Notwendigen vorzudringen, in dem Wirrwarr der Ereignisse die Wahrheit der Idee zu erkennen. W. will, wie schon oben bemerkt ist, H. als den Hauptrepräsentanten antiken Denkens vorführen: wenn er aber den Schülern die chorische Lyrik, Pindars Eigenart, gnomische Poesie klar machen, wenn er den Horaz als einen doctus poeta zeigen will: wie kann er sich da mit den grofsen Gedichten des 4. Buches, von denen auch das 4. nicht einmal Gnade findet, begnügen? Und ferner: Wir achten es an den Alten so hoch, dafs sie all ihr Denken und Empfinden in Verbindung zu dem Staate setzten, dafs sie nicht blos Menschen, sondern auch Bürger waren, wir wissen, das H.s Vorbild Alcäus zumeist und vor allem στασιωτικά geschrieben hat: dann thuen wir doch gewifs der Achtung vor dem Charakter des Horaz Schaden, wenn wir unseren Schülern die politischen Gedichte, welche er in jener Weise gedichtet hat, vorenthielten. Es ist nicht wahr, dafs 'H. von der politischen Seite aus betrachtet, am wenigsten Ertrag für die Bildung unserer Jugend

bildet.' Sie wird stets gerne das Pathos bewundern, mit dem der Dichter als echter Römer sich als uates und musarum sacerdos an Roms Jugend wendet, sie wird es mit Interesse begreifen, wie der Dichter sich durchringt zur Anerkennung der Kaiserherrschaft, sie wird nachfühlen, dafs Augustus trotz seiner Schwächen wohl verdiente, in den Sehnsuchtslauten des 5. Gedichtes des 4. Buches gepriesen zu werden. Ich habe immer als Lehrer — oft nicht ohne eigenes Befremden — gefunden, dafs die Jugend gerade für die grofse Ode, den Dithyrambus, den Hymnus sehr empfänglich war, für das kleine Lied aber, das sich doch immer nur wenig über das gewöhnliche Leben erhebt, weniger dauerndes Interesse zeigte, dafs es viel leichter und dankbarer war, die Schüler zu lehren, wie es der Dichter versteht, durch seine majestätische Sprache, durch seine Anwendung der Mythologie, durch Rhythmus der Anordnung, durch Verallgemeinerung zur Idee das Gewöhnliche zu adeln, als sie dahin zu bringen, dafs sie das feine Lächeln des Dichters beobachte, den Humor durchfühle und die Kunst, mit wenigen Worten dem Ganzen eine andere, ungeahnte Wendung zu geben. Es ist aber auch nicht richtig, dafs jene langen Oden matt seien, dafs die politischen und militärischen Ereignisse des Augustus nicht im Stande gewesen wären, poetische Begeisterung zu erwecken. Wer dem grausigen Übel der Bürgerkriege ein Ende gemacht hat, bietet einem Dichter eine dankbare Seite, ausreichenden Stoff; mufs doch auch W. zugeben S. 42, dafs 'das Talent des Dichters Dehnbarkeit und Gefälligkeit genug besafs, um ihm auch bei Behandlung der grofsen Stoffe den Dienst nicht zu versagen.' Nein! Man soll nicht das Eine thun und das Andere lassen. Die Jugend soll allerdings auch Horazens Liebespoesie, den holden, anmutigen Leichtsinn des wahren Altertums, soll auch seine Weinlieder mit ihrer philosophischen Seele kennen lernen, sie mufs aber vor allem nicht blos naschen von den grofsen Oden des Dichters, in denen er selbst um den dichterischen Ausdruck einer grofsen Idee ringt, in denen er grofse Vorbilder zu erreichen sucht, sondern sie mufs sie durchkosten und ihre Hauptsätze sich dauernd zu eigen machen. Ich behaupte gegen W., dafs das geistige Leben sich dennoch, wenn es gesund bleiben soll, im Kielwasser des politischen Lebens bewegen mufs, dafs auch Horazens Dichtung durch die Thaten des Augustus und die Umgestaltung des Reiches wesentlich beeinflufst und gehoben ist. — Die Epodenzeit nennt W. mit Recht eine Periode des Tastens. Es ist wenig Fertiges in ihnen: frische Farben, gute Ansätze, Mafslosigkeit des Urteils, Mangel an Einheit. Für die Charakteristik des Dichters sind sie nicht zu entbehren, für die Lektüre fast ganz (nur nicht 2, 9, 12). — Viel Richtiges und Schönes kann man über die Sermonen bei W. lesen. Es ist gewifs ein Irrtum zu glauben, dafs die Sermonen das Gespräch der gebildeten Römer mit der Treue eines Spiegels wiedergäben; selbst in der Sprache sind sie das vergeistigte Abbild des Gespräches. Mufs ich ferner auch zugeben, dafs 'uns aus dem Freundeskreise und dem der Feinde des H. kaum ein mit greifbarer Klarheit gezeichnetes Gesicht entgegentritt' S. 73, so geht mir W. doch zu weit, wenn er meint, dafs die Widmungen nur Huldigungen der Freundschaft seien. Der bekannte Satz aus der Aesthetik, dafs jedes reife Kunstwerk den Schlüssel zu seinem Verständnis in sich trage, ist meiner Meinung nach doch mit Vorsicht zu gebrauchen. Erstens ist nicht jedes Gedicht des H. ein 'reifes' Kunstwerk, zweitens kann ein solches in seiner Zeit wohl des Schlüssels entbehren, nicht aber in einem weit späteren, wo Lebens- und Empfindungsformen ganz andere geworden sind. Selbst klassische Werke einer erst jüngst vergangenen Periode können nicht ganz der Erläuterung entbehren; jener oft allerdings zu weit gehenden Detailforschung unserer Zeit danken wir das Verständnis mancher seiner

Vorzüge, die ohne diese nicht zum Bewufstsein gekommen wären. Auch klassische Werke unserer Zeit wurzeln in den Anschauungen ihrer Schaffensperiode, und ihr Künstler ist Mensch genug, um auch persönlichen Empfindungen Menschen und Sachen gegenüber Ausdruck zu geben. Nun ist es aber von den alten Dichtern geradezu bekannt, dafs sie gegenseitig in feiner Weise auf sich hinwiesen, dafs sie einen Effekt beabsichtigten, indem sie auf bekannte Zeitgenossen hindeuteten. Wie will man I, 7 oder I, 28 aus sich heraus erklären, wie kann man I, 3 genügend verstehen, ohne an Vergils Schaffen und an seine Persönlichkeit zu erinnern, wie bekommt II, 20 eine andere Bedeutung, wenn man an die bekannten Verse des Maecenas denkt? Ist I, 6 nicht erst durch seine Bezüge auf die litterarische Produktion jener Zeit recht erklärbar? Auch W. mufs später zugeben, dafs H. oft mehr als ihm selbst bewufst war, aus der Eigentümlichkeit seiner Lage und seiner Zeit und aus den Verhältnissen seiner Freunde als bekannt voraussetzt. Den poetischen Grundgedanken wird man ja stets aus dem Gedichte selbst herausfinden können und müssen — aber die Schale des Kerns ist doch oft auch ihrer Schönheit wegen der Betrachtung wert. Dennoch verlangt W. mit Recht für die Erklärung in der Schule: den grofsen Sinn des Ganzen dem Schüler zu enthüllen und das Einzelne im richtigen Verhältnis zu diesem Hauptzweck zu behandeln: nur möchte ich dieses Einzelne (die historischen Bezüge, die personae Horatianae, die mythologischen Punkte) doch etwas höher stellen, als W. es thut, der vor der Gründlichkeit allzusehr warnt und in dem Streben, den Geist des Altertums in den Seelen unserer Jugend lebendig zu machen, vergifst, dafs der Körper des Altertums von diesem meist unzertrennlich ist. Eine wesentlich aesthetische Erklärung auf der Schule birgt grofse Gefahren in sich. Wenn sie nicht zu einem blofsen Gerede werden, wenn sie nicht wie Zuckerwaare den Appetit der Schüler verringern soll, dann darf sie nicht allzu vordringlich sein, dann mufs sich in dem Schüler mehr aus dem von dem Lehrer beigebrachten Material heraus die Erkenntnis der heiter-ernsten Weisheit des Dichters und dessen durch Selbsterziehung veredelter Charakter ergeben. W. hat Recht, wenn er verlangt, dafs man den Dichter zu Worte kommen lasse und ihn nicht unter Noten erdrücke; aber es ist doch auch berechtigt, durch mafshaltende Erklärung des Äufserlichen dem Schüler den Ausblick auf des Dichters Inneres, auf die Seele des Liedes zu erleichtern oder zu ermöglichen. — In der Beschreibung des Lebens des H. habe ich nicht viel Neues gefunden. Die bekannte Stelle mit der paupertas audax erklärt er S. 86: 'Was hindert uns anzunehmen, dafs H. durch Leistungen auf dem Gebiete der Dichtkunst, wie so viele Andere, die Augen eines reichen Gönners auf sich zu ziehen hoffte?' In der Charakteristik des Maecenas hat mich der Satz wunder genommen S. 94: 'Gemeinsam war ihm mit Horaz, dafs er Wahrheit und Natürlichkeit zu schätzen wufste.' Nach dem, was wir sonst von der Person des Maecenas und seinen litterarischen Versuchen wissen, möchte ich dies bezweifeln. Auch folgendes Urteil über Horaz: 'Was d. H. vor Allem befähigte, ein für viele Generationen ebenso genufsreicher als lehrreicher Schriftsteller zu werden, war die Natürlichkeit seiner Empfindungsweise', stimmt doch nur, wenn man mit W. an die kleinen Lieder des Horaz besonders denkt. Da aber auch die Oden von ihm herrühren und mehr auf die folgende Zeit in Form und Inhalt gewirkt haben als jene, da in den Oden weniger die Natürlichkeit der Empfindung, als ihr begeisterter, angemessener, hoheitsvoller Ausdruck in die Erscheinung tritt, so will mir die Bezeichnung nicht genügen. Dagegen unterschreibe ich fast alles, was W. über die Stoffe der lyrischen Poesie, Natur, Liebe, Wein sagt. Sind es auch meistens bekannte

Gedanken, so erfreuen sie doch durch prägnante Form, durch neue Nuancierungen. Ich führe folgende Sätze an S. 109: 'So viel er auch von Liebe gesungen hat, hat er sie doch immer nur im Lichte harmloser Schönheit gezeigt, nie in ihrer orkanartigen Wut.' S. 113 'Doch nicht blos als das Recht der Jugend betrachtet er die Liebe, sondern als eine Pflicht, als eine heilige, religiöse Pflicht,' S. 143. 'Als ein echter Sohn des Altertums (?) besafs er auch nicht jenes moderne Verständnis für die Poesie des Todes: Seine Lieder atmen Lebenswonne.' S. 143. — 'aeterna consilia II, 11 sind 'weit aussehende irdische Pläne, keine hamletischen Gedanken.' — Zu beachtenswerten Resultaten kommt W. bei Behandlung der Frage nach dem Verhältnis unseres Dichters zu Plautus und seinen anderen älteren Römischen Dichterkollegen. 'Horaz und die anderen Dichter seiner Zeit hatten sich nur die Herzen der Jugend gewinnen können,' 'Der echt römische Sinn freute sich des römischen Geistes jener (der alten) Poesie und trug nach der eigentlichen Kunst, die für etwas Ausländisches galt, gar kein Verlangen.' S. 163. 'In demselben Verhältnis wie Lucilius zur alten attischen Komödie, steht H. zur neueren attischen Komödie des Menander. Was sie jedoch unterscheidet, ist dieses, dafs H. nicht die ruhige, gleichmäfsige Milde besitzt, welche die Fragmente Menanders kennzeichnet, sondern gelegentlich vor lustig karikierenden Ausmalungen nicht zurückschreckt.' S. 169. — Sehr ausführlich ist der Verfasser bei Behandlung der epistula ad Pisones, über die er schon früher seine Urteile publiciert hat. Wir können über diese Ansichten mit gröfserer Kürze berichten, weil sich bei Besprechung der neuerdings von Faltin über die ars poetica erschienenen Schrift geeignetere Gelegenheit findet, die Ansichten des Gelehrten zu besprechen. W. sieht die ganze Epistel an als eine Reaktion gegen die einseitige Verherrlichung pseudogenialer Natürlichkeit; über die Abwesenheit des lucidus ordo will er sich leicht trösten, hatte doch die 'Wissenschaft bei den Alten noch nicht den illiberalen Beigeschmack oder und eitler Schulpedanterie.' S. 186. Er nimmt den Dichter in Schutz gegen die Unterstellung, als wolle er den nationalen Geist und die nationalen Stoffe aus der römischen Litteratur entfernen — er habe es nur mit nationaler Geschmacklosigkeit zu thun. H. würde in betreff des Zweckes der Poesie den Worten Ovids beigestimmt haben: ingenuas didicisse fideliter artes emollit mentes nec sinit esse feras ebenso wie er die Schillersche Definition: 'der Begriff der Poesie sei kein anderer, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben' freudig gebilligt haben würde, da eine Poesie ohne psychologische Wahrheit dem Horaz als nichtig erschienen sei. Ich persönlich kann allerdings nicht sehen, in welchen Stellen H. sich zu der Höhe der Schillerschen Definition wirklich emporgeschwungen hätte oder auch nur wie er sich dazu hätte emporschwingen können.

Wer das Buch durchgelesen hat, sieht, dafs der Zorn dem Verfasser die Feder führt und den Stil schön färbt und leidenschaftlich bewegt, der Zorn über die geistlosen Menschen, welche mit Lesarten der Handschriften, mit dem Ballast gelehrter Noten, mit greisenhaftem Hochmut, der das schöne kleine Lied aus dem Leben nicht achtet, die Blume der Horazischen Poesie zertreten und die Schüler nicht zum Genusse und zur Erkenntnis der Seele des Gedichtes und des Dichters kommen lassen, der Zorn ferner über die allzu prüden Lehrer, die 'zwischen Sinnlichkeit und Lascivität nicht zu scheiden wissen, die sich einreden, sie könnten trotz unserer heutigen Kultur unseren Jünglingen einige Jahre absoluter Unschuld zusetzen.' Wir werden dem geistvollen Verfasser zugeben, dafs dieser sein Zorn ein heiliger ist. Doch hat ihn die Hitze des Kampfes wohl etwas zu weit geführt.

Hirschberg (Schlesien). Emil Rosenberg.

H. Menge, Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik, ein Lernbuch für Studierende und vorgeschrittene Schüler, zugleich ein praktisches Repertorium für Lehrer. Fünfte vollständig umgearbeitete Auflage. 1. Hälfte 117 S., 2. Hälfte 389 S. Wolfenbüttel, Druck und Verlag von J. Zwifsler, 1885.

Das bekannte und schnell beliebt gewordene Repetitorium von Menge zeigt sich in dieser 5. Aufl. in einer wesentlich verschiedenen Gestalt von seinen Vorläufern. Mit Recht erkannte der V., dafs sein Buch schon von der 1. Aufl. an eine für den gröfsten Teil unserer Schüler zu bedeutende Fülle grammatischen und in noch höherem Grade stilistischen Materials enthalte und hatte sich deshalb bei dieser neuen Auflage die doppelte Aufgabe gestellt, „einmal ein speziell für die Bedürfnisse der überwiegenden Zahl von Schülern der oberen Klassen berechnetes, gewissermafsen elementares Repetitorium der lateinischen Grammatik im genauen Anschlufs an das Lehrbuch von Ellendt-Seyffert neu zu schaffen; sodann aber das frühere Buch so auszuarbeiten, dafs es den höhergehenden Wünschen selbstthätiger Schüler als ein willkommenes Lernbuch, daneben den praktischen Zwecken der Lehrer als ein zuverlässiges Repertorium in noch besserer Weise als früher dienen könne." Das erstere Buch, Materialien zur Repetition der lateinischen Grammatik, hat bereits in diesen Blättern S. 595 des XXI. Jahrgangs eine kurze, lobende Besprechung erfahren; dem anderen will ich an dieser Stelle auch in seiner neuen Gestalt (vgl. meine Anzeige der vierten Aufl. in der Philol. Rundschau 1882 S. 411—414) einige empfehlende Worte mit auf den Weg geben. Ref. hat das Repetitorium von Menge mehrere Jahre hindurch den seiner Leitung anvertrauten Stilübungen in der Prima zu grunde gelegt und dasselbe als ein wahrhaft zuverlässiges, fast nie im stiche lassendes Hilfsmittel beim Unterrichte erprobt. In der Neubearbeitung hat es der V. sich vor allem angelegen sein lassen, den Stoff übersichtlicher zu gruppieren und Zusammengehöriges, das früher an verschiedenen Stellen behandelt erschien, nunmehr an einem Orte zusammenzufassen. Aber auch im einzelnen läfst sich überall die bessernde und möglichste Vollkommenheit erstrebende Hand erkennen. Ref. hat es gefreut, wahrzunehmen, dafs die an der vierten Aufl. gemachten Ausstellungen vom V. in der neuen Aufl. Berücksichtigung erfuhren, und erlaubt sich deswegen ihn noch auf einige andere übersehene Mängel aufmerksam zu machen: Nr. 18, Satz 4 sind die Worte ‚wie ich gerne zugestehe' nicht übersetzt; S. 46, Z. 2 v. u. steht noch obliviscere statt oblivisci; Nr. 90 S. 2 würde ich nach der N. 87 gegebenen Regel omnia übersetzen; N. 99, S. 3 steht noch commodo esse, obwohl oben N. 66 diese nicht zu belegende Verbindung jetzt mit Recht gestrichen ist; N. 137 halte ich den zwischen propter und ob gemachten Unterschied für überflüssig, nachdem Wölfflin Archiv f. Lexikogr. I S. 165 nachgewiesen, dafs ein solcher für die gesamte Latinität nicht durchzuführen sei; N. 165 fehlt in der latein. Übersetzung Satz 8; N. 298, S. 1 fehlt in der Übersetzung ‚klug berechnet' und in S. 8 ‚schnell'; N. 403 Anm. 2 citiert M. als letzten Satz videmusne, ut pueri ne verberibus quidem a contemplandis rebus retineantur. Dieser Satz ist Cic. Fin. V § 48 entnommen, aber dort heifst es deterreantur; jedenfalls läfst sich die willkürliche Änderung M'. durch nichts rechtfertigen. M. hat auch an anderen Stellen in dieser Weise Klassikercitate geändert und nicht mit Unrecht wurde dies von anderer Seite bereits getadelt. — Doch wir wollen nicht mit Tadel schliefsen, sondern wiederholen gerne am Schlusse das schon oben gezollte Lob des Buches, das sich auch durch gute Ausstattung und korrekten Druck auszeichnet.

München. G. Landgraf.

Lateinisches Elementarbuch, bearbeitet von Dr. P. Wesener Erster Teil (Sexta). Nebst einem systematisch geordneten Vokabularium. 3. Aufl. Leipz. Teubner. 1886. S. 114.

Die 3. Auflage dieses Elementarbuches, welches in gleich vielen lateinischen und deutschen Kapiteln hinreichenden Übungsstoff nahezu über die gesamte regelmäfsige Formenlehre bietet, läfst überall die verbessernde Hand des Verf. erkennen. Seltene und unklassische Wörter sind gestrichen, in der 3. Deklination mehrere praktische Umstellungen gemacht und die Beispiele mit dem selten vorkommenden und daher für Anfänger leicht entbehrlichen Imperativ Pass. weggelassen. Die Kapitel bestehen (mit Ausnahme der 22 lateinischen Fabeln am Schlusse) nur aus Einzelsätzen, die durch ihre klare und einfache Form für diese Altersstufe sehr geeignet sind. Ich würde es indes für einen Vorteil des Buches halten, wenn nach jedem gröfseren Abschnitte oder am Schlusse sämtlicher Übungen eine entsprechende Anzahl von zusammenhängenden Übungsstücken über alle vorher eingeübten Regeln geboten würde. Eigentümlich ist dem Buche, dafs der Verf. zur anfänglichen Einübung des Verbums nicht die erste Konjugation, sondern die zweite gewählt hat, weil hier in der 1. Pers. Sing. Präs. keine Kontraktion des Stammvokals mit der Endung stattfindet, sondern der Stamm in allen Formen dem Schüler deutlich erkennbar ist; dagegen läfst sich wohl schwerlich etwas einwenden. Der wesentlichste Vorzug des Buches liegt in der richtigen Auswahl der Vokabeln — es sind deren 1100 —, in der planmäfsigen allmählig fortschreitenden Verarbeitung derselben in den Übungsbeispielen, ohne dafs der Schüler durch allzu fernliegende Wörter in der Übersetzung aufgehalten wird, wie es leider in anderen Übungsbüchern zu sehr der Fall ist. So anerkennenswert auch im allg. die methodischen Grundsätze sind, nach denen das Buch gearbeitet ist, so ist es doch für unsere erste Lateinklasse nicht zu empfehlen, weil es zu viel grammatischen Stoff, besonders beim Pronomen und Verbum bietet.

H. Busch, lateinisches Übungsbuch für Quarta. 2. umgearbeitete und vermehrte Aufl. von Dr. W. Fries, Rektor der lat. Hauptschule zu Halle. Berlin. Weidmann. 1886. S. IX. und 152. ℳ 1,80.

Das Buch, welches schon bei seinem ersten Erscheinen wegen unzweifelhafter Vorzüge eine günstige Aufnahme gefunden, hat in der neuen von Fries besorgten Auflage nicht unwesentliche Veränderungen erfahren, die im ganzen als anerkennenswerte Verbesserungen zu bezeichnen sind. Der grammatische Stoff ist vielfach, besonders beim Ablativ vermehrt, viele einzelne auf die Lektüre des Nepos bezügliche Sätze sind umgestellt, wodurch der Schüler ein klareres Bild vom Leben der einzelnen Feldherrn gewinnt. Auch der deutsche Ausdruck hat eine korrektere Gestaltung erhalten; indes fehlt es auch in der jetzigen Form nicht an Stellen, die einer Verbesserung wohl bedürftig sind. So z. B. liest man S. 12: „Thespienser;“ man sagt aber Thespier, vgl. Athener; S. 14: „Du und deine Genossen drohen einem jeden von uns den Tod“; S. 15: „Die Hermensäulen herabstürzen“; S. 32: „den Reichen ziemt es denen, denen es an Geld fehlt, zu helfen“; S. 105: „überall heftete er seinen Geist auf das Studium der Philosophie“; S. 107: „nach Überlieferung der Waffen“ u. dgl. Die grammatisch stilistischen Regeln und die Phrasen sind in wohlgeordneter Zusammenstellung in den Anhang verwiesen. Bietet diese übersichtliche Darstellung auch manche Vorteile, so ist andererseits

die praktische Anwendung mit einigen Schwierigkeiten verbunden denn die Citate der Regeln sind zu ungenau, und das Memorieren der Redensarten vor Beginn der schriftlichen Übungen ist keine angenehme Aufgabe für Lehrer und Schüler. Im allgemeinen zeichnet sich das Buch durch zweckmäfsige Anordnung und Verteilung des Stoffes, durch geschickte und instruktive Bearbeitung der einzelnen Beispiele und zusammenhängenden Stücke und durch mafsvolle Anforderungen aus, und es wäre auch zum Schulgebrauch in der 3. Lateinklasse bei uns zu empfehlen, wenn nicht die vielen im ersten Abschnitte behandelten und bei der Kasuslehre sehr häufig zur Anwendung gebrachten syntaktischen Regeln mit unserer Schulordnung im Widerspruch stünden.

München. Dr. J. Haas.

Goldbacher, Dr. Alois, o. ö. Prof. an der Universität Graz. Lateinische Grammatik für Schulen. Zweite gekürzte und verbesserte Auflage. Wien 1886. Schworella u. Heick. gr. 8. VII u. 284 S. geb. 1 fl. 50 kr.

Der Verfasser ist in dieser Grammatik insoferne eigenartig verfahren, als er in derselben den Versuch gemacht hat, ähnlich wie Curtius es im Griechischen gethan, so auch im lateinischen Unterrichte die gesicherten Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft nach Möglichkeit zu verwerten. Namentlich, was die Deklinationslehre betrifft, ist uns hier meines Wissens zum ersten Male eine Schulgrammatik dargeboten, welche streng systematisch auf Grund der modernen Sprachforschung gliedert. Diese Absicht erscheint auf den ersten Blick verdienstlich, ja man könnte sich füglich wundern, dafs man trotz der im ganzen und grofsen sicheren Grundlage, auf welche die Formenlehre schon seit geraumer Zeit gestellt ist, z. B. noch immer nach altem Stile von 5 Deklinationen spricht, anstatt nach dem Stammauslaut eine a-, e-, i-, o-, u- und konsonantische Deklination aufzustellen. Doch das hat seine guten Gründe; denn „grau ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum.“ Die erste Forderung lautet für die Schule: Alles zu Lernende soll leicht fafslich, klar und übersichtlich dargestellt werden. Dieser Satz gilt bei allem Unterricht, besonders aber für den Anfangsunterricht im Lateinischen. Jeder, der schon einmal in der untersten Lateinklasse unterrichtet hat, weifs, wie selbst das scheinbar Einfache vielen Schülern fast unüberwindliche Schwierigkeiten macht.

Nun scheint zwar auch G. auf diesem Standpunkte zu stehen, da er im Vorwort zur ersten Auflage es als sein Bestreben bezeichnet, „überall, wo sich die hergebrachte Darstellung ohne empfindlichen Nachteil beibehalten liefs, wie z. B. in der Reihenfolge und Bezeichnung der Deklin. und Konjug., nicht unnötig zu ändern und namentlich nirgends das praktische Interesse gegenüber dem wissenschaftlichen zu verkürzen“ — aber nach meiner festen Überzeugung ist es ihm gerade in der Deklinationslehre nicht gelungen, die Theorie mit der Praxis zu vereinbaren.

Gewifs verschlägt es nichts, die 1. Deklination die a-, die 2. die o-Dekl. u. s. w. zu nennen; es ist auch nicht blofs vorteilhaft, sondern sogar notwendig, die Schüler aufmerksam zu machen, dafs in der 3. Dekl. die Nomina mit konsonantischem Auslaut und die i-Stämme zusammengefafst sind, aber das kann nebenbei mündlich geschehen. Hingegen auf dieser Grundlage in der 3. Deklination zu teilen, das ist, wie die praktische Beobachtung zeigt, störend, verwirrend, heillos verwirrend namentlich für den Anfänger im Lateinischen. Noch schlimmer ist es aber, wenn man

nun, wie G. thut, die konsonantische Deklination abermals in zwei Klassen zerreifst, wovon die eine diejenigen Stämme enthält, welche den Nom. Sing. ohne s, die andere mit s bilden. Dem Schüler (NB. dem Anfänger) wird dadurch die Arbeit nur erschwert; denn er mufs nun ad hoc lernen, dafs z. B. mos und crus den Nom. Sinn. ohne s bilden, weil im Gen. Sing. moris = mos-is; cruris = crusis; er mufs ad hoc sich einprägen, dafs par (§ 60) zur i-Deklin. gehört, weil es im Abl. Sing. i hat, wobei es ihn verwirren mufs, dafs die unter der konsonant. Dekl. sich findenden Adj. ingens, iners, felix u. s. w., die ja ebenfalls im Abl. i haben, nicht auch zur i-Deklination gehören etc. etc. Dergleichen ist meines Erachtens ganz irrelevant; wenn etwas, so ist es der Nom. Sing., den sich der Schüler ohne spezielle Unterweisung merkt.

Nun könnte man fragen: Vielleicht bietet das, was hier erschwerend wirkt, auf der andern Seite erhebliche Erleichterung durch Vereinfachung des ganzen Lehrgebäudes? Das Gegenteil ist der Fall. Am meisten kommt es doch wohl in der 3. Deklination darauf an zu wissen, wie ein Wort im Gen. Sing. und Plur., im Abl. Sing., Nom. Plur. endigt, ferner dafs man sich leicht und übersichtlich merke, welches Genus die Wörter haben. Auf diesem Gebiete müfsten also die Erleichterungen sich zeigen. Nun finde ich aber durch Goldbachers Anordnung eine völlige Auflösung der Übersichtlichkeit. Der Gen. Plur. -ium der Substantiva wird an acht verschiedenen Stellen gelehrt (§ 48, 3; § 53; § 56; § 57; § 58; § 64, 1, 8, 11), ebenso an 5 auseinanderliegenden Stellen der Gen. Plur. -ium der Adjectiva (§ 48. 3; § 53, 2, 3; § 54 A. 2; § 57. 1; § 83); die Abl.-Endung i der Subst. an 5 Stellen, die gleiche Endung der Adj. ebenfalls an 5 Stellen.

Geradeso zerstückt sind die Genusregeln; z. B. das Neutrum wird an 4 Stellen gelehrt: § 46, § 49, 3 a, b, c, d (unter d fehlt übrigens iter); § 64, 6; die Subst. auf -is finden sich an 4 Stellen, jedesmal mit einer besonderen Genusregel und gleichwohl wurden die obligaten Ausnahmen nötig. Durch diese extrem-theoretische Fassung der Regeln trifft es sich denn auch, dafs sich Ausnahmen von der Ausnahme finden, z. B. § 54 b, — das allerschlimmste, was in einer Schulgrammatik vorkommen kann.

Ebenso unpraktisch, weil unübersichtlich, ist die Vermengung der adjectivischen Deklination mit der substantivischen; oder ist eine Übersicht möglich, wenn die Deklin. der Adjectiva an 10 verschiedenen Stellen der Grammatik (§ 47, 1, 2; § 48, 3, 4; § 52; § 53. 2 u. 3; § 54; § 57; § 60; § 61; § 64. 12. 13; § 82—85) gelehrt wird? Diese Vermengung ist auch um deswillen nicht opportun, weil Adj. u. Subst. zwei verschiedene Redeteile sind. — Für die unterste (erste) Stufe erscheint also die Grammatik von G. als gänzlich unbrauchbar.

Ganz anders verhält sich die Sache bei späterem Gebrauche. Denn abgesehen von der verfehlten, rein doktrinären Methode in der Lehre von den Deklinationen, ist das Buch vorzüglich: es steht, wie kaum eine andere Schulgrammatik, auf der Höhe der Wissenschaft, hält die rechte Mitte zwischen einem Zuviel und Zuwenig; die Anordnung ist übersichtlich und sowohl logisch als auch wissenschaftlich unanfechtbar; besonders hervorzuheben ist die scharfe Begriffsbestimmung, welche sich in Subsumierung logisch-zusammengehöriger Begriffe unter den Hauptbegriff zeigt, z. B. in § 445. 449. Der Ausdruck ist lichtvoll und präzis. Überhaupt ist das Buch mit musterhafter Sorgfalt und voller Hingebung an die Sache gearbeitet.

Auch der Druck ist sorgfältig; die Verwendung so vieler Typenarten und Schattierungen (6 für latein., 5 für deutsche Schrift) halte ich jedoch

für störend, den Fettdruck für zu aufdringlich. Der Preis des Buches ist ein mäfsiger.

Im Einzelnen ist noch Folgendes zu bemerken: Der Vokativ sollte in den Paradigmen nicht fehlen; die i-Konjugation sich an die übrigen vokalischen anschliefsen. § 90 fehlen die (wichtigsten) Adjectiva, welche im Superlativ, und ebenso diejenigen, welche im Komp. und Superl. durch Umschreibung gesteigert werden müssen. § 101 sollte es im Abl. a me, a te u. s. w. = „von mir", „von dir" heifsen. § 93 vermifst man Angabe der Bedeutung des Suffixes — ter-; überhaupt ist auf etymologischem Gebiete etwas zu wenig geschehen; ein Hinweis auf die Entstehung von alter, uter, propter, praeter (= „weiter vor"), inter oder auf die Zusammensetzung von praeceps, anceps wäre nicht überflüssig. § 174 aperio und operio gehören nicht unter pario; vgl. Vaniček. § 299 fehlt die Konstruktion von utrique; § 304 ist statt Genetiv: genetivus possessivus zu schreiben; § 305 fehlen ad bestias, in metalla damnare; § 308 fehlen „vermieten, feilstehen"; § 311 ist mit dem Beispiel sunt homines, quos taedeat und ebenso im 4. Beispiel vorgegriffen. § 312: dafs der abl. compar. zum abl. separat. gehört, ist seit Wölfflin unbestritten. Der abl. limitat. dürfte unter den abl. instr. (causae) zu subsumieren sein. § 325 ist statt multo malo ein ausgeführter Satz wünschenswert. § 433 vermifst man ein Beispiel wie est imprudentis in diem vivere.

Der Lehrgang ist in Österreich ein anderer als in Bayern, die stoffliche Ordnung der Grammatik so ziemlich die nämliche wie bei Englmann; unter diesem Gesichtspunkte könnte sie sonach auch in Bayern in Anbetracht ihrer grofsen Vorzüge — jedoch nur unter dem oben erwähnten Vorbehalt — mit Nutzen verwendet werden.

Nahrhaft Jos., Lateinisches Übungsbuch zu der Grammatik von Dr. Al. Goldbacher. I. Teil. Zweite, gekürzte und verbesserte Auflage. Wien 1886. Schworella und Heick. VI u. 120 S., geb. 70 kr.

Dieses Übungsbuch schliefst sich an Goldbachers Grammatik an; es ist für die erste (unterste) Klasse der österreichischen Gymnasien bestimmt. In dieser Klasse ist das Wichtigste der gesamten Formenlehre zu erlernen. Die „Instruktionen" halten es aufserdem für angemessen, dafs das Präs. Akt. u. Pass. der 4 Konjugationen gleichzeitig mit den ersten Deklinationen gelernt werde, um sogleich einfache Sätze bilden zu können, „da die Bedeutung der Deklinationsformen nur in ihrer Beziehung im Satze verstanden werden könne." Aus demselben Grunde empfehlen die genannten Instruktionen, das Verständlichste und zur Satzbildung Unentbehrlichste von Anfang an aus der Syntax herüberzunehmen, z. B. Präpos., Konjunktionen, die wichtigsten untergeordneten Sätze, als Accus. c. Inf., Finalsätze etc. etc. Es wird viel auf einmal verlangt, wie man sieht. So finden wir denn auch bei Nahrhaft ein sehr rasches Vorwärtsschreiten: in Nr. 4 wird bereits der Ind. Präs. Pass. der 1. Konj. vorausgesetzt, in Nr. 9 das gleiche von der 2., in Nr. 14 von der 3., in Nr. 20 von der 4. Konjugation. Gleichzeitig ist der Unterricht in der Mitte der 3. Deklination (Subst. u. Adj.) angelangt und nebenbei eine Anzahl von Adv., Präpos., Konj. gelernt.

Die Vokabeln finden sich für jedes einzelne Stück in einem Anhang übersichtlich zusammengestellt: zuerst die Subst., dann die Adj., Verba u. s. w.: dadurch wird das Lernen derselben sehr erleichtert. Die 81 Doppelstücke (immer je ein latein-deutsches und ein deutsch-lateinisches) nehmen 58 Seiten ein. Auffallend ist, dafs bei dem grofsen Umfange des Pensums

eine so geringe Anzahl von Übungsstücken genügt, ja dafs Nahrhaft in der 2. Auflage diese Zahl sogar verringern zu müssen glaubte. Im einzelnen ist zu bemerken, dafs namentlich in den ersten Kapiteln sehr häufig der volle Hinweis auf die einschlägigen §§ in Goldbachers Grammatik vermifst wird, z. B. in Nr. 5 Hinweis auf § 29—35; aber auch späterhin steht vieles ohne den nötigen Hinweis: in Nr. 32 der abl. compar., in Nr. 47 die indir. Frage, in Nr. 51 der Finalsatz, in Nr. 62 findet sich bereits der verkürzte Finalsatz mit „zu"; in Nr. 33 steht der Satz: „das Leben der reichsten Menschen ist oft elender als das der ärmsten" ohne nähere Angabe.

Was die Anordnung des zu erlernenden Stoffes betrifft, so können ja allerdings, wie sich an Goldbachers Darstellung der 3. Deklination und Nahrhafts Übungsbuch zeigt, den österreichischen Knaben auf dieser Stufe viel gröfsere Schwierigkeiten als den unsrigen zugemutet werden, aber gleichwohl würde es sich verlohnen, die 4. und 5. Deklination vor der 3., die 4. Konjug. vor der 3. Konj. einzuüben, und auch sonst dem Schüler noch manches zu erleichtern.

Das Buch ist übrigens mit Fleifs und Sorgfalt verfafst, der lateinische wie auch der deutsche Ausdruck ist fehlerlos, der Inhalt der einzelnen Sätze und Stücke dieser Stufe ganz angemessen; nur 1. 8; 11. 11; 23. 7 dürften durch andere Sätze ersetzt werden. Druckfehler finden sich wenige: Einige Befehlssätze stehen ohne Ausrufzeichen; in Nr. 32 ist bei dem Worte Orgetorix, igis die Quantität nicht richtig angegeben; in Nr. XVI. 4: „nulla lex scelus imperat" mufs irgend ein Fehler enthalten sein.

Amberg. Gebhard.

Euripidis Medea. Scholarum in usum ed. Th. Barthold (metra rec. W. Christ). Lipsiae, Pragae. 1887. Freytag, Tempsky. (80 S.).

Zu dem handschriftlichen Material der Prinz'schen Medea kommt bei Barthold eine vollständige Aufzählung der Varianten des Havn. 417 (C), welchen Barth. von neuem kollationiert hat. Die Bedeutung von C beweisen Lesarten wie ἥλικας (246), τοῖσι σοῖς (1132), das Fehlen von v. 785, der sich verkehrter Weise in den andern Handschriften findet. Doch geht vielleicht Barth. zu weit, wenn er 664 mit C προσφέρειν (für προσφωνεῖν), 1043 mit Ca τερπνὸν (für φαιδρὸν) aufnimmt, jedenfalls wenn er 1004 δόμοις anstatt des passenden τέκνοις empfiehlt. Auch 1164 entscheidet Barthold für C: möglicherweise aber schrieb Euripides hier weder ἁβρὸν κινοῦσα πάλλευκον πόδα (so C) noch ἁβρὸν βαίνουσα παλλεύκῳ ποδί (die übrigen Handschriften), sondern:

διέρχεται | στέγας, ἁβρῶς τιθεῖσα πάλλευκον πόδα,

vgl. Iph. Aul. 614.

Der V. bringt eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen; die meisten sind jedenfalls beachtenswert, wenn auch wenige seiner Emendation zu 123 ἐπὶ μὴ μεγάλοις gleichkommen. V. 359 f. schreibt B: ποῖ ποτε τρέψει; τίνα πρὸς ξενίαν; ποῦ δόμον ἢ χθόνα σωτῆρα κακῶν ἐξευρήσεις; die Änderung ξενίαν; ποῦ δόμον für überliefertes ξενίαν ἢ δόμον ist sinngemäfs; einfacher noch, was Referent vorschlagen möchte: ποῦ ποτε τρέψει, τίνα πρὸς ξενίαν; ἢ δόμον — ἐξευρήσεις; Ähnlich findet sich z. B. fragendes ἢ nach τί Oed. Col. 822 τί δράσετ'; ἢ προδώσετε oder nach πῶς Oed. R. 532. — Barthold schreibt 929 τοῖσδ' ἐπιστένεις ἔτι für τοῖσδ' ἐπιστ. τέκνοις; eine derartige Änderung ist sicher nicht unbegründet, wenn man wie Barth. und andere jenen Vers mit Ladewig unmittelbar auf 925 τέκνων τῶνδ' ἐννοουμένη πέρι folgen läfst. Aber sollte man nicht vielmehr bedenklich werden gegen-

über Ladewigs Anordnung der Verse, wenn diese nur unter der Bedingung einer Konjektur annehmbar wird? Arnim hält mit Wilamowitz die Verse in der überlieferten Reihenfolge; Ref. glaubt, dafs wie 725—728 so 929—931 als Dittographie auszuscheiden sind. — V. 482 vermutet der V. sinnreich: κοιμῶσ' ἀνέσχον σοὶ φάος σωτήριον für κτείνασ' ἀνέσχον und beruft sich auf Apollod. 1, 9, 23, 11 (δράκοντα κατακοιμίσασα). Barthold hätte auch Orph. Argonaut. 1013 (Abel) anführen können: κῶμα δ' ἄφαρ κατέμαρψε πελωρίου ὄσσε δράκοντος mit vorhergehendem κοιμήσας δ' ὄγε φῦλα etc. (1007); aber mit Recht ist in Bartholds Text κτείνασ' geblieben: denn erstlich wissen wir nicht, ob Euripides der betreffenden Tradition von der Bewältigung des Drachen gefolgt ist, und dann wird — was dem Zweck der Rede entspricht — mit κτείνασα eine bedeutendere und wirksamere Leistung bezeichnet als mit κοιμῶσα. — V. 649 möchte B. lesen: θανάτῳ θανάτῳ πάρος δαμείην | ἀμέραν τάνδ' ἐξαλύουσα für ἐξανύσασα. Das wäre eine sehr einfache Herstellung der vielbesprochenen Stelle, wenn nur ἐξαλύειν „entrinnen" bedeuten könnte. Der V. zitiert Hom. hymn. VI 51: οἱ δὲ θύραζε, κακὸν μόρον ἐξαλύοντες, πάντες ὁμῶς πήδησαν. Gemoll (die hom. Hymnen S. 321) verteidigt dieses ἐξαλύοντες mit Hinweis auf Nonnus 45, 152: ἐβακχεύοντο δὲ λύσσῃ εἰς φόβον οἰστρηθέντες; er fafst also ἐξαλύειν wie es als Kompositum von ἀλύειν gefafst werden mufs, aber was ist dann mit κακὸν μόρον anzufangen? ἐξαλέοντες von Barnes ist allerdings fehlerhaft; Ref. glaubt aber nachgewiesen zu haben (Festschrift zur XXXVI. Philologenversammlung S. 61), dafs in dem homerischen Hymnus κακὸν μόρον ἐξανύοντες „ihr schlimmes Geschick erfüllend" zu lesen ist; und ähnlich mufs es in der Medea anstatt ἀμέραν τάνδ' ἐξανύσασα nach des Referenten Meinung heifsen:

μοῖραν ἀμὰν ἐξανύσασα.

Wer v. 1387 Ἀργοῦς κάρα σὸν λειψάνῳ πεπληγμένος nicht als Interpolation betrachtet, wird jedenfalls σὸν zu beseitigen haben; Barthold schreibt κάρα 'πὶ λ.; Referent möchte, obwohl er an die Ächtheit des Verses nicht recht glauben kann, vorschlagen:

Ἀργοῦς κάρηνα λειψάνῳ πεπληγμένος.

Man vergleiche Eur. fr. 541 (D.): εἰς ἀνδροβρῶτας ἡδονὰς ἀφίξεται (Tydeus) | κάρηνα πυρσαῖς γένυσι Μελανίππου σπάσας. Nachdem κάρα an Stelle des gewählten κάρηνα gekommen, ist das verkehrte Pronomen als Ersatz eingedrungen; noch einfacher wäre κάρανον für καρὰ σὸν, wenn sich nachweisen liefse, dafs diese Singularform (κάρανα δαΐξας sagt Aesch. Choeph. 396) von den Tragikern im Dialog gebraucht wurde. – Von ansprechenden Konjekturen Bartholds erwähnt Ref. z. B. οὖν μ' ὤνησας 533 für οὖν ὤνησας (das nämliche ist neuerdings von F. W. Schmidt: Krit. Stud. B. II. S. 336 vermutet), ferner γάνος 955, ὅπως ἄριστα 240, auch 912 σὺ δ' ἀλλά νιν κέλευσον αἰτεῖσθαι κόρην, und 839 ζεφύρους. — Dagegen mit der Umgestaltung 135 ἐπ' ἀμφιπύλου σὺ γάρ· ἐξεφοβήθην an Stelle des überlieferten ἐπ' ἀμφι. γάρ ἔσω μελάθρου βοὰν (Var. βοὴν u. μολών, Elmsley γόον) ἔκλυον, ferner mit 157 σοὶ τόδε μὴ χαράσσου für überlief. κείνῳ τ. μ. χ., mit der Schreibung πόθεν θράσος ἢ χειρὶ τέκνων σέθεν | καρδίᾳ σὺ τόλμαν | δεινὰν προσάγουσα λήψει (856 ff.) kann sich Ref. nicht befreunden. — Von den 3 Versen (1314—1316): χαλᾶτε κλῇδας ὡς τάχιστα, πρόσπολοι, | ἐκλύεθ' ἁρμούς, ὡς ἴδω διπλοῦν κακόν, | τοὺς μὲν θανόντας, τὴν δὲ τίσωμαι φόνῳ streicht B. mit Schenkl den letzten. Aber ὡς ἴδω διπλοῦν κακόν enthält keinen befriedigenden Abschlufs, da man eine Erläuterung zu διπλοῦν erwartet. Wer die beiden ersten Verse hält, darf den dritten nicht verwerfen. Ref. aber möchte die 3 Verse streichen: man vergleiche die bekannte Parallelstelle Hippolyt 808 ff.: χαλᾶτε κλῇθρα, πρόσπολοι, πυλωμάτων | ἐκλύεθ'

ἁρμοός, ὡς ἴδω (πικρὰν θέαν | γυναικός, ἥ με κατθανοῦσ' ἀπώλεσεν). Bis ὡς ἴδω war alles für die Medea verwendbar; das weitere hat der Interpolator selbständig gestaltet, und gleich mit διπλοῦν κακόν beginnt die Verkehrtheit: denn der doppelsinnige Ausdruck ist wenig zutreffend, ob man ihn auf Medea und die Kinder zusammen oder ausschliefslich auf letztere bezieht. Veranlafst ist die Interpolation durch Medeas Worte 1316 f.: τί τάσδε κινεῖς κἀναμοχλεύεις πύλας, νεκροὺς ἐρευνῶν κἀμὲ τὴν εἰργασμένην; dem Dichter genügte den Chor sagen zu lassen: πύλας ἀνοίξας σῶν τέκνων ὄψει φόνον, worauf Jason, ohne ein Wort zu verlieren, der bezeichneten Stätte zueilt. — V. 1302 κείνην μὲν οὓς ἔδρασεν ἔρξουσιν κακῶς wird von Barthold gestrichen; man könnte hier namentlich an οὓς ἔδρασεν ἔρξουσιν anstofs nehmen; dann allerdings können Kreon und seine Tochter der Mörderin nichts mehr anhaben. Doch mag der Ausdruck in weiterem Sinne von der Ahndung der That durch die Angehörigen verstanden werden, zumal diese Auffassung durch das vorausgehende τυράννων δώμασιν δώσει δίκην nahegelegt ist. Tilgt man aber den Vers mit Barthold, so ist das Zusammentreffen von τέκνων (1301 ἀλλ' οὐ γὰρ αὐτῆς φροντίδ' ὡς τέκνων ἔχω) mit ἐμῶν δὲ παίδων (ἦλθον ἐκσώσων βίον 1303) auffällig; ἐμῶν δὲ παίδων ist am platze in der gegensätzlichen Beziehung zu κείνην μὲν etc., während man unmittelbar nach τέκνων eher ein τούτων oder etwas ähnliches erwarten dürfte. — Zu den entbehrlichen Konjekturen zählt Ref. φέρω σφ' ἐς für φέρουσ' ἐς v. 1379. Für das part. praesentis würde allerdings bei scharfer Bezeichnung des Zeitverhältnisses der Aorist stehen; allein diese Ungenauigkeit ist vielleicht weniger anstöfsig, als in der Bartholdschen Konjektur das Asyndeton θάψω — φέρω σφε und das praesens φέρω zwischen θάψω und προσάψομεν. — An λέγ' εἴ τι βούλει (v. 1320) möchte man wegen des vorhergehenden Bedingungssatzes εἰ δ' ἔχεις allerdings gern ändern; weniger begründet erscheint aber die Verwandlung von αὐτὴ ξίφος λαβοῦσα κτενῶ σφε (v. 393) in αὐτὸ ξ. etc.; denn αὐτή bezeichnet gerade den erforderlichen Gegensatz: bedient sich Medea des Schwertes, so mufs sie die That eigenhändig und direkt vollbringen; das Gift aber sollen die Opfer nicht unmittelbar aus Medeas Hand empfangen.

Für die Kritik der Tragödie gewährt zweifellos Bartholds Ausgabe manchfache Förderung und Anregung, wenn man auch wünschen möchte, dafs der Verfasser in der Textgestaltung an einigen Stellen konservativer verfahren wäre.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Der Hellenismus in Rom. Kulturgeschichtliche Beiträge zur Beurteilung des klassischen Altertums, an der Hand der Sprachwissenschaft, gewonnen von Dr. G. A. Saalfeld, Oberlehrer am Staatsgymnasium zu Holzminden. Wolfenbüttel, Jul. Zwissler. 1883. gr. 8⁰. VI u. 282 S. 6 Mk.

— von demselben: Haus und Hof in Rom im Spiegel griechischer Kultur. Kulturgeschichtliche Beiträge zur Beurteilung des klassischen Altertums, an der Hand der Sprachwissenschaft, gewonnen von Dr. G. A. Saalfeld. Paderborn. F. Schöningh. 1884. 8⁰. 274 S. 4 Mk.

Der aufserordentlich emsige und fruchtbare V. bietet uns fast mit jedem Jahre eine neue Gabe und macht es dem Berichterstatter wahrlich nicht leicht dem raschen Tempo seiner schriftstellerischen Productivität

zu folgen. Wir haben in diesen Blättern bereits früher (Jahrg. 1883 S. 356 ff.) auf die Richtung der Studien S.'s und den eigenartigen Wert seiner Leistungen des Näheren hingewiesen. Während er in 2 früheren Abhandlungen so zu sagen auf den mehr materiellen Gebieten des „Handels und Wandels" dem Zusammenhange nachgespürt, der zwischen dem Römervolke und der Culturwelt der Griechen bestanden und auf hundert Wegen nachweisbar ist, umfaſst das erste der obenbezeichneten Bücher bereits einen weiteren Rahmen und nimmt auch anderweitige Beziehungen herein. In drei umfassenden Kapiteln wird darin gehandelt: 1. über die religiösen und sittlichen Beziehungen, wie sie im Allgemeinen zwischen Rom und Hellas sich allmählich entwickelt und eine tiefgehende Beeinflussung des ersteren durch letzteres bewirkt; 2. über die gleichen Einflüsse auf dem Gebiete „der Gewerbe und der Kunst" und 3. auf dem „der Wissenschaft". Das Buch enthält in fast allen Kapiteln eine Fülle reichster Belehrung, wenn das Gebotene auch nicht eben in ausgiebiger Weise den Anspruch erheben kann viel wesentlich Neues zu geben. Die Gruppierung des reichen Materials, worin allerdings W e i s e in seinem ganz vortrefflichen Werke: „Die griechischen Wörter im Latein" ein prächtiges Vorbild bietet, die Einführung der Citate der Originalbelege aus antiker und späterer Litteratur und die klare, übersichtliche Darstellung bilden ein unbestreitbares Verdienst dieser Arbeit, die besonders den Schulmännern auf's Wärmste empfohlen zu werden verdient. Flüchtigkeiten, wie das S. 31 über die Katakomben bemerkte, in einzelnen Partien zu groſse Dürftigkeit der Ausführungen, z. B S. 64 unter dem Abschnitte „Fabrikation des Papiers und des Schreibmaterials", wollen wir dabei nicht allzusehr ins Gewicht fallen lassen, aucht nicht die gröſsere Reihe von einzelnen Versehen, die auf eine gewisse Eile in der Publizierung des Buches schlieſsen lassen, wie die Wiederholung auf S. 3 u. 28, der bösartige Verstoſs auf S. 236, wo cholera als „gallener Guss" statt Gallenerguss gedeutet wird und manches andere. Um die zahllosen Wiederholungen im Citieren neuerer Litteraturwerke zu vermeiden und eine bessere Übersicht über die gebrauchten zu gewähren, hätte es sich wohl empfohlen dieselben etwa eingangs in geordneter Reihenfolge aufzuführen. Daſs nicht alles benutzt erscheint, wird man freilich bei der ungeheuren Menge der einschlägigen Speziallitteratur dem V. nicht eben zu besonderem Vorwurfe anrechnen dürfen. So dankenswert die übersichtlichen Zusammenstellungen der Vokabeln und termini in den einzelnen Abschnitten sind, worunter wir besonders die unter „Heilkunde" und unter „Naturwissenschaft" für Fauna, Flora und Mineralogie lobend hervorheben möchten, so scheint uns doch das Fehlen eines Index gerade bei einem solchen Werke ein wesentlicher Mangel zu sein. Allerdings ist zu berücksichtigen, daſs hiefür auf des V.'s inzwischen erschienenen „Tensaurus Italogräcus" hingewiesen werden kann. —

Die an z w e i t e r Stelle aufgeführte Schrift des V.'s bewegt sich auf dem verhältnismäſsig beschränkten, aber gerade sehr viel des Interessanten und Belehrenden bietenden Gebiete von „Haus und Hof" in Rom und beweist aufs unzweifelhafteste, wie gerade im Privatleben der Import an Cultur aus Hellas nach Italien ein äuſserst groſser war. Mit den Dingen drangen die Namen ins römische Leben herüber und wie eine Wanderung durch die wiedererstehenden Straſsen Pompejis vor unserem staunenden Geiste das Leben und Treiben der Alten mit gröſserem Nachdrucke und gröſserer Deutlichkeit wieder erstehen läſst, als dies das Studium von einem halben Hundert von Beschreibungen vermag, so führen uns die fast zahllosen griechischen Benennungen im alltäglichen Leben der Römer

als sichere Wegweiser in die letzten Verzweigungen jenes innigen Zusammenhanges hinein, der zwischen Hellas und Rom überall da bestanden hat. Der Conservativismus alter Biederrömer, der sich in einem Ausspruche kund giebt, welcher dem Grofsvater Ciceros zugeschrieben wird: „Ut quisque optime Graece scit, ita est nequissimus“, vermochte dem Gange der Entwicklung in dieser Richtung hin keinerlei Aufenthalt zu gebieten. Wie in allgemeiner Gesittung und Bildung Griechenland die Lehrmeisterin der Siegerin geworden, so überflutete es auch mit vielem unrühmlichen Luxus und verkehrten Gewohnheiten allmählich das Römervolk und bald kam es dahin, dafs auf dem Gebiete der culinarischen und „flüssigen“ Genüsse der Grundsatz durchschlagende Anerkennung fand: „je teuerer, desto wohlschmeckender“ und in der Toilette hat die Neuzeit kaum Vollendeteres und Raffinierteres aufzuweisen als besonders die nachaugusteische Zeit in Rom; man sehe beispielsweise nur das vom V. Angegebene auf S. 190 ff. über Schmuck und Schönheitspflästerchen u. s. f. S. hat den interessanten Stoff in 7 Kapiteln behandelt, die wir zur kurzen Orientirung hier aufzählen: Häusliche Einrichtung, Gerätschaften, Küche und Keller, Kleidung, Bäder, Sklaven, Landwirtschaft. Das dritte Kapitel hatte er kurz zuvor in einem anregend gehaltenem Vortrage in der Sammlung von Virchow und Holtzendorff allgemein verständlich dargestellt. Auch neben der vortrefflichen Darstellung Marquardts und Beckers für diese einzelnen Capiteln wird Jedermann S. mit Genufs und Nutzen lesen. Er geht auf die Originalquellen in Litteratur und Inschriften zurück, verrät besonders eine eingehende Kenntnis einzelner Spezialschriftsteller und der Komiker, eine Hauptquelle unserer Erkenntnis in diesen Dingen und zieht auch die spätere Litteratur bis herab auf die neuesten Erscheinungen heran. Die durchschlagenden Arbeiten von Hehn und Weise bieten selbstredend auch hier wieder die Hauptausbeute, letztere besonders nach der sprachlichen Seite hin[1]). Des V. eigenen Aufstellungen können wir in der letzteren Beziehung vielfach nicht beipflichten, besonders wenn er Semitisches heranzieht, wie wenn er beispielsweise S. 261 die Vermutung ausspricht, dafs „vielleicht das unlateinische palma aus dem semitischen Namen tamar (tomer) für Palmbaum zu erklären sei“, eben so wenig, dafs canna und canalis zusammengehören, und gleich Kanne, Kannengiefser, Kanone u. s. f. auf das hebräische Kaneh zurückgehe (S. 248) und vieles Ähnliche. An Litteratur hätten wir etwa noch angeführt gewünscht: K. v. Jan: die griechischen Saiteninstrumente. (1882); K. Zupetti: Misteri della toeletta presso le donne antiche romane. Venez. 1883 und Keppels Abhandlungen über die Weine bei den Alten, wozu jetzt noch gefügt werden könnte das Programm Kohls: Abhandlung über italischen Wein mit Bezugnahme auf Horatius (Straubing 1884). Für unsere Kenntnis über die Feuerungseinrichtungen in den Bädern der Alten haben in den letzten Jahren die glücklich fortschreitenden Ausgrabungen bei Eining (in Niederbayern) sehr schätzbare Aufschlüsse an die Hand gegeben. — Druck und Ausstattung sind bei beiden Büchern S.'s recht lobenswert; der Mangel eines Index ist auch bei dem an zweiter Stelle besprochenen Werkchen zu bedauern; gerade bei solchen Büchern kann man den V. die allerdings etwas unangenehme und zeitraubende Bemühung nicht erlassen.

---

[1]) Es sei an dieser Stelle auch an das 1883 erschienene vortreffliche Buch O. Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ erinnert, das eine reiche Fülle sachlicher und sprachlicher Belehrung auf all diesen Gebieten enthält.

Dr. G. A. Saalfeld, die Lautgesetze der griechischen Lehnwörter im Lateinischen nebst Hauptkriterien der Entlehnung. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen. Leipzig. Winter. 1884. 8⁰. XI. u. 231 S. — 2 Mk. —

Dr. G. A. Saalfeld, Oberlehrer am herzogl. Gymnasium zu Blankenburg a. S. Tensaurus italograecus. Ausführliches, historisch-kritisches Wörterbuch der griechischen Lehn- und Fremdwörter im Lateinischen. Wien. K. Gerolds Sohn. 1884. gr. 8⁰. 1184 S. (Spalten). — 20 Mk.

Wir fassen in unserem Berichte diese beiden Arbeiten zusammen, da sie im engsten Zusammenhange zu einander stehen und die an erster Stelle genannte zugleich ein praeambulum und gewissermafsen einen Schlüssel zum Hauptwerke bildet.

Die Einflüsse des Griechischen auf die Entwicklung und den Gehalt des lateinischen Sprachgutes auf dem Gebiete der Formenlehre und Syntax, vor allem aber des Wortschatzes liegen so klar zu Tage, dafs sie selbst Grammatikern und Sprachforschern früherer Jahrhunderte unmöglich unbemerkt bleiben konnten. Ausführlicher hat wohl zuerst D. Vechner in seinem 1733 zum letzten Male mit I. M. Heusingers Zusätzen herausgegebenen Werke: „Hellenolexias sive parallelismi graecolatini libri duo" über dieses Verhältnis sich verbreitet.[1]) I. N. Funk hat um dieselbe Zeit in „de origine et pueritia latinae linguae libri duo" solchen Einflüssen nachzuspüren versucht, wobei er freilich nach den heute geltenden Auffassungen oft recht sehr in die Irre geraten ist, was im Grunde genommen auch von den sonst ganz anders gearteten und an sich gewifs hochschätzbaren Arbeiten Lobecks gesagt werden mufs. Auch hier hat erst die sprachvergleichende Methode das wahre Licht zu bringen vermocht. Schon die ersten Arbeiten eines G. Curtius und Corssen haben auch in dieser Richtung zu ganz anderen wahrhaft stichhaltigen Ergebnissen geführt. Es mufs Saalfeld als unbestrittenes Verdienst zugesprochen werden, dafs er zuerst in dem Streben den gesamten Zusammenhang des griechischen mit dem römischen Culturleben auf den verschiedenen Gebieten zu erforschen, wovon wir oben mehrfache Proben besprochen haben, sein Augenmerk auf die Sammlung lateinischer Lehnwörter gerichtet hat. Eine Reihe von Spezialarbeiten über römische Autoren, besonders der älteren Periode, hatten vielfach auch schon das Lehngut des Lateinischen in denselben berührt, andere folgten in den nächsten Jahren und konnten bei den abschliefsenden Arbeiten S.'s brauchbare Verwertung finden. So entstand seine Dissertation: De Graecis vocabulis in linguam Latinam translatis. Leipz. 1874 und gleich darauf sein Index graecorum vocabulorum in ling. lat. translatorum quaestiunculis auctus und als Ergänzung: Griechische Lehnwörter im Lateinischen. 1877. Die Arbeiten von Beermann, Tuchhändler und Ruge, die sich anschlossen, brachten die Sache so wenig zum Abschlusse, dafs vielmehr in Folge einer bekannten Preisaufgabe im Jahre 1882 Weise in seinem umfassenden und musterhaft gearbeiteten Werke, das wir im Zusammenhange mit S.'s Schriften schon wiederholt hervorzuheben veranlafst waren, noch einmal das Material sammelte, sichtete und gruppierte. Er hat bereits in kurzen

[1]) Vergl. Bursian, Gesch. d. klass. Philol. S. 300 ff., während Boeckh in seiner Enc. u. Meth. d. phil. Wiss. S. 731 das Werk nicht ganz richtig unter der „griechischen Grammatik" aufführt.

Grundrissen die Erkennungszeichen der Lehnwörter sowie den sehr bemerkenswerten Einflufs der „Volksetymologie“ auf die Gestaltung lateinischer Wortformen characterisiert und so eine wahrhaft wissenschaftliche Basis begründet, auf der eine Ausscheidung der nicht für griechisches Lehngut zu haltenden Wörter und der mehr oder minder unzweifelhaften Griechischen Wörter in der Lateinischen Sprache zu treffen war, die er in seinem ausgedehnten den Hauptteil des Werkes bildenden Index zusammen gefafst hat. Mit diesen Teilen seiner grofsen Arbeit müssen die obengenannten von Saalfeld zusammengehalten werden, während die zum Zwecke kulturhistorischer Erörterungen und Vergleiche von Weise gebotenen Abschnitte in den oben kurz skizzierten Arbeiten S.'s ihre Analogie haben. Auch Saalfeld schickt also seinem Tensaurus eine Auseinandersetzung der Lautgesetze voraus, nach denen sich die Herüberleitung und Herübernahme griechischen Lehnguts ins lateinische Sprachgebiet vollzogen hat, und erörtert zugleich die Hauptkriterien der Entlehnung eingehender als er es in seinen früheren Schriften zu thun in der Lage war und detaillierter als es bei Weise der Fall ist Übrigens hätte das Verhältnis zu Weise doch etwas genauer auseinander gesetzt werden sollen, als es S. 110 — ganz am Schlusse des Buches — geschieht. Entlehnungen werden konstatiert nach den Lautverhältnissen (S. 5—11) und nach der Wortbedeutung (S. 11—20). Daran reiht sich seine ausführliche „Zusammenstellung der Lautübergänge und Lautverhältnisse der gr. Lehnwörter im Lateinischen“ nach der physiologischen Beschaffenheit der Consonanten und des Vocalismus in all seinen mannigfachen Nuancierungen und Wandlungen; zahlreiche Belege aus Litteratur und Inschriften erhärten die aufgestellten Thesen in allen Abschnitten. — Die am Schlusse angefügte Recension einer mit der Materie des Buches zusammenhängenden Schrift von Ruge, die sich bis in die Kritik ihrer Orthographie verliert, scheint mir doch eine ungebührliche Ausdehnung zu haben; dafs dem Ausdrucke masturbor die Ehre einer wiederholten Behandlung zu teil wird, wobei an eine uns sehr unwahrscheinlich klingende Herleitung aus dem Semitischen, vermittelst griech. μαστροπεύω erinnert wird, wäre keinesfalls nötig. Selbstverständlich ist es, dafs auf einem so vielfach bestrittenem Gebiete auch nach S.'s Erörterungen noch Manches zweifelhaft bleibt, was in noch höherem Grade von den im Tensaurus angehäuften Materialien zu gelten hat; doch scheint uns der V. mit grofser Vorsicht und Besonnenheit zu Werke gegangen zu sein. Das alphabetische Wortregister, nach den Sprachen geordnet, denen die behandelten Wörter zugehören, ist eine dankenswerte Beigabe; dabei die Vokabel Christus unter „Gotisch“ (S. 131) aufgeführt zu sehen, mufs allerdings auf den ersten Blick überraschen.

Auf solchem Unterbau erhebt sich nun das Hauptwerk Saalfelds, das Resultat 12jähriger unbestreitbar emsiger und ausgebreiteter Forschung und vor allem eines unermüdlichen Sammeleifers, dem Niemand volle Anerkennung wird versagen können, der „Tensaurus italograecus.“ Über den etwas eigentümlichen Titel des Werkes wollen wir mit dem V. nicht rechten, — der „Thesaurus“ wäre trotz aller dazu gemachten Bemerkungen mindestens ebenso berechtigt gewesen — sondern wollen uns dasselbe sofort näher besehen. Leider hat es der V. unterlassen den Leser im Vorworte über den Plan und die Einrichtung des Werkes auch nur in den allgemeinsten Umrissen zu orientieren; wer seine früheren Arbeiten nicht näher kennt, wird sich nicht sofort zurechtfinden. Nur selten macht man sich eine annähernd richtige Vorstellung von der ungeheuer grofsen Anzahl griechischer Wörter, die ins Lateinische im Laufe jenes

Jahrtausends ungefähr eingedrungen sind, das zwischen dem Anfange der römischen Republik und dem Ende des Kaiserreiches ungefähr verflossen ist. Weise hat schon zwischen 7000 und 8000 in seinem Index gesammelt und von Georges Handwörterbuch weist die neueste vortreffliche Ausgabe nebst Pauckers Nachträgen eine nicht unwesentliche Ergänzung nach. Dieses ganze Material, das den primitiven Sprachschatz der italischen Urzeit so aufserordentlich anschwellen machte, führt uns der Tensaurus neuerdings vor und ergänzt es nach seinen reichhaltigen Sammlungen, so dafs in quantitativer Beziehung wohl nicht mehr allzuviel nachzubessern sein dürfte, obwohl ihm allerdings auffälliger Weise manches von dem entgangen ist, was sich sonst bereits verzeichnet findet, wir erinnern nur an byrsicus = karthaginiensisch Sid. ep. 7, 17 v. 18, wie schon in Georges' 6. Aufl. des H. W. B. bemerkt ist, allerdings bei Weise fehlend; neben encolpias und encolpismus (S. 441 u. 442) sollte encolpizo „in den Busen senken" f. Theod. Prisc. 1 f. 311 a nicht fehlen, auf das doch auch W. hinweist und ähnl. Unseres Ermessens hätte der V. gut gethan, wenn er all die Vokabeln vollständig weggelassen hätte, die erwiesenermafsen früher mit Unrecht als Entlehnungen bezeichnet wurden, jetzt aber als zweifelloses lateinisches Sprachgut erkannt sind und die er, wenn auch durch Kleindruck kenntlich gemacht, noch aufgenommen hat wie fagus, linum, pilleus, puls, rāpa, vinum[1]) und viele andere. Allerdings ist über manches dieser Wörter die Untersuchung noch nicht abgeschlossen und das von Weise (S. 75 ff.) gegebene Verzeichnis derselben ist keineswegs unbestritten geblieben; dasselbe gilt von einer Reihe bei S. mit Fragezeichen versehener Vokabeln wie nassa, pulmo, viola u. ähnl.: andrerseits ist bei patina, prunum und vielen anderen doch wohl der Widerspruch Weises gegen die Annahme der Entlehnung derselben zu wenig berücksichtigt und sind sie ohne weiteren Vermerk als solche in die Reihe eingestellt. Richtig ist ja, dafs die Frage, ob es sich im gegebenen Falle um ein Lehn- und Fremdwort oder ein originales handle, vielfach sehr schwer zu entscheiden ist. Mehr Consequenz wäre dem V. auch in diesen Punkten zu wünschen. Auch die Rücksicht ist von durchschlagender Bedeutung, zu welcher von den 3 Arten von griech. Lehn- und Fremdwörtern ein Wort gehöre, die W. so richtig gekennzeichnet und die er auch praktisch durch Unterscheidung im Drucke seines Index zur Veranschaulichung gebracht hat. Wir hätten nur gewünscht, dafs auch S. in derselben Weise verfahren wäre, da hiedurch für die Zeit der Entlehnung und die Art der Verwendung in Umgangs- und andrerseits in der blofsen Schriftsprache der Römer sehr wichtige Anhaltspunkte gegeben erschienen. Saalfeld behandelt nun die einzelnen Artikel so, dafs er zunächst die lateinische Form des Lehn- und Fremdwortes gibt, mit kurzer Notitz über dessen grammatische Behandlung, daran reiht sich die griechische Grundform und sodann die verschiedenen Bedeutungen, wie sie in logischer Entwicklung aus einander hervorgehen und die an das Stammwort sich reihenden Ableitungen, auf welch letztere allerdings mitunter auch wieder durch besondere Aufführung hingewiesen wird. An jeden dieser Punkte reihen sich die Citate aus der Litteratur bis herab in die späteren Jahrhunderte und aus Inschriften in sehr grofser, wenn auch nicht immer erschöpfender Anzahl. In kleinerem Drucke folgen dann all die zahlreichen Hinweise auf die den betreffenden Artikel behandelnden Litteraturwerke ety-

[1]) Hiezu sehe man jetzt auch O. Schrader „Sprachvergleichung und Urgeschichte" S. 79, 202, bes. 377 u. 378, was S. entgangen zu sein scheint.

mologischen, grammatischen und archäologischen Inhaltes. Die lateinischen Wörter sind durchweg in recht exakter und dankenswerter Weise mit Quantitätszeichen versehen; einfacher hätte sich der V. die Sache gestalten können, wenn er sich, wie schon Perthes seiner Zeit vorschlug, damit begnügt hätte, nur den langen Vokal als solchen zu bezeichnen, wonach es sich von selbst versteht, dafs der unbezeichnete eben kurz ist; dafür hätte es sich sehr empfohlen auch die in positione stehenden Vocale und die Vocale vor muta cum liquida mit Quantitätszeichen zu versehen, worüber W. Schmitz und Bouterwek — Tegge so vortrefflich gehandelt haben. Dafs der V. die Composita nicht unmittelbar im Zusammenhange mit den Stammwörtern behandelt hat, könnte füglich getadelt werden, zu depso ist doch sofort auch condepso und perdepso, zu camera auch concamera mit seiner Ableitung concameratio zu fügen u. ähnl., da gerade auf solche Weise die Triebkraft und Entwicklungsfähigkeit eines Lehnwortes auf lateinischem Boden ersichtlich würde. Zu bemerken ist, dafs solche mit lateinischen Sprachelementen entstandene Weiterbildungen wie compresbyter, lauricomus, penteloris, sceptrifer und sceptriger, viticomus u. s. f. mit dem Zeichen † versehen erscheinen. Darüber hat sich der V. nicht ausgesprochen, nach welchem Grundsatze er bei der Aufnahme der nomina propria verfahren, und hierin kann er sich dem Vorwurfe der Unvollständigkeit oder besser der Inconsequenz nicht entziehen, wie ihm auch bereits von mehreren Kritikern vorgeworfen worden ist; er konnte sie allenfalls nach Weises Vorgang gänzlich weglassen oder aber er mufste all diejenigen wenigstens aufnehmen, die bei der Herübernahme ins Lateinische ihre Gestalt wesentlich verändert haben; was hat es für einen Sinn, Lachesis, Laertiades u. s. f. aufzunehmen — Clotho ist anders zu beurteilen, da es an einer Stelle (Sil. 5, 404) appellativen Sinn angenommen hat —, wenn daneben Namen wie Massilia und Tarentum fehlen, auf welch ersteres er in früheren Schriften wiederholt hinweist? Das letztere zieht er selbst unter Agrigentum der lautlichen Analogie halber heran (S. 36); Hierosolyma mufste schon wegen der Nebenform Solyma, orum aufgeführt werden, die bei Mart. XI, 94, 5 vorkömmt; Solyma, ae findet sich mehrfach bei Kirchenschriftstellern. Gerade bei diesen Eigennamen hat der V. durch allzureichliche Zugabe von geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Notizen den Rahmen des Lexicographen wohl überschritten, wie er sich denn auch bei manchen Appellativen kürzer hätte fassen können; öfter ist er wieder zu kurz, wie wenn er sub v. hypermeter blofs sagt: „eine Versart“. Was die beigegebenen Litteraturzitate betrifft, so wurde bereits kurz bemerkt, dafs dieselben nicht vollständig genannt werden können. K. G. Georges hat dem V. diesbezüglich ein grofses Sündenregister vorgehalten,[1]) das allerdings in manchen Stücken berechtigt ist, aber doch die entschiedenen Verdienste des Buches in den Hintergrund drängt; der V. hat doch in seinem Vorworte des Altmeisters lateinischer Lexikographie mit besonderem Danke gedacht und die vielfache Benützung seines Werkes nicht in abrede gestellt; über sprachwissenschaftliche Streitfragen aber sollte Georges kein allzuhartes Urteil über jüngere Mitforscher fällen, da er doch selbst vor wenig Jahren noch Behauptungen aufstellte, wie dafs: „nervus möglicher Weise aus νεῦρον, nebula aus νεφέλη entstanden sei“ (s. Weise l. c. S. 4). Zu tadeln ist es allerdings, dafs S. bei seinen Zitaten nicht einmal immer ein und dieselbe Ausgabe eines Schriftstellers benützte; er hätte gut ge-

[1]) In der Besprechung des Tens. in der Berl. Philol. Wochenschrift 1885 No. 11 und 12.

than am Anfange die Schriftsteller und die benützten Ausgaben übersichtlich zusammenzustellen; in der späteren Litteratur sind die Citate besonders lückenhaft, wir erinnern nur an Vitruv, die grammatischen und medizinischen Schriftsteller; wir merken nur weniges an: zu arytaena (arutaena) vergl. Krumbacher's Programm: De codicibus quibus interpretamenta Pseudodositheana nobis tradita sunt S. 64, wo aus guten Handschriften auch eine Reihe anderer Wortformen durch scharfsinnige Konjekturen festgestellt sind; Wörter, wie caupilus, das wohl auch ein Lehnwort ist, polylogus, syntomia u. s. f. wären in Deuerlings Glossae zu finden gewesen, wo auch weitere Belege für camurus, das wir trotz Curtius und Vaniček als Entlehnung bezeichnen möchten, ebenso für synalipha, hypoc(h)ondria u. s. f. nachzusehen, überhaupt war für Placid. Glossae nicht mehr A. Mai oder R. Klotz, sondern Deuerlings schon vor 10 Jahren erschienene edit. Teubn. zu benützen und zu zitieren! Bei sambuca (aus σαμβόκη) hätte etwa auch bemerkt werden können, dafs schon Strabo das letztere als Fremdwort erklärt hat; eine Wortform aglaspis war überhaupt nicht mehr aufzunehmen, da an der betreffenden Stelle des Livius (44, 41, 2) längst das richtige chalcaspis gelesen wird; für Plinius Naturalis historia hätte der V. auch mehr neuere Litteratur heranziehen sollen, Collega K. Welzhofers äufserst sorgfältig gearbeitetes Programm z. B. hätte ihm auch ein paar Verbesserungen an die Hand gegeben. Diese Litteratur überhaupt anlangend wäre eine geordnete Zusammenstellung in dem Vorworte äufserst erwünscht gewesen, manche Abkürzung in den Citaten wäre dadurch möglich geworden. Dafs er auch die treffliche Arbeit unseres Zehetmayr so fleifsig und offenbar mit Nutzen zu rate gezogen hat, hat uns sehr gefreut. Überhaupt erweist sich der V. nicht nur als einen emsigen Sammler und Benutzer, sondern auch als sehr objektiver Kritiker wissenschaftlicher Arbeiten und Ansichten anderer Forscher. — Während der Druck des Werkes im Ganzen vollstes Lob verdient, sind für das Hebräische sehr schlechte Typen gewählt worden; Druckfehler sind bei einem Buche wie das vorliegende wohl kaum ganz zu vermeiden; es soll daher kein Tadel sein, wenn wir ein paar davon verzeichnen: S. 42, Z. 3 v. u. alipes st. aliptes; S. 70, Z. 19 v. o. Alscheffki st. Alschefski; S. 250 ganz oben usticus st. causticus; S. 488 i. m. כדך st. פדך, S. 1182, Z. 27 v. u. ζμγόν st. ζυγόν, wie in der nächsten Zeile richtig steht.

Trotz mancher Mängel im Einzelnen wird man in Anbetracht der grofsen Aufgabe, die hier ihrer Erfüllung näher zu bringen versucht wurde, dem Buche Saalfelds einen hohen Grad von Bedeutsamkeit und Verdienstlichkeit nicht absprechen können. Wenn die von Wölfflin angeregten und jetzt schon mit so schönen Erfolgen geleiteten Arbeiten für lateinische Lexicographie, wozu sein „Archiv“ schon so reiche Ausbeute bietet, auch die übrigen in fast ungeahntem Reichtume fliefsenden Quellen auch des späteren Lateins mehr und mehr ausgeschöpft haben werden, wird es nach solch vereinten Bemühungen wohl endlich zur Fertigstellung des den gesamten Sprachschatz des Lateinischen umfassenden Thesaurus kommen, zu dem einen sehr bedeutenden Beitrag geliefert zu haben, ein unbestrittenes Verdienst Saalfelds bleiben wird. Einstweilen wird der Philologe und Wortforscher diese Arbeit mit grofsem Nutzen in tausend Fällen zu Rate ziehen können.

München. Dr. Georg Orterer.

Hölders Classiker — Ausgaben für den Schulgebrauch. Wien 1886.

Lessings Emilia Galotti, herausgegeben von Prof. Raimund Dundaczek, Preis 26 kr.

Goethes Götz von Berlichingen, herausgegeben von Prof. Dr. W. Toischer, Preis. 32 kr.

Herders Cid, herausgegeben von Prof. Dr. Hans Lambel, Preis 36 kr.

Die Ausgabe der Emilia Galotti soll einer „auf genaue Privatlektüre sich stützenden Besprechung“ zu hilfe kommen; deswegen ist auf das Verständnis der Handlung in ihren Motiven im einzelnen besondere Rücksicht genommen; aufserdem enthalten die Anmerkungen orientierende Winke über die organische Gliederung des Dramas, Andeutungen zur Charakteristik der handelnden Personen, endlich Hinweisungen auf Lessings hamburgische Dramaturgie und dessen Abhängigkeit von Aristoteles, während die Einleitung das Wichtigste über die Entstehung und Aufnahme des Stückes, sowie einige kurze Bemerkungen über die Bedeutung desselben im allgemeinen bringt. Der Herausgeber hat seine Aufgabe in sehr anerkennenswerter Weise gelöst. Im einzelnen bemerken wir, dafs die Frage über die Schuld der Emilia besser in der Einleitung — und zwar in eingehenderer Begründung — zu behandeln gewesen wäre, als am Schlusse unter dem Text; einmal verlangte dies die Bedeutung, welche diese Frage für die Beurteilung des ganzen Dramas hat, und dann mufste dieselbe ja ohnehin in der Einleitung berührt werden. Was nun die Schuldfrage selbst betrifft, so vertritt der Herausgeber bezüglich derselben den Standpunkt, dafs von einer wirklichen moralischen Schuld Emilias (nach Julian Schmidt einer Gedankenschuld, insofern Emilia fühle, dafs der lasterhafte Prinz ihr interessanter sei, als ihr tugendhafter Bräutigam) wohl kaum die Rede sein kann, dafs vielmehr die ἁμαρτία lediglich darin besteht, dafs Emilia in Übereinstimmung mit ihrer Mutter in bester Absicht ihren Bräutigam die Zusammenkunft mit dem Prinzen verheimlicht. Diese „Unterlassungssünde“ ist der Angelpunkt der tragischen Handlung, wie andrerseits jener Schritt des Prinzen den Plan Marinellis insoferne kreuzt, als durch denselben der Verdacht auf den Prinzen gelenkt wird. — Bezüglich der Anmerkungen ist Seite 7, Anm. 3 der Ausdruck zu rügen: „mit dieser Andeutung wird auch schon Odoardo Galotti exponiert“; gerade in Schulausgaben ist auf den Ausdruck doppelte Sorgfalt zu verwenden. Für nicht ganz korrekt halten wir auch S. 49 Anm. 2: „und als dieses (Glück) kommt der Mord in Betracht, mag er doch geschehen sein, wie er will!“ Es mufs vielmehr heifsen „und als dieses betrachtet, mag er doch (= immerhin) geschehen sein, wie er will!“ Im übrigen ist die mit Sorgfalt und Verständnis bearbeitete Ausgabe für den Schulgebrauch bestens zu empfehlen. —

Leichter hat sich Prof. Toischer bei der Bearbeitung des Götz seine Aufgabe gemacht; die Anmerkungen sind sehr spärlich und dürften wohl kaum genügend sein, zu eingehendem Verständnis der Dichtung wesentlich beizutragen. Die Einleitung entspricht im ganzen ihrem Zweck; doch ist die Frage nach der Form des Dramas ziemlich obenhin behandelt, wenn es einfach heifst „freilich ging Goethe über die Grenzen des Erlaubten hinaus“. Es ist allerdings Mode geworden, wie Klaucke richtig bemerkt, über den Götz mit einer gewissen Herablassung zu urteilen, das Stück einfach als ein Produkt der „jugendlichen Brausejahre“ des Dichters zu bezeichnen;

eine eingehende Behandlung aber — und Schulausgaben sollen doch eine solche bieten oder wenigstens anbahnen — zeigt, wie die Gesetze der wahren Kunst auch in der gewählten freien Form möglichst gewahrt sind; das zeigt ja schon eine auch nur oberflächliche Vergleichung des ersten Entwurfs und der zweiten Bearbeitung des Dramas. —

Was die Ausgabe des Cid anlangt, so orientiert die Einleitung zu derselben über den historischen Hintergrund der Cidsage, über die verschiedenen spanischen Dichtungen aus derselben, dann speziell über die französische Quelle Herders, die Prosabearbeitung der Cidromanzen in der Bibliothéque universelle des Romans (Jahrgang 1783) und schliefst mit einer kurzen Würdigung der Dichtung nach Form und Inhalt. Vermifst haben wir dabei bezüglich der Form den Hinweis darauf, dafs einzelne Romanzen „zur Hebung ernster Rede“ in fünffüssigen Trochäen gedichtet sind. Wenn ferner vom Herausgeber das Vorhandensein einzelner sprachlichen und metrischen Härten betont wird, „die zum Teil daher rühren, dafs es Herder nicht mehr vergönnt war, die letzte Feile an sein Werk zu legen“, so war dabei nicht zu übersehen, dafs, wie Schäfer in seiner Ausgabe richtig bemerkt, Herder manche Härten in der Satzbildung, Wortstellung und prosodischen Zeitmessung sich absichtlich gestattet zu haben scheint, „um in dem epischen Volksliede den Reiz des Altertümlichen zu bewahren, das in der epischen Dichtung mehr als in irgend einer anderen Gattung zulässig ist“. Hinsichtlich der Anmerkungen, die etwas zahlreicher sein dürften, seien folgende Bemerkungen gestattet: Seite 5 vermissen wir zu Vers 53 „Angehört den Schimpf des Hauses“ den Hinweis auf das häufige Vorkommen dieser dem lateinischen Abl. abs. und der französischen Ausdruckweise entsprechenden Partizipialkonstruktion. S. 62 V. 2045 liest der Herausgeber „Überwunden sein“ statt „Überwinder sein“, wie sonst die Ausgaben haben; jene Lesart ist allerdings dem Sinne entsprechender und findet sich auch in der französischen Quelle; allein eine Bemerkung über die ohnehin etwas schwierige Stelle wäre wohl am Platze gewesen. S. 66 V. 2166 konnte auf den ältern Sprachgebrauch von „einig“ statt „einzig“ hingedeutet werden. S. 68 V. 2239 bedarf das Wort „Morgenstern“ = eine mit eiserner Spitze beschlagene Keule einer Erklärung; auch sollte an derselben Stelle auf den hartklingenden Nachsatz aufmerksam gemacht werden. S. 72 V. 2390 heifst es in der Dichtung „mit Wolfsrachen auf den Schilden“; wir vermissen die Bemerkung, dafs das Wort „Wolfsrachen“ hier aus Mifsverständnis des französischen Ausdrucks entstanden ist. Herder verwechselte gueules, welches die rote Farbe im Wappen bedeutet, mit Gueule = Rachen (vgl. Schäfer). — Demnach ist die an sich brauchbare Ausgabe im einzelnen noch verbesserungsbedürftig.

Regensburg. L. Bauer.

Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Herausgeg. von J. Pfundheller und G. Lücking. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung.

Englische Parlamentsreden. Erklärt von Leo Türkheim.

The Life of Nelson by Robert Sonthey. Erklärt von Prof. Dr. Otto Ritter.

The Life and Voyages of Christ. Columbus by Wash. Irving. Vorgeschichte und erste Entdeckungsreise. Erklärt von E. Schridde. Zweite Auflage.

Siècle de Louis XIV par Voltaire. Erklärt von Dr. E. Pfundheller. I. Teil. Bis zum spanischen Erbfolgekrieg. Zweite Auflage.

Histoire de Charles XII, Roi de Suède, par Voltaire. Erklärt von Dr. E. Pfundheller. Dritte Auflage. Mit 2 Karten von Kiepert.

Thiers' Aegyptische Expedition der Franzosen 1798—1801. Erklärt von Prof. Dr. Koldewey. Dritte Auflage. Mit 2 Karten von Kiepert.

Während die vier letzten dieser Bände der Weidmannschen Sammlung schon früher Erschienenes in neuer Auflage bieten, bringen die beiden erstgenannten neuen Stoff aus dem Gebiete der englischen Litteratur. Beide Herausgeber haben einen guten Griff gethan.

In mehrfacher Beziehung sind ausgewählte Parlamentsreden eine sehr empfehlenswerte Lektüre für die zwei oberen Klassen der humanistischen und Realgymnasien; sie bieten die durch die heutigen Kulturverhältnisse nötig gewordene Ergänzung zu den altklassischen Reden, welche unseren Schülern als Muster der Beredsamkeit vorgelegt werden. Besonders zeichnen sich die Reden der englischen grofsen Staatsmänner neben der kunstvollen und wirksamen Diktion durch grofsartige Perspektive und durch warmen Ton, oft auch durch die hohen Ziele, die sie verfolgen, aus. Zugleich machen sie den studierenden Jüngling ein wenig mit den modernen Staatsverhältnissen bekannt. Da sich aber ihrem richtigen Verständnisse vielfach sprachliche und sachliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, so hat der Herausgeber einer Auswahl für die Schule reichlich Gelegenheit, sein Geschick zu zeigen. Das hat nun Türkheim in vollem Mafse gethan: die Auswahl ist gut. Die biographischen und sachlichen Einleitungen enthalten alles, was zum vollen Verständnis notwendig ist; die Anmerkungen halten sich in den gebührenden Schranken und sind mit grofser Sorgfalt gearbeitet. Kurz, das Buch verdient warme Empfehlung; das einzige Bedenken, das ich habe, ist, dafs nach meinen Erfahrungen nicht alle die vier in das Büchlein aufgenommenen Reden in einer Klasse gelesen werden können, auch liegt der Inhalt der zweiten (Burkes Rede über die Schulden des Nabob von Arcot) ziemlich von dem Gesichtskreis unserer Schüler ab. In einer zweiten Auflage werden nur wenige Auslassungen nachzutragen sein, so z. B. S. 17 zu "the noble earl who moved id" „es war der Earl of Percy", S. 19 "the minister of the day" deutet hin auf Lord North, den damaligen Premierminister.

Auch Southoys Life of Nelson, von dem Macaulay sagte: „In der ganzen Litteraturgeschichte findet sich vielleicht kein zweites Beispiel von einem Schusse, der so gut zwischen Wind und Wasser getroffen hätte", verdient ohne Zweifel in einen Canon englischer Schriftwerke für unsere Realgymnasien aufgenommen zu werden. Da der Herausgeber die nicht leichte Arbeit der Kürzung der für die Schule viel zu langen Biographie geschickt ausgeführt und durchweg gute und ausreichende sachliche und sprachliche Erklärungen gegeben hat, so ist auch dieser Band zu empfehlen. Ganz besonderen Fleifs hat Ritter auf die Erläuterung der überaus häufigen Seemannsausdrücke und Eigennamen verwendet, wie er auch zwei Schlachtenpläne, drei Schiffsfiguren und eine Liste der Eigennamen beigibt.

Da die übrigen vier Bändchen lediglich neue Auflagen anerkannt guter Ausgaben sind, so kann ich mich darauf beschränken, die Aufmerksamkeit der Herren Fachkollegen von neuem auf dieselben zu lenken

mit dem Bemerken, dafs sie alle sorgfältig durchgesehene und, soweit es angezeigt war, verbesserte Auflagen sind; ganz besonders gilt letzteres von Thiers' Aegyptische Expedition und Voltairs Siècle de Louis XIV.

München. G. Wolpert.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1. Abteilung: Von der ältesten Zeit bis zum Ende des Unabhängigkeitskampfes. — 1884. 2. Abteilung: Von der Konstitution des Bundesstaates 1783 bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges. 1861. — 1885. 3. Abteilung: Vom Ausbruch des Bürgerkrieges bis auf die Gegenwart. 1886. Ernst Otto Hopp. Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universalbibliothek für Gebildete. Band 26, 39 und 46.

Nach der vernichtenden Kritik, die Holst dem Werke von Ernst Otto Hopp: Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika in drei Bänden, hat angedeihen lassen, sehe ich keine Veranlassung mehr, mich kritisch mit dieser Arbeit Hopps weiter zu befassen. Um aber wenigstens eine Idee zu geben, wie Holst den Autor behandelt, führe ich hier den ersten Absatz der ziemlich umfassenden Kritik an, die sich in Sybels historischer Zeitschrift, Jahrgang 1886, fünftes Heft, S. 378—384 befindet.

„Wem für die Befriedigung seines Wissensdranges ein Kollegienheft genügt, das ein nicht besonders federgewandter und oft nur mit halbem Ohr hörender Student nachgeschrieben hat, dem kann die von Hopp für das „Wissen der Gegenwart" bearbeitete Geschichte der Vereinigten Staaten empfohlen werden, wer mehr und Verlässigeres verlangt, der lasse die Hände von diesem Buch, dessen Verfasser es nicht einmal für nötig gehalten hat, den Staat, dessen Geschichte er schreibt, mit seinem rechten Namen zu nennen. Es bietet dem Leser nicht ein Gerippe des Wissens der Gegenwart über die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika — nicht Nordamerika —, sondern nur das gegenwärtige Wissen des Herrn Hopp, dessen Studien für dieses Opus sich offenbar darauf beschränkt haben, höchstens ein halbes Dutzend namhafter Werke mit der Feder in der Hand zu durchblättern. Die Excerpte sind sehr nachlässig gemacht, bei ihrer Zusammenstellung scheint nicht selten der Kleistertopf statt der Feder requiriert worden zu sein und von einem noch so bescheidenen Versuch, ein wirkliches Verständnis der bewegenden Kräfte in dieses Wunderlandes Geschichte zu gewinnen, ist, soweit ich gesehen, auch nicht die leiseste Spur zu entdecken." Am Schlufs der Kritik steht folgendes Endurteil: Dem Buche liegen keinerlei Studien zu grunde, sondern es ist eine Fabrikarbeit der allerleichtesten Art.

Dr. Friedrich Junge. Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien und Realgymnasien nach den preufsischen Verordnungen vom 31. März 1882. Berlin. Vahlen. 1886. 38 Seiten.

Vorliegende Abhandlung bezeichnet der Verfasser als ein erweitertes Vorwort zu David Müllers Geschichtsbüchern für Lehrer der Geschichte und legt dabei die preufsischen Lehrpläne für die höheren Schulen und die ihnen beigegebenen Erläuterungen zu grunde. Ich selbst will mich bei meiner Besprechung auf den Unterschied der Verteilung des geschichtlichen Lehrstoffes in Bayern und Preufsen beschränken.

Während in Bayern der Geschichtsunterricht erst in Quarta (3. Lateinklasse) beginnt, ist in Preufsen bei wöchentlich 8 Lehrstunden für Geschichte und Geographie bereits in der Sexta (1. Lateinschule) jede dritte Stunde zu biographischen Erzählungen als Vorstufe bestimmt. Die Hauptsache bei diesem Unterricht ist, dafs der Schüler hören und nacherzählen lernt. Auswendiglernen soll der Schüler auf dieser Stufe überhaupt nicht, weder Namen noch Zahlen. Der Stoff sei in Sexta aus der Sage zu nehmen, aus der griechischen nach Ilias und Odyssee, aus der deutschen nach dem Nibelungenlied. In Quinta werden zu Erzählungen aus der alten und deutschen Geschichte vorgeschlagen z. B. Lycurg, Perserkriege mit ihren Helden, Socrates, Alexander, Camillus, Pyrrhus, Hannibal, Cäsar, Attila, Karl der Grofse, Friedrich Barbarossa, Luther, Gustav Adolf und Wallenstein, Friedrich der Grofse, Napoleon I., Wilhelm I. Natürlich müfsten viele dieser Biographien wieder in eine ganze Reihe von Einzelerzählungen aufgelöst werden.

II. Der niedere Kursus des Geschichtsunterrichtes. In Quarta beginnt der eigentliche geschichtliche Unterricht und umfasst mit den beiden Tertia drei Jahre. In Quarta ist die alte Geschichte, nämlich die morgenländischen Völker, Griechen und Römer, durchzunehmen. Ausdrücklich dringt der V. darauf, dafs vor der griechischen und römischen Geschichte die der morgenländischen Völker kurz behandelt wird, damit nicht etwa der Schüler in den Griechen das erste Kulturvolk sieht und sich dadurch für die Zukunft die Auffassung erschwert. Ein Leitfaden ist hier unerläfslich. Als Thema für die Unter- und Obertertia ist die deutsche Geschichte, bestimmt aber ohne Hereinziehung der Universalgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Die biographische Art wird mehr zurücktreten vor der pragmatischen, die vor allem den Blick auf den Zusammenhang der Ereignisse richtet. Kulturgeschichte als solche gehört in die Tertia so wenig als in die Quarta. Der Stoff verteilt sich auf zwei Jahre in der Art, dafs im ersten Jahr die Zeit bis 1648, dem Ende des dreifsigjährigen Kriegs, im zweiten die Zeit bis 1871, dem Gründungsjahre des deutschen Reiches, zu behandeln ist. Dr. Junge befürwortet eine andere Einteilung, indem er der Untertertia die Zeit bis zur Reformation, der Obertertia die Zeit bis 1815 zuweist und den Rest von 1815 bis 1871 nach Unter-Secunda verlegt. Doch hält er seinem Vorschlag selbst schwerwiegende Bedenken entgegen z. B. den mangelnden Abschluss für den Geschichts-Unterricht in Tertia, das Auseinanderreifsen der deutschen Geschichte, die Verschiebung des Beginns des höheren Kursus der Geschichte. In Bayern ist der Beginn der Reformationszeit der Scheidepunkt für die beiden Tertia.

III. Bei der Besprechung des höheren Kursus des Geschichtsunterrichtes verwirft Dr. Junge mit Recht den Vorschlag R. Peters, die alte Geschichte in Prima zu behandeln, Mittelalter und Neuzeit der Sekunda zuzuweisen und zugleich wenigstens bei der alten Geschichte eine quellenmäfsige Behandlung anzustreben. Die Geschichte wissenschaftlich zu behandeln, dazu fehlt auf unseren höheren Schulen schon wegen der geringen Stundenanzahl jegliche Zeit, ist auch gar nicht ihre Aufgabe. Das fällt mit Fug und Recht wie für jede andere Wissenschaft so für die Geschichte der Universität zu, da das Gymnasium zu den Universitätsstudien nur vorzubereiten, nicht ihnen vorzugreifen hat. Was übrigens den Vorschlag des Dr. Junge betrifft, zwei volle Jahre auf die Geschichte des Altertums zu verwenden, so kann ich denselben nicht billigen. Ich ziehe hier unbedingt den Lehrplan der bayerischen Gymnasien vor, welcher der alten Geschichte ungefähr $1^1/_4$ Jahr zuweist und bereits in Obersecunda einen beträchtlichen Teil des Mittelalters nämlich bis zum Untergang des hohen-

staufischen Hauses behandeln läfst. Freilich ist im bayrischen Lehrplan der schwerwiegende Fehler enthalten, dafs der II. Gymnasialklasse ein Pensum zugeteilt ist, welches mit dem besten Willen nicht bewältigt werden kann, nämlich die Zeit von den Gracchen bis zum Ende der Hohenstaufen. Bei Zugrundelegung des in Bayern vielgebrauchten Lehrbuches von Pütz ergibt sich, dafs das Thema der II. Gymnasialklasse bei wöchentlich nur zwei Stunden 218 Seiten, das der III. Klasse (Unterprima) aber bei wöchentlich drei Stunden nur 132 Seiten beträgt. Würde man nun vom Pensum der II. Gymnasialklasse die letzten 50 Seiten, in welchen die Kreuzzüge und die Hohenstaufen behandelt werden, der III. Klasse zuweisen, so träfen auf letztere mit wöchentlich drei Geschichtsstunden 182 Seiten, und auf die erstere mit zwei Stunden 168, ein Zahlenverhältnis, das beiden Teilen gerecht wird.

Im weiteren Verlauf seiner Abhandlung gibt der V. noch einige Winke über die Methode beim geschichtlichen Unterricht, die freilich je nach der Individualität des Lehrers verschiedene Beurteilung finden wird. Hauptsache ist ihm auf der Oberstufe der Vortrag des Lehrers, der dann von den Schülern in kurzem mit möglichster Selbständigkeit im Ausdruck wiederzugeben ist. Von den drei Geschichtsstunden in Prima ist wenigstens eine Stunde für Repetition zu verwenden und zwar die der alten Geschichte in Oberprima. Jeder Lehrer kennt das Elend des Einlernens der Geschichte zum Examen. Wie ist dem zu begegnen? Erstens durch regelmäfsig wiederkehrende Repetitionen in Prima, dann auch durch vernünftige Handhabung des Examens selbst. Das Examen darf nicht bestehen im blofsen Abfragen eines Haufens von Namen, Zahlen und Thatsachen, es mufs den Nachweis führen, dafs der Examinand einen Überblick über die alte und deutsche Geschichte, dafs er ein Verständnis für diese Gebiete gewonnen hat. Hierauf zeigt der V. durch mehrere Beispiele, wie er geprüft haben möchte und führt Themen an wie: Heer und Heerwesen, Kolonien, ein bestimmtes geographisches Gebiet z. B. Spanien, die Poebene, mit einem ungefähren Bild der Geschichte dieser Länder verbunden. Zum Schlusse spricht derselbe den Wunsch aus, dafs, was er aus seinen Erfahrungen im Vorstehenden zusammengestellt, Anregung zu weiteren Äufserungen der Fachgenossen geben möge.

München. Dr. Gruber.

Kiepert, Schulwandkarten. Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Von diesen meist trefflichen Karten liegen mir folgende zur Ansicht vor:

1. H. Kiepert, a. physikalische, b. politische Schulwandkarte von Nordamerika, je 5 Blätter. Mafsstab 1 : 8,000 000. 3. bericht. Ausgabe 1886. In Umschlag 7 M., auf Leinwand in Mappe 12 M., mit Stäben 14 M.

Auf der physikal. Karte ist das Tiefland weifs, Hügelland hellbraun, Gebirgsland dunkelbraun, Flüsse, Seen und das Meer sind blau bezeichnet. Die Gebirgszüge selbst sind in Schummermanier ausgedrückt. Die Küstenlinien heben sich durch stark schattierte Konturen scharf vom Meere ab. Die horizontale und vertikale Gliederung wirkt trotz sorgfältiger Detailausführung doch nicht kleinlich, sondern noch auf weitere Entfernung hin einheitlich, deutlich und markig. Die einzelnen Vegetationszonen sind durch starke punktierte Linien ausgedrückt. Vermifst wird die Bezeichnung für die Strömungen.

Auf der politischen Karte ist die Farbe der Terrainerhebung durch verschiedene, die einzelnen politischen Gebiete überziehende Farben (nicht blofse Umrifslinien) ersetzt und nur die Bezeichnung der eigentlichen Gebirgszüge beibehalten.

Beiden Karten sind kleinere Randkärtchen beigegeben, welche zur Vergleichung der Gröfsenverhältnisse dieser Länder mit den europäischen Staaten dienen oder die genauere politische Einteilung in Provinzen enthalten.

2. H. Kiepert, Politische Schulwandkarte von Australien und Polynesien. 8. Bl. 3. Aufl. (Revidiert von Rich. Kiepert 1886. In Umschlag 12 M., auf Leinwand in Mappe 19 M., mit Stäben 22 M.

Von diesen 8 Blättern entfallen nur 2 auf Australien selbst, die übrigen 6 auf die weithin im stillen Ozean zerstreuten Inseln und die benachbarten Ländergebiete von Asien und Amerika. Beigegeben sind mehrere kleine Randkärtchen, welche Korallenbauten darstellen. Da Australien selbst sehr monoton gegliedert ist, die Teile der benachbarten Kontinente nebensächlich behandelt sind, in folge der grofsen Entfernung stark verkürzt werden mufsten und dadurch teilweise bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind, so macht diese Karte keinen plastischen Eindruck auf den Beschauer, dürfte sogar das Augenmerk der Schüler von der Hauptsache abziehen und dieselben dadurch verwirren. 2 oder höchstens 4 Blätter, auf denen das eigentliche Australien und die nordöstlich sich daranschliefsenden Inselreihen bis zu den Sandwich-Inseln dargestellt sind, würden ein übersichtlicheres Bild von dem Kontinente gewähren, als diese grofse, meist öde Meeresfläche darstellende Karte.

3. R. Kiepert, Physikalische Schulwandkarte (stumme) von Deutschland. — Physik. Schulwandkarte von Österreich-Ungarn; je 6 Blätter, 1 : 1000000. Preis à 7.50 M., aufgezogen auf Leinwand in Mappe 13.50 M., mit Stäben 16.50 M.

Die zwei Karten beschränken sich nicht auf Deutschland, resp. Österreich-Ungarn, sondern umfassen auch einen sehr grofsen Teil der umliegenden Gebiete. So reicht die Karte von Deutschland im Süden bis zum 42. Breitengrad (Tibermündung), im Norden bis zum 56° (Südspitze von Schweden), die Karte von Österreich-Ungarn erstreckt sich im W. über Deutschland bis nach Frankreich hinein und reicht im O. bis zum schwarzen Meer. Der Grundstock beider Karten, nämlich die vier das eigentliche Mitteleuropa umfassenden Blätter, sind bei beiden gleich, bei der einen Karte ist nur nach oben Norddeutschland, bei der andern nach rechts das Gebiet der unteren Donau angesetzt. Die Küsten heben sich scharf vom blau umränderten Meere ab, das Flufsnetz ist schwarz gedruckt, das Terrain schraffiert; die Erhebungen selbst sind durch äufserst glücklich gewählte, sich nach der Höhe abstufende Farbentöne (hellbraun bis schwarzbraun) bezeichnet. Trotz der sorgfältigen Ausführung und der reichen Detailangaben machen die Karten in der Entfernung einen einheitlichen, kräftigen und durch prächtige Farbenzusammenstellung äufserst wohlthuenden Eindruck. Wie schön ist z. B. der Gegensatz zwischen der norddeutschen Tiefebene, den deutschen Mittelgebirgen und dem Alpengebiet ausgedrückt. Einzelne Partieen, wie die oberitalienische und die ungarische Tiefebene mit den umliegenden dunklen Randgebirgen und dem blauen Meer machen fast den Eindruck von kleinen Gemälden, so angenehm berühren sie das Auge. Dafs ich dieselben wärmstens zur Anschaffung für unsere Schulen empfehlen kann, ist nach dem Gesagten überflüssig zu bemerken.

4. H. Kiepert, Physikal. Wandkarte von Afrika. 1:8000000. Neu bearbeitet von R. Kiepert. 3. verb. Aufl. 1885. 6 Blätter. 8 M.

Auf dieser Karte, welche sich nördl. bis zum 49. Breitegrade (Paris) erstreckt, was einen sehr nützlichen Gröfsenvergleich zwischen Europa und Afrika ermöglicht, wirkt wieder ungemein wohlthuend und frisch die Auswahl der Farben für die vertikale Gliederung. Einen grofsen Teil des Kontinentes (über 300 m. Erhebung) überzieht ein mattes Gelb, die Wüste Sahara ist mit Ausnahme der zentralen Gebirgserhebung weifs gelassen, das 1000 m. übersteigende Gebiet von Südafrika aber nebst seinen nordöstlichen Fortsetzungen bis Abessinien hinauf überdeckt ein angenehmes Braun, aus dem wie freundliche blaue Augen die grofsen äquatorialen Seen hervorschauen. Auf der Karte sind die Ergebnisse der neueren Forschungen berücksichtigt; dafs die letzten deutschen Erwerbungen in Ostafrika und der grofse erst durch L. Wolf kürzlich entdeckte gröfste Nebenflufs des Kongo, der Kassaï, noch nicht aufgenommen sind, kann man der im J. 1885 verfertigten Karte nicht zum Vorwurf machen. Beigegeben ist ein kleineres Kärtchen, welches eine politische Übersicht des Kontinentes und die Besitzungen der europäischen Staaten in demselben darstellt. Unter den mir vorliegenden Kiepert'schen Wandkarten möchte ich neben der physikalischen Karte von Deutschland dieser den ersten Preis zuerkennen.

5. R. Kiepert, a. physik., b. politische Schulwandkarte von Spanien und Portugal. 1:1.000000. 1886. 4 Bl. Je 5 M.

Erstere ist ohne Namen, hat schwarz gedrucktes Flufsnetz und bezeichnet die Erhebungen durch je nach der Höhe (100, 200, 400, 800 m. etc.) sich verdunkelnde Farbentöne; letztere enthält die Namen der Flüsse, Gebirge, Meeresteile, Städte und Provinzen und braun gedrucktes Terrain. Die Grenzen der Provinzen sind durch schwache rote Linien bezeichnet, welche den Gesamteindruck nicht stören. Es liefse sich darüber streiten, ob nicht eine mäfsige Minderung von Detailangaben, namentlich der viel verzweigten Flufsadern die Übersicht über das Ganze erleichtern würde, dagegen glaube ich sicher nicht zu irren, wenn ich die schmutzig-braunrote Farbe, welche den gröfsten Teil der physikalischen Karte überzieht, als höchst unschön bezeichne; sie contrastiert seltsam zu dem feinen Geschmack und Farbensinn, der den Verfasser bei Anfertigung der übrigen Karten leitete.

6. Schulwandkarte des deutschen Reichslandes Elsafs-Lothringen. Redaktion von H. Kiepert, Zeichnung von R. Kiepert. 2. verb. Aufl. 1885. 1:180000. 8 M.

Die Karte ist zugleich physikalisch und politisch. Das in Schummermanier braun bezeichnete Terrain wirkt stellenweise, namentlich beim lothringischen Hügelland etwas unruhig. Dagegen heben sich die Grenzen des ganzen Gebietes und seiner 3 Unterabteilungen (Bez. Lothringen, Unter-Elsafs, Ober-Elsafs) deutlich hervor. Die noch weitere Unter-Einteilung in Kreise und Kantone ist eher für die Übersichtlichkeit der Karte nachteilig und scheint nur für den Gebrauch an den dortigen Schulen berechnet. Stark fallen in die Augen die mit kräftigen schwarzen Linien bezeichneten Eisenbahnen und die blau bezeichneten Kanäle, welche ja für dieses Gebiet von besonderer Wichtigkeit sind. Die alten Ortsnamen sind, soweit dies offiziel geschieht, deutsch gegeben. Bei einigen, deren deutsche Aussprache sich noch nicht eingebürgert hat, wird auch die französische Bezeichnung noch beibehalten. Interessant ist hiebei die Beobachtung, mit

welcher Sprachen-Accommodationsfähigkeit die Franzosen viele dieser alten ächt deutschen Namen in französische Laute umzuändern verstanden, z. B. Bolchen = Boulay, Rixingen = Réchicourt, Lörchingen = Lorquin, Mörchingen = Morhange, namentlich die Hunderte von „Weiler“ in das durch die Elsässer Mundart sich von selbst ergebende Viller.

München. Dr. G. Biedermann.

Dr. A. Elsas, Der Schall. Eine populäre Darstellung der physikalischen Akustik mit besonderer Berücksichtigung der Musik. Leipzig, Prag. Freytag u. Tempsky. 1886. 8⁰. 216 S. (1 ℳ).

Es dürfte wohl selten der Fall sein, dafs ein Physiker sich mit den Theorien der Musik oder umgekehrt, dafs ein Musiker sich mit denen der Physik so eingehend zu beschäftigen im stande ist, als es für den einen wie für den andern wünschenswert wäre; und doch sollte jener nicht minder wissen, wie die Prinzipien seiner Wissenschaft in der Musik Anwendung finden, als dieser, auf welche Naturgesetze sich die Lehren seiner Kunst stützen. Diesem Übelstande hat nun der V. des obengenannten Büchleins, welches den 51. Band der bekannten Sammlung „Das Wissen der Gegenwart“ ausmacht, in gelungener Weise abgeholfen, indem er darin die gegenseitigen Beziehungen der beiden Disziplinen darstellt. Der ganze Stoff ist in vier Abschnitte gegliedert: 1. Allgemeine Gesetze der Schallbewegung, 2. von den Schwingungsformen tönender Körper, 3. die Analyse der Klänge, 4. vom Zusammenwirken musikalischer Klänge, woraus der Kundige erkennen mag, dafs in dem Werkchen nichts übergangen ist, was zur Lösung der gestellten Aufgabe dienlich ist. Ausdrücklich möge noch hervorgehoben sein, dafs auch die neuesten Entdeckungen in der Akustik, also Telephon, Mikrophon, Phonograph, deutlich erklärt werden und dafs die epochemachenden Forschungen Helmholtzs fafslich dargestellt sind. Wenn wir noch hinzufügen, dafs weder in der einen noch in der andern Richtung an den Leser übermäfsige Forderungen gestellt werden, dafs die Lehren klar und mehrfach durch gute Zeichnungen verdeutlicht vorgetragen werden und dafs das Ganze anziehend geschrieben ist, so dürfte wohl zuzugeben sein, dafs auch der Laie das Werkchen mit Nutzen lesen werde; es ist in der Tat eine von denjenigen populären Schriften, welche man mit gutem Gewissen empfehlen kann.

Dr. H. Klein, Leitfaden und Repetitorium der Physik mit Einschlufs der einfachen Lehren der Chemie und mathematischen Geographie. Leipzig. Teubner. 1886. 8⁰. 112 S. (ℳ 1.60).

Ein prächtiges Büchlein, welches seinen Zweck, nämlich für den Unterricht in der Physik das zu sein, was für den historischen Unterricht Geschichtstabellen sind, vollständig erfüllt. Es macht sogar dem Sachverständigen Freude, einmal die Lehren der Physik tabellarisch unter Verzicht auf Beweise und auf langatmige Beschreibung von Apparaten zusammengestellt zu sehen. Dafs V. auch die Elemente der Chemie hereingezogen hat, ist sehr zu loben; denn ein gewisses Mafs von Kenntnissen in dieser Wissenschaft mufs heute jeder Physiker haben, wenn er insbesondere die in unseren Tagen zu so grofsem Aufschwunge gekommenen Lehren vom Magnetismus und der Elektrizität ganz verstehen will. Weniger verständlich ist, was die mathematische, also nicht die

physikalische Geographie in einem Repetitorium der Physik thun soll, es müfste denn sein, dafs hiebei der sächsische Lehrplan für den V., welcher Professor in Dresden ist, mafsgebend war. Recht hübsch und im Verhältnisse zum sonstigen Umfange des Büchleins gewifs ausreichend ist die geschichtliche Übersicht und nicht minder brauchbar die beigegebene Tabelle physikalischer Konstanten. Anerkennung verdient auch die präcise Fassung der Sätze; nur scheint mir V. in der Bescheidenheit etwas zu weit zu gehen, wenn er sagt: Die Molekeln (warum Moleküle?), die Weltkörper sollen sich anziehen; ebenso: man meint jetzt, Wärme sei Bewegung. Ich glaube, wir haben allen Grund zu sagen: Die Molekeln, die Weltkörper ziehen sich an, die Wärme ist Bewegung. Ich weifs nämlich nicht, ob man dem Lernenden mit solch bescheidener Ausdrucksweise nützt. Ob ferner der Unterschied zwischen spez. Gewichte und Dichte darin besteht, dafs jenes eine benannte und dieses eine unbenannte Zahl ist, weifs ich auch nicht. Der Schüler wird diesen Unterschied niemals machen, und wir am Ende auch nicht Die Definitionen S. 27 Z. 11 von unten und S. 67 Z. 8 von unten wollen mir nicht gefallen; auch nicht die kurze Bemerkung S. 69 Z. 3 von unten: „aufserdem sind noch andere Einheiten (nämlich für elektrische Widerstände) eingeführt worden“; 1 Ohm wird sich ebenso wie 1 Volt und 1 Farad nicht übergehen lassen. Warum S. 53 im Spektrum die Farbe indigo fehlt, die doch S. 54 vorkommt, verstehe ich nicht. Bei den Dichtigkeitsbestimmungen des Erdkörpers sollten die von Jolly mit der gewöhnlichen Wage ausgeführten als die einfachsten nicht fehlen. Fast komisch wirkt das alte, aber deshalb nicht schöne Diktum von der luna mendax; warum sagt man nicht lieber, der zunehmende Mond bildet den Anfangszug von einem z, der abnehmende von einem a? Schliefslich mufs wohl auch Herr V. zugeben, dafs es, selbst für einen geborenen Sachsen, wissenswerter sein dürfte, welches die Höhe und der mittlere Barometerstand etwa von Paris, Greenwich u. s. w. ist, als von Bautzen, Zwickau etc. Doch das sind Dinge, denen sich leicht abhelfen liefse; im ganzen verdient das Werkchen, wie gesagt, alles Lob.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Dr. Otto Reichel, Die Grundlagen der Arithmetik unter Einführung formaler Zahlbegriffe. I. Teil. 32 Seiten. Berlin, Haude-Spenersche Buchhandlung. 1886.

Der Verfasser ist der Ansicht, dafs eine strenge und einheitliche — und doch auch den Zwecken der Schule entsprechende — Begründung der Arithmetik nur von einer den Begriff rein formaler Zahlen zulassenden Darstellungsweise zu erwarten sei. Demgemäfs entwickelt er die vier Grundoperationen mit natürlichen, algebraischen und gebrochenen Zahlen strenge nach den Gesetzen der Logik, doch ohne Rücksicht auf das Abstraktionvermögen des Schülers, falls das Buch für den ersten Unterricht in der Arithmetik bestimmt sein soll. Bei einer Repetition der arithmetischen Gesetze in den oberen Klassen dürfte sich das Buch wegen der übersichtlichen und — abgesehen von einzelnen Unebenheiten — korrekten Darstellung als brauchbares Lehrmittel erweisen. — Einige Eigentümlichkeiten haben erst in dem noch zu erwartenden zweiten Teile ihre Probe zu bestehen.

Dr. K. Spitz, Lehrbuch der sphärischen Trigonometrie nebst vielen Beispielen über deren Anwendung, zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und beim Selbststudium. Dritte Auflage. Leipzig, C. F. Winter. 1886. 175 Seiten. 3,50 ℳ.

Erst nach einer ausführlichen synthetischen Untersuchung der Haupteigenschaften sphärischer Gebilde in den beiden ersten Abschnitten wendet sich der Verf. zu seiner eigentlichen Aufgabe, der Berechnung sphärischer Figuren. Der dritte Abschnitt enthält die Entwicklung der Relationen zwischen den Seiten und Winkeln des rechtwinkligen und des schiefwinkligen Dreieckes. Hieran reiht sich die Berechnung des Flächeninhaltes sphärischer Dreiecke, und zwar wird zunächst der Exzefs des rechtwinkligen Dreieckes aus den beiden Katheten hergeleitet, sodann mit Hilfe der gewonnenen Resultate der Inhalt eines beliebigen Dreieckes bestimmt, von welchem die drei Seiten oder zwei Seiten und der eingeschlossene Winkel gegeben sind, und schliefslich noch der Legendre'sche Satz bewiesen. In beiden Abschnitten ist jede Dreiecksberechnung durch ein Zahlenbeispiel erläutert. Der letzte Abschnitt zeigt die Verwendung der entwickelten Lehren zur Auflösung mannigfacher praktischer Aufgaben, die namentlich dem Gebiete der Stereometrie und Astronomie entnommen sind.

Die Darstellung zeichnet sich durch Klarheit und Deutlichkeit aus. Die Entwicklungen sind im allgemeinen einfach; nur die Formeln für den sphärischen Exzefs hätten auf kürzerem Wege aus den Gaufsischen Gleichungen gewonnen werden können. — Bei der Ausführlichkeit, mit welcher das Buch seinen Gegenstand behandelt, eignet es sich weniger zum Gebrauche an unseren Gymnasien, als es Studierenden zur selbständigen Fortbildung in dieser Disziplin empfohlen werden kann.

J. Lengauer.

Dr. Joseph Ritz, Die schulhygienischen Bestrebungen unserer Zeit; in wie weit können und sollen sich die Lehrer der Mittelschulen an denselben beteiligen? Vortrag, gehalten in der sechsten Generalversammlung des Vereins von Lehrern an technischen Unterrichtsanstalten Bayerns am 16. April 1884 zu München. Ebendort. Th. Ackermann. 1884. 8⁰. 63 S.

Tagesfragen findet man selten ohne alle Voreingenommenheit erörtert. Gleichwohl gibt obige Schrift zu denken; es ist eine Reihe überraschender Thatsachen, die das Büchlein vorführt. Da wird uns u. a. gezeigt, dafs, was die wirklich unter Berücksichtigung aller zur Zeit giltigen hygienischen Grundsätze erbauten Münchener Volksschulen anbelangt, 1. die Beleuchtungsverhältnisse in den Schulzimmern entweder nur annähernd genügen, oder sogar geradezu ungenügend sind; 2. dafs die Luftbeschaffenheit fast in sämtlichen Schulsälen der neueren Gebäude als ungenügend befunden wurde. Da nun die meisten Schulhäuser der Mittelschulen früher sogar anderen Zwecken gedient haben und nur wenige neuere nach hygienischen Grundsätzen gebaut wurden, so ist eine Täuschung über die ungenügenden äufseren Vorbedingungen der Jugendbildung so ziemlich ausgeschlossen. Was ferner die Einrichtung der Schulsäle betrifft, so wird man kaum annehmen dürfen, dafs die moderne Schulbank an sich allein im stande wäre, jede Schädigung der Schüler in bezug auf Auge und Körper überhaupt fern zu halten, zumal wenn, wie aus ärztlichen Gutachten hervorzugehen scheint, die Zahl der Schulstunden noch

nicht in richtigem Verhältnis steht zum Lebensalter und der Leistungskraft der Schüler. Da wäre denn nach unserer Ansicht vor allem eine bessere Regelung der Pausen anzustreben, etwa wie sie Griesbach in seiner Schrift „Über allgemeine Bildung etc. auf Gymnasien und Realschulen“ in Vorschlag bringt. „An vielen preufsischen Anstalten herrscht die Sitte, dafs um 10 Uhr und auch um 3 Uhr Nachmittags eine 1/4 stündige Pause gehalten wird. Solche Pausen sind das Minimum, das man gestatten sollte; zwei Hauptpausen von 20 und die Nebenpausen von circa 10 Minuten wären allerdings für das Ausruhen des Auges, die Bewegung der Körpermuskeln, Lüftung der Räume und „Zufuhr von frischer Luft in die Lungen nach längerem Sitzen geeigneter“, ja in der wärmeren Jahreszeit, setzen wir hinzu, dringendst nötig. Auch Erismann sagt ganz vernünftig, dafs Pausen von 5 Minuten nicht einmal die Möglichkeit gewähren, auch nur annähernd auszuruhen. Das Hineinstürmen aus einem Gegenstand in einen anderen ganz heterogenen schädigt Geist und Körper in gleicher Weise. Wer keine ausreichenden Pausen gewährt, kann unmöglich vom Schüler eine konzentrierte Aufmerksamkeit verlangen, die doch allein einen gedeihlichen Unterricht ermöglicht und dem Schüler, wenn er einmal in der Schule sitzt, nie und nimmer erlassen werden kann.

Der Verf. frägt, was die moderne Schule Positives für die Ausbildung des Körpers der Schüler thut, und kommt zum Schlufs, dafs abgesehen von den neuen Subsellien auch das Turnen nicht vermocht hat, dem unter der deutschen Jugend immer weiter um sich greifenden Übel der Kurzsichtigkeit einen Damm entgegen zu setzen. „Nach bisherigem Usus ergeben sich 2 Turnstunden gegenüber 40 Stunden geistiger Arbeit.“ (28 Lehrstunden und nur 12 Stunden für Vorbereitung gerechnet, was letzteres offenbar schon für die unteren Klassen zu wenig wäre). Das Strafsburger Gutachten verlangt, dafs den körperlichen Übungen wöchentlich 8 Stunden zugewendet werden, Erismann (in seiner Gesundheitslehre S. 355) schlägt täglich wenigstens 1/2 Stunde vor. Nach dem bisherigen Betrieb des Turnens sind aber viele Schüler dispensiert. Nun sollte nach der Überzeugung des V. eher ein Dispens von geistigen Fächern eintreten und kränkliche sowie schwächliche Schüler zu einer ganz anderen Auswahl von Übungen beigezogen werden. Wohl zu beachten ist nämlich, dafs auch beim Turnen Überanstrengung statthaben kann, zumal wenn eine unpassende Zeit festgesetzt ist oder namhafte geistige Übermüdung vorausgegangen war. „Das Mafs der Anstrengung ist daher sehr sorgfältig und umsichtig zu bemessen“ (S. 18). Es wird ferner beklagt, dafs zu viel im Turnsaal geturnt wird, statt im Freien; „auch im Sommer turnt“, horribile dictu, „der gröfste Teil der Münchener Schuljugend im Zimmer“ (S. 21). Es fehlt eben bei den meisten Schulen der grofse freie Platz.

Dr. Ritz behauptet nach Obigem wohl nicht mit Unrecht, wir seien von jenem idealen Schulwesen, welches Körper und Geist gleichmäfsig umfafst, noch recht weit entfernt. „Denn wo ist, meint er, heut zu Tag die Schule (Militärbildungsanstalten vielleicht ausgenommen), die ihre Schüler nicht blofs geistig kräftig macht, sondern sie auch körperlich zum Mustermenschsn ausbildet?“ (S. 43).

In neuerer Zeit wünscht man vielfach für jede Schule einen Schularzt, der die Aufgabe hätte, die Schule in hygienischer Beziehung zu überwachen (S. 48). Diese Forderung vertritt Dr. Ritz nicht. Dagegen wurde jüngst im deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege“ in seiner 11. Versammlung in Hannover die hygienische Beauf-

sichtigung der Schulen durch den Schularzt verlangt. Stadtschulrat Bertram in Berlin, der Korreferent in der betr. Frage, will, daſs ärztliche Autoritäten bei der Entscheidung von Bestimmungen über die Schulhygiene zu Rat gezogen werden sollen und fordert geeignete Instruktionen für die Lehrer. Die Versammlung in ihrer Majorität hielt die Beaufsichtigung durch Schulärzte für wünschenswert und hat die hygienische Ausbildung der Lehrer empfohlen.

Am Schluſs seines Vortrages sprach der Redner die Hoffnung aus, daſs die Schulen realistischer Richtung den Beruf in sich haben, in hygienischer Beziehung für alle andern Vorbilder zu werden, wobei ins Aug gefaſst ist, daſs nicht nur die Lehrer sich mit dem Studium der Hygiene befassen, sondern auch die Schüler in den Grundsätzen der elementaren Gesundheitslehre unterrichtet werden sollen. (cf. die Thesen S. 61 und 62).

Die Bemerkungen aber, welche Dr. Ritz an einzelne dieser Forderungen knüpft, gehen sicher zu weit. „Es scheint mir fraglich," zitiert er, „ob es besser und von gröſserem bildenden Erfolg sei, daſs die Schüler z. B. über die mittelalterlichen Zänkereien zwischen Kaiser und Pabst unterrichtet werden und ob es nicht in erster Linie für die Erziehung eines Kulturmenschen (!) würdiger sei, ihm zu sagen, wie er sein Leben einzurichten habe, daſs er gesund an Körper und Geist bleibe" (S. 55). Dazu wird aus Du Bois-Reymonds „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft" ein weiterer Hieb auf das Geschichtsstudium mitgeteilt, der, da er durch eine momentane pessimistische Verstimmung veranlaſst zu sein scheint, besser weggeblieben wäre. „Ist in der bürgerlichen Geschichte ein stetiger Fortschritt ersichtlich? Scheint nicht die Geschichte nur da, damit man aus ihr lerne, daſs man nichts aus ihr lernt? etc." Ich denke, man könnte das eine lehren, ohne das andere, die Hygiene, aus den Augen zu lassen. Auch darf man nicht (wie es S. 56 geschieht) das unmäſsige, aller Vernunft hohnsprechende Leben, wie es viele Studierende der Universität führen, dem „alten" Gymnasium in die Schuhe schieben. Aber abgesehen von solchen kommentgemäſsen „noblen Passionen" d. h. rohen Exzessen bleibt doch die Thatsache bestehen, daſs es, wie der V. betont, vor 50 Jahren unter den damals einfachen Verhältnissen keine groſse Kunst war, eine gesunde Jugend zu durchleben, während heutzutage (wo z. B. in der IV. Lateinklasse manche erst 12jährige Knaben zwei, in der Pfalz drei, und wenn sie Israeliten sind, sogar vier fremde Sprachen von der Schule aus lernen müssen) das natürlich viel schwieriger geworden ist. Darum allerdings soll man die Jugend nicht ganz ohne Belehrung, ganz ohne Schutz in dieses Labyrinth von Gefahren sich hineinwagen lassen, denn von den Kopfarbeitern gehen, wie Prof. Billroth jüngst in einem Briefe äuſserte, etwa $1/4$ schon an der Schule zu grunde.

Deutschland steht, man beachte es wohl, in bezug auf Langlebigkeit seiner Bewohner weit hinter anderen Ländern zurück. Nach der Zusammenstellung in einem kürzlich erschienenen Werk des Dr. Haberkorn in Glogau ist die durchschnittliche Lebensdauer in England 45 Jahre, in Frankreich 44, in Belgien 41, in Preussen aber nur 37 Jahre! In England wird eben auf die Hygiene und deren praktische Bethätigung ein groſses Gewicht gelegt. „Ich muſs nachdrücklich wiederholen", äuſserte Disraeli bei einem Meeting in Manchester, daſs die hygienischen Fragen weit über allen Fragen stehen, welche das Staatsinteresse zum Gegenstande haben" (S. 35.)

Speier. Joseph Sarreiter.

III. Abteilung.

Litterarische Notizen.

Dr. Max Schasler: Aesthetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst. (Das Wissen der Gegenwart 55—56 Bd.) Leipzig: G. Freytag. — Prag: F. Tempsky. 1886. 248 u. 266 S. M. 2. Der Gymnasialunterricht übermittelt kein System der Aesthetik, er hat aber überall Aufgabe und Gelegenheit ästhetische Begriffe zu erläutern, ästhetische Grundsätze zum Bewufstsein zu bringen. Zu diesem Zwecke kann diese kurzgefafste, inhaltreiche Darlegung der Wissenschaft des Schönen und der Kunst wohl förderlich sein.

R. Klette, Baumeister: Der Bau und die Einrichtung der Schulgebäude. Mit 52 Abbildungen. Karlsruhe, Bielefeld. 123 S. 2 M. 90 Pf. Der V. spricht über Standort und Stellung des Schulgebäudes, über Material und Konstruktion, über die Treppen, Thüren und Fenster, über die innere Einrichtung, Heizung, Ventilation und künstliche Beleuchtung der Schulräume. Wenn ein Neubau, Erweiterung der vorhandenen Gebäude oder eine neue innere Ausstattung im Werke ist, wird der Schulmann aus dieser klar und mafsvoll abgefafsten Schrift sich in Bezug auf technische Fragen willkommene Auskunft erholen können.

Dr. Katz, k. Sanitätsrat zu Berlin. Für's Auge. Populäre Winke zur Erhaltung der Sehkraft. Mit 21 in den Text gedruckten Holzschnitten. 3. Auflage. Berlin, Hofmann 1886. 144 S. 1 M. 20 Pf. Für die Schule ist besonders der zweite Teil dieser trefflichen Schrift, welcher von der Kurzsichtigkeit handelt, von Wert. Der V. entwickelt die Mafsnahmen, welche getroffen werden müssen, damit die Einrichtungen der Schule nicht mehr zur Verbreitung dieses Uebels beitragen können; er hält sich dabei ebenso sehr von überspannten Anforderungen wie von übertriebenen Befürchtungen frei.

H. L. Cohn, Dr. med. et phil., Prof. an der Universität Breslau. Ueber die Notwendigkeit der Einführung von Schulärzten. Leipzig, Veit und Comp. 1886. 45 S. Nach einem Rückblick auf die historische Entwicklung der Schularzt-Frage in Deutschland kennzeichnet der V. als die wichtigsten Aufgaben des Schularztes die Verhütung der Kurzsichtigkeit und der ansteckenden Krankheiten. Interressant ist dann der Nachweis, dafs in Frankreich, England und anderen Ländern bereits seit Jahren an vielen Orten Schulärzte aufgestellt sind, dafs z. B. die Stadt Paris jährlich 900000 Frc. für Schulärzte ausgibt. In Breslau haben sich infolge einer Aufforderung des V's. 57 Aerzte bereit erklärt eine Stelle als Schularzt gratis zu übernehmen. Unzweifelhaft kann durch Aufstellung besonderer Schulärzte vielen Schäden in der Einrichtung unserer älteren Schulgebäude und etwa hervortretenden Mängeln der Neubauten rascher und besser abgeholfen werden als dies unter den gegenwärtigen Umständen in der Regel möglich ist.

Dr. Jakusid, Arzt. Die deutsche Schule der Zukunft. Gedanken und Vorschläge zu einer gründlichen Umgestaltung unseres Schulwesens. Berlin, Stuhr'sche Buchh. 1886. 56 S. Der V. glaubt ein Heilmittel gefunden zu haben für „den ganz kranken Schulkörper." Seine umstürzenden

Gedanken für die Volksschule gipfeln in der Mahnung: „Lehrt doch das Lesen, Schreiben, Zeichnen innerhalb des Schulgebäudes, aber lehrt im Freien den gröfseren und besseren Teil des Rechnens, der Erd- und Himmelskunde, der Naturbeschreibung und der Naturwissenschaften, der Geschichte und der Religion, des Singens und des Sprechens." Auf die höheren Schulen soll der rettende Gedanke analoge Anwendung finden.

Der gute Kamerad. Spemanns illustrierte Knabenzeitung. 1. Jahrg. in 16 Heften à 50 Pf. Soviel aus den bisherigen Heften zu ersehen ist, ist die Redaktion bemüht, den Anforderungen, die an eine Jugendzeitschrift gestellt werden können, nach allen Richtungen zu entsprechen. Der Inhalt ist reichhaltig und wird den verschiedensten Ansprüchen des jugendlichen Geschmackes gerecht; Belehrung und Unterhaltung sind geschickt in einander verwoben. Aus seiner eigenen Familie kann Ref. bestätigen, dafs die Hefte des guten Kameraden von den Kindern zwischen 8 bis 14 Jahren mit Vergnügen und Eifer gelesen werden. Wenn der gute Kamerad so fortfährt, wie er begonnen hat, werden besonders auch die Schülerlesebibliotheken der unteren Klassen unserer Schulen ihm ihre Schränke öffnen müssen. Auch dürfte derselbe ein schönes und passendes Geschenk auf dem Weihnachtstische sein.

Dr. Franz Fügner, Cäsarsätze zur Einübung der lat. Syntax in Tertia. 2. verm. Aufl. Berlin. Weidmann. 1887. gr. 8. IV u. 58 S. M. 1. Das Büchlein gibt mit Bezeichnung der Fundorte eine Zusammenstellung von Beispielen aus Cäsar zu den wichtigsten Regeln der lat. Syntax nach der in der Grammatik üblichen Anordnung; den letzten Abschnitt bildet ein stilistischer Anhang, wobei aber die Stellen gewöhnlich nur zitiert, nicht mehr vollständig ausgeschrieben sind. Es ist ein für den Lehrer recht interessantes und brauchbares Hilfsmittel.

Carl Wied, „Ὁμιλεῖτε Ἑλληνικά;" Neugriechischer Sprachführer. Leipzig. Koch. 1886. 8⁰. VII und 109 S. Das Büchlein bildet einen Band der in Kochs Verlag herausgegebenen Sammlung moderner Konversationsbücher. Obschon der V. des Ngr. offenbar wohl kundig ist, hat er doch die Klippe, welche bei der Darstellung dieser Sprache am meisten Gefahr bringt, nicht zur Genüge vermieden. Er hält das Umgangsidiom und die Schriftsprache zu wenig auseinander. Wer mit den in diesem Sprachführer enthaltenen Wörtern und Phrasen in Griechenland durchzukommen hoffte, würde sich bald enttäuscht fühlen. Freilich leiden an demselben Fehler fast alle „praktischen" Lehrbücher des Ngr., so die Grammatik von Rangabé, Vlachos, Jannarakis, Vincent and Dickson u. s. w.; den Verfassern selbst ist die Inkonsequenz, die sie begehen, meist wohl bewufst; nur will sich niemand dazu entschliefsen, einmal von der verkünstelten Sprache der Bücher und Zeitungen gänzlich abzusehen und ein getreues Bild der mit Unrecht verachteten Rede des gemeinen Lebens zu geben. Zum Teil beruht diese Bemäntelung des Thatbestandes auch auf der Voraussetzung, dafs die Leser und Lerner des Altgr. mächtig sind; man macht ihnen gleichsam möglichst grofse Konzessionen, um sie leichter zu fesseln. Damit wird aber ein schlimmer Dienst erwiesen; denn sobald jemand, der sich aus einem solchen Buche wohl unterrichtet glaubt, seine Kenntnisse im wirklichen Leben verwerten will, bemerkt er mit Betrübnis, dafs er die in der breiten Masse des Volkes gebräuchlichen Wörter und Ausdrücke sich nun doch erst selbst zusammensuchen mufs. Das, was er vor allem braucht, sind nicht tote Ausdrücke, die er sich aus der Litteratur leicht verschaffen kann, sondern das, was heute in der Sprache lebt. Unser Buch lehrt z. B. „Giefsen Sie mir frisches Wasser in das Waschbecken

und bringen Sie mir wohlriechende Seife! Χύσατέ μοι δροσερὸν νερὸν εἰς τὴν λεκάνην καὶ φέρετέ μοι εὐώδη σάπωνα“ (S. 96). Allein wo in aller Welt spricht man so? Nicht einmal in der Soirée eines Premierministers, wie Ref. aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Zudem richtet man Redensarten, wie sie ein „Sprachführer“ enthält, weniger an Professoren und Minister als an Krämer, Kutscher, Schiffer, Bauern, kurz an Leute aus dem Volke. Den oben erwähnten Wunsch müſste man einem Kellner oder einer Magd gegenüber also ausdrücken: ‚Χύσε μου φρέσκο νερὸ εἰς τὸ γαδίνι καὶ φέρε μου μυρωδάτο σαποῦνι‘. In einem Buche, das ausschlieſslich praktische Zwecke verfolgt, sind keine Theorien und Probleme durchzuführen, und wie man über die griechische Sprache der Zukunft auch immer denken mag, in einem Konversationsführer muſs vorerst die Rede der Gegenwart gelehrt werden.

A. Weidner, Schulwörterbuch zu A. Weidners Cornelius-Nepos. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, G. Freytag; Prag. F. Tempsky 1887. 2. Bl., 265 S. kl. 8. Gegen eine Bearbeitung des Nepostextes für die Schule sind prinzipielle Bedenken schon in Bd. VII S. 362 dieser Blätter geäuſsert worden. Wer eine solche unternimmt, wie neben Lattmann, Völker, Vogel, Ortmann auch Weidner gethan hat (s. Bd. XXI S. 66), kann sich der Aufgabe, den Wortschatz zu verzeichnen kaum entziehen. Am geeignetsten erschiene ein möglichst knapp gehaltenes Wörterverzeichnis mit Angabe der Bedeutung ohne ausgedehnte Mitteilungen über die spezielle Verwendung. Auch Weidner betont, daſs die grammatische Analyse und die Erklärung der Wortbedeutung Sache des Lehrers bleibt und durch kein Buch zu ersetzen ist. Welcher Quartaner wird die Präposition a, ab oder ad aufschlagen und einen anderthalb Spalten langen Artikel darüber lesen, es sei denn, daſs er ein Stück Übersetzung darin zu finden hofft? Trotzdem erachtet Weidner ein Schulwörterbuch, das den Sprachgebrauch des Nepos übersichtlich darlegt, für Lehrer und Schüler notwendig. Denn Nepos solle den Schüler bis in die oberste Klasse begleiten und grammatisch, stilistisch, phraseologisch von ihm ausgebeutet werden, was sich nur erfüllen lasse, wenn die Lehrer der mittleren und oberen Klassen den Sprachschatz bereit haben und zur Ausnützung anleiten. Durch diese Erwägungen ist die Anlage des Weidnerschen Wörterbuchs bestimmt. Über die Ausführung, Vollständigkeit und Genauigkeit kann nur nach längerem Gebrauche geurteilt werden, angestellte Stichproben haben befriedigt.

Cornelii Nepotis qui exstat liber de excellentibus ducibus exterarum gentium. Accedit eiusdem vita Attici. Ad historiae fidem recognovit et usui scholarum accommodavit Eduardus Ortmann. Editio quarta novis curis perpolita. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXXXVI. VII, 95 S. gr. 8. Wie die Anzeige der dritten Auflage des Ortmannschen Nepos in Bd. XX S. 50 f. unserer Blätter vorausgesagt, ist eine vierte rasch gefolgt. Die auf dem Titel gerühmte cura perpoliendi wäre jedoch der Steigerung bedürftig. Auch jetzt wird noch auf eine Stelle des Buches verwiesen, die nicht darin steht; die übrigen a. a. O. angedeuteten Versehen sind ebenso wenig berichtigt. Der Schaden ist freilich nicht groſs; denn die Anmerkungen, in welchen sie sich finden, sind ja zunächst nicht für die Schüler bestimmt. Für andere Leser aber ist, wenn sie vom Bearbeiter Genauigkeit nicht fordern, ungenaue Arbeit gut genug.

Max C. P. Schmidt, Schulwörterbuch zu Max C. P. Schmidts Q. Curti Rufi Historiae Alexandri Magni. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky 1887. 3 Bl., 169 S. kl. 8. Den „illustrierten Schulwörterbüchern“, welche die Verleger Tempsky und Freytag zu der Auswahl aus Ovids Ge-

dichten, zu den Vitae excellentium ducum, dem Bellum Gallicum und leider auch zur Germania veröffentlicht haben, reiht sich das oben bezeichnete zu Schmidts Epitome aus Curtius an. Die Illustration ist spärlich: gladius, hasta, lorica, testudo, triremis, tuba — das ist alles; für Schüler, die Cäsar gelesen, wäre auch dies entbehrlich. Das Wörterbuch aber ist ausreichend. Wie sich Schmidt zu Lattmanns Lesebuch aus Nepos und Curtius verhält, vermögen wir nicht anzugeben. Aus Eicherts Spezialwörterbuch und Vogels Kommentar, welcher treffliches lexikalisches Material bietet, hat Schmidt reichlich geschöpft, wie er selbst dankbar bekennt, mit freiem Urteil und bewufster Beschränkung, wie wir rühmend hinzufügen dürfen. Einzelne Stellen werden nur in besonderen Fällen zitiert, der Phraseologie ist durchweg gebührende Beachtung gewidmet. Ein Anhang (S. 154—169) stellt nach dreifsig meist sachlichen Rubriken Redewendungen aus Curtius zusammen, welche „für die Schule nützlich zu sein schienen."

Dr. E. Bardey, Quadratische Gleichungen; mit den Lösungen für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig. B. G. Teubner. 1887. 94 Seiten. 1.60 M. Diese Sammlung von mehr als 500 Gleichungen ist ein Auszug aus den bekannten „algebraischen Gleichungen" desselben Verfassers. Sie enthält Gleichungen mit einer und mehreren Unbekannten, welche sich mit Hülfe der Lehre von den quadratischen Gleichungen lösen lassen. Bei der allgemein anerkannten Geschicklichkeit des Verf. in der Komposition von Gleichungen bedarf das Büchlein keiner besonderen Empfehlung.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Verzeichnis der Programme bayerischer Gymnasien und Lateinschulen vom Schuljahre 1885/6.

(Format: 8⁰)

A. K. Studienanstalten.

Amberg: Miller Max, Oppian's des Jüngeren Gedicht von der Jagd. IV. Buch metrisch übersetzt und mit erklärenden Bemerkungen versehen. (LI pp.) — **Ansbach:** Günther Siegmund Dr., Die geometrischen Näherungs-Konstruktionen Albrecht Dürer's. (31 pp., 1 Tafel) — **Aschaffenburg:** Miller J. M., Die Beleuchtung im Altertum. (75 pp.) — **Augsburg** (St. Anna): Γαληνοῦ περὶ χρείας μορίων βιβλίον τέταρτον Galeni de utilitate partium liber quartus. Ad codices primum conlatos recensuit Georgius Helmreich. (53 pp.) — **Augsburg** (St. Stephan): Gebele Eugen P. Dr., Kriegführung der französischen Rhein- und Moselarmee in Schwaben und Bayern, zunächst im ehemaligen Fürstbistum Augsburg im Jahre 1796. (Fortsetzung und Schlufs des Programmes von 1883/4). (77 pp.) — **Bamberg:** Schedlbauer Johann, Beiträge zur Textkritik von Lykurgs Rede gegen Leokrates. (32 pp.) — **Bayreuth:** Toussaint Maxim., Von klassischen Stätten. Reiseerinnerungen und geschichtliche Rückblicke. (41 pp.) — **Burghausen:** Wurmsee Konrad, Über die Gedächtniskunst in den rhetorischen Schriften der alten Römer und ihre Anwendung beim Unterrichte in der Geschichte und Geographie (44 pp.) — **Dillingen:** Mayer

Friedr., Das Barometer und seine Anwendung. Nebst einem Anhang: Die Grundzüge der neuen Witterungslehre. (67 pp., 1 Tafel.) — **Eichstätt:** Procop Wilhelm Dr., Syntaktische Studien zu Robert Garnier. (150 pp.) — **Erlangen:** Popp Ernestus, De Ciceronis de officiis librorum codice Palatino 1531 (39 pp.) — **Freising:** Schühlein Franz, Studien zu Posidonius Rhodius. (80 pp.) — **Hof:** Dietsch Karl, Zur Methodik des lateinischen Unterrichts III. Einige Kapitel aus einem Lehrgang der lateinischen Syntax für die vierte Lateinklasse. (46 pp.) — **Kaiserslautern:** Wollner Carl, Sammlung poetischer Beispiele zu den Hauptregeln der griechischen Syntax. (37 pp.) — **Kempten:** Modlmayr Hans Dr., Anwendung des Artikels und Zahlwortes bei Claude de Seyssel. Nebst einer Einleitung über Seyssels Leben und Werke. (67 pp.) — **Landau:** Wollner David, Die von der Beredsamkeit aus der Krieger- und Fechtersprache entlehnten bildlichen Wendungen in den rhetorischen Schriften des Cicero, Quintilian und Tacitus. (44 pp.) — **Landshut:** Reichenberger Silvanus Dr., Demosthenis de collectione prooemiorum. (61 pp.) — **Metten:** Schmidt Edmund P., Über die wissenschaftliche Bildung des hl. Benedikt, des Gesetzgebers der Mönche im Abendlande. (30 pp.) — **München** (Ludwigsgymn.): Augsberger Josef, Die Scholien zu Aristophanes' Fröschen im cod. Venetus A. (43 pp.) — **München** (Maximiliansgymn.): Obermeier J., Der Sprachgebrauch des M. Annaeus Lucanus I. (96 pp.) **München** (Wilhelmsgymn.): Ortner Heinr., Kritische Untersuchungen zu Äschines' Reden. (36 pp.) — **Münnerstadt:** Stummer Adam., Über den Artikel bei Homer. (63 pp.) — **Neuburg a. D.:** Abert Franz, Die Komparationsgrade bei Homer und den Tragikern. (43 pp.) — **Neustadt a. H.:** Neumeyer Andreas, Aratus aus Sikyon. Ein Charakterbild aus der Zeit des achäischen Bundes nach den Quellen entworfen. Zweiter Teil. (42 pp.) — (**Neustadt a. H.** Das Programm von Dr. Leonh. Lutz für die Schuljahre 1886/7 und 1887/8 wurde schon 1886 ausgegeben.) — **Nürnberg**: Kalb Wilh., das Juristenlatein. Versuch einer Charakteristik auf Gundlage der Digesten. (48 pp.) — **Passau:** Döberl M., Reichsunmittelbarkeit und Schutzverhältnisse der ehemaligen Cisterzienserabtei Waldsassen in den drei ersten Jahrhunderten ihres Bestehens. (52 pp.) — **Regensburg** (Lyceum und altes Gymn.): Proschberger Joh., Fünf Oden des Horaz in moderner deutscher Übertragung. Mit Studien zu denselben und einem Vorwort. (44 pp.) — **Regensburg** (Neues Gymn.): Wild Georg, Die Vergleiche bei Nonnus. (85 pp.) — **Schweinfurt:** Hatz Gottlieb, Beiträge zur lateinischen Stilistik (Zur Hendiadys in Ciceros Reden). (68 pp.) — **Speier:** Senger J., Über den Infinitiv bei Catull, Tibull und Properz. (44 pp.) — **Straubing:** Roschatt A. Dr., Die Metaphern bei den attischen Rednern. (52 pp.) — **Würzburg:** Baier Barthol. Dr., Studien zur achäischen Bundes-Verfassung. (35 pp.) — **Zweibrücken:** Mohr Jak. Dr., Heraklitische Studien, (32 pp.) —

B. Isolierte Lateinschulen:

Frankenthal: Schwanzer A., Zusammenstellung planimetrischer Lehrsätze und Aufgaben aus dem Gebiete der Kongruenz (98 pp.) — **Pirmasens:** Dörschl Fr. X., Einklang und Ebenmafs in Demosthenes' Kranzrede. (49 pp.) — **Pirmasens:** Gedenk-Schrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der K. Lateinschule Pirmasens. (31 pp. 4°.) — **Schwabach:** Laurer J. C., Zur Kritik und Erklärung von Cäsars Büchern über den gallischen Krieg. VIII. Buch (Hirtius). — **Weissenburg a. S.:** Götz Leonh., Beiträge zur Geschichte der Lateinschule zu Weissenburg a. S. als Erinnerungsschrift an deren 350jährigen Bestand.

Erwiderung.

Das achte Heft der „Blätter für das bayer. Gymnasialschulwesen“ enthält S. 399 ff. eine Kritik unseres Lesebuches. Sowohl der gewählte Zeitpunkt der Veröffentlichung, der uns beim Eintritte der Herbstferien eine sofortige Antwort unmöglich machte, als auch der dort angeschlagene Ton liefsen uns zweifeln, ob eine Notiznahme unserseits noch am Platze wäre, umsomehr, als für jeden prüfenden Lehrer die gewählte Einteilung und Gruppierung der wirklichen und angeblichen Fehler und Mängel, sowie die vollständige Unterlassung jeglichen Eingehens auf Inhalt und Gesamtanlage des Buches, worüber uns von anderer Seite nicht wenige anerkennende Stimmen zu teil wurden, über die Tendenz des Verfassers Fingerzeig genug sind, — eine Tendenz, die uns ebenso durchsichtig erschien, als sie einem Lehrer aufserhalb Bayerns oder ohne Kenntnis der bayer. Prüfungsordnung allerdings unverständlich sein wird. Immerhin hätte uns die fleifsige Kritik des Herrn Joachim, wenn sie früher erschienen wäre, mancher mechanischen Arbeit überhoben und hat uns in dieser Hinsicht, soweit sie sachlich und beachtenswert war, bei der Korrektur und Neuauflage des I. Bandes thatsächlich einigen Dienst geleistet, was vielleicht geeignet ist, die Befriedigung des Kritikers noch zu erhöhen.

München, im Oktober 1887.

Die Herausgeber des „Lesebuches für höhere Lehranstalten.“

Personalnachrichten.

Ernannt: Friedr. Christ. Stopper, Lehramtskandidat, zum Turnlehrer in Kempten; Ludw. Ettenreich, Assist. zu Miltenberg zum Stdl. in Edenkoben; Dr. Heinr. Diel, Assist. am Realgymn. in Nürnberg zum Stdl. in Münnerstadt; Curt Weber, Turnlehramtskandidat zum Turnlehrer in Freising; Gust. Holzhauser zum Religionslehrer für die protestant. Schüler des Luitpoldgymn. in München mit Titel und Rang eines k. Gymnasialprofessors.

Versetzt: Joh. Christ. Laurer, Subrektor von Schwabach in gleicher Eigenschaft nach Neustadt a. A.; der Turnlehrer Joh. Hall von Kempten an das Luitpoldgymn in München; Franz Ehrlich, Stdl. von Passau nach Eichstätt; Aug. Wagner, Stdl. von Edenkoben nach Passau.

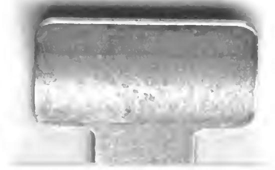
Gestorben: Joh. Georg Zeifs, Gymn.-Prof. in Landshut; Alban Zeitler, Gymn.-Prof. in Burghausen.

Litterarische Anzeigen.

Druck von H. Kutzner in München.




G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 108067056